

Mitteilungen

des

Oberhessischen
Geschichtsvereins
Gießen



2011

96. Band

Mitteilungen
des
Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen

Redaktion:
Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,
Eva-Marie Felschow, Susanne Gerschläuer
und Dagmar Klein

96. Band

Gießen 2011

Dieser Band wurde mit einem Zuschuss der
Universitätsstadt Gießen gedruckt.

Impressum:

Herausgegeben vom Vorstand des Oberhessischen
Geschichtsvereins Gießen e.V.

Titelbild:

Derzeitige Präsentation des Einbaums in Gießen:
Blick auf das Heck (Foto: Dagmar Klein)

ISSN: 0342-1189

Druck und Bindearbeiten:

VDS-Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a. d. Aisch

INHALT

Dagmar Klein

Nachruf auf Gisela Kraft-Schneider

1

I. Beiträge

Helmut Berding

Henriette Fürth (1861-1938)

5

Carsten Lind

Aus den Augen, aus dem Sinn? - Gießen und seine militärische Vergangenheit nach dem Abzug der letzten Soldaten

23

Robert Himmelsbach

Der Wiederaufbau der Stadtzentren von Gießen und Frankfurt (Oder) nach dem Zweiten Weltkrieg – eine vergleichende Untersuchung zu Kontinuität und Diskontinuität von Stadtplanung

39

Rolf Haaser

Ehrenpromotion und Propaganda. Bürger Bernadotte und Prof. Crome in Gießen 1798

125

Josepha Brugger/Christoph Röder

Das „Inventarium“ des Hofes Kolnhausen erstellt im Zuge der „Civil-Besitzergreifung des Klosters Arnsburg“ durch das Hause Solms im Jahr 1802/03

147

Eva-Marie Felschow

Ein gelungener Wandel: Vom Laboratorium Liebigs zum Liebig-Museum

167

Hans-Joachim Weimann

Die Gießener Kunstsammlung im Neuen Schloss

185

Heinz-Lothar Worm/Eva-Marie Felschow

„Die Geschichte des jungen Pfiffig“ von Carl Vogt

207

Sandra Franz

Otto Rahn - ein „Gralsucher“ aus Gießen und seine Beziehung zu Hessen

279

Monika Graulich

Kurt Grünebaum – Ein Brüsseler Journalist aus Gießen

289

Michael Gottwald, Volker Hess, Christoph Röder

Die „Rudera vom Schlos Todenberg“ bei Treis an der Lumda

299

II. Miszellen

Roland W. Aniol, Manfred Blechschmidt

Der Gießener Einbaum kehrt zurück 319

Susanne Gerschläuer

... übrig blieb eine Lageskizze - Vom Bewahren vergänglicher
Hinterlassenschaften 328

Rolf Haaser

Die Guillotine des Schinderhannes 1843 in Gießen im Einsatz 335

Ludwig Brake

Die Auflösung des Gießener Frauenvereins im Jahre 1815 339

Matthias Recke

Jahresbericht aus der Antikensammlung 2010-2011 344

Dagmar Klein

Neues von den Gießener Friedhöfen 351

Hans-Joachim Weimann

Als Oldtimer Novitäten waren - Autos von Wilhelm und Georg Gail 355

Susanne Trautwein-Keller

Die Poppe-Keller in Gießen 362

III. Rezensionen

Kontaktzone Lahn. Studien zum Kulturkontakt zwischen Römern und germanischen Stämmen, hrsg. v. Kai Ruffing, Armin Becker u. Gabriele Rasbach (Philippika. Marburger altertumskundliche Abhandlungen, 38), Wiesbaden 2010

Krešimir Matijević 367

750 Jahre Dilschhausen. Geschichte eines Dorfes am Wäldersbach 1259-2009. Mit Beiträgen von Siegfried Becker, Hermann Heck, Alois Hummer [...] (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur, Band 93), Marburg 2009

Hubert Kolling 369

Henriette Fürth: Streifzüge durch das Land eines Lebens. Autobiographie einer deutsch-jüdischen Soziologin, Sozialpolitikerin und Frauenrechtlerin (1861-1938). Mit einem Vorwort von Helga Krohn. Hrsg. von Monika Graulich, Claudius Härpfer und Gerhard Wagner in Kooperation mit Ursula Apitsch und Darja Klingenberg (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen XXV), Wiesbaden 2010

Helmut Berding 371

Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmäler in Hessen. Landkreis Gießen I, II, III. Karlheinz Lang, Reinhold Schneider, Martina Weißenmayer, Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Wiesbaden 2008, 2010

Susanne Gerschlauer

372

Neue Publikationen

375

IV. Vereinsleben

377

V. Presseberichterstattung

379

VI. Autorinnen und Autoren

389

NACHRUF

Gisela Kraft-Schneider, geb. 13.9.1934 in Gießen, gest. 17.8.2011

Gisela Kraft-Schneider hat uns verlassen. Ihr Tod am 17. August war „Erlösung von einem 14 Monate währenden Sterben, das so fremdbestimmt war, wie sie es nie gewollt hätte.“, sagte Pfarrer Armin Gissel bei der Trauerfeier in der Evangelischen Martinskirche in Heuchelheim am 26. August 2011. In Heuchelheim war sie aufgewachsen und es war ihr Wunsch, dass der Abschiedsgottesdienst in der Martinskirche stattfinden solle.

Auch der Oberhessische Geschichtsverein trauert um Gisela Kraft-Schneider, die seit 1974 Mitglied war. Ihr Interesse an der Geschichte ihrer oberhessischen Heimat war vielfältig. Zu den Vorträgen des OHG kam sie aus ihrem historischen Bauernhaus in Hof Haina (Biebertal) so oft es ihr möglich war, einzig andere Verpflichtungen oder heftiger Schneefall konnten sie daran hindern.



*Gisela Kraft-Schneider in der Küche ihres Bauernhausmuseums auf Hof Haina in Biebertal-Bieber
(Foto Dagmar Klein 2005)*

Sie gehörte zur dritten Generation des Bauunternehmens Ludwig Schneider in Heuchelheim (gegr. 1899). Sie besuchte die Volksschule in Heuchelheim, ihr Start am Mädchengymnasium in Gießen fiel in das letzte Kriegsjahr 1944 und war von zahlreichen Provisorien geprägt. Nach der Mittleren Reife besuchte sie

die Höhere Handelsschule in Gießen, es folgten diverse Praktika und Sprachaufenthalte im Ausland bevor sie im Büro der elterlichen Firma begann. 1957/58 war sie Zugstewardess im neuen Transeurop-Express (TEE), eine aufregende Zeit, von der sie gern erzählte. 1958 heiratete sie Karl Kraft, der später die Mercedes-Vertretung seines Vaters in Gießen übernahm. Nachdem die vier Kinder erwachsen und aus dem Haus waren, nahm sie 1982 die Arbeit im elterlichen Familienbetrieb wieder auf.

Ein Leben lang war sie dem Musizieren und dem Stadttheater Gießen verbunden, in jungen Jahren auch dem Rudern im Verein. Sie war Mitglied in zahlreichen Vereinen Gießens und Umgebung, darunter der Freundeskreis Kloster Arnsburg und der Gießener Kunstverein 1912.

Ihr historisches Interesse war 1971 erwacht, als sie mit familiengeschichtlichen Recherchen für den 70. Geburtstag ihres Vaters begann. Aus einem alten Quittungsbuch ging hervor, „daß in den Jahren 1798 bis 1836 die Familien Schneider von Hof Haina Pacht und Zins am Martinstag im Schloß Königsberg abgeliefert hatten.“ Als die Schneidersche Hofreite im Mai 1973 vom Abriss bedroht war, erwarb Gisela Kraft-Schneider diese und rekonstruierte sie nach und nach. Aus diesem Haus war anno 1795 ihr Vorfahr Johann Ludwig Schneider ausgezogen.

Zeitgleich mit der Renovierung ihres Hauses hatte Gisela Kraft-Schneider damit begonnen, altes Mobiliar und bäuerliche Gebrauchsgegenstände zu sammeln. 1975 wurde sie Mitglied im hessischen Museumsverband und machte ihre Sammlung der Öffentlichkeit zugänglich. Sie führte zahlreiche Gespräche mit Zeitzeugen und Volkskundlern, besuchte Fachtagungen, Ausstellungen und Vorträge, gab ihr weit gefächertes Wissen bei Führungen im Museum weiter. Es gibt wohl kaum ein Bauernhaus in der Region, das noch so ursprünglich erhalten und bis ins kleinste Detail liebevoll eingerichtet ist: von der Eingangstür bis zur Kücheneinrichtung, von den Dielenböden bis zu Delfter Kacheln an der Wand, von Erntegeräten und Tragkörben bis zu Truhen und Trachten.

Und es gibt ein Gedenkzimmer für den Kupferstecher Johann Georg Will (1715-1808) zu dem verwandtschaftliche Verbindungen bestanden. J. G. Will war von der Obermühle im Biebental ausgezogen und in Paris zu Ruhm und Ehren gekommen. Gisela Kraft-Schneider publizierte aus dessen Tagebuch (MOHG 64, 1979) und organisierte mehrmals Ausstellungen mit seinen Grafiken; zuletzt aus Anlass des 200. Geburtstags im April 2008. Noch ein Künstler gehörte zur weitläufigen Verwandtschaft: der Maler Ernst Bieler (1795-1869), dem einige zauberhafte Biedermeier-Ansichten von Gießen zu verdanken sind; u.a. die Ansicht der Entbindungsklinik von der Ostanlage aus gesehen, die vielfach abgedruckt wurde, doch immer ohne Angabe des Malers.

Außerdem galt ihr Interesse der Archäologie, mit der sie seit 1970 durch die Baggerfunde des Familienbetriebs im Lahntal in Berührung kam. Über viele Jahre zeigte sie ausgesuchte Exponate in einer Wanderausstellung durch Schulen in Gießen und Umland. Zu sehen waren Schwerter, römische und keltische Münzen, Äxte und Beile aus Bronze, Kupferkessel und anderes. Darüber ent-

standen ihre Kontakte mit zahlreichen Archäologen, Restauratoren und Numismatikern.

Sie engagierte sich tatkräftig bei Festen zur Geschichte der Stadt Gießen: Auf dem Schifffenberg, als im September 1976 die erste Restaurierungsphase der Gebäude abgeschlossen war, beteiligte sie sich an dem Volksfest mit Vorführungen an ihrem großen Webstuhl, gemeinsam mit einer Gruppe von Spinnerinnen und Stickerinnen, bei der Eröffnung des Leibschens Hauses als Museum (10.9.1978) und der 1200-Jahrfeier von Wieseck (1975). 1985 organisierte sie in der neu errichteten Sparkasse an der Neuen Bäume eine viel beachtete Ausstellung mit volkshundlichen Gegenständen aus Privatbesitz, Stickerinnen und Handwerker demonstrierten altes Handwerk. 1988 organisierte sie eine Ausstellung mit Stickereien in Gießens Partnerstadt Gödöllö (Ungarn). Sie publizierte auch zum Thema Tracht und Oberhessische Stickereien (1973).

„Gisela Kraft-Schneider war selbstbewusst und gradlinig, und sie war dankbar für ihr eigenes Leben“, so Pfarrer Gissel in seiner Trauerrede. Zu ergänzen ist: sie war lebhaft und offen im Gespräch, sie war interessiert an ihren Mitmenschen und bei geschichtlichen Fragen gab sie bereitwillig Auskunft, stellte sich auch gern als Zeitzeugin zur Verfügung. Auch der Verfasserin dieses Nachrufs hat sie immer hilfreich zur Seite gestanden und viele weiterführende Hinweise gegeben. Sie hat ihren Platz im Gedächtnis von Stadt und Umland Gießen.

Dagmar Klein

I. BEITRÄGE

Henriette Fürth (1861-1938)

HELMUT BERDING

Henriette Fürth wurde am 14. August 1861 in Gießen geboren. Die hundertfünfzigste Wiederkehr ihres Geburtstags bietet einen willkommenen Anlass, das Schaffen und Werk dieser bedeutenden Sozialwissenschaftlerin, Frauenrechtlerin und Politikerin in Erinnerung zu rufen. Darum geht es in den folgenden Ausführungen,¹ die zunächst einen kurzen Überblick über Henriette Fürths frühe Lebensjahre in Elternhaus und Schule geben, dann den Weg in die Wissenschaft nachzeichnen und sich schließlich ihrem sozialen und politischen Engagement zuwenden.

1. Henriette Fürth war die älteste Tochter des in Gießen ansässigen Möbelfabrikanten Sigmund Katzenstein und seiner Frau Sophie, geborene Loeb. Die offene und gastfreundliche Familie, in der sie gemeinsam mit vier Geschwistern aufwuchs, pflegte enge Kontakte zu Nachbarn und Freunden vor allem aus jüdischen Kreisen der damals rund 30.000 Einwohner umfassenden oberhessischen Provinzhauptstadt. Im Großherzogtum Hessen war die jüdische Minderheit zwar rechtlich gleichgestellt, blieb aber vielfach vom gesellschaftlichen Leben der christlichen Mehrheit ausgegrenzt und musste sich immer wieder gegen den in der Region verbreiteten Antisemitismus zur Wehr setzen.² Davon betroffen war auch die Familie Katzenstein, die in recht wohlhabenden Verhältnissen lebte, bis ein Brand das väterliche Geschäft vernichtete. Es gelang nur mühsam, den sozialen Absturz zu verhindern und, wenn auch auf deutlich niedrigerem Niveau, weiterhin ein gutbürgerliches Dasein zu führen. In Henriettes Elternhaus verlief das religiöse und politische Leben in einer liberalen Atmosphäre. Der sozial engagierte Vater war Mitglied der Fortschrittspartei und wirkte, obwohl er sich vom religiösen Glauben seiner Väter entfernt hatte, im Vorstand der reformerisch ausgerichteten israelitischen Gemeinde mit. Die traditions-

1 Überarbeiteter und mit Anmerkungen versehener Vortrag vom 26. Oktober 2011 im Oberhessischen Geschichtsverein.

2 Zur Situation der Juden in Gießen vgl. Dieter Steil, Zur Geschichte der Juden, in: Ludwig Brake/Heinrich Brinkmann (Hg.), 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, Gießen 1997, S. 381-409; Erwin Knauf, Der politische Antisemitismus vom ausgehenden 19. Jh. bis zum Ende des Kaiserreichs unter besonderer Berücksichtigung des nord- und mittelhessischen Raumes, in: Erwin Knauf, Zur Geschichte Gießens und seines Umlandes. Gießen 1987, S. 339-364; vgl. Helga Krohn, Frauenrechtlerin, Sozialarbeiterin, Publizistin Henriette Fürth (1861-1938) in: Sabine Hering (Hg.), Jüdische Wohlfahrt im Spiegel von Biographien, Frankfurt am Main 2006, S. 160-175.

bewusste Mutter beharrte auf der Einhaltung der religiösen Gesetze. Wie ihre Geschwister war auch Henriette selbst nicht religiös eingestellt, empfand aber eine starke Bindung an das Judentum. Die von antijüdischen Vorurteilen geprägte Haltung weiter Teile der Bevölkerung übte auf sie eine ambivalente Wirkung aus. Einerseits steigerten die Zurückweisungen ihr Selbstbewusstsein und den Stolz auf die Zugehörigkeit zum Judentum. Andererseits berührte es die „Zum-Trotz-Jüdin“ schmerzlich, wenn Nachbarkinder und Mitschüler sie verspotteten oder den Umgang mit ihr mieden, weil sie Jüdin war. „Es tut weh, ein Paria zu sein. Es tut bitter weh, sich ausgestoßen zu fühlen“, bekannte sie in ihren Lebenserinnerungen.³

Noch schlimmer als die Zurücksetzungen in der Schule trafen sie die Benachteiligungen, die ihr den weiteren Bildungsweg versperrten. Erst blieb es der hochbegabten und lernbegierigen Schülerin der zehnklassigen Höheren Töchterschule ihrer Heimatstadt verwehrt, das Abitur zu machen und Geschichte zu studieren. Die Eltern waren nicht bereit, einer entsprechenden Empfehlung des Schuldirektors zu folgen. Ein Studium, lautete die durchaus realistische Begründung, eröffne einer Frau, dazu noch Jüdin, keine berufliche Perspektive. So schickte sie der Vater auf die Frankfurter Elisabethenschule mit angeschlossenem Lehrerinnenseminar, berief sie aber bald wieder zurück. Abermals gaben die für jüdische Absolventen besonders schlechten Berufsaussichten den Ausschlag. Henriette Fürth betrachtete „diese doppelte Diskriminierungserfahrung als Jüdin wie als Frau, die ihre freie Berufswahl und die Ausbildung ihrer intellektuellen Fähigkeiten verhindert, [...] als Tragik ihres Lebens. Sie litt immer darunter, keine vorzeigbare, abgeschlossene Berufsausbildung zu besitzen.“⁴

Nicht lange nach dem unfreiwilligen Schulabbruch heiratete sie im Alter von neunzehn Jahren Wilhelm Fürth, einen entfernten Verwandten. Die Familie lebte zunächst in Darmstadt und siedelte 1885 nach Frankfurt über, wo Wilhelm Fürth gemeinsam mit seinem Schwager Bernhard Loeb eine Lederhandlung betrieb, die 1902 Bankrott ging, so dass er das Unternehmen aufgeben und künftig als Geschäftsführer der „Frankfurter Aktiengesellschaft für kleine Wohnungen“ seinen Lebensunterhalt verdienen musste. Aus der Ehe gingen bis 1899 acht Kinder hervor. Da die Familie mit finanziellen Schwierigkeiten zu

3 Vgl. Henriette Fürth, Streifzüge durch das Land eines Lebens. Autobiographie einer deutsch-jüdischen Soziologin, Sozialpolitikerin und Frauenrechtlerin (1861-1938). Mit einem Vorwort von Helga Krohn. Hg. von Monika Graulich, Claudius Härpfer und Gerhard Wagner in Kooperation mit Ursula Apitsch und Darja Klingenberg vom Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse, Goethe-Universität Frankfurt, Wiesbaden 2010 (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen XXV), S. 53.

4 Elke Schüller, Henriette Fürth – eine frauenbewegte Sozialwissenschaftlerin, in: gFFZ gemeinsames Frauenzentrum der Hessischen Fachhochschulen (Hg.), Henriette Fürth. Eine biographische Würdigung anlässlich der erstmaligen Verleihung des Henriette-Fürth-Preises für herausragende Abschlussarbeiten zur Frauen- und Genderforschung an Hessischen Hochschulen, Frankfurt am Main 2005, S. 9-26, Zitat S. 10.

kämpfen hatte, erledigte Henriette Fürth den Haushalt ohne fremde Hilfe und kümmerte sich um die Erziehung der Kinder. Später war sie sogar eine Zeitlang gezwungen, auf einem Handlangerposten in der „Centrale für private Fürsorge“ zum Unterhalt der Familie beizutragen. So selbstverständlich sie ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter ausübte und ihnen stets Vorrang gab, füllte ein bloß privates Dasein sie doch nicht aus. Sie weigerte sich, der Mutterschaft individuelle Begabung und Neigung zu opfern und hörte trotz der familiären Belastungen nicht auf, sich, wie schon im Elternhaus anhand der liberalen „Frankfurter Zeitung“ kritisch mit dem Zeitgeschehen auseinander zu setzen. Außerdem las sie auf Anleitung ihres Bruders Simon Katzenstein⁵ historisch-philosophische Bücher wie Johann Jakob Bachofens „Das Mutterrecht“ oder Friedrich Engels „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“. Sie wollte „Selberaner“ sein, ein unabhängiger Mensch mit eigenem Urteil, mit der Fähigkeit, die Folgen seines Handelns zu übersehen und mit der Bereitschaft, die Verantwortung dafür auf sich zu nehmen.⁶

2. Von dieser Maxime geleitet, war Henriette Fürth bestrebt, über den engen Wirkungskreis der eigenen Familie hinaus als selbständiges Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft aktiv am öffentlichen Leben teilzunehmen. Sie war 27 Jahre alt, als ihr Bruder Simon Katzenstein sie drängte, eine Erwiderung auf einen Artikel über August Strindberg und seine Stellung zu den Frauen zu verfassen. „Allerhand daran gefiel mir nicht, und ich machte meinem Grimm in verschiedenen lauten Randbemerkungen Luft. ‚So schreib doch eine Erwiderung!‘, meinte mein Bruder.“⁷ Dieser Empfehlung kam sie nach einigem Zögern nach und verfasste eine Stellungnahme zum Artikel über den schwedischen Schriftsteller. Der Beitrag wurde angenommen und gedruckt. Damit war das Eis gebrochen. Der ersten Kritik folgten weitere anfangs noch pseudonym veröffentlichte Buchbesprechungen und kleine Zeitungsartikel, dann umfangreichere Zeitschriftenbeiträge und eigenständige Schriften. Am Ende, nach einer rund vierzigjährigen publizistischen Tätigkeit, lag ein Werk mit über 30 Büchern und rund 200 Artikeln vor.

Im Rückblick betrachtet spiegeln die Schriften die vielfältigen Aktivitäten wider, die Henriette Fürth im Laufe der Zeit entfaltet hatte. Sie engagierte sich in

5 Simon Katzenstein, 1868 in Gießen geboren, studierte Jura und Geschichte, trat 1889 der Sozialdemokratischen Partei bei, musste aus politischen Gründen und auch wohl seiner jüdischen Abstammung wegen den hessischen Justizdienst verlassen, arbeitete als Journalist und Publizist, wurde 1919 in den Reichstag gewählt, emigrierte 1935 nach Dänemark und starb 1945 in Schweden. Er hatte für seine Schwester zum 70. Geburtstag eine kleine Schrift verfasst: „Henriette Fürth. Versuch einer Würdigung. Zu ihrem siebenzigsten Geburtstag gewidmet von ihrem Bruder.“ Ein Exemplar liegt im Jüdischen Museum Frankfurt. Vgl. Krohn, Frauenrechtlerin (wie Anm. 2), S. 165.

6 Fürth, Streifzüge (wie Anm. 3), S. 59. Henriette Fürth wurde nicht müde, ihren Kindern diese Werte eines selbstbestimmten und verantwortungsbewussten Lebens: nahe zu bringen: „Selberaner müssen wir werden. Meine lieben Kinder, ich habe euch das immer gepredigt und ich habe es auch, glaube ich, vorgelebt, dass wir Selberaner werden müssen.“

7 Fürth, Streifzüge (wie Anm. 3), S. 126.

der sozialen Fürsorgearbeit, übernahm Aufgaben in der Frauenbewegung, sprach auf Tagungen politischer Parteien, anfangs bei den Fortschrittlern, später bei den Sozialdemokraten, und machte sich rasch als Rednerin einen Namen. „Kaum eine andere Frau ihrer Zeit hat in dem Maße wie Henriette Fürth praktische Sozialarbeit, Frauenarbeit, Mitarbeit in Verbänden, parteipolitische Arbeit, wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit und darüber hinaus ein Leben als Hausfrau und Mutter - sie hatte acht Kinder - miteinander verbinden können.“⁸

Gewiss wäre eine solche Entwicklung nicht möglich gewesen ohne die außerordentliche Energie und Spannweite der Interessen, die für Henriette Fürth kennzeichnend sind. Doch das allein erklärt nicht den Erfolg, mit dem sie sich in der Öffentlichkeit Geltung verschaffte. Hierzu trugen auch die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Frankfurts bei. Sie waren geprägt durch ein links-liberal gesinntes Bürgertum, das angesichts des sozialen Wandels und der ökonomischen Umbrüche um die Jahrhundertwende für Sozialreformen aufgeschlossen war, so dass die Stadt zu einem „Zentrum des ‚Munizipalsozialismus‘ in Deutschland“ avancierte.⁹ Hinzu kam das besondere „sozialwissenschaftliche Milieu“, das sich in der Mainmetropole herausgebildet hatte, die damals noch über keine Universität verfügte. Wohl daher gab es in Frankfurt wie in keiner anderen Stadt Deutschlands so viele und reich ausgestattete Anstalten und Vereinigungen für Kunst und Wissenschaft, zum Beispiel die „Freiherrlich von Rothschildsche öffentliche Bibliothek“, die „Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft“, den „Palmengarten“, die „Polytechnische Gesellschaft“, die „Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde“ und das „Freie Deutsche Hochstift“. „Alle diese Vereinigungen wurden zum großen Teil durch wohlhabende Bürger der Stadt finanziert. Das kulturelle Leben war durch eine Ansammlung von Mäzenen dominiert. [...] In diesem, durch ein ständiges Wechselspiel von wirtschaftlichem und sozialem Denken gekennzeichneten, Milieu bewegte sich ab 1885 auch Henriette Fürth.“¹⁰ Sie betätigte sich an Einrichtungen der sozialen Fürsorge, trat in verschiedenen Frankfurter Vereinen als Rednerin auf und äußerte sich publizistisch zu aktuellen Fragen wie beispielsweise zur Ungleichbehandlung von Juden, zur Vereinbarkeit von Ehe und Beruf, zu den Lebenshaltungskosten der Arbeiter.¹¹

8 Rachel Heuberger/Helga Krohn, Hinaus aus dem Ghetto ... Juden in Frankfurt am Main 1800-1950, Frankfurt am Main 1988, S. 103.

9 Ralf Roth, Gewerkschaftskartell und Sozialpolitik in Frankfurt am Main. Arbeiterbewegung vor dem Ersten Weltkrieg zwischen Restauration und liberaler Erneuerung, Frankfurt am Main 1991, S. 79.

10 Claudius Härpfer, Henriette Fürth und das sozialwissenschaftliche Milieu in Frankfurt am Main vor der Universitätsgründung, in: Felicia Herrschaft/Klaus Lichtblau (Hg.) Soziologie in Frankfurt, Wiesbaden 2010, S. 37-51, hier S. 37 f.

11 Henriette Fürth: Was wir fordern! In: Im Deutschen Reich. Zeitschrift des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, Jg. 1, 1885, S. 43-45; Ehefrage und Beruf, in: Die Frau, Jg. 4, 1896/97, S. 710-718; Die Lebenshaltungskosten des großstädtischen Arbeiters, in: Die Neue Zeit, Jg. 16, 1897/98, S. 629-635.

Unter den vielfältigen Aktivitäten nahm die sozialwissenschaftliche Forschung bald einen breiten Raum ein. Am Anfang standen soziologisch ausgerichtete empirische Studien im Mittelpunkt, auf die sich Henriette Fürth spezialisierte. Sie nutzte klug die Chance, die das Frankfurter „Freie Deutsche Hochstift“ sozial engagierten und wissenschaftlich interessierten Bürgern bot. In dieser Anstalt zur Förderung höherer Bildung mit Fachgruppen für freie wissenschaftliche Arbeit war eine „Volkswirtschaftliche Sektion“ eingerichtet worden. Hier führten fähige und interessierte Menschen – „Selberaner“ – eine Erhebung über die Lage der Arbeiter im Frankfurter Bekleidungsgewerbe durch. Der Leiter dieses breit angelegten Forschungsprojekts, der Nationalökonom und Sozialpolitiker Karl Flesch,¹² betraute Henriette Fürth mit der Aufgabe, die Lebensverhältnisse der Arbeiterinnen in der Herrenkonfektion zu untersuchen. Innerhalb weniger Monate legte sie – die einzige Frau in der volkswirtschaftlichen Sektion – das Ergebnis vor und führte damit als erste der an den Untersuchungen beteiligten Personen ein Teilprojekt zu Ende: „Die Frau in der Maßschneiderei“.¹³ Der rasche Abschluss fand ebenso Anerkennung wie der eigenständige methodische Ansatz. Henriette Fürth hatte die Enquete selbständig in Form qualitativer Interviews durchgeführt und ein Resultat vorgelegt, das aufgrund wissenschaftlicher Untersuchungen der Arbeitsbedingungen und Löhne die miserablen Zustände an den Tag brachte, die damals in dieser Gegend auf dem Gebiet der industriellen Heimarbeit herrschten. In vielen Fällen waren die Löhne so niedrig, dass die Schneiderinnen trotz angestrengter fleißiger Arbeit ihren Lebensunterhalt nicht bestreiten konnten.

Nach diesem Erfolg setzte Henriette Fürth ihre sozialwissenschaftlichen Forschungen kontinuierlich fort. Als nächstes richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Arbeit der verheirateten Frauen in den Fabriken. Die erstmals von ihr herangezogenen und ausgewerteten Berichte der Gewerbeinspektoren boten reiches Quellenmaterial. Auf dieser Grundlage erbrachte die Studie über „Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen“ den schlüssigen Beweis, dass die in der Gewerbeordnungsnovelle von 1891 vorgeschriebenen Schutzbestimmungen bei weitem nicht ausreichten, verheiratete und oft kinderreiche Frauen vor den für Gesundheit und Familienleben ruinösen Folgen der Fabrikarbeit zu bewahren.¹⁴ Mit

12 Karl Flesch war ein zentraler Akteur im Frankfurter Milieu. Er gehörte dem Magistrat der Stadt an, hatte zahlreiche andere kommunale Ämter inne und spielt als Schüler des Ökonomen Adolph Wagner im „Verein für Socialpolitik“ eine wichtige Rolle.

13 Henriette Fürth, Die Frau in der Maßschneiderei, in: Die Lage der Arbeiter im Frankfurter Bekleidungsgewerbe. Schriften des Deutschen Hochstifts, Frankfurt am Main 1899.

14 Henriette Fürth, Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen, Frankfurt am Main 1902. Die Studie fand große Beachtung bei den freien Gewerkschaften, die den Rest der Auflage aufkaufte. Henriette Fürth befasste sich weiter mit dem Problem der Fabrik- und Heimarbeit von Frauen und untersuchte z.B. die Arbeits- und Lohnverhältnisse der Arbeiterinnen in der Zigarrenindustrie in der Umgebung von Gießen, ihrer Heimatstadt, zu der sie lange Zeit nicht nur familiäre Kontakte unterhielt, sondern auch auf politischen Versammlungen auftrat; vgl. Henriette Fürth, Die Zigarrenmacherei im Bezirke Gießen, in: Die Heimarbeit im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet, hg. von Paul Arndt, Jena 1909, S. 53-70.

dieser Einsicht verband Henriette Fürth die Forderung, die Gewerbeordnung zu verschärfen. Ihr schlossen sich nicht nur die Gewerkschaften an. Auch die Presse meldete sich zu Wort. So empfahl die „Frankfurter Zeitung“ dem preußischen Minister für Sozialpolitik, aus der Studie die notwendigen Konsequenzen zu ziehen.¹⁵

Noch bevor die Untersuchungen über die Heim- und Fabrikarbeiterinnen abgeschlossen waren, reifte ein neues Projekt heran. Angeregt durch Gottlieb Schnapper-Arndts Taunus-Buch¹⁶ wollte Henriette Fürth nach dem Muster dieser „vorbildlichen Monographie“ die wirtschaftliche Lage eines mittelständischen Haushalts ermitteln und die Arbeit der Hausfrau bestimmen. Zur Realisierung dieses anspruchsvollen Vorhabens sammelte die Bearbeiterin über einen Zeitraum von zehn Jahren alle erforderlichen Daten: Einkünfte und Ausgaben, Beschäftigungsverhältnisse und Lebensgewohnheiten. Sie wollte am Fallbeispiel der eigenen Familie die materielle Situation und Lebensverhältnisse eines Haushaltes dokumentieren. Es handelte sich um einen Haushalt, in dem der Mann nicht mehr der alleinige Ernährer ist. Dieser Familientyp breitete sich damals im Zuge des rasch voranschreitenden gesellschaftlichen Wandels immer mehr aus, was der Studie zusätzliche Bedeutung verlieh.¹⁷ 1907 legte sie das Ergebnis der streng wissenschaftlich verarbeiteten sozialstatistischen Aufzeichnungen der Öffentlichkeit vor: „Ein mittelbürgerliches Budget über einen zehnjährigen Zeitraum“.¹⁸ Das Buch ist zu Recht als eines ihrer Hauptwerke bezeichnet worden. Es macht unmissverständlich deutlich, dass selbst in einer Familie, in der sechs von zehn Personen ausgebildete Facharbeiten ausübten, nur das unbedingt Notwendige verdient wurde. Darin sah Henriette Fürth „die große, noch nicht beschriebene Tragödie des armen Mittelstandes, die Tragödie derjenigen, denen von allen Seiten her Forderungen gestellt werden und welche aus vielseitigen

15 Katzenstein, Henriette Fürth (wie Anm. 5), S. 7.

16 Gottlieb Schnapper-Arndt, Hoher Taunus. Eine sozialstatistische Untersuchung in fünf Dorfgemeinden, Leipzig 1883. Dieser damals lebhaft diskutierte frühe Klassiker der empirischen Sozialforschung zeichnete das Leben der einfachen Bauern akribisch nach. Es handelte sich um eine „Art von Miniaturstatistik, [...] die sich über die Verteilung des Grundeinkommens, die Arbeitsverhältnisse der Bewohner, die Wohnverhältnisse, die Ernährungsgewohnheiten, das physische Gedeihen bis hin zu den moralischen Zuständen erstreckte“. Vgl. Härpfer, Henriette Fürth (wie Anm. 10), S. 39.

17 Dass es sich bei dem Fallbeispiel um die eigene Familie handelt, wird von der Autorin absichtlich verschwiegen. „Die Zahlen und Tatsachen stimmen haargenau. Verändert habe ich die Namen und das Geschlecht der Kinder. Ebenso den Beruf der Hausfrau. Das geschah nicht aus Scham, sondern weil es mir entgegen war, aus einem streng sachlichen Werk von allgemein volkswirtschaftlicher Bedeutung eine vielleicht aus Neugier gekaufte Sensationsschrift zu machen.“ Fürth, Streifzüge (wie Anm. 3), S. 83.

18 Henriette Fürth, Ein mittelbürgerliches Budget über einen zehnjährigen Zeitraum, Jena 1907. Der Hinweis auf Schnapper-Arndts „vorbildliche Monographie“ findet sich auf Seite 6.

äußeren und innerlichen Gründen ihre Nöte und Entbehrungen verschweigen, ihrem Leid kein Ausdruck geben dürfen“.¹⁹

Das „mittelbürgerliche Budget“ war zweifellos „ein Werk besonderer Art“. Angesehene Gelehrte wie der Wirtschaftswissenschaftler und „Kathedersozialist“ Lujo Brentano oder der Gesellschaftstheoretiker und SPD-Politiker Eduard Bernstein haben es „als Quellenbuch hoch gewertet“.²⁰ Dass Henriette Fürth mit dieser in vielerlei Hinsicht innovativen Studie in „die Arena wissenschaftlicher Arbeit eintreten konnte“,²¹ ist zwar in erster Linie ihr selber zuzuschreiben. Aber Anteil daran hatten auch die Förderer des Frankfurter „Freien Deutschen Hochstifts“, allen voran Philipp Stein,²² mit dem sie seit der Hochstiftsenquete eine lebenslange Freundschaft verband. Er hatte ihr die für den Abschluss der Studie erforderlichen finanziellen Mittel verschafft und den Kontakt zum einflussreichen Verleger Gustav Fischer hergestellt, „der ohne diese Fürsprache sich wohl kaum die Mühe genommen hätte, das Manuskript einer wenig bekannten Autorin, ohne Titel und Würden, ja selbst ohne Abitur und irgendeinen akademischen Grad auch nur anzusehen“.²³

Nach dem Erscheinen des Buches brauchte sich Henriette Fürth über derlei Fragen keine Sorgen mehr zu machen. Sie hatte sich in wissenschaftlichen Kreisen als methodisch versierte Sozialforscherin Ansehen verschafft. Nichts stellt dies eindrucksvoller unter Beweis als ihre Aufnahme in eine 1909 gegründete illustre Vereinigung von Sozialwissenschaftlern: die „Deutsche Gesellschaft für Soziologie“.²⁴ Auf dem Ersten Deutschen Soziologentag im Oktober 1910 in Frankfurt griff Henriette Fürth sogleich in die Diskussion ein, die im Anschluss an einen Vortrag des Rassenhygienikers Alfred Ploetz über die Begriffe Rasse und Gesellschaft entbrannte. „Sie nutzte dessen Ausführungen über Gesellschaftsbiologie und Eugenik dazu, die gesellschaftliche Relevanz des Mutter-schutzes und der sozialen Fürsorge zu betonen.“²⁵ Bald nach dieser Intervention

19 Hugo Sinzheimer, Nachruf auf Henriette Fürth, in: *De Socialistische Gids*, Amsterdam 1938, S. 483-486, hier S. 483.

20 Katzenstein, Henriette Fürth (wie Anm. 5), S. 8.

21 Fürth, Streifzüge (wie Anm. 3), S. 278.

22 Philipp Stein spielte eine bedeutende Rolle im „sozialwissenschaftlichen Milieu Frankfurts“: Er war Geschäftsführer des von Wilhelm Merton gegründeten „Instituts für Gemeinwohl“, Vorstandsmitglied der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“ und ehrenamtlicher Stadtrat. Vgl. zum Folgenden Härpfer, Henriette Fürth (wie Anm. 10).

23 Fürth, Streifzüge (wie Anm. 3), S. 278.

24 Der Soziologe Rudolf Goldscheid, einer der Gründungsväter der Gesellschaft, hatte die Aufnahme angeregt: „Ich wurde ohne mein Zutun auf seine Anregung als erste Frau in Deutschland zum Mitglied der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* ernannt.“ Fürth, Streifzüge (wie Anm. 3), S. 239. Die Frage, ob sie tatsächlich das erste weibliche Mitglied war, ist umstritten. Jedenfalls gehörte sie zu den ersten Mitgliedern der Gesellschaft. Vgl. dazu Sonngritt Fürter, *Frauen in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 1909-1914*. Diplomarbeit an der Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld 1989.

25 Härpfer, Henriette Fürth (wie Anm. 10), S. 50. Der Diskussionsbeitrag von Henriette Fürth ist abgedruckt in: *Verhandlungen des Ersten Deutschen Soziologentages vom 19.-22. Oktober 1910 in Frankfurt am Main*, Tübingen 1911, S. 111-136.

auf dem Soziologentag trat Henriette Fürth mit einer eigenständigen Publikation über „Die Mutterschaftsversicherung“ hervor.²⁶ Die Studie fasste erstens die in der zeitgenössischen sozialpolitischen Debatte genannten Gründe für den planmäßigen Ausbau der bereits in der Krankenversicherung vorhandenen Wöchnerinnenversorgung zusammen,²⁷ legte zweitens eine genaue Berechnung der Bedürfnisse und der Kostendeckung vor und forderte drittens die Sozialpolitik dazu auf, die erforderlichen Schritte zur Verbesserung der Mutterschutzversicherung zu tun. Wenn auch die Gesetzgebung die Vorschläge nicht übernahm, gaben die angeführten Argumente doch einen starken Anstoß für den weiteren Ausbau der Mutter- und Kinderfürsorge.²⁸

Parallel zur Arbeit über die Mutterschaftsversicherung erschienen 1911 drei Artikel, die sich mit dem Geschlechterproblem aus soziologischer Perspektive auseinandersetzten.²⁹ Sie bilden den Auftakt einer Reihe von Arbeiten, in denen die seit der Jahrhundertwende geführte Debatte über Bevölkerungspolitik und „Rassenhygiene“ ihren Niederschlag fand. Henriette Fürth bekannte sich zu einem „richtig verstandenen und gehandhabten“ Neomalthusianismus, der Qualität vor Quantität setzte, sie hielt die „bewußte Regelung der Nachkommenschaft“ für „gleichbedeutend mit wirtschaftlicher, geistiger und moralischer Verantwortlichkeit“³⁰ und sprach sich konsequent für die Freigabe empfängnisverhütender Mittel aus, plädierte für die Reform des § 218, befürwortete einen straffreien Schwangerschaftsabbruch aus sozialen, ethischen oder eugenischen Gründen. Später ging sie noch einen Schritt weiter, begrüßte die Errungenschaften der modernen Wissenschaft, die den Menschen zum Herrn über die einst natürliche Selektion machte, ihm eine „planvolle Zuchtwahl“ ermöglichte und die „Ausschaltung kranker und entarteter Elemente“ gestattete.³¹

26 Henriette Fürth, *Die Mutterschaftsversicherung*, Jena 1911.

27 Henriette Fürth hatte sich an dieser Debatte maßgeblich beteiligt. So erhob sie schon im Jahr 1900 auf der Frauenkonferenz der SPD in Mainz die Forderung, Mutterschaftskassen einzurichten und den Schutz von Schwangeren und Wöchnerinnen auszuweiten. Wenig später sprach sie sogar von einer allgemeinen Mutterschaftsversicherung – ein Gedanke, der sie nicht mehr losließ. Sie hat ihn in zahlreichen Artikeln propagiert und in verschiedenen Organisationen dafür gekämpft, so in der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten“ und im „Bund für Mutterschutz“. Am Ende stand für sie fest, dass an der Einführung einer gesetzlichen Mutterschaftsversicherung im Rahmen der staatlichen Sozial- und Versicherungsgesetzgebung kein Weg vorbei führt.

28 Christina Klausmann, *Politik und Kultur der Frauenbewegung im Kaiserreich. Das Beispiel Frankfurt am Main*, Frankfurt/New York 1997, S. 214.

29 Henriette Fürth, *Die soziologische Seite der Geschlechterprobleme*, in: *Sozialistische Monatshefte* 1911, S. 1473-1478; Henriette Fürth, *Frauen und die soziologischen Geschlechterprobleme*, in: *Sozialistische Monatshefte* 1911, S. 1543-1548; Henriette Fürth, *Der Neomalthusianismus und die Soziologie*, in: *Sozialistische Monatshefte* 1911, S. 1665-1672.

30 Fürth, *Neomalthusianismus*, S. 1671. Vgl. Irmgard Maya Fassmann, *Jüdinnen in der deutschen Frauenbewegung 1865-1919*, Hildesheim 1996, S. 282.

31 Zitate nach Fassmann, *Jüdinnen* (wie Anm. 30), S. 282, aus Henriette Fürths Besprechung von J. Rutgers, *Rassenverbesserung. Malthusianismus und Neomalthusianismus*.

Henriette Fürth schloss sich mit diesem Bekenntnis zur Rassenhygiene einer um 1900 in den Sozialwissenschaften nicht nur Deutschlands verbreiteten Richtung an. Von allen Vertretern der Eugenik übte Rudolf Goldscheid den stärksten Einfluss auf sie aus. Der Wiener Soziologe und Philosoph hat, wie Henriette Fürth in den „Streifzügen“ notierte, „mit seiner wohlbedachten und nach allen Seiten hin schlüssig begründeten *Menschenökonomie* einen neuen Begriff geschaffen, der zum eisernen Bestand der soziologisch fundierten Nationalökonomie und Sozialpolitik geworden ist und gestaltend in die Zukunft hinauswirken wird“.³² Dieser Hochschätzung ist Henriette Fürth bis zum Schluss treu geblieben. Ihr letztes Werk über Bevölkerungsfragen und Menschenökonomie folgte der von Goldscheid eingeschlagenen neuen Richtung des eugenischen Denkens.³³ So sehr sie in dieser Schrift über „Die Regelung der Nachkommenschaft als eugenisches Problem“ dem Gedanken der Höherentwicklung der Menschen Raum gab, scheint Henriette Fürth wie die meisten ihrer Zeitgenossen die mit „Rassenhygiene“ und Eugenik verbundene Gefahr nicht gesehen zu haben.³⁴

3. Die wissenschaftliche Arbeit von Henriette Fürth ist von ihren sozialen und politischen Aktivitäten nicht zu trennen. Beide sind der sozialreformerischen Bewegung in Frankfurt entsprungen. Wie eng hier Sozialwissenschaften und Sozialpolitik aufeinander bezogen waren, verdeutlicht das vom Frankfurter Industriellen und Mäzen Wilhelm Merton gegründeten „Institut für Gemeinwohl“, das der wissenschaftlichen Erforschung sozialer Probleme dienen und zugleich der sozialpolitischen Praxis sowie der gemeinnützigen Fürsorge Impulse geben sollte. Zu den Einrichtungen, die aus dem von Philipp Stein geleiteten „Institut für Gemeinwohl“ hervorgegangen sind, zählte neben dem bereits erwähnten „Freien Deutschen Hochstift“ auch der 1892 gegründete „Verein für Hauspflege“.³⁵ Wie viele Angehörige des sozialwissenschaftlich-sozialreformerischen Milieus in Frankfurt war Henriette Fürth in beiden Institutionen aktiv. Während sie sich im „Hochstift“ an den soziologischen Forschungsprojekten beteiligte, nahm sie im „Hauspflegeverein“ sozialfürsorgerische Aufgaben wahr.

Konkret ging es in diesem Verein darum, die Betreuung von vorübergehend arbeitsunfähigen Hausfrauen zu organisieren, vor allem das Pflegepersonal zu beaufsichtigen und praktische Fragen des Betreuungsdienstes zu regeln. Darüber hinaus zielten die Aktivitäten darauf ab, sozialpolitisch neue Wege zu beschreiten. Hausfrauenhilfe sollte nicht mehr als milde Gabe betrachtet werden,

32 Rudolf Goldscheid, Höherentwicklung und Menschenökonomie, Grundlegung der Sozialbiologie, Leipzig 1911. Vgl. Fürth, Streifzüge (wie Anm. 3), S. 239.

33 Henriette Fürth, Die Regelung der Nachkommenschaft als eugenisches Problem, 1929 (nie veröffentlicht; vgl. dazu Sinzheimer, Nachruf, S. 486).

34 Krohn, Frauenrechtlerin (wie Anm. 2), S. 167; Schüller, Henriette Fürth (wie Anm. 4), S. 22.

35 Die Gründerin Hella Flesch war Schwägerin des Frankfurter Stadtrats und Sozialreformers Karl Flesch, Leiter des an der „Volkswirtschaftlichen Sektion“ des „Freien Deutschen Hochstifts“ angesiedelten Forschungsprojekts (siehe oben, Anm. 12).

sondern als soziales Bedürfnis. Mehr noch: sie sollte künftig, „wie die langjährig im Hauspflegeverein engagierte Sozialdemokratin Henriette Fürth hervorhob, als ein soziales ‚Recht‘ aller gelten“.³⁶ Das war ein ehrgeiziges Ziel, auf das die engagierte Sozialreformerin beharrlich hinarbeitete und das sie für erreichbar hielt, wenn, wie in der Frankfurter Hauspflege, generell alle sozialreformerischen Kräfte an einem Strang ziehen: Bürger aus wohlhabenderen und einfacheren Verhältnissen, liberal oder sozialdemokratisch eingestellte Bewohner.

Doch regte sich gegen die Zusammenarbeit bürgerlicher mit proletarischen Frauenvereinen Widerstand. Aus dem bürgerlichen Lager erhoben sich Stimmen, die vor zu weitreichenden sozialpolitischen Forderungen warnten.³⁷ Größer schien die Gefahr, die von sozialdemokratischer Seite ausging. Diesen Eindruck konnte jedenfalls der Parteitag der SPD 1896 in Gotha vermitteln, wo das Verhältnis von „Frauenfrage“ und Sozialdemokratie auf der Tagesordnung stand. Clara Zetkin, die Leitfigur der sozialdemokratischen Frauenorganisation, gab in dieser Grundsatzdiskussion den Ton an und sprach sich für eine prinzipielle Trennung von proletarischer und bürgerlicher Frauenbewegung aus. Ihre Auffassung fand breite Zustimmung, die Versammlung in Gotha erhob dieses Credo zur offiziellen Parteidoktrin. Das mussten die revisionistisch eingestellten Sozialdemokraten, die auf kommunaler Ebene überall im Lande mit bürgerlichen Frauenvereinen mehr oder weniger regelmäßig kooperierten, als einen Schlag ins Gesicht empfinden. Brüskiert reagierte auch Henriette Fürth, die sich bisher von den innerparteilichen Auseinandersetzungen ferngehalten hatte, nun aber beschloss, als „Neuling in die politische Arena“³⁸ einzutreten. Sie fühlte sich, wie sie es in der öffentlich ausgetragenen Kontroverse mit Clara Zetkin formulierte, „abgestoßen“ von „der Vergewaltigung, die darin liegt, daß man unweigerlich, sonder Kritik noch Zweifel zum alleinseligmachenden revolutionären Prinzip schwören soll.“³⁹

Mit diesen harschen Worten widersetzte sich die „bürgerliche Sozialistin“ aus Frankfurt nicht nur der in Gotha beschlossenen „reinen Scheidung“ der einzelnen Fraktionen der Frauenbewegung. Sie lehnte auch das dem Parteitags-

36 Iris Schröder, Grenzgängerinnen: Jüdische Sozialreformerinnen in der Frankfurter Frauenbewegung um 1900, in: Andreas Gotzmann/Rainer Liedtke/Till van Rahden (Hg.), *Juden, Bürger, Deutsche*, Tübingen 2000, S. 341-368, hier S. 347; ausführlich dazu: Henriette Fürth, *Die Hauspflege. Ihr Wesen, ihre Organisation und ihr Aufbau*, Gautzsch 1911.

37 So lehnte es Elise Berg aus Ansbach vom „Allgemeinen Deutschen Frauenbund“ ab, in der „Frankfurter Rechtsschutzstelle für Frauen“ eine Eingabe von Henriette Fürth zur Behebung der Notlage von Pflegekindern zu unterstützen, weil „die Agitation in Frankfurt mehr oder weniger im Sinne der Sozialdemokraten vorgenommen wird, in ganz diesem – dieser Partei angehörigen Tone ist schon die Broschüre von Fr. Fürth verfaßt. Die wenig gemäßigte Art und Weise dieser Partei und das derselben ex officio entgegen gebrachte Mißtrauen an höherer Stelle, läßt mich keine Gewähr auf Erfolg erblicken.“ Zitiert nach Klausmann, *Politik* (wie Anm. 28), S. 77.

38 Henriette Fürth, *Der Antwort zur Antwort*, in: *Die Gleichheit* 6, Nr. 26, 1896, S. 203-205, Zitat S. 203.

39 Henriette Fürth, in: *Die Gleichheit* 6, Nr. 25, 1896, S. 198.

beschluss zugrunde liegende Klassenkampfkonzept ab. Damit stellte sie sich auf die Seite der Revisionisten um Eduard Bernstein, der schon auf dem SPD-Parteitag 1891 in Erfurt die These vertreten hatte, dass die bisherige Ausrichtung auf Klassenkampf und Abschaffung des Kapitalismus durch die Realität überholt sei und die SPD nur durch Sozialreformen im Rahmen der bestehenden Gesellschaftsverhältnisse spürbare Verbesserungen für die Arbeiter und eine allmähliche Angleichung des Lebensstandards erreichen könne.

Für die Frauenpolitik ergab sich aus einer solchen revisionistischen Haltung die Konsequenz, dass zumindest punktuelle Bündnisse der proletarischen mit der bürgerlichen Frauenbewegung erlaubt sein müssten. Clara Zetkin zeigte, ohne grundsätzlich von ihrem Standpunkt abzurücken, Verständnis für diese namentlich von der „bürgerlichen Sozialistin“ Henriette Fürth vorgebrachte Forderung: „Ihre Verhältnisse“, räumte sie der Kontrahentin ein, „verbieten es Ihnen, ohne jede Reserve, bedingungslos im proletarischen Lager zu fechten. Da haben Sie denn nicht bloß das Recht, sondern die Pflicht, als Element der Gärung und des Vorwärtstreibens so viel als möglich in der bürgerlichen Welt zu leisten.“⁴⁰ Die Erste Sozialistische Frauenkonferenz 1900 in Mainz schloss sich dieser Meinung an und fasste den Beschluss, künftig eine individuelle Zusammenarbeit sozialdemokratischer Frauen mit Frauen aus bürgerlichen Organisationen zu tolerieren.⁴¹

Henriette Fürth konnte diese Entscheidungen als einen Erfolg ihrer persönlichen Bemühungen verbuchen und setzte ihr sozialreformerisches Engagement in den bürgerlichen Vereinen der Frauenbewegung tatkräftig fort. 1897 übernahm sie den Vorsitz der kurz zuvor von der Frankfurter Ortsgruppe des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“ gegründeten „Rechtsschutzstelle für Frauen“ und begann ihre Arbeit mit zwei außergewöhnlichen Aktionen.⁴² Zum einen ergriff die „Rechtsschutzstelle“ auf Betreiben Henriette Fürths Partei für die Neu-Isenburger Wäschereiarbeiterinnen. Die Frauen hatten schon seit Monaten für bessere Arbeitsbedingungen gekämpft und waren schließlich zur Durchsetzung ihrer Forderungen in den Streik getreten. In dieser Situation veröffentlichte die „Rechtsschutzstelle“ einen Boykottaufruf an die Frankfurter Hausfrauen, worauf in Neu-Isenburg die Bestellungen ausblieben. Die Wäsche-reibesitzer sahen sich gezwungen, dem Verlangen der Arbeiterinnen nachzukommen, geringere Arbeitszeiten einzuräumen und Überstunden zu vergüten. Ohne die Intervention der „Rechtsschutzstelle“ hätten die Wäschereiarbeiterinnen den Arbeitskampf schwerlich gewinnen können.

40 Henriette Fürth, Streifzüge (wie Anm. 3), S. 256 f.

41 Vgl. zur Zetkin-Fürth-Kontroverse: Klausmann, Politik (wie Anm. 28), S. 134-144. Zitat S. 142.

42 Vgl. zum Folgenden: Angelika Epple, Henriette Fürth und die Frauenbewegung im deutschen Kaiserreich. Eine Sozialbiographie, Pfaffenweiler 1996, S. 100-104; Klausmann, Politik (wie Anm. 28), S. 70-87; Ina Seibel, Frauenbewegung. Sozialdemokratie und Judentum. Henriette Fürth als Außenseiterin (1861-1938), Hausarbeit für das Lehramt an Haupt- und Realschulen, New York 2006, S. 557-59.

Zum anderen setzte sich die „Rechtsschutzstelle“ für die Pflegekinder in Frankfurt und Umgebung ein. Henriette Fürth hatte gerade in einer umfangreichen Studie „das traurige Schicksal“ dieser Ziehkinder untersucht⁴³ und in einer Eingabe an den preußischen Landtag konkrete Maßnahmen vorgeschlagen, um das durch hohe Sterblichkeit gekennzeichnete Elend der in Pflegefamilien untergebrachten unehelichen oder armen Kinder zu beheben. Die Eingabe enthielt einen detaillierten Plan, wonach „eine Regelung der Sache unschwer und ohne wesentlichen Aufwand zu erreichen wäre“.⁴⁴ Obwohl der preußische Landtag eine Antwort schuldig blieb, war der Einsatz für die Pflegekinder nicht vergeblich. Die Frankfurter „Rechtsschutzstelle“ nahm sich trotz einiger Bedenken aus den eigenen Reihen⁴⁵ der Sache an, startete eine Kampagne für die von Henriette Fürth geforderte Übernahme von Vormundschaften und führte im Auftrage der Frankfurter Polizeibehörde eine Überwachung der Pflegestellen durch. Diese Maßnahmen - ein wichtiger Teil der Rechtsschutzarbeit der folgenden Jahre - wirkten sich positiv auf die Entwicklung der Kinder- und Jugendfürsorge aus.

Henriette Fürth, die aus gesundheitlichen Gründen die aktive Leitung der „Frauenrechtsschutzstelle“ aufgeben musste, aber passives Mitglied blieb, wirkte ab 1901 in der jüdischen Frauenbewegung mit. Im Mittelpunkt ihrer Arbeit stand zunächst die gemeinsam mit Bertha Pappenheim gegründete „Weibliche Fürsorge“. Diesem israelitischen Frauenverein zur Förderung der gemeinnützigen Bestrebungen für die Gesamtinteressen der jüdischen Frauenwelt waren verschiedene soziale Einrichtungen wie zum Beispiel ein Mädchenclub und ein Kinderhaus angeschlossen. Auch hier gingen die Bestrebungen dahin, die jüdische Wohlfahrtspflege neu zu organisieren, finanzielle Unterstützung mit Maßnahmen der Ausbildung und Bildung, der Persönlichkeitsentwicklung und – stabilisierung zu verbinden.⁴⁶ Das Hauptaugenmerk galt den aus Galizien eingewanderten und von Prostitution besonders bedrohten Jüdinnen.

Sodann engagierte sich Henriette Fürth in dem aus der „Weiblichen Fürsorge“ hervorgegangenen „Jüdischen Frauenbund“, der sich ebenfalls hauptsächlich um Sittlichkeitsfragen bemühte, dem Mädchenhandel und der Armuts-

43 Henriette Fürth, Das Ziehkinderwesen in Frankfurt und Umgebung, Frankfurt am Main 1898. „Das traurige Schicksal von hunderten und aberhunderten von Ziehkindern war ein öffentliches Geheimnis. Es gab gewiss brave Ziehelter, die sich mit rührender Liebe und Treue den ihnen anvertrauten Ziehkindern annahmen und sie jeweils selbst adoptierten. Doch gab es zahlreiche Ziehmütter, so genannte Engelmacherinnen, die sich ihre Pflege von den außerehelichen Müttern ihrer Pfleglinge gut bezahlen ließen und ihr Geschäft so gut verstanden, dass die meisten ihrer Pfleglinge ohne den Umweg über das irdische Jammertal geradewegs in den Himmel kamen. Nach Mitteilungen von vertrauenswürdiger Seite betrug in einem Jahr die Sterblichkeit der fremdgeborenen so genannten Ziehkinder bis zu 50% aller Gestorbenen unter einem Jahr.“ Fürth, Streifzüge (wie Anm. 3), S. 144 f.

44 Fürth, Streifzüge (wie Anm. 3), S. 146. Hier findet sich der gesamte Plan im Wortlaut.

45 Siehe oben, Anm. 37.

46 Vgl. Krohn, Frauenrechtlerin (wie Anm. 2), S. 168.

prostitution den Kampf ansagte.⁴⁷ Außerdem beteiligte sie sich an der Gründung von Vereinen, die dem allgemein beklagten Sittlichkeitsverfall aufklärerisch-propagandistisch oder praktisch-sozialfürsorgerisch entgegenwirken sollten. Dazu gehörte die 1902 gemeinsam mit Max Flesch ins Leben gerufene „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten“ sowie der 1905 gemeinsam mit Helene Stöcker gegründete bürgerlich-radikale „Deutsche Bund für Mutterschutz und Sexualreform“. 1909 arbeitete sie im Notausschuss der „Zentrale für private Fürsorge“ mit und setzte sich für die Einrichtung kostenloser Rechtsberatungsstellen für Frauen ein. „Henriette Fürth war unter den Frankfurter Frauenrechtlerin die kompetenteste in Sittlichkeitsfragen. Sie war neben Bertha Pappenheim auch die einzige, die sich sowohl mit programmatischen Texten in den Diskurs der Sittlichkeitsbewegung einmischte, als auch durch ihre Vorträge für ihre Ideen warb und zudem in der sozialen Arbeit der Weiblichen Fürsorge tätig war.“⁴⁸

Mit jedem neuen Verein wuchsen der Frankfurter Frauenrechtlerin weitere Verpflichtungen zu und breitete sich das Themenspektrum aus. Sie nahm zu allen frauenrelevanten Themen Stellung: Frauenrechte und Erwerbsarbeit, Arbeiterinnen-, Kinder- und Mutterschutz, Prostitution und Sexualreform. Sie hielt Vorträge in Leipzig, Dresden und Berlin, veröffentlichte Artikel in Fachzeitschriften und Parteizeitungen. Die Tätigkeit als Rednerin und Publizistin nahm sie derart in Anspruch, dass ihr für praktische und organisatorische Aufgaben kaum noch Zeit blieb. Doch war es nicht die Arbeitsüberlastung allein, die sie zwang, ihre Mitarbeit in den Organisationen der Frauenbewegung zu reduzieren. Auch die Konflikte und Rivalitäten besonders im „Jüdischen Frauenbund“ und im „Bund für Mutterschutz“ dürften zu diesem Rückzug beigetragen haben.⁴⁹

Trotz der selbst auferlegten Zurückhaltung übernahm Henriette Fürth im Ersten Weltkrieg doch noch einmal eine praktische Aufgabe innerhalb der Frauenbewegung.⁵⁰ Sie beteiligte sich am „Nationalen Frauendienst“, der im August 1914 als weibliche Hilfsorganisation zur Mobilisierung der so genannten Heimatfront gegründet wurde und in Zusammenarbeit mit den kommunalen Behörden für große Teile des Fürsorgewesens und der Wohlfahrtspflege die

47 Hierzu hatte Henriette Fürth in zahlreichen Schriften und Artikeln Stellung bezogen, so beispielsweise: Henriette Fürth, *Die Prostitution, ihre Ursachen und Wege zur Abhilfe*, Berlin 1907.

48 Klausmann, *Politik* (wie Anm. 28), S. 203.

49 Vgl. Schüller, Henriette Fürth (wie Anm. 4), S. 22. Im „Jüdischen Frauenbund“ war das Verhältnis zu Bertha Pappenheim angespannt. Unterschiedliche Auffassungen zur Mischenfrage führten zum endgültigen Bruch. Im „Bund für Mutterschutz“ erschwerte das gestörte Verhältnis zu Helene Stöcker die Zusammenarbeit, die endgültig am Streit über die „neue Ethik“ zerbrach.

50 Vgl. zum Folgenden Krohn, *Frauenrechtlerin* (wie Anm. 2), S. 173-174; Schüller, Henriette Fürth (wie Anm. 4), S. 23-24; Monika Büttner, *Henriette Fürth (1861-1938)*, in: Maïke Eggemann/Sabine Hering (Hg.), *Wegbereiterinnen der modernen Sozialarbeit. Texte und Biographien zur Entwicklung der Wohlfahrtspflege. Grundlagentexte Pädagogik*, Weinheim/München 1999, S. 86-110, hier S. 88-90.

Verantwortung trug. Das breite Frauenbündnis umfasste neben den Mitgliederorganisationen der bürgerlichen Frauenbewegung auch Vertreterinnen der sozialdemokratischen Frauenverbände, womit die von Henriette Fürth immer angestrebte organisierte Zusammenarbeit von bürgerlichen und sozialdemokratischen Frauenrechtlerinnen herbeigeführt war. Aber das war nicht der einzige Grund für das Engagement im „Nationalen Frauendienst“. Hinzu kam, dass Henriette Fürth, wie ein großer Teil der deutschen Bevölkerung, zunächst vom „*aufgezwungenen* Existenzkrieg“ überzeugt war, sich also auch von patriotischen Motiven leiten ließ.⁵¹ So stürzte sie sich mit ganzer Kraft in die Arbeit: „Ja, wir haben gearbeitet bis zur Erschöpfung. In der Kriegsfürsorge, in den Lazaretten, an den Bahnhöfen, in den Kriegsküchen. Überall, wo man uns brauchen konnte, haben wir Dienst getan, Tag und Nacht.“⁵² Der Erfolg blieb nicht aus. Es gelang Henriette Fürth aufgrund ihrer organisatorischen Fähigkeiten, ihrer Erfahrung in der Sozialarbeit und ihrer Kenntnis von Haushaltsführung, in Frankfurt Einrichtungen durchsetzen, die beispielhaft für andere Orte wurden. So richtete sie im Oktober 1914 die erste planmäßig betriebene Kriegsküche in Deutschland für die Versorgung der armen Bevölkerung mit warmem Essen ein, übernahm Aufgaben in der Auskunftsstelle des städtischen Lebensmittelamtes, veranlasste die Weiterversicherung der Kriegsteilnehmer in der Krankenversicherung und setzte durch, dass die Kriegsfürsorge nicht vom Arbeitseinkommen der Frauen abgezogen wurden.

Dank erntete Henriette Fürth für alle diese Aktivitäten nicht.⁵³ Stattdessen musste sie gegen Ende des Krieges bittere Enttäuschungen erfahren. Erstens wirkte sich der Krieg nicht, wie erhofft, positiv auf die Integration der jüdischen Bevölkerung in die deutsche Gesellschaft aus, obwohl die Juden genauso wie alle anderen Deutschen Kriegsdienst geleistet und Opfer gebracht hatten. Vielmehr gab die im Oktober 1916 angeordnete Judenenzählung⁵⁴ den antisemitischen Vorurteilen wieder Auftrieb. Henriette Fürth, die „wie Tausende deutsch-jüdischer Mütter [...] ihre Söhne in die mörderischen Schlachtfelder des Weltkriegs“

51 An dieser Überzeugung hielt sie noch 1917 fest, als sie in einer Publikation über „Deutsche Frauen im Kriege“ mit patriotischem Eifer die „unvergesslichen Augusttage des Jahres 1914“ beschwor. Später in den Erinnerungen hieß es selbstkritisch: „Wir alle aber, wir dummen politischen Kinder, glaubten an die Mär des uns *aufgezwungenen* Existenzkrieges und an all die andern Lügen, mit denen man Begeisterung und Hingabe wecken oder steigern wollte“. Fürth, Streifzüge (wie Anm. 3), S. 176.

52 Fürth, Streifzüge (wie Anm. 3), S. 180.

53 „Ihr selber ist in diesen schweren Jahren Unrecht widerfahren als Frau, indem sie trotz ihrer nachgewiesenen Fähigkeiten nicht Leiterin der Zentralküchenanstalt wurde, und als Sozialistin und Jüdin, indem sie keine Auszeichnung für ihre unermüdliche Arbeit erhielt.“ Krohn, Frauenrechtlerin (wie Anm. 2), S. 174.

54 Vgl. zur Judenenzählung Werner T. Angress, Das deutsche Militär und die Juden im Ersten Weltkrieg, in: Militärgeschichtliche Mitteilungen 19, 1976, S. 77-146.

entsendet hatte, reagierte empört⁵⁵ und setzte - seit dessen Gründung Mitglied des „Centralvereins deutscher Bürger jüdischen Glaubens“ - den Abwehrkampf gegen den Antisemitismus verstärkt fort.

Neben der Judenzählung stand zweitens die ernüchternde Erfahrung, dass der Einfluss der Frauen nicht wie erwartet entscheidende Fortschritte gemacht hatte: „Das Volk hat sich besonnen und will künftig seine Geschicke selbst gestalten. Aber wieder ist es nicht das ganze Volk. Von seiner größeren Hälfte, von den Frauen, ist nicht die Rede.“ Mit diesen Worten mahnte Henriette Fürth in einem Zeitungsartikel vom 26. Oktober 1918 das schon seit langem von der SPD geforderte Frauenstimmrecht an. Frauen, die in den „schweren Jahren die ganze Kriegswirtschaft auf ihre Schultern genommen“ und Großes geleistet haben „als werktätige Arbeiterinnen, als Hausfrauen, als Mütter“, fordern nun das Selbstverständliche, „nämlich Selbstbestimmungsrecht und das volle Staatsbürgerrecht“.⁵⁶

Als wenige Wochen später das Frauenstimmrecht tatsächlich verkündet wurde, wollte Henriette Fürth von den neuen Rechten Gebrauch machen. Sie bewarb sich für die SPD um einen Sitz in der „Deutschen Nationalversammlung“. Der erste Anlauf scheiterte. Sie erhielt bei den Wahlen für die Nationalversammlung nicht die erforderliche Stimmenzahl. Doch stellte sich bei der Bewerbung um ein Mandat im Kommunalparlament der gewünschte Erfolg ein. Von 1919-1924 gehörte Henriette Fürth als erste weibliche Abgeordnete der SPD der „Frankfurter Stadtverordnetenversammlung“ an. Sie wirkte im Finanzausschuss sowie in den Deputationen für Gesundheitswesen und Schule mit, war Mitglied des Kuratoriums und des großen Rates der Universität, übernahm Aufgaben am Frankfurter „Institut für Gemeinwohl“ und beim „Bund für Volksbildung“. Aus Gründen, die nicht ganz klar sind, kam es 1924 nicht zu einer erneuten Kandidatur.

Henriette Fürth blieb nach dem Ende der Abgeordnetentätigkeit auf vier Gebieten weiter aktiv. Erstens nahm sie Funktionen in der Sozialfürsorge wahr: Sie gehörte dem Vorstand der neugegründeten sozialdemokratischen „Arbeiterwohlfahrt“ an. Zweitens gab sie ihre Mitarbeit in der Frauenbewegung nicht auf: Sie nahm 1929 an der Konferenz der „Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit“ teil. Drittens engagierte sie sich für die Frankfurter Ortsgruppe des „Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“. In diesem Zusammenhang stand die Frage der Assimilation und der Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus im Mittelpunkt des Interesses. Viertens widmete sie der Bevölkerungspolitik viel Zeit. Sie bezog, wie schon in der Zeit des Kaiserreichs, Stellung zu konkreten Fragen des Alltags der Frauen und präsentierte eine Reihe von zukunftsorientierten Verbesserungsvorschlägen. In Verbindung damit stand

55 Brief der Schwiegertochter Henriette Fürths vom 25.11.1986, zitiert nach Fassmann, Jüdinnen (wie Anm. 30), S. 286. Zum Protest von Henriette Fürth vgl. ihren Artikel Die „Gezeichneten“, in: Das freie Wort, 16, Nr. 19/20, 1917, S. 474-476.

56 Henriette Fürth, Artikel in: Die Volksstimme vom 26.10.1918.

der Versuch, eine Brücke zu schlagen zwischen der bevölkerungspolitischen Praxis und der humangenetischen Wissenschaft.

Im Jahr 1933 setzten die Nationalsozialisten dem öffentlichen Engagement der Jüdin und Sozialdemokratin ein abruptes Ende. Henriette Fürth wurde gleich nach der Machtübernahme aller öffentlichen Ämter enthoben und erhielt Berufsverbot. Auch wurden ihr die im Jahre 1931 zum siebzigsten Geburtstag verliehene Ehrenplakette der Stadt Frankfurt und die Ehrenurkunde der Universität wieder aberkannt. Dem erzwungenen Rückzug ins private Leben folgte die zunehmende gesellschaftliche Isolierung. Nach mehreren Hausdurchsuchungen gab sie, einsam und verzweifelt, das Frankfurter Domizil auf, zog zu ihrer Tochter nach Bad Ems und starb dort am 1. Juli 1938 „als Fremde in ihrem Vaterland“. „Durch den Tod von Henriette Fürth, die im Frühsommer im Alter von 77 Jahren starb, hat die internationale Frauenbewegung eine ihrer ersten Kämpferinnen, die deutsche Sozialwissenschaft, wie diese vor dem Dritten Reich bestand, eine ihrer profiliertesten Denkerinnen und die sozialistische Bewegung eine Persönlichkeit verloren, die auf einem bedeutenden Gebiet der praktischen Sozialarbeit eine führende Rolle einnahm.“⁵⁷ Mit diesen Worten würdigte der 1933 in die Niederlande emigrierte Arbeitsrechtler und Rechtssoziologe Hugo Sinzheimer⁵⁸ das Leben und Werk einer wissenschaftlich, sozial und politisch engagierten Frau, die im Wilhelminischen Reich und in der Weimarer Republik für den Aufbau einer auf Toleranz, Gerechtigkeit und Solidarität beruhenden pluralistischen Staats- und Gesellschaftsordnung eingetreten war, sich vielfach in gesellschaftliche Konflikte eingemischt und dabei stets für die schwächeren, benachteiligten oder diskriminierten Bevölkerungsteile Stellung bezogen hatte.

Der in Amsterdam erschienene Nachruf Sinzheimers verhallte in Deutschland ungehört. Hier war es seit der Errichtung eines völkischen Führerstaats um die vor 1933 bekannte Sozialwissenschaftlerin still geworden. Die zu diesem Zeitpunkt längst gleichgeschaltete deutsche Presse übergang den Tod mit Schweigen. Lediglich jüdische Zeitschriften wie der „Israelit“ und das „Frankfurter Jüdische Gemeindeblatt“ brachten kurze Notizen. Einige Nachkommen Henriette Fürths hatten bereits das Land verlassen, zwei Töchter kamen später mit ihren Familien in den Konzentrationslagern der Nazis ums Leben. Der Tod ersparte es ihr, diese Schicksalsschläge mitzuerleben und selber in das Räderwerk der NS-Vernichtungsmaschinerie zu geraten.⁵⁹

Henriette Fürth blieb auch nach 1945 lange Zeit vergessen. Immerhin gedachte im Jahre 1961 die Stadt Frankfurt am Main gemeinsam mit der Jüdischen Gemeinde ihres 100. Geburtstages. Danach vergingen noch einmal Jahrzehnte, bis die Erinnerung an sie wieder auflebte. Zum einen stieß die historische

57 Sinzheimer, Nachruf (wie Anm. 19), S. 483.

58 Rainer Erd, Hugo Sinzheimer, in: Kritische Justiz (Hg.), Streitbare Juristen - Eine andere Tradition, Baden-Baden 1988. Sinzheimer wurde 1940 nach dem deutschen Einmarsch in die Niederlande von den Nazis verhaftet, aber wieder freigelassen und überlebte die Besatzungszeit im niederländischen Untergrund.

59 Krohn, Frauenrechtlerin (wie Anm. 2), S. 175.

Forschung auf ihre Spuren: im Rahmen der deutsch-jüdischen Geschichtsschreibung,⁶⁰ im Kontext der Frauenforschung⁶¹ und in Arbeiten zur Wissenschaftsgeschichte.⁶² Zum anderen gingen manche Einrichtungen der Politik, Bildung und Wissenschaft dazu über, ihren Namen institutionell zu verankern und ihn damit, wenn auch in lokal oder regional engen Grenzen, dauerhaft dem Vergessen zu entreißen: In Frankfurt-Schwanheim und Gießen wurde eine Straße nach ihr benannt; das Gemeinsame Frauenforschungszentrum der Hessischen Fachhochschulen stiftete 2004 den jährlich für herausragende Abschlussarbeiten zur Frauen- und Genderforschung an Hessischen Hochschulen verliehenen Henriette-Fürth-Preis;⁶³ in Frankfurt erhielt sie durch einen von Monika Graulich gestifteten Denkstein einen Platz im Frauen-Gedenk-Labyrinth; seit 2007 nennt sich die neue SPD-Geschäftsstelle in Gießen Henriette-Fürth-Haus; schließlich fand das wachsende Interesse Niederschlag in Lexikonartikeln und Kurzbiographien, in Zulassungsarbeiten und Beiträgen zum Schülerwettbewerb;⁶⁴ 2010 erschienen die „Streifzüge“, eine wissenschaftlich bearbeitete Edition der bisher unveröffentlichten Memoiren, die höchst interessante Einblicke in ihr Leben und Werk vermitteln.⁶⁵ Ihnen verdankt auch dieser Vortrag wichtige Informationen und Anregungen.

60 Helga Krohn, „Du sollst dich niemals beugen.“ Henriette Fürth, Frau, Jüdin, Sozialistin, in: Peter Freimark/Alice Janowski/Ina S. Lorenz (Hg.), *Juden in Deutschland. Emanzipation, Integration, Verfolgung und Vernichtung*, Hamburg 1991, S. 27-343.

61 Fassmann, Jüdinnen (wie Anm. 30); Epple, Henriette Fürth (wie Anm. 42); Klausmann, Politik (wie Anm. 28); Susanne Omran, *Frauenbewegung und „Judenfrage“*. Diskurse um Rasse und Geschlecht nach 1900, Frankfurt am Main 2000; Schröder, Grenzgängerinnen (wie Anm. 36).

62 Claudius Härpfer, Henriette Fürth. Zur Erinnerung an das erste weibliche Mitglied der DGS, in: *Soziologie* 35 (2006), S. 258-260.

63 gFFZ gemeinsames Frauenforschungszentrum der Hessischen Fachhochschulen (Hg.) (wie Anm. 4).

64 Maya Fassmann, Henriette Fürth. Frauenrechtlerin, Schriftstellerin, in: Jutta Dick/Marina Sassenberg (Hg.), *Jüdische Frauen im 19. und 20. Jahrhundert. Lexikon zu Leben und Werk*, Reinbek bei Hamburg 1993, S. 134-136; Büttner, Henriette Fürth (wie Anm. 50); Krohn, Frauenrechtlerin (wie Anm. 2); Schüller, Henriette Fürth (wie Anm. 4); Seibel, Frauenbewegung (wie Anm. 42); Sarah Sandelbaum, Henriette Fürth, „Ich war nicht nur Mutter. Ich war ein Eigener. Ein geistiger Mensch, wollte ans Licht. Eine Persönlichkeit.“ Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten 2008/2009.

65 Henriette Fürth, *Streifzüge* (wie Anm. 3).

Aus den Augen, aus dem Sinn? - Gießen und seine militärische Vergangenheit nach dem Abzug der letzten Soldaten ¹

CARSTEN LIND

Besucher Gießens, die sich aus Richtung Lich oder Grünberg näherten, konnten bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts den Charakter der Stadt als Ort einer bedeutsamen militärischen Zusammenballung nicht verkennen. Ausgedehnte Kasernenanlagen und mit Zäunen umgebene Wohnblocks säumten den Weg ins Stadtzentrum. Im Herbst fand sich der PKW-Fahrer nicht selten zwischen bedrohlich wirkenden Militärfahrzeugen, die auf dem Weg zu Manövern oder Truppenübungsplätzen waren. Kaum 20 Jahre später ist dies nur mehr eine ferne Vergangenheit, deren Abbild selbst in der Erinnerung älterer Gießener zunehmend zu verblassen scheint.

Dennoch wirkt die 500jährige Gießener Garnionsgeschichte bis heute nach. Sie im Bewusstsein lebendig zu erhalten, ist eine wichtige Herausforderung, wenn man bedenkt, dass das Militär Gießen über weite Strecken seiner Entwicklung nicht weniger geprägt als die in nahezu 400jähriger Kontinuität ebenfalls am Ort angesiedelte Universität.

Werfen wir also zunächst einen Blick in die Vergangenheit der Stadt Gießen als militärischer Standort. Gießen war zuerst von Philipp dem Großmütigen in den 1530er Jahren zur Festung ausgebaut worden, um das Lahntal militärisch zu sichern. Allerdings war diesen ersten Festungsanlagen keine lange Dauer beschieden, da Kaiser Karl V. im Schmalkaldischen Krieg über seine protestantischen Gegner die Oberhand gewann und die Schleifung der Befestigung verfügte. Der Abriss der Festungswerke wurde 1547 in Angriff genommen. Ab 1561 wurde der Wiederaufbau von Philipp ins Werk gesetzt. Dessen Sohn Ludwig IV. von Hessen-Marburg baute die militärische Infrastruktur ab 1569 noch weiter aus und errichtete das heute von der Universität genutzte Zeughaus. Zunächst nur mit einer kleineren militärischen Besatzung belegt, standen im 17.

1 Der Text ist die nur geringfügig veränderte Fassung eines in der Vortragsreihe des OHG am 7. Februar 2011 gehaltenen Vortrags. Auf Einzelnachweise wird daher im Folgenden verzichtet. Exemplarisch werden hier nur drei Abhandlungen zur militärischen Vergangenheit der Stadt Gießen aufgeführt: Ursula Braasch-Schwersmann, Die Entwicklung des Stadtgebiets in der Neuzeit sowie Jürgen Rainer Wolf, Festung und Nebenresidenz in Oberhessen, beide in: Ludwig Brake, Heinrich Brinkmann (Hrsg.), 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, Gießen 1997 S. 350-380 u. 410-445. Michael Grether, Hans Georg Kampe, Deckname „Hansa“. Die Bunker im geplanten Hauptquartier des OKH in Gießen. Berlin 1997.

Die Abbildungen wurden freundlicherweise vom Gießener Stadtarchiv zur Verfügung gestellt. Dafür gilt Herrn Dr. Ludwig Brake mein besonderer Dank.

Jahrhundert ca. 400 Mann unter dem Befehl eines Festungskommandanten in Gießen. Diese waren in Bürgerquartieren untergebracht. Die Kasernierung der Soldaten ist erst ein modernes Phänomen. Der Soldat in der Bürgerstube könnte einem zwar als nachgerade fortschrittliches Konzept der Bürgernähe erscheinen, den Zeitgenossen war es aber größtenteils eine lästige Einquartierung. Dem einen oder anderen diente es allerdings auch als willkommene Einnahmequelle. Einem Soldaten war eine Stube, die einem Studenten zu schlecht gewesen wäre, wohl noch anzudienen. Wer keinen Soldaten beherbergte oder beherbergen wollte, kam dennoch nicht ungeschoren davon, denn eine in der Erfindung von Abgaben kreative Obrigkeit verlangte in diesem Fall das so genannte Quartiergeld. Dazu, dass den Gießenern das Militär mehr als Last denn als Lust vorkommen musste, trugen auch die Hand- und Spanndienste bei, die die Bürgerschaft zur Unterhaltung der Festungswerke leisten musste. Im Winter mussten beispielsweise die Festungsgräben eisfrei gehalten werden. Und die soldatische Lust war auch wohl eher eine Last, wie die fürstlichen Ermahnungen gegen die Schwängerei von Gießener Töchtern und Hausgesinde nahelegen. Die Weiblichkeit der Stadt war in dieser Beziehung ohnehin schon Gefährdungen von studentischer Seite her ausgesetzt. Aber zu verschweigen ist an dieser Stelle auch die wirtschaftliche Bedeutung der Soldaten nicht. Schließlich war der Stadtbewohner in Uniform nicht zuletzt auch ein Konsument, der Geld in die Portefeuilles der Gießener wandern ließ.

Während des Dreißigjährigen Krieges wurden wiederholt Verstärkungen und Reparaturen an den Festungswerken vorgenommen. Neben der militärischen Bedrohung lag der Grund dafür in der wiederholten Anwesenheit des Hofes oder einzelner Mitglieder der fürstlichen Familie in Gießen. Der Krieg ging allerdings zu Ende, ohne dass die Stadt zum Schauplatz erheblicher kriegerischer Aktivitäten wurde. Auch in der Zeit bis zum Ende des 17. Jahrhunderts sollte die Stadt an der Lahn noch öfter Angehörige der fürstlichen Familie oder die gesamte fürstliche Hofhaltung in ihren Mauern beherbergen, wenn die Residenzstadt Darmstadt durch militärische Durchzüge und kriegerische Verwicklungen bedroht zu sein schien.

Im Jahr 1698 verabschiedeten sich die fürstlichen Herrschaften endgültig von ihrem oberhessischen Domizil, das im Vorjahr zum Stationierungsort des Hessischen Kreisregimentes geworden war. Mit diesem Regiment verstärkte Hessen-Darmstadt die Truppen des Oberrheinischen Kreises. Neben einer den Zeitgenossen als bemerkenswert schlecht erscheinenden Luft umschlossen die Mauern damit ein soziales Tableau, das bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts Bestand haben sollte. 2000 bis 3000 Einwohnern, viele davon Ackerbürger, standen eine Handvoll landesherrlicher Beamter der Gießener Regierung, circa 200 Studenten und etwa 400 Soldaten gegenüber. Die Akten in Staats-, Stadt- und Universitätsarchiv legen nahe, dass die Emotionen, die man füreinander hegte, der Liebe nur selten verwandt waren.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stand Hessen-Darmstadt abseits der militärischen Konflikte dieses Zeitabschnitts. Die gewährte Neutralität und der

chronische Geldmangel des Landgrafen führten in puncto Ausbau und Unterhaltung der Festung und ihrer militärischen Anlagen zu Stillstand und Vernachlässigung. 1747 regte der Stadtkommandant Schade die Errichtung einer neuen Hauptwache auf dem Brandplatz an. Der Landgraf war für die Idee sehr aufgeschlossen und hatte ein Finanzierungsmodell zur Hand, dass auch heute noch gerne gewählt wird: Leistungen beschließen und deren Finanzierung auf untere Ebenen abwälzen. Ludwig VIII. befahl der widerstrebenden Stadt schlicht die Kostenübernahme. 300 Gulden hatte die Stadt zähneknirschend zugestanden, der Landesherr dachte allerdings großzügiger und verfügte, dass für dieses „alternativlose“ Projekt 500 Gulden der angemessene Betrag seien. Auf diese Weise entstand 1751 jenes Wachtgebäude, das bis zum Dezember 1944 auf dem Brandplatz zu sehen war. Der Platz erhielt außerdem einen Belag aus Sand und Kies, um besser als Exerzierplatz dienen zu können. Eine Kastanienallee sollte zusätzlich zur Verschönerung beitragen.

Gießen war aber während der Frühen Neuzeit nicht nur Stationierungsort einheimischer Truppen, sondern diente immer wieder fremden Truppen als Durchgangsstation. Im 18. Jahrhundert waren es französische Truppen, die wiederholt in der Stadt an der Lahn Quartier nahmen. Der Einzug in die Stadt wurde aber nicht gewaltsam erzwungen, die Tore wurden freiwillig aufgetan. So etwa im Siebenjährigen Krieg als Landgraf Ludwig VIII. gegen ein staatliches Sümchen per Geheimvertrag die Öffnung seiner Festung zusagte. 1758 zogen französische Truppen in Gießen ein, wo sie sich häuslich – unter anderem im Kollegiengebäude der Universität – einrichteten. Für die Bürgerschaft stellte dies sicher eine erhebliche Belastung dar, denn die hessen-darmstädtischen Soldaten der Festung hatten die Stadt nicht verlassen, sondern sie teilten sich mit den Franzosen den knappen Raum. Bis 1762 blieb die Festung in französischer Hand und wurde dann in etwas verschlissenen Zustand Hessen-Darmstadt wieder übereignet. 1766 wurde sie wiederhergestellt, um danach nur umso mehr vernachlässigt zu werden. Festungen waren schlicht aus der Mode gekommen. Ab 1792 wehte dann im Zuge der Revolutionskriege wiederholt der (Militär-)Mantel der Geschichte über der Stadt, wobei sich französisches, preußisches und österreichisches Tuch abwechselten. Diese Phase fand 1798 ihr Ende. Ihren Anfang nahmen hingegen Gedanken, die Festungswerke schleifen zu lassen. Serenissimus verfügte am 3. Dezember 1803, dass es den Gießener Bürgern gestattet sei, den Wall abzutragen und die Gräben zuzuwerfen. Nach schleppendem Beginn waren die Anlagen bis 1811 schließlich beseitigt. Mit dem Ende der Befestigung endete auch die militärische Nutzung des Zeughauses. Sein Inhalt wurde nach Darmstadt überführt, ein Teil wanderte bezeichnenderweise in den Fundus des Hoftheaters. Das Zeughaus diente nun Wohn- und Gewerbe Zwecken. Damit war die erste Konversion militärischer Anlagen in Gießen abgeschlossen.

Das Ende militärischer Präsenz war damit freilich noch nicht erreicht. 1790 war das Kreisregiment aufgelöst und das hessen-darmstädtische Militär reorganisiert worden. Ab 1795 hatte dann ein Bataillon seinen Standort in der Stadt. Die engste Berührung und auch das größte Problemfeld zwischen Bürgern und

Soldaten bildete auch weiterhin die Quartierfrage. Nach der endgültigen Niederlage Napoleons wurden aber neue Wege der Unterbringung der Soldaten erörtert. Die Stadt griff das Konzept der Kasernierung auf und errichtete auf dem vorgelagerten Seltersberg eine Kaserne. Die Stadtväter hofften dadurch, ein für allemal von der Einquartierung von Soldaten in der bürgerlichen Wohnung bzw. von der Zahlung der Quartiergelder befreit zu sein. Doch nur zwei Jahre nach ihrer Fertigstellung wurden die Soldaten aus Gießen abgezogen und die Gebäude der Universität übergeben. Die Gießener waren von dieser Volte der landesherrlichen Politik freilich wenig angetan. Ihnen musste es erscheinen, das Geld für den Kasernenbau umsonst aufgebracht zu haben. Allerdings sollten die Gebäude auch der Stadt noch Nutzen spenden. Ein Teil des Kasernenbaus existiert noch heute und ich glaube, kein Gießener würde auf diesen verzichten wollen. Es ist jenes Wachthaus in dem Justus Liebig später sein Gießener Laboratorium errichten sollte. Der Mannschaftsbau der Kaserne diente in der Zeit des großen Chemikers und darüber hinaus als Klinik. Auf diese Weise erlebte Gießen bereits das zweite Mal in seiner Geschichte die Konversion militärischer Liegenschaften für zivile Nutzungen. Mit diesem Abzug der Soldaten im Jahr 1821 begann in der Geschichte Gießens die bis dahin längste militärfreie Phase. Sie sollte bis in das Jahr des preußisch-österreichischen Krieges anhalten.

Nach diesem Krieg von 1866, den Hessen-Darmstadt an der Seite Österreichs verloren hatte, schloss es mit Preußen eine Militärkonvention, die die hessischen Truppen in das preußische Militärsystem integrierte. In diesem Rahmen wurden die Streitkräfte des Großherzogtums neu organisiert. Im Jahr 1868 zog das 2. Hessische Infanterieregiment in Gießen ein. Das Zeughaus erlebte nun seine „Retrokonversion“ und wurde wieder Militärgebäude. Allerdings diente es nun nicht mehr der Aufbewahrung militärischer Ausrüstungsgegenstände, sondern wurde zur Kaserne umgewidmet. Allerdings konnte nur ein Teil der Soldaten im Zeughaus untergebracht werden, für die anderen musste wieder auf die Einrichtung des Bürgerquartiers zurückgegriffen werden. Die Kaserne auf dem Seltersberg stand ja nicht mehr zur Verfügung. Im Jahr 1872 erhielt das Regiment dann den Namen unter dem es zum Gießener Traditionsregiment schlechthin werden sollte: 2. Großherzoglich Hessisches Infanterieregiment Nr. 116. Erst im Jahr 1887 konnte das gesamte Regiment in einem neuen Kasernenbau untergebracht werden. Auf dem Trieb, einem Gelände das bereits als Manöver- und Exerzierplatz diente, wurde einer jener Backsteinbauten errichtet, die für die wilhelminische Militärarchitektur so charakteristisch waren. Doch schon wenige Jahre später war durch eine Heeresvermehrung das Fassungsvermögen der Kaserne auf dem Trieb, der so genannten Berg-Kaserne, erschöpft. Nun kam es zu einer interessanten Lösung des Raumproblems. In einer Kooperation, die heutzutage Internationalität heischend „joint venture“ genannt würde, trat die Stadt Gießen als Unternehmer auf und errichtete neben dem wilhelminischen Klotz eine so genannte Städtische Kaserne, die nach 20 Jahren der Nutzung durch das Militär in Wohnraum umgewandelt werden sollte. Daher auch ihr für eine Kaserne geradezu zivilistisches Aussehen. 1896 bezogen Soldaten dieses

Bauwerk. Gießen war zum beachtlichen Militärstützpunkt geworden. Dieser Umstand ließ die Stadt auch in das allerhöchste Gesichtsfeld des Kaisers treten. Bad Homburg, beliebter Ort kaiserlicher Sommerfrischen, lag nicht zu weit entfernt und so konnte der begeisterte Automobilist Wilhelm II. in Gießen seine Aufwartung machen, um sich von der militärischen Tüchtigkeit seiner hessischen Untertanen zu überzeugen. Um ein Haar wäre die Stadt an der Lahn sogar Schauplatz eines der beliebten kaiserlichen Herbstmanöver geworden, die die adelige und politische Prominenz ihres Zeitalters zusammenzuführen pflegten. Doch die Schüsse aus der Waffe des serbischen Attentäters Gavrilo Princip führten dazu, dass die Gießener Soldaten nicht in ein Manöver sondern in einen blutigen Weltkrieg ziehen mussten. Bedenkt man den Jubel, der die ausziehenden Soldaten begleitete, dann muß vielen Zeitgenossen dieser Krieg an seinem Beginn auch nur als eine Art Manöver mit scharfer Munition erschienen sein.

Die Zahl deutscher Soldaten in der Stadt nahm ab, aber nicht die Zahl der Soldaten insgesamt, denn Gießen wurde zum Standort eines sehr großen Kriegsgefangenenlagers. Es schloß unmittelbar an das Gelände der Berg-Kaserne an und bedeckte das vormalige Übungsgelände auf dem Trieb.

Das Infanterieregiment Nr. 116 wurde im Ersten Weltkrieg unter anderem vor Verdun eingesetzt. Nach vier Jahren in den menschenverschlingenden Materialschlachten kehrten die Soldaten an einem verregneten Herbsttag des Jahres 1918 nach Gießen zurück und das Regiment wurde noch im selben Jahr demobilisiert und aufgelöst. Dies hätte das Ende des militärischen Standorts Gießen bedeuten können, nachdem der Versailler Vertrag die Reduzierung der Mannschaftsstärke des deutschen Heeres auf 100.000 Mann festgelegt hatte. Der Versailler Vertrag war es andererseits aber auch, der dafür sorgte, dass die Gießener Kasernen nicht leerstehen sollten. Auch aus der zivilen Nutzung der Städtischen Kaserne sollte nichts werden. Der vertraglich festgelegte entmilitarisierte Teil des Deutschen Reiches reichte bis nahe an Gießen heran, so dass die Stadt zu einem der westlichsten noch möglichen Garnisonsorte der Reichswehr werden sollte. So zog ein Bataillon des Infanterieregiments 15 in die Kasernen ein. Im Zuge der von der Reichswehrführung vorbereiteten Wiederaufrüstung wurde auch eine stärkere Präsenz des Militärischen im öffentlichen Raum angestrebt. Das Militär trat wieder mit Paraden und Aufmärschen hervor. Der Reichsgründungstag, Gefallenenehrungen, Kameradschaftstreffen etc. waren willkommene Gelegenheiten, die genagelten Stiefel auf dem Kopfsteinpflaster der Gießener Innenstadt abzunutzen. Im Jahr 1932 veranstaltete man in der Stadt den „Ersten Hessischen Grenadiertag“, der nicht nur Marschmusik und Erbseneintopf mit sich brachte. Es wurden auch Kriegsspiele und Gefechtsübungen zur Unterhaltung des Publikums geboten. Die Nationalsozialisten griffen die Idee solcher militärischen Zurschaustellungen später dankbar auf und erweiterten noch deren Rahmen. Geschütze auf dem Anlagenring und MG-Nester vor dem Stadttheater sollten die „Wehrfreude“ der Bevölkerung heben.

Das „Dritte Reich“ beschritt die von der Reichswehr vorgeplanten Bahnen der Wiederaufrüstung. Bereits 1934 vor der Wiedereinführung der Wehrpflicht

und der Aufkündigung der Rüstungsbestimmungen des Versailler Vertrages begannen für Gießen die Planungen für neue Kasernenbauten. Eine willfährige Stadtregierung hatte das benötigte Gelände verschenkt oder teilweise zu sehr günstigen Bedingungen an den Militärfiskus abgetreten. Unter dem Tarnnamen Gießen (später IR 36) begann die Aufstellung eines neuen Infanterieregiments, für das Unterkünfte im Bereich der alten Kaserne der Kaiserzeit und neue Anlagen an einer der Ausfallstraßen der Stadt geschaffen wurden. Es handelt sich um die heute noch erhaltenen und zuletzt von der Bundeswehr genutzten Gebäude an der Licher Straße. Einheiten eines neuen Artillerieregiments erhielten ebenfalls neue Bauten. Auf einem Gelände entlang der Grünberger Straße wurde die Bleidorn-Kaserne errichtet. Diese Kasernen waren aber noch nicht das Ende der Aufrüstung in Gießen. Am Fuß der Licher Straße war die Waldkaserne entstanden und unweit von ihr das Scharnhorst-Lager. 1936 zog dann das wiedererrichtete Regiment 116 in die Wald- oder in Erinnerung an den Einsatz der 116er im I. Weltkrieg Verdunkaserne genannten Gebäude ein. In unmittelbarer Nähe der Universitätskliniken wurde ein großzügig angelegtes Wehrmachtslazarett hochgezogen. Dem in den Zwanziger Jahren geträumten Traum einer Gießener Teilhabe am Luftverkehr bereiteten die Nationalsozialisten ein Ende, indem sie den bisher zivilen Gießener Flughafen der Luftwaffe Hermann Görings übereigneten, die dort ein Kampfgeschwader stationierte.

Betrachtet man die Bautätigkeit im Gießen dieser Jahre fällt einem die bittere Gedichtzeile Erich Kästners ein, der im Hinblick auf Deutschland schrieb:

Dort reift die Freiheit nicht. Dort bleibt sie grün.
Was man auch baut - es werden stets Kasernen.
Kennst du das Land, wo die Kanonen blühen?
Du kennst es nicht? Du wirst es kennenlernen.²

Und in der Tat sollten viele Länder Europas ab dem Jahr 39 dieses Deutschland kennen lernen. In der Folge des Kriegsbeginns war Gießen ab dem Sommer 39 wieder eine Stadt nahezu ohne Soldaten. Der Krieg gegen Frankreich und die Benelux-Staaten rückte Gießen noch einmal kurzfristig in den Focus der Generalstabsplanungen. In Zusammenhang mit der Errichtung eines Führerhauptquartiers sollte in Gießen auf dem Gelände der Waldkaserne eine Bunkeranlage für das Oberkommando des Heeres errichtet werden. Die Bunkeranlagen waren fast fertig gestellt, als die Entscheidung für einen anderen Ort fiel. Die errichteten Nachrichtenbunker stellten allerdings einen wichtigen Knotenpunkt im militärischen Fernsprechnetzz der deutschen Wehrmacht dar. Die Waldkaserne selbst wurde zur Schule für Fernsprechhelferinnen, die so genannten Blitzmädel. In ihren charakteristischen Uniformen waren sie eine auffällige Erscheinung im Gießener Straßenbild.

2 Zitiert nach der Ausgabe Erich Kästner, Die Gedichte, Frankfurt/Main 2010, S. 30.

Nachdem das „Tausendjährige Reich“ den Deutschen und der Welt erfreulicherweise 988 Jahre schuldig geblieben war, sah es kurzfristig so aus, als könnte der militärische Zweig der Gießener Stadtentwicklung endgültig ad acta gelegt werden. Diese Hoffnungen wurden von den Amerikanern aber zügig makuliert. Sie nutzten die Anlagen der Wehrmacht mit einer Ausnahme als Unterkunft für eigene Soldaten, Kriegsgefangene und Displaced Persons. Die wilhelminischen Bauten der Bergkaserne waren bei den Luftangriffen auf Gießen beschädigt worden. Sie dienten notdürftig repariert als Unterkunft für Vertriebene und Ausgebombte. In den Wirtschaftsgebäuden der Kaserne siedelten sich Gewerbebetriebe an. Die im Stadtbild markanten Backsteinbauten wurden erst in den fünfziger Jahren abgetragen.

Da auch nach diesem Krieg die Friedensdividende nur in sehr kleiner Münze ausgezahlt wurde, denn dem heißen folgte der Kalte Krieg, blieben die Kasernen zunächst bis auf diese Ausnahme, was sie waren und verwandelten sich nicht in Reserveflächen der Stadtentwicklung. Standen bis 1939 die Soldaten in Gießen gewissermaßen mit dem Gesicht nach Westen, so blickten sie jetzt nach Osten. Bis 1956 schauten die in Gießen dauerhaft stationierten GIs allein ins so genannte Fulda Gap. Ab 1957 wurde diese Blickrichtung an der Lahn auch von deutschen Soldaten geteilt. Erste Bundeswehreinheiten waren in dem von der Wehrmacht errichteten Scharnhorst-Lager, später im Zeichen deutsch-amerikanischer Waffenbrüderschaft in Steuben-Kaserne umbenannt, untergebracht worden. Ein Jahr später, 1958, bezog die Bundeswehr gegen erheblichen Widerstand der Stadt auch die bis dahin nicht mehr militärisch genutzte Bergkaserne. Bis hinauf zum Petitionsausschuss des Deutschen Bundestages bemühte die Stadt alle Instanzen, um diese erneute militärische Nutzung der Kaserne zu verhindern. Der Enthusiasmus der Stadt hatte sich bereits beim Einzug der ersten deutschen Soldaten in Gießen nach 1945 in engen Grenzen gehalten. Zur Begrüßung der Soldaten war etwa Oberbürgermeister Oswald, Termingründe vorschützend, nicht erschienen.

Besondere Brisanz hatte die Stationierung von Einheiten der amerikanischen und deutschen Feldartillerie in Gießen. Denn diese Einheiten waren für den atomaren Schuss vorgesehen. Zunächst mit Geschützen später mit Kurzstreckenraketen hätten diese Artillerieeinheiten die Panzerarmeen des Warschauer Paktes auf deutschem Boden aufhalten sollen. Die atomaren Sprengköpfe waren in Bunkern im Gießener Umland gelagert. Das Stadtparlament hatte sich schon 1958 gegen atomare Waffensysteme ausgesprochen, war damit aber nicht durchgedrungen.

Eine ebenfalls militärisch sehr bedeutsame Infrastruktur war von den amerikanischen Streitkräften auf dem Gelände des ehemaligen Flughafens geschaffen worden. Hier befand sich das größte Depot der US-Armee in Europa, von dem aus Stützpunkte in ganz Europa mit vorwiegend zivilen Verbrauchsgütern versorgt wurden. Die Army war nach der Universität bis in die 80er Jahre der größte Arbeitgeber in der Stadt mit mehreren hundert deutschen Zivilangestellten. Die lang anhaltende Präsenz der Amerikaner führte auch seit Anfang der 50er Jahre

zur Errichtung der Housing Areas, die den Soldaten erlaubten, mit Familien in Gießen zu leben. Dieses Klein-Amerika an der Lahn entspannte auch das Verhältnis zu Teilen der deutschen Bevölkerung, denn bis dahin hatte die amerikanische Besatzungsmacht auf die Beschlagnahme von deutschem Wohneigentum zurückgegriffen, wenn es galt den eigenen Wohnraumbedarf zu decken. Die in der Folge stetig anwachsende american community führte zum immer weitergehenden Ausbau zivil-militärischer Strukturen – Sportanlagen, Supermärkte, Kinos, Schnellrestaurants etc. In den 80er Jahren lebten ca. 4500 amerikanische Armeeangehörige in der Stadt, nicht wenige davon auch mit ihren Familien. Allerdings ist es nicht möglich davon zu sprechen, dass die Amerikaner wirklich in die Stadtgesellschaft integriert waren. Trotz regelmäßiger deutsch-amerikanischer Freundschaftsfeste, Empfängen für Standortkommandeure und Vereinen, die sich die Pflege der Beziehungen auf die Fahnen geschrieben hatten, war es mehr ein Neben- als ein Miteinander. Überhaupt war das Verhältnis der Stadt zu ihren militärischen Mitbewohnern stets ambivalent. Die Dollars der GIs waren lieber gesehen als diese selbst. Die Anwesenheit vieler unbeworbener junger und testosteronstrotzender Männer mit Zugriff auf Zigaretten, Seidenstrümpfe und Devisen übte gerade in den späten vierziger Jahren auf Frauen, die ihre Gunst und ihre Körper mietweise zur Verfügung stellten, große Anziehungskraft aus. Eine Illustrierte betitelte Gießen deswegen gar als „Shanghai an der Lahn“. Der Familiennachzug dürfte auch in diesem Fall eine Entspannung bewirkt haben. Die Wehrpflichtarmee der Bundeswehr war für solche Phänomene naturgemäß weniger anfällig. Eine jährlich wiederkehrende Belastung durch die vereinten Streitkräfte mussten die Gießener allerdings in Gestalt von Manövern ertragen, die immer erhebliche Belastungen, Sach- und nicht selten auch Personenschäden mit sich brachten. Die Stadt pflegte in Gestalt ihrer Oberbürgermeister bis zum Beginn der achtziger Jahre meist gute Kontakte zu den Vertretern der deutschen und amerikanischen Streitkräfte. Neue amerikanische Standortkommandanten wurden von der Stadt mit einem Empfang willkommen geheißen, neue Rekrutenjahrgänge wurden im Stadthaus begrüßt und erhielten eine Stadtführung. Besonders innig war das Verhältnis, das Oberbürgermeister Schneider zur Truppe pflegte. Als ehemaliger Reserveoffizier nahm er schon einmal an militärischen Übungen teil oder begleitete Artillerieeinheiten zum scharfen Schuss auf den Truppenübungsplatz.

Damit war es in den achtziger Jahren vorbei. Der NATO-Doppelbeschluss, der in dieser Zeit auf maßgebliches Betreiben des sozialdemokratischen Kanzlers Helmut Schmidt umgesetzt wurde, verstärkte die Entfremdung noch. Ein nicht geringer Teil der Bevölkerung sah sich mehr von den noch nicht stationierten Cruise Missiles und Pershing II Raketen der NATO bedroht als von den bereits in Stellung gebrachten SS 20 Raketen des Warschauer Paktes. Neben dieser allgemeinen Stimmungslage erregten in Gießen auch Ausbaupläne für das Depot und ein neues Verteidigungskonzept der NATO die Gemüter. Die Stationierung neuer Luftabwehrraketen vom Typ Patriot heizte die Stimmung weiter an. Sie sollten Luftwaffenverbände des Warschauer Paktes mit Angriffsziel Gießen in

der Luft vernichten. Damit einher ging neuer Platzbedarf des Militärs. Auf dem Gelände des Depots sollten Unterkunftsgebäude für die das Waffensystem bedienenden Mannschaften errichtet werden. Die Stadtverwaltung versuchte den Bau mit dem Argument zu verhindern, die drei dreistöckigen Blöcke verlegten der Frischluftzufuhr der Innenstadt den Weg. Angesichts der wallartigen Autobahnanlagen, die die Stadt umgaben, erschien vielen Zeitgenossen diese Argumentation etwas kühn. Sie führte auch nicht zum Ziel. Nach einigem Hin und Her wurden die Gebäude errichtet. Die Anwohner wurden ebenfalls von Gerüchten beunruhigt, die Amerikaner planten einen Hubschrauberflugplatz im Depotgelände. Auch die Bundeswehr machte in den achtziger Jahren mit Raumansprüchen von sich reden. Sie wollte ihr Gelände bis auf die Hohe Warte ausdehnen. Eine Gießener Traditionsgaststätte sollte dafür enteignet werden. Das Militär erschien zunehmend vielen Gießenern als Moloch im Stadtgebiet. Politisch Verantwortliche sahen die Stadt durch das Ausgreifen des Militärs in ihrer auch gewerblichen Entwicklung behindert. Das Stadtparlament erteilte dem Schweizer Prognos Institut den Auftrag, ein Gutachten zur militärischen Belastung und Belastbarkeit zu erstellen. Gießen erlebte in dieser Zeit mehrere Friedensdemonstrationen und eine SPD geführte Stadtregierung ließ an den Ortsschildern den Zusatz „Atomwaffenfreie Zone“ anbringen. Extremisten der politischen Linken hofften, aus dieser Stimmung Nutzen zu ziehen. So verübten Sympathisanten der RAF Anschläge auf Güterzüge und PKWs amerikanischer Soldaten.

Parallel dazu fassten die militärisch-politischen Führungsebenen von Bundeswehr und US-Army den Entschluss, den öffentlichen Raum der Friedensbewegung nicht allein zu überlassen. Die Army griff dabei zum Mittel der Militärparade am Independence-Day. Diese Vorführung militärischer Gerätschaften stieß sehr erwartbar auf starken Widerspruch, der sich in einer polarisierten Zuschauerschaft entlang der Grünberger Straße widerspiegelte. Die Bundeswehr nahm ihr vierzigjähriges Bestehen zum Anlass, Gelöbnisse von Wehrpflichtigen verstärkt außerhalb der Kasernen abzuhalten. Der nicht unberechtigte Gedanke, den „Bürger in Uniform“ im Angesicht seiner Mitbürger zu vereidigen, wurde allerdings rasch zum Stein des Anstoßes. Bei dem abendlichen Gelöbnis von Wehrpflichtigen auf dem Gießener Sportgelände kam es denn auch zum Kräfteressen im hohen Dezibelbereich. Ob letztlich die pfeifenden, skandierenden Gegner oder der Musikzug der Bundeswehr in puncto Lautstärke den Sieg davontrugen, ließ sich nicht mehr ermitteln. Für Mitglieder der Friedensbewegung standen diese öffentlichen Zurschaustellungen des Militärs auf einer Ebene mit den geschilderten militärischen Demonstrationen von Reichswehr und Wehrmacht. Sie erblickten darin den Versuch, die bundesdeutsche Bevölkerung kriegsbereit zu machen. Die Rhetorik amerikanischer Politiker dieser Tage verstärkte derartige Befürchtungen noch.

Über dieser Szenerie fiel oder besser gesagt hob sich im Herbst 1989 der Eisener Vorhang. Die militärischen Ausbaupläne von gestern waren Makulatur und Amerikaner und Deutsche strukturierten ihre Armeen neu. Schon bald wich

die Furcht vor einer militärischen Umklammerung der Sorge um den Verlust von Kaufkraft und Arbeitsplätzen. Die Amerikaner waren bis dahin einer der größten Arbeitgeber. Aufträge in den Kasernen hatten vielen Handwerkern und Mittelständlern über viele Jahre gefüllte Auftragsbücher beschert.

Dass der Abzug der Amerikaner nicht sehr schnell geschah, verhinderte ein arabischer Despot mit dem Einmarsch seiner Truppen in Kuwait. Die „operation desertstorm“, mit der eine von Amerika geführte Allianz auf den Angriff Saddam Husseins reagierte, machte den Rückgriff auch auf die militärischen Ressourcen des Gießener Standorts nötig. Doch dies war nur ein kurzer Aufschub. Ab 1994 (bis 2007) schüttelten sich die GIs den Staub der hiesigen Exerzierplätze von den Schuhen und verschwanden. Auch die Bundeswehr wandte sich von der Stadt an Lahn ab, um Mars auf dem Balkan oder in den Mohnfeldern Afghanistans ihre Reverenz zu erweisen. Zuletzt verließ das Verteidigungsbezirkskommando (VBK) 47 seinen Standort in der Berg-Kaserne.

In Gießen blieben verwaiste Liegenschaften zurück, die nun einer zivilen Nutzung zugeführt werden sollten. Die von den Amerikanern zuerst aufgegebenen Rivers-Baracks wurden im Rahmen dieser Diskussion zum Zankapfel zwischen Stadt und Bund. Die Stadt vertrat die Auffassung, dass nach Ende der militärischen Nutzung das einst städtische Gelände wieder in ihren Besitz übergehen sollte. Sie berief sich dabei auf die in den dreißiger Jahren mit dem Militäriskus der Wehrmacht geschlossenen Verträge. Die Bundesrepublik Deutschland sah sich allerdings als rechtmäßige Eigentümerin des Geländes an und konnte sich mit dieser Auffassung letztlich durchsetzen. Für die Kaserne wurden nun verschiedene Verwendungen diskutiert. Die Umwandlung in Studentenwohnungen wurde ebenso ins Gespräch gebracht, wie die Nutzung als Landratsamt. Über Umwege ist diese Lösung im letzten Jahr Realität geworden. Der Rest der Liegenschaft hatte zuvor bereits als Rivers-Automeile eine neue Nutzung gefunden. Einer der einst für die oberste Heeresleitung errichteten Bunker steht heute im Dienst der Kultur. Ohne Kontroverse fand die Konversion der Steuben-Kaserne in das Gewerbegebiet „Europaviertel“ statt. Wenn man allerdings bedenkt, dass die militärischen Liegenschaften circa 9% des Gießener Stadtgebiets ausmachten, kann man die immer noch bestehende Herausforderung für die Stadtentwicklung einschätzen. Berg-Kaserne, Pendeleiton-Baracks und Teile der housing areas harren noch einer sinnvollen Nutzung. Ebenso die wohl schwierigste Liegenschaft von allen – das ehemalige Depotgelände. Dicht bebaut mit kaum sinnvoll nutzbaren Gebäuden und vermutlich mit einer schwer abzuschätzenden Altlast im Boden versehen, dürfte sich in absehbarer Zeit kaum eine vernünftige Nutzung entwickeln lassen.

Soweit die kursorische Übersicht über 500 Jahre Militärstandort Gießen. Bereits diese gedrängte Übersicht macht die große Rolle des Militärischen in der Stadtgeschichte deutlich. Sofern es so etwas wie ein „öffentliches historisches Bewusstsein“ gibt, müsste in diesem die Militärgeschichte der Stadt eine prominente Rolle spielen. Ich habe allerdings den Eindruck, dass dies nicht so ist. Daher auch der in Form einer Frage gebildete Titel des Vortrags „Aus den

Augen, aus dem Sinn?“ Bereits der Abschied der einzelnen Einheiten aus Gießen war ein Abschied auf Raten, der Kaserne für Kaserne vor sich ging. Und immer in der jeweiligen Kaserne stattfand. Nach meiner Erinnerung gab es keine zentrale Veranstaltung im öffentlichen Raum, in der ein offizieller Schlußpunkt gesetzt wurde. Und diesem Ende auf Raten korrespondiert ein merkwürdiges Desinteresse. In anderen Städten mit ähnlicher Vergangenheit kam es im unmittelbaren Umfeld des definitiven Abzugs der Soldaten und der Aufgabe militärischer Liegenschaften zu Aktivitäten, um diesen Teil der jeweiligen Stadtgeschichte im Bewusstsein präsent zu halten – häufig ganz konkret durch die Sicherung von Gegenständen und die fotografische Dokumentation von Liegenschaften. Hierbei kam es zum Engagement von Privatpersonen, Vereinen, eigens gegründeten Initiativen u.ä. Auch musealisierte Darbietungen wurden in Angriff genommen. So wurden in Hanau etwa interne und externe Beschilderungen der Kasernen gesammelt. In Nürnberg bildete sich ein Trägerverein, der Stücke zusammentrug und in einem ehemaligen Luftschutzbunker präsentiert. Gelingenstes Beispiel ist dabei das Garnisonsmuseum der Stadt Ludwigsburg. Hier schlossen sich Bürger, aktive und ehemalige Soldaten zusammen und errichteten unterstützt von der Stadt und privaten Sponsoren in einem historischen Wachtgebäude ein Museum. Unter der Leitung eines Kurators bietet es Platz für Dauer- und Wechselausstellungen sowie Vorträge. In Gießen tat sich zunächst wenig. Zuletzt geriet sogar eine Sammlung zur Geschichte des amerikanischen Depots in private Hände. Warum so wenig Initiative? Ich kann darüber nur spekulieren. Vermutlich waren die Soldaten, vor allem die amerikanischen, in der Wahrnehmung der Gießener durchreisende Fremde, die in abgeschlossenen Bezirken eine „Parallelgesellschaft“ bildeten. Auch die mit einem Volksfest alljährlich beschworene deutsch-amerikanische Freundschaft änderte daran nichts. Besonders am Ende erschienen die Amerikaner als Bedrohung, die ständig mehr Stadtraum beanspruchten und deren Präsenz in der Auseinandersetzung mit dem Warschauer Pakt, dessen atomares Feuer auf Gießen ziehen würde. Ähnliches gilt sicher auch für die Einheiten der Bundeswehr. Auch in historischer Perspektive war das Militär von den Bürgern meist als Hemmnis und Last empfunden worden. Vielleicht mit Ausnahme der Kaiserzeit und des Nationalsozialismus, in denen man sich an Darbietungen militärischer Stärke gerne beerauschte. Möglicherweise war das Jahrzehnt des Abzugs ab der ersten Hälfte der Neunziger Jahre nur das Ende einer zerrütteten Beziehung. Eventuell gibt es deshalb so wenig Erinnerung?

Im Jahr 2008 wurde dieser blinde Fleck aber dann doch Gegenstand der Wahrnehmung. Die städtischen Gremien beschlossen die Erstellung eines Konzeptes für ein Gießener Garnisonsmuseum. Die Grundzüge dieses Konzeptes werden im Anschluss, beschränkt auf das Leitbild des Museums sowie die didaktischen Zielsetzungen der einzelnen Abteilungen bzw. Stationen, kurz vorgestellt.

a) Leitbild

Eine Konstante der Gießener Stadtentwicklung war seit dem 16. Jahrhundert die fast ununterbrochene Präsenz des Militärs in der Stadt. Gießen war einer der ältesten Garnisonorte in ganz Deutschland. Eine Garnisonstadt ist Gießen seit dem Beginn des dritten Jahrtausends, der den Abzug der letzten deutschen und amerikanischen Soldaten brachte, nicht mehr, dennoch wirkt die militärische Vergangenheit ins Heute hinein.

Das Museum stellt sich die Aufgabe diesen Teil der Stadtgeschichte museal darzustellen, um ihn im Bewusstsein der Besucher präsent zu machen. Ziel ist dabei nicht die auratische Präsentation militärischer Objekte in der Form einer Waffensammlung, sondern deren Kontextualisierung in geschichtliche Zusammenhänge. Das Militär und seine Einrichtungen werden als Faktoren der Entwicklung des Stadtraums und der Stadtgesellschaft deutlich herausgearbeitet. Das Museum grenzt sich entschieden gegen einfache Militariasammlungen oder eine Darbietung musealisierter Regimentsgeschichten ab. Die Geschichte einzelner Gießener Regimenter insbesondere die so genannte Operationsgeschichte interessiert im Kontext des Museums nur am Rande. Es richtet seinen Blick konsequent von der Stadt auf das Militär und versteht sich als Exponent einer „zivilen“ Militärgeschichte.

Das Museum ist dabei aber auch als Ort der Diskussion aktueller Entwicklungen – etwa für die Konversion und anstehende zivile Nutzung militärischer Flächen – und etabliert sich damit zusätzlich in der Öffentlichkeit. Wechselausstellungen und die Präsentation von Wanderausstellungen, die die Thematik des Museums sinnvoll ergänzen, werden ebenfalls zur Aufrechterhaltung des Publikumsinteresses beitragen.

Die bereits vorhandenen Sammlungsobjekte werden im Rahmen einer kontinuierlichen Sammlungstätigkeit durch Erwerbungen und das Einwerben von Leihgaben vermehrt. In Verbindung mit dem Stadtarchiv sucht das Museum Kooperationen mit der Universität, um wissenschaftliche Qualifikationsschriften zu Themen der Gießener Garnisonsgeschichte anzuregen. An der dauernden Fortentwicklung der Museumskonzeption und Präsentation können sich Fachdidaktiker der Universität beteiligen.

b) Stationen

Station 1: Historischer Überblick

Ziel: Das didaktische Ziel dieser Station ist die Einbindung der lokalen Gießener Garnisonsgeschichte in die grundlegenden historischen und politischen Geschehnisse und Entwicklungen. Nicht bei allen Besuchern können geschichtliche Grundkenntnisse und eine historische Allgemeinbildung vorausgesetzt werden. Befragungen auch zu Themen der näheren Vergangenheit zeigen – gerade auch bei Schulkindern – immer wieder gravierende Defizite.

Diese Station dient zudem als Basis des Museumsrundgangs, in dessen Verlauf immer wieder an Themen und Sachverhalte angeknüpft wird, die bereits hier angeklungen sind. In dieser Einheit der Ausstellung wird ein Überblick über den

zeitlichen Gesamtrahmen der Gießener Garnisonsgeschichte vom Beginn des 16. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts gewährt.

Station 2: Gießen als Festungsstadt

Ziel: Der Besucher wird hier an den Beginn der neuzeitlichen Gießener Militärgeschichte im 16. Jahrhundert herangeführt. Er verfolgt die Entwicklung von der Errichtung bis zur Niederlegung der Festungswälle. Der Charakter einer Festungsstadt und dessen Bedeutung für die Bewohner wird herausgearbeitet. Ebenso wird der Wandel der Militärtechnik thematisiert bzw. am Abriß der Wälle illustriert.

Station 3: Der Soldat in Bürgerquartier und Kaserne – Zivilisierung des Militärs oder Militarisierung der Gesellschaft?

Ziel: Diese Station überspannt zeitlich einen Bogen, der von der Frühen Neuzeit bis in das 20. Jahrhundert reicht. Dem Betrachter wird die Bedeutung des dauernden Aufenthalts von Soldaten in der Stadt anhand von deren Unterbringung und sich wandelnden Unterbringungskonzepten vor Augen gestellt. Außerdem erhält er eine plastische Vorstellung des ständig angestiegenen Platzbedarfs des Militärs für seine Liegenschaften.

Ein Unterabschnitt wird sich dabei der nationalsozialistischen Aufrüstung widmen und ihre Dimension erfahrbar machen. Ebenfalls im Rahmen eines Abschnitts werden die Jahre nach 45 und der Ausbau der amerikanischen und später auch deutschen Garnison Gießen zu einem der wichtigsten Militärstützpunkte der NATO im Kalten Krieg thematisiert.

Station 4: Gegen-, Mit- und Nebeneinander – Bürger und Soldat in der Stadt

Ziel: Die Besucher sollen einen Eindruck erhalten, welche Rolle das Militär als soziale Gruppe in der Stadtgesellschaft spielte und wie es wahrgenommen wurde – bis hin zur Friedensbewegung der 80er Jahre. Es soll dabei ein Bogen von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart geschlagen werden.

Station 5: Marschmusik und Erbseneintopf – Die Inszenierung des Militärs im öffentlichen Raum

Ziel: Die Begegnung der Bürger mit dem Militär war keineswegs immer ein ungesteuerter Akt. Häufig war sie – vor allem im 19. und 20. Jahrhundert – ein exakt geplantes Schauspiel, das politischen Zwecken diente und die Bevölkerung für die Ziele der politisch-militärischen Führung gewinnen sollte. Der inszenatorische Charakter militärischer Auftritte im öffentlichen Raum und ihre gezielte Instrumentalisierung sollen den Besuchern deutlich gemacht werden.

Station 6: Schwerter zu Pflugscharen – Die Konversion militärischer Liegenschaften

Ziel: Der Besucher erfährt, dass „Konversion“ kein Phänomen erst unserer Tage ist, sondern bereits im 19. Jahrhundert (Wälle, Zeughaus, Kaserne auf dem Sel-

tersberg) die Menschen beschäftigte. Für die Gegenwart wird die heutige Situation der militärischen Liegenschaften vorgestellt und Konzepte sowie verschiedene Vorschläge für ihre Umnutzung vorgestellt. Dem Besucher soll deutlich werden, dass die militärische Vergangenheit im Bereich der Stadtentwicklung noch weit in die Zukunft hinein wirkt.

Soweit das Konzept. Die kommunale Kassenlage wird auf absehbare Zeit keine Verwirklichung eines Gießener Garnisonsmuseums zulassen. Bei einer eventuellen Neugestaltung der stadtgeschichtlichen Abteilung des Oberhessischen Museums kann die militärische Vergangenheit Gießens vielleicht breiteren Raum einnehmen als bisher. Im Vorgriff auf ein später zu errichtendes Museum soll es aber einzelne Ausstellungen geben. So wird unter Federführung des Stadtarchivs für das Jahr 2014 eine Ausstellung zum Ersten Weltkrieg vorbereitet.

Aber auch so bleibt die militärische Vergangenheit im Stadtraum präsent. Vom Zeughaus, über den Anlagenring hin zu den ehemaligen Kasernengebäuden mit ihren Spitzbunkern hat sie ihre Spuren im Stadtbild hinterlassen. Aus dem Sinn mag das Militärische verschwunden sein, aus den Augen ist es nicht. Und so kann man einstweilen jedem, der nach einem Ort der Erinnerung an die militärische Vergangenheit der Stadt fragt, den lateinischen Satz zurufen: *si monumentum requiris, circumspice*.



Abb. 1. Fotografie des Brandplatzes mit dem Gebäude der Hauptwache aus dem 18. Jahrhundert. Vor 1900. (StAG Bildersammlung).



Abb. 2. Exerzierplatz auf der Rückseite der Zeughauskaserne. Aufnahme aus dem Jahr 1903. (StAG Bildersammlung).

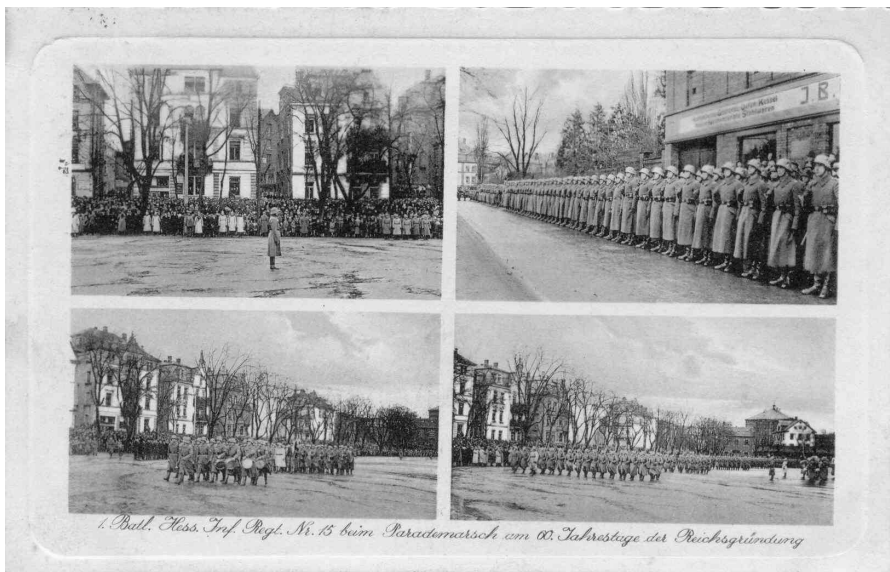


Abb. 3. Aufmarsch der Reichswehr im Oswaldsgarten aus Anlaß des 60. Jahrestages der Reichsgründung im Jahr 1931. (StAG Bildersammlung).



Abb. 4. Luftaufnahme der Neuen Kaserne (später Berg-Kaserne) um 1925. (StAG Bildersammlung).

Der Wiederaufbau der Stadtzentren von Gießen und Frankfurt (Oder) nach dem Zweiten Weltkrieg – eine vergleichende Untersuchung zu Kontinuität und Diskontinuität von Stadtplanung

ROBERT HIMMELSBACH

1. Einleitung

1.1 Thema und theoretischer Rahmen

Der Zweite Weltkrieg war mit verheerenden Folgen für die städtische Kulturlandschaft, mit traumatischen Auswirkungen auf die urbane Gesellschaft und mit der nahezu vollständigen Zerstörung zahlreicher Stadtzentren verbunden. Deren Wiederaufbau war die Leistung der nachfolgenden zwei Jahrzehnte. Die vorliegende Studie hat sich zum Ziel gesetzt, mit dem Wiederaufbau zweier zerstörter deutscher Städte einen ausgewählten Aspekt dieser ereignisreichen Phase näher zu untersuchen. Gegenstand sind die beiden Mittelstädte Gießen und Frankfurt (Oder).

Jede Stadt hat ihren „eigenen Charakter“ mit ihren spezifischen Eigenschaften, was eine Untersuchung ihrer Geschichte auf den ersten Blick kleinräumig erscheinen lassen kann. Doch die Geschichte einer Stadt leistet ihren „Beitrag zum Allgemeinen“ und kann sich von Haupttendenzen, Problemen und Zwängen der großen Geschichte nicht lossagen.¹ Gießen und Frankfurt (Oder) zeigen deutlich, welche Auswirkungen die allgemeinen politischen Entscheidungen und Entwicklungen des jeweiligen politischen Systems auf die individuelle Entwicklung dieser beiden Städte hatten. Diese beiden Städte veranschaulichen damit exemplarisch Prozesse, die in zum Teil sehr ähnlicher Weise auch in anderen Landesteilen wirkten.

Sowohl Gießen als auch Frankfurt (Oder) hatten vor dem Zweiten Weltkrieg - trotz ihrer räumlichen Distanz - viele Gemeinsamkeiten. Die Entwicklung der beiden Städte vor dem Zweiten Weltkrieg und während des Krieges wird daher zunächst betrachtet, denn bei dem Kriegsende am 8. Mai 1945 handelte es sich um „...alles andere als die ‚Stunde Null‘“.² Die Erfahrungen des Nationalsozialismus wirkten ebenso in die Nachkriegsentwicklungen aller Besatzungszonen hinein, wie die Suche nach Aufklärung und Wahrheit über die NS-Vergangenheit, die auch heute noch nicht abgeschlossen ist. Beide Städte waren ähnlich

1 Winfried Speitkamp, Modernisierung in der Krise, in: Ludwig Brake, Heinrich Brinkmann (Hg.), 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, Brühlscher Verlag, Gießen 1997, S. 215.

2 Alexander Groß, Vorwort, in: Stefan Glaser, Thomas Pfeiffer (Hg.), Erlebnisswelt Rechts- extremismus, Wochenschauverlag, Schwalbach/Ts. 2007, S. 8.

schwer vom Zweiten Weltkrieg und seinen Folgen betroffen. Wenn im Folgenden das Ausmaß der Zerstörungen skizziert wird, soll damit nicht die deutsche Schuld relativiert werden. Doch bereits etwa ein Jahr nach Kriegsende – mit der Einbeziehung der jeweiligen Besatzungszonen in die entstehenden Blöcke – zeichnete sich ab, dass die Entwicklung beider Städte verschiedene Wege gehen würde. Obwohl der Schwerpunkt dieser Arbeit auf der Betrachtung von städtebaulichen Planungen und Entwicklungen liegt, wird diese Untersuchung auch zeigen, dass dabei das Gesellschaftssystem mehr als der bloße Hintergrund oder Rahmen war, sondern in einem hohen Maß Einfluss auf die Stadtentwicklung der beiden Städte nahm. Im Zentrum steht also die Frage, wie der Wiederaufbau der beiden Städte erfolgte und inwieweit gesellschaftliche Entwicklungen im geteilten Deutschland Einfluss auf deren städtebauliche Entwicklung hatten.

Welche Bauentwicklung einer Stadt gehört noch zum Wiederaufbau und ab wann ist dies nicht mehr der Fall? Zunächst ist der Wiederaufbau die Wiederherstellung des Zustandes vor einer Zerstörung. Des Weiteren ist er als eine spezifische Stadtentwicklungsphase zu sehen, die in kürzester Zeit und damit unter „extremem Stress“³ erfolgt. Diese Stresssituation gründet auf den großen Zerstörungen und dem daraus folgenden Druck, schnellstens Abhilfe zu schaffen. Neben dem Begriff des Wiederaufbaus werden in der Literatur aber auch die Begriffe ‚Neuaufbau‘ oder ‚Anpassungsneubau‘ verwendet. Die genaue Differenzierung ist dabei nicht eindeutig. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bezeichnete Wiederaufbau sogar den Prozess der Bebauung nach vollständigem Abriss.⁴ Auch nach dem Zweiten Weltkrieg war den Architekten und Planern die Breite des Begriffs bewusst. Er wurde von vielen Stadtplanern als „Konzession [...] gegenüber der traditioneller gestimmten politischen Öffentlichkeit“⁵ genutzt und doch von vielen abgelehnt, sowohl von Anhängern des neuen Bauens als auch von eher traditionellen Stadtbaumeistern.⁶ Zur genaueren Differenzierung der Wiederaufbaumaßnahmen bildeten sich recht schnell drei Leitbilder heraus, die als „drei Formen des Wiederaufbaus“⁷ bezeichnet werden können. Nach Klaus von Beyme sind dies der rekonstruktive Wiederaufbau, der traditionale Anpassungsneubau und der Neubau.⁸ Diese Dreiteilung sah schon 1946 der Braunschweiger Stadtbaurat Johannes Göderitz, wenn auch in abgewandelter Formu-

3 Josef Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (künftig abgekürzt: MOHG), NF 81, Gießen 1996, S. 70.

4 Vgl. Hermann Heinrich Manz, Der Wiederaufbau der Zentren der beiden Städte Magdeburg und Hannover nach dem Zweiten Weltkrieg – Ein Vergleich der politischen Hintergründe, der Aufbauziele, der Planungen und deren Realisation, in: Geographisches Institut der Universität zu Köln (Hg.), Kölner Geografische Arbeiten – Heft 67, Selbstverlag Geographisches Institut der Universität zu Köln, Köln 1995, S. 1.

5 Klaus von Beyme, Der Wiederaufbau – Architektur und Städtebaupolitik in beiden deutschen Staaten, Piper Verlag, München 1987, S. 173.

6 Ebd., S. 173.

7 Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 73.

8 Vgl. Beyme, Der Wiederaufbau, S. 176.

lierung. Der rekonstruktive Wiederaufbau meint dabei den Wiederaufbau im engeren Sinne, also die Wiederherstellung des Gewesenen. Der traditionale Anpassungsneubau enthält dagegen schon deutliche Änderungen, basiert aber auf alten Strukturen. Der Neubau bezeichnet einen vollständigen Neuaufbau unabhängig von alten Strukturen und Bauweisen.

Für den Wiederaufbau von Gießen und Frankfurt (Oder) wird der gleiche Begriff des Wiederaufbaus verwendet, auch weil sich im geteilten Deutschland die Termini in diesem Punkt „unbeabsichtigt annäherten“.⁹ Nach Klaus von Beyme sprachen „die Verantwortlichen in der Bundesrepublik von ‚Wiederaufbau‘, meinten aber zunehmend Neubau“.¹⁰ Der erste Aufbauminister der DDR, Lothar Bolz, verdeutlichte 1950 auf der deutschen Bautagung in Leipzig diese Richtung, indem er sagte, dass „wir Wiederaufbau überhaupt nur dann [...] einen Sinn geben können, wenn wir ihn als Aufbau eines Neuen betrachten und betreiben“.¹¹ Nach Klaus von Beyme war der Begriff des „Wiederaufbaus [...] daher] ganz offensichtlich eine Trostformel, um das Volk nicht unnötig aufzureiben“.¹² Die Verwendung des Wiederaufbaubegriffs für Frankfurt (Oder) und Gießen geschieht daher im Folgenden nicht gänzlich unbegründet und auch aus praktischen Gründen. An Stellen, die eine Differenzierung erfordern, wird diese nach dem dargestellten dreiteiligen Schema deutlich erfolgen.

Neben dem Begriff des Wiederaufbaus gilt es auch den des Stadtzentrums zu definieren. Heinrich Schmidt¹³ unterscheidet in seiner Untersuchung die Begriffe Altstadt und Innenstadt, die es im Folgenden in Beziehung zum Stadtzentrumsbegriff zu setzen gilt. Die Altstadt ist demnach der Teil der Stadt, der die historische Bausubstanz innerhalb der Umwallung der Stadt umfasst. Im Gegensatz dazu ist die Innenstadt der Teil, der nach der Schleifung der Umwallung im 19. Jahrhundert neu bebaut wurde, einschließlich einiger Lücken- und Verdichtungsbebauungen innerhalb dieser ehemaligen Umwallung und der historischen Altstadt. Der Begriff des Stadtzentrums ist zu dem der Innenstadt als synonym zu betrachten und bezeichnet ebenfalls den weiter gefassten Bereich bis zur Außengrenze der ehemaligen Wallanlagen der Stadt. Diese Einteilung führt Schmidt am Beispiel Gießens vor Augen, das bis 1805 von einer Wallanlage mit

9 Ebd., S. 174.

10 Ebd.

11 Lothar Bolz, *Von deutschem Bauen*, Berlin (DDR), Verlag der Nation, 1951, S. 16; zitiert nach Beyme, *Der Wiederaufbau*, S. 174.

12 Ebd., S. 174.

13 Dipl. Ing. Heinrich Schmidt wurde am 05.01.1907 in Burkhardtsfelden geboren und studierte an der TH Darmstadt Geodäsie sowie nach seinem Abschluss Vermessungswesen. Im Jahr 1939 bekam er von der Stadt Gießen eine ‚Ratsstelle‘. Diese Tätigkeit wurde durch den Zweiten Weltkrieg unterbrochen. Im Zuge der Wiederaufbauplanungen Gießens wurde ihm als Vermessungsrat und damit Leiter des Gießener Vermessungs- und Grundstücksamtes die Aufgabe übertragen, das Baulandumlegungsverfahren zu leiten. Schon während seiner Dienstzeit begann er seine Tätigkeiten wissenschaftlich aufzuarbeiten und in mehreren Aufsätzen in den Jahren 1962, 1981, 1989, 1991 und 1993 zu veröffentlichen. Letzterer entstand in Zusammenarbeit mit dem Gießener Geografen Josef Nipper. Heinrich Schmidt starb am 04.11.1994. Vgl. Erwin Knauß, *Nachruf - In Memoriam*, StaG.

einer mittleren Breite von 80 Metern umgeben war, die ab 1810 durch neue gerade Straßen erschlossen und mit neuen massiven Bürgerhäusern bebaut wurde. Dementsprechend wird im Folgenden auch der Innenstadtbereich von Frankfurt (Oder) definiert, der damit im Norden durch die Mauerstraße und im Norden und Westen der Stadt durch den Lennépark, sowie im Süden durch die Logenstraße und im Osten durch die Oder begrenzt wird. Diese Eingrenzung läuft wie auch im Fall Gießens nicht exakt auf dem ursprünglichen Umwallungsverlauf, ist aber die pragmatischere, auch weil zum Beispiel der ursprüngliche Verlauf der Stadtmauer durch das heutige Hauptgebäude der Universität Viadrina überbaut ist.

1.2 Literatur- und Quellenlage

Zur Nachkriegszeit und zum Wiederaufbau der Stadt Gießen gibt es sehr fundierte und umfangreiche Arbeiten. Besonderen Wert haben dabei die Aufsätze von Vermessungsrat Heinrich Schmidt, der nicht nur unmittelbar am Wiederaufbau der Stadt beteiligt war, sondern diesen mit seinem umfangreichen Wissen auch noch zu Lebzeiten wissenschaftlich aufgearbeitet hat.¹⁴ Unterstützung erhielt er dabei auch vom Gießener Geografen Josef Nipper, der ebenfalls zu diesem Thema forschte und einige Lücken im Forschungsstand durch Interviews mit Heinrich Schmidt füllte.¹⁵ Des Weiteren sind gute Überblicksdarstellungen der Gießener Geschichte und Nachkriegsgeschichte durch Gießens Stadtarchive entstanden, wie Herrn Dr. Ludwig Brake.¹⁶ Außerdem stellte das Stadtarchiv Gießen freundlicher Weise umfangreiches Bild- und Quellenmaterial mit Plänen und Skizzen zur Verfügung. Für den Wiederaufbau der Stadt Frankfurt (Oder) erwies sich die Literaturlage als schwieriger. Zur Stadtgeschichte gibt es einige Überblicksdarstellungen, wie die von Stadtarchivar Ralf-Rüdiger Targiel oder Wolfgang Stribny und Fritz Zäpke, die jedoch die Thematik des Wiederaufbaus nur am Rand behandeln.¹⁷ Daneben gibt es auch eine vergleichend angelegte Untersuchung zur Nachkriegsgeschichte von Dagmara Jajeśniak-Quast und Katarzyna Stokłosa mit dem Titel „Geteilte Städte an Oder und Neiße“, die die Vorgänge um die Teilung Frankfurts und die Geschichte des abgetrennten

14 Heinrich Schmidt, Gießens Entwicklung von der mittelalterlichen Innenstadt zum modernen Geschäftszentrum, in: MOHG, NF 46, Gießen 1962, S. 85-122; ders., Wandlungen in der Innenstadt Gießens, in: MOHG, NF 66, Gießen 1981, S. 55-132; ders., Beitrag zur baulichen Entwicklung der Stadt Gießen zwischen 1919 und 1982, S. 24-313; ders., Beitrag zum Wiederaufbau der zerstörten Innenstadt von Gießen nach 1945, in: MOHG, NF 76, Gießen 1991, S. 67-147.

15 Josef Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 69-108.

16 Ludwig Brake, Neuanfang und Aufbruch: 1945 bis 1960, in: Ludwig Brake, Heinrich Brinkmann (Hg.), 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, Brühlscher Verlag, Gießen 1997, S. 263-287.

17 Ralf-Rüdiger Targiel (Hg.), Frankfurt (Oder) – so wie es war, Droste Verlag, Düsseldorf 1994; ders., 110 Jahre Straßenbahn für Frankfurt(Oder), Stadtverkehrsgesellschaft mbH, Frankfurt (Oder) 2008; Wolfgang Stribny, Fritz Zäpke (Hg.), Frankfurt/Oder. Portrait einer Brückenstadt, Westkreuz-Verlag, Berlin/Bonn 1991.

Stadtteils Slubice untersucht. Eine tiefer greifende Betrachtung von Frankfurts Wiederaufbau erforderte deshalb eine gründlichere Recherche vor Ort in der Stadtbibliothek, dem Stadtarchiv, und vor allem im Bundesarchiv – Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR, wo sich aufgrund der zentralen Steuerung des Wiederaufbaus von Frankfurt (Oder) nahezu die gesamte Wiederaufbauplanung befindet.

2. Gießen – Wiederaufbau unter marktwirtschaftlichen Bedingungen

2.1 Gießen vor dem Zweiten Weltkrieg und seine Zerstörung

2.1.1. Gießen in den zwanziger und dreißiger Jahren

Gießen war in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine „mit einer Universität ausgestattete bürgerlich geprägte Mittelstadt“.¹⁸ Die Stadt war während der Kaiserzeit sehr schnell gewachsen. Dieser Trend setzte sich in den zwanziger Jahren fort, wenn auch in geringem Tempo, sodass die Stadt 1933 auf rund 36.000 Einwohner angewachsen war.¹⁹

Die wirtschaftliche Mischstruktur der Stadt hat sich bereits zur Kaiserzeit herausgebildet. Gießen war nach Speitkamp das regionale Zentrum in den Bereichen Verwaltung, Handel und gewerbliche Versorgung. Industrie spielte in Gießen eine untergeordnete Rolle. Trotz einiger Ansiedelungen im Sektor der industriellen Fertigung und Eisenmanganerzabbau in geringem Ausmaß, kann Gießen nicht als Industriestandort angesehen werden. Insgesamt bedeutender für die Wirtschaft der Stadt waren Handwerk und Gewerbe, die Stadt und Umland versorgten. Genannt seien in diesem Zusammenhang die Nahrungs-, Genussmittel- und Bekleidungsindustrie. Nach Speitkamp waren so „mehr als die Hälfte der Beschäftigten in der Industrie für die örtliche Nachfrage“²⁰ tätig.

Für den wirtschaftlichen Aufschwung Giessens war seine Rolle als Bahnknotenpunkt seit der Industrialisierung von großer Bedeutung. Dieser begann mit dem Bau der durchgehenden Verbindung zwischen Frankfurt und Kassel, der 1852 abgeschlossen war. In den folgenden Jahren kamen weitere Strecken hinzu, die von Gießen ausgingen, wie die nach Wetzlar oder sogar weiträumigere Verbindungen nach Koblenz, Siegen und Köln. Insgesamt entstand so aufgrund der verkehrsgünstigen Lage im Süden der Stadt ein ausgedehnter Verschiebebahnhof, der einen regen Umschlag von Güterverkehr ermöglichte.²¹ Neben dem

18 Speitkamp, Modernisierung in der Krise: 1918-1945, S. 222.

19 Speitkamp, ebd., S. 222, nennt 1919: 33.409 Einwohner, 1933: 35.913 Einwohner.

20 Ebd.

21 Vgl. Dietrich Graef, Hake. Angriffsziel Gießen 1944/1945, Selbstverlag des Oberhessischen Geschichtsvereins, Gießen 1986, S. 52 f.

Handel und dem Handwerk waren auch die Universität und die Garnison „traditionell wichtige Wirtschaftsfaktoren“.²²

Zusammengefasst war Gießen in den zwanziger Jahren eine bürgerlich und kleinbürgerlich geprägte Stadt, denn die Arbeiter, die in der Industrie tätig waren, kamen überwiegend aus den umliegenden Vororten. Diese wirtschaftliche und soziale Gliederung der Stadt zeigte sich auch im Stadtbild. Im Zentrum waren Handel, kleine Handwerksbetriebe und Verkehr angesiedelt, während die großflächigeren Wirtschaftssektoren wie die Industrie, die Kasernen und die Universitätsgebäude am Stadtrand lagen. Auch der Wohnungs- und Häuserbestand war überwiegend bürgerlich geprägt, während die Arbeiterviertel deutlich separiert lagen, beispielsweise jenseits der Lahn. In den zwanziger Jahren entstanden in Gießen erstmals Ansätze einer Struktur- und Stadtentwicklungspolitik, Speitkamp spricht für die Zeit zwischen 1924 und 1929 von einer „abgeschwächten Weiterführung der massiven baulichen Expansion der späten Kaiserzeit“, besonders in den Bereichen der Liebig-, Gnauth- und Wilhelmstraße.²³

Nach Speitkamp „prägten der Aufstieg der Nationalsozialisten und [die] ‚Machtergreifung‘ die Stadt Gießen nachhaltig“.²⁴ Die kommunale Selbstverwaltung wich der strikten Unterordnung unter zentrale Partei- und Staatsbehörden, und Verwaltungsfachleute wurden durch Nationalsozialisten ersetzt. Wirtschaftlich und politisch bedeutsam war in diesem Zusammenhang die Stationierung weiterer Soldaten in Gießen ab dem Jahr 1934 und die Einrichtung eines Fliegerhorstes 1938. Für Gießen bedeutete dies nicht nur die Ankündigung einer offensichtlichen Aufrüstungspolitik, sondern auch die „Wiederbelebung der städtischen Wirtschaft und ein Anknüpfen an alte Traditionen der Garnisonsstadt Gießen“.²⁵ Des Weiteren intensivierten die Nationalsozialisten die in den zwanziger Jahren rückläufige Bautätigkeit. Fortgeführt wurden der Wohnungsbau, sowie die dichtere Bebauung um die „punktuellen Zentren und Katalysatoren der Bautätigkeit“, gemeint sind die Universität, die Kliniken und die Kasernen. Durch das Heranwachsen der Stadt an ihre Vororte und deren Eingemeindung hatte Gießen im Jahr 1939 schon 45.087 Einwohner, 1938 waren es noch 36.505 Einwohner, und erhielt den Status einer kreisfreien Stadt.²⁶

Der Geist des Nationalsozialismus äußerte sich auch in symbolträchtigen Namensgebungen von Straßenzügen und Stadtvierteln. Beispielhaft seien das Ostpreußen-Viertel an der Licher Straße und die Danziger Straße genannt. Zur „Manifestation der neuen Machtverhältnisse“ wurde aber auch der Anlagenring umbenannt. Aus West-, Süd-, Ost-, Nordanlage wurden Horst-Wessel-, Hindenburg-, Hitler- Werner-Wall.²⁷ Neben diesen Planungen für den Stadtrand wurden

22 Vgl. Speitkamp, *Modernisierung in der Krise: 1918-1945*, S. 223.

23 Genannt seien Wieseck, Watzenborn-Steinberg, Klein-Linden, ebd., S. 223.

24 Ebd., S. 241.

25 Ebd., S. 242.

26 Ebd.

27 Speitkamp, *Modernisierung in der Krise: 1918-1945*, S. 243.

auch noch während des Zweiten Weltkriegs Planungen für eine weitreichende Umgestaltung der Gießener Innenstadt unternommen.

2.1.2 Planungen für die Umgestaltung des Gießener Stadtzentrums vor 1944

Die während der NS-Zeit ausgearbeiteten Pläne für die Gießener Innenstadt gelangten nie in „die Nähe einer Realisation“. Dennoch ist ein kurzer Blick auf sie lohnenswert, da sich doch zumindest einige der Nachkriegsaufbaupläne an eben diesen Planungen orientierten, wie im Folgenden zu zeigen sein wird.²⁸

Ganz im Sinne der nationalsozialistischen Architekturvorstellungen sollte die Gießener Innenstadt in einem „neoklassizistischen-monumentalen Sinn erneuert werden“.²⁹ Die Planungen sahen dazu die Neuanlage von geradlinigen mehrstöckigen Häuserreihen auf breiten Radialstraßen vor, die auch Straßendurchbrüche durch alte Häuserzeilen einschlossen, wie die Abbildungen 3 und 4 sehr anschaulich zeigen. Jeweils hervorgehoben sind auf den handgefertigten Skizzen der umgestaltete Markt auf Abbildung 3 und die Verbreiterung und Umgestaltung der Löwengasse auf Abbildung 4. Gänzlich neue Durchbrüche waren zum Beispiel an der Wolkengasse vorgesehen, aber auch eine weitläufige Ausfallstraße vom Landgraf-Philipp-Platz in die Wieseckau war geplant, wo die bereits angesprochenen Sportanlagen inklusive eines großen Aufmarschplatzes entstehen sollten. Speitkamp erkennt hinter diesen Planungen auch „politische Wirkungsabsichten“ und Ähnlichkeiten zu den Neugestaltungsplänen der ‚Gauhauptstädte‘ für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.³⁰ Verantwortlich für diese Pläne war in Gießen der schon 1928 im Amt befindliche Stadtbaurat Wilhelm Gravert, dem „das Regime die Möglichkeit gab, eine systematische Stadtentwicklung in Gang zu setzen“.³¹ Gravert warb für sein Konzept auch regelmäßig in Artikeln in der Presse.³² Diese hießen allesamt „Gedanken zur Gießener Bauausstellung“ und bezogen sich auf eine Ausstellung, die in der zweiten Hälfte des Jahres 1938 im Turmhaus zu sehen war. Sie stellte Teile eines Bebauungsplanes für Gießen der Öffentlichkeit vor, der eine Modernisierung der Innenstadt nach den damaligen aktuellen Anforderungen vorsah.³³

Für Gravert war vorrangig die Anpassung des alten Straßen- und Wegenetzes an die neuen Anforderungen der gesteigerten motorisierten Mobilität. Dazu schlug er eine Verbreiterung der wichtigen innerstädtischen Straßen vor, um den bisher „undurchdringlichen Kern“ der Stadt aufzulösen.³⁴ Als Ideallösung sah er

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Vgl. ebd., S. 245.

31 Ebd.

32 Reihe: Gedanken zur Gießener Bauausstellung in der Oberhessischen Tageszeitung mit Artikeln vom 30.11., 1.12., 2.12., 4.12., 6.12., 7.12., 8.12. 1938., Stadtarchiv Gießen.

33 Wilhelm Gravert, Gedanken zur Gießener Bauausstellung, in: Oberhessische Tageszeitung, 30.11.1938.

34 Wilhelm Gravert, Gedanken zur Gießener Bauausstellung, in: Oberhessische Tageszeitung, 01.12.1938.

ein „großes Straßenkreuz Kaiser-Allee/Lahnbrücke und Frankfurter Straße in einwandfreier Breite“. Allerdings stellte Gravert ebenfalls fest, dass eine solche Lösung nicht umzusetzen sei, da „bei der heutigen Qualität unserer Feuerwehr kaum noch solche Riesenbrände zu erwarten [sind], wie sie um 1470 und 1560 gewütet haben und die die Möglichkeit gaben, eine einwandfreie Sanierung zu betreiben“.³⁵ Die Möglichkeit der Anlage einer Fußgängerzone verwarf Gravert jedoch, da „mit Recht bezweifelt werden kann, dass eine derartige Lösung im Sinne unserer Geschäftswelt liegt“.³⁶ Ziel seiner Maßnahmen war die Umstrukturierung der Stadt, hin zu einem „gesunden Wohnen“.³⁷ Dieses gesunde Wohnen war für Gravert durch eine offene Bebauung gekennzeichnet, die „eines Tages das Beiwort ‚Gartenstadt‘ als berechtigt erscheinen lässt“. Hier lag eine weitere Motivation für den Wunsch nach Verbreiterung der Straßen in der Innenstadt. Tatsächlich reichten dort etliche Straßen vor dem Zweiten Weltkrieg nicht für Gehweg und eine Fahrspur, geschweige denn für zwei Fahrspuren aus. Um dem Gesamtziel einer „gesunden und schönen Garten-, Garnison- und Universitätsstadt von klar ausgeprägtem Format“ näher zu kommen, schlug Gravert zudem vor, den Grüngürtel um die Stadt herum zu vervollständigen, sowie Naherholungseinrichtungen in der Wiesseckau zu schaffen. Die Stadt sollte so alle Vorteile der Urbanität mit der Lebensqualität ländlicher Siedlungen verbinden und ihren „etwas undefinierbaren Charakter einer Landstadt“ aufgeben.³⁸

Der Anschluss Gießens an die ‚Reichsautobahn‘ im Jahr 1937 war ebenso Umsetzung dieser Modernisierungsbestrebungen, wie der Ausbau der Licher Straße und die Einführung der ersten Omnibusse 1936 und der ersten Oberleitungsbusse im Jahr 1941. Die Busse schienen moderner als Straßenbahnen, weil sie Bahnschienen flexibler kreuzen konnten, was für den Eisenbahnknotenpunkt Gießen von großer Bedeutung war.³⁹

Diese kurze Skizzierung der städtebaulichen Pläne für Gießen vor dem Zweiten Weltkrieg soll genügen, um die Nachkriegsplanungen einzuordnen.

2.1.3 Die Zerstörung Gießens im Zweiten Weltkrieg

Die Zerstörungen des Krieges beschränkten sich in Gießen, wie auch in allen anderen Teilen Deutschlands, natürlich nicht nur auf die materielle Ebene, sondern zeigten sich auch in einem „ideellen Untergang“⁴⁰ der Stadt. Dieser ging dabei den materiellen Zerstörungen voraus und umfasste die rassistische Durchdringung des Alltags, die Beschäftigung von Zwangsarbeitern in der Stadt und

35 Ebd.

36 Ebd.

37 In diesem Zusammenhang erwähnt Gravert auch den Begriff des Luftschutzes; Wilhelm Gravert, Gedanken zur Gießener Bauausstellung, in: Oberhessische Tageszeitung, 08.12.1938.

38 Ebd.

39 Vgl. Speitkamp, Modernisierung in der Krise: 1918-1945, S. 223.

40 Ebd., S. 255.

das gänzliche Zerbrechen der Gießener Bürgerschaft als Folge der zunehmenden wirtschaftlichen Not.⁴¹

Die materielle Zerstörung Gießens setzte erst im Frühjahr 1944 ein, als die ersten Bomben über Klein Linden niedergingen. Sie richteten zunächst keine größeren Schäden an. Es folgten bis zur Jahreshälfte weitere vereinzelte Streuwürfe und schließlich erstmals der Beschuss des Stadtzentrums durch „herumstreunende Jagdbomber“⁴² mit Bordwaffen. Insgesamt nahmen die Bombardements dann bis zum Jahresende zu. Hintergrund war die seit Oktober 1944 gestiegene militärische Bedeutung Gießens auf Grund der Verlagerung des Oberkommandos des Westtheeres in einen Bunker im Schifftenberger Wald. Dieser Standort war nun neben Bahnhof und Industrieanlagen Ziel der Angriffe, die zudem die Bevölkerung demoralisieren sollten.⁴³

Die dreiteilige Angriffsserie, die schließlich zur vollständigen Zerstörung des Stadtzentrums von Gießen führte, begann in der Nacht vom 2. auf den 3. Dezember 1944 unter dem Tarnnamen ‚Hake‘ (dt.: Hecht). Die Fortsetzung erfolgte am 6. und 7. Dezember. Der erste dieser Angriffe verursachte erstmals erhebliche Schäden in der gesamten Stadt. Die Innenstadt war im Bereich zwischen Marktplatz und Kreuzplatz, sowie entlang der Kaplansgasse bis zum Seltersweg durch Markierungsbomben in Brand geraten. Die vollständige Zerstörung des historischen Stadtbildes brachte aber erst der Abend des 6. Dezember. Nach einer ersten Angriffsphase zur Ausleuchtung der dunklen Stadt und einigen wenigen Sprengbomben mit Zeitzündern folgte um 20:10 Uhr die Welle, die die Zerstörung der Innenstadt Gießens und zwar vor allem deren nördlicher Hälfte zur Folge hatte. Zum Einsatz kamen hauptsächlich Luftminen und Brandsätze.

Am 11. Dezember folgte nach den abendlichen britischen Flächenbombardements der erste amerikanische Tagesangriff mit dem Ziel, zusätzlich zum Gießener Bahnzentrum auch Brückenanlagen zu zerstören. Aufgrund der schlechten Wetterlage und Sicht fiel auch die Universitätsbibliothek diesem Angriff zum Opfer. Rückblickend waren dies die Bombardierungen, die die Innenstadt maßgeblich zerstörten, auch wenn es nicht die letzten waren. Es folgte am 24. Dezember 1944 ein Tagesangriff auf das Flugplatzgelände, am 1. Januar 1945 auf einige Industrieanlagen, am 9. Februar 1945 auf das Bahngelände und am 17. Februar 1945 erneut auf das Bahngelände. Bei dem letztgenannten Angriff „streute jedoch ein großer Teil“⁴⁴ in den bereits zerstörten Bereich des Stadtzentrums hinein. Es folgten noch zahlreiche weitere Angriffe bis zum 25. März 1945, bevor Gießen am 28. März 1945 durch amerikanische Truppen besetzt wurde. Eine detaillierte und sehr eindrucksvolle Beschreibung mit ebenso ein-

41 Vgl. ebd., S. 254 f.

42 Gaef, Hake. Angriffsziel Gießen, S. 38.

43 Vgl. ebd., S. 51 ff.

44 Graef, Hake. Angriffsziel Gießen, S. 171.

drucksvollen Fotos aus der Perspektive der fliegenden Bomber findet sich bei Dietrich Graef.⁴⁵

Innerhalb von wenigen Dezembertagen war damit das alte Stadtbild Gießens in der Innenstadt „zu mindestens 70% zerstört“.⁴⁶ Aus Abbildung 1 ist zudem gut ablesbar, dass gerade im Bereich des südlichen Seltersweges aufgrund der beschriebenen Verlagerung der Bombardierung nach Norden deutlich mehr Bausubstanz erhalten ist, als im restlichen Stadtgebiet. Von insgesamt 5.500 Gebäuden im Stadtgebiet Gießens waren 4.800 schwer beschädigt oder zerstört. Die Bevölkerungszahl der Stadt sank in Folge des Krieges von etwa 43.600 Einwohnern im Jahr 1939 auf 31.000 Einwohner zu Beginn des Jahres 1945.⁴⁷ Die meisten Menschen waren vor den Bombenangriffen aus der Stadt geflohen, 813 Menschen überlebten diese Luftangriffe nicht.⁴⁸ Das genaue Ausmaß der Zerstörungen und die damit verbundenen Konsequenzen für das städtische Leben werden im nächsten Abschnitt dargestellt werden.

2.2 Erste Planungen des Wiederaufbaus

2.2.1 *Die Nachkriegssituation bis zum Jahr 1949*

Prägend für das Stadtbild der unmittelbaren Nachkriegszeit waren zunächst die großen Schuttberge, aus denen sehr symbolträchtig der Stumpf der zerstörten Stadtkirche ragte. Bevor an einen Wiederaufbau zu denken war, musste dieser Schutt beseitigt werden.⁴⁹ Der eigentliche Wiederaufbau der Stadt begann jedoch wie an vielen anderen Orten Deutschlands erst nach 1949.

Ganz allgemein herrschte in Gießen, wie in vielen anderen Städten eine extreme Mangelsituation. In Gießen wurde diese durch die US-amerikanischen Besatzer verwaltet, die unzerstörte Gebäude besetzten, die Baumaterialien zuteilten und auch Instandsetzungsarbeiten an beschädigten Gebäuden erst auf Antrag zuließen. Des Weiteren erließ das Land Hessen am 14. Juni 1946 ein allgemeines Bauverbot, um Baumaterial für die im Notbauprogramm enthaltenen Projekte garantieren zu können, denn einige Privatleute hatten schon Baumaßnahmen ohne Baubehörden begonnen.⁵⁰ Also waren jegliche Wiederaufbaubestrebungen zunächst blockiert. Der zweite Faktor allgemeiner Natur, der den Wiederaufbau der Gießener Innenstadt zunächst blockierte, war das Fehlen eines allgemeinen Baurechts, einer einheitlichen gesetzlichen Planungsgrundlage für die Westzonen. Wenn es Bestrebungen dahingehend gab, so scheiterten diese an den unterschiedlichen Interessen der einzelnen Länder, sodass erst nach 1949 in diesen spezifische Wiederaufbaugesetze erlassen wurden. Bis zu diesem Zeit-

45 Vgl. ebd., S. 58-153.

46 Stefan Eberlein, Stefan Kielwein, Jörg Thorn, Der Wiederaufbau in Gießen nach 1945, in: MOHG, NF 76, Gießen 1991, S. 151.

47 Vgl. Brake, Neuanfang und Aufbruch: 1945-1960, S. 265.

48 Vgl. Schmidt, Beitrag zum Wiederaufbau der zerstörten Innenstadt, S. 73.

49 Vgl. Eberlein, Kielwein, Thorn, Der Wiederaufbau in Gießen, S. 153 f.

50 Vgl. Eberlein, Kielwein, Thorn, Der Wiederaufbau in Gießen, S. 159.

punkt galten alte Regelungen, teils auch aus der Zeit des Nationalsozialismus, wie die Reichsumlegungsverordnung aus dem Jahr 1937, aber auch wesentlich ältere, wie das Fluchtliniengesetz aus dem Jahr 1875.⁵¹

Neben den allgemeinen Gründen für den verzögerten Wiederaufbau der Stadt sind auch einige stadtspezifische zu nennen. So wirkte sich gerade für Gießen die starke Zerstörung des Geschäftszentrums wirtschaftlich hemmend aus. Aber auch die anderen wirtschaftlichen Eckpfeiler der Stadt waren nach dem Krieg verloren gegangen, denn Gießen hatte mit dem Kriegsende seinen Status als Garnisonsstadt eingebüßt und die Universität schien zumindest in den ersten Jahren dauerhaft verloren. Damit hatten viele Gießener Bürger keine wirtschaftliche Grundlage mehr. Aus dieser Konstellation ergab sich bald die Forderung, zumindest das Geschäftszentrum der Stadt wiederherzustellen, zumal die weniger zerstörten „Konkurrenzstädte“⁵² Marburg und Wetzlar dauerhaft Gießens Rolle als Zentrum des Handels in Mittelhessen zu übernehmen drohten.

Diesem Druck, relativ schnell wiederaufbauen zu müssen, wirkten jedoch die Strukturen der Stadt entgegen. Da war zum einen die Boden- und Besitzstruktur der Gießener Innenstadt, deren Straßenführung und Grundstücksaufteilung noch weitgehend mittelalterlich geprägt und damit kleinteilig zersplittert waren. Einen Eindruck davon vermittelt der Übersichtsplan des Stadtzentrums von Gießen vor den Kriegszerstörungen (Abb. 2). Hier wird ersichtlich, dass der Parzellenzuschnitt in der Innenstadt nicht nur kleinteilig, sondern auch ungünstig war. Besonders eng geschachtelte Bereiche, wie der Straßenblock Neustadt-Sandgasse, waren schon in den dreißiger Jahren für eine Sanierung vorgesehen gewesen, welche aber nicht überall durchgeführt werden konnte.⁵³ Neben dieser Besitzstruktur hatte auch die unterirdische Infrastruktur auf das Wiederaufbaugeschehen einen Einfluss. Diese war „in großen Teilen nicht zerstört“,⁵⁴ da sie relativ tief unter der Oberfläche lag und zudem in den meisten Fällen unter den Straßenzügen entlang führte. Ein völliger Neuaufbau unabhängig von den alten Strukturen kam daher schlicht nicht infrage, da diese Infrastruktur wirtschaftlich zu wertvoll war.

2.2.2 Wiederaufbauplanungen: Gruber – Schweizer – Gravert

Diese „extreme Stresssituation“,⁵⁵ in der sich die Stadt durch die beiden Stressoren wirtschaftliche Situation und gesetzliche Grundlage befand, wurde im Wesentlichen erst nach 1948/1949 gelöst. Die Basis für ein wirtschaftliches Handeln wurde am 20./21. Juni 1948 mit der Währungsreform geschaffen. Der

51 Vgl. Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 77 f.

52 Ebd.

53 Ein Beispiel für eine durchgeführte Sanierung der dreißiger Jahre ist der Block Schlossgasse/Marktaußenstraße; vgl. Schmidt, Gießens Entwicklung von der mittelalterlichen Innenstadt zum modernen Geschäftszentrum, S. 93 f.

54 Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 80.

55 Schmidt, Gießens Entwicklung zum modernen Geschäftszentrum, S. 99.

hessische Landtag beschloss am 25. Oktober 1948 das „Gesetz über den Aufbau der Städte und Dörfer des Landes Hessen (Aufbaugesetz)“, das die nötige gesetzliche Planungssicherheit brachte. Die Gründung der Bundesrepublik Deutschland am 23. Mai 1949 schuf den festen politischen Rahmen für den Wiederaufbau. Entscheidend für den weiteren Fortschritt war die Regelung der Zuständigkeit in Paragraph 1 des Aufbaugesetzes, der „die Planung, sowie die Ordnung des Grund und Bodens und der Bebauung in den Städten und Dörfern des Landes Hessen“ zu einer „Selbstverwaltungsaufgabe der Stadt- und Landkreise“⁵⁶ machte. Weiter schrieb das Gesetz in den Paragraphen 2 bis 6 vor, dass die Grundlage der Bebauung so genannte Bauleitpläne zu bilden hätten, welche namentlich der Flächennutzungsplan, der Generalbebauungsplan mit seinem „Gesamtbild der vorhandenen und künftigen Bebauung“,⁵⁷ der aus beiden vorgenannten zu entwickelnde Baugebietsplan, der Fluchtlinienplan für die Gestaltung mindestens der Straßenfluchtlinien und der Bebauungsplan waren.⁵⁸

Aus der beschriebenen Situation der Stadt ergab sich für Gießen bis 1949 eine „erzwungene Untätigkeit“.⁵⁹ Klaus von Beyme wertet dies auch als Chance, langfristiger und vorausschauender zu planen, denn „wo noch keine Bauten vorgestellt werden konnten, gab es wenigstens die notwendige Grundsatzdiskussion“.⁶⁰ Nipper gliedert den Zeitraum bis 1949 in zwei Phasen. Eine erste Phase stellt für ihn dabei die Zeit zwischen dem Kriegsende und 1948 dar, die er eine Zeit des „schöpferischen Nachdenkens und der Untätigkeit“⁶¹ bezeichnet. In dieser Phase wurden demnach neue visionäre Konzepte diskutiert und revolutionäre städtebauliche Pläne konzipiert, die zwar nicht umgesetzt werden konnten, aber dennoch „äußerst fruchtbar“⁶² waren. In der zweiten Phase der planerischen Aktivitäten, die Nipper in den Jahren 1948/49 verortet, also zu der Zeit, als die gesellschaftlich und politisch relevanten allgemeinen Regelungen getroffen wurden, entstanden hingegen konkrete Planungen.

In dieser Zeit bis 1949 entstanden für Gießen insgesamt 16 Pläne zum Wiederaufbau der Innenstadt. Zur Ausarbeitung dieser Vorschläge wurden renommierte Städteplaner und einheimische Architekten durch die Stadtverwaltung beauftragt, um eine Grundlage für die sachliche Diskussion zwischen Hausbesitzern, Stadtverwaltung und Stadtverordnetenversammlung über die Art des Wiederaufbaus und die Straßenverbreiterungen zu erhalten. Die zahlreichen Planungen dieser Zeit führten auch zu Verdruss in der Gießener Bevölkerung, wie ein Artikel der Gießener Freien Presse vom 27. September 1948 mit dem

56 Gesetz und Verordnungsblatt für das Land Hessen, Gesetz über den Aufbau der Städte und Dörfer des Landes Hessen (Aufbaugesetz) vom 25. Oktober 1948, S. 139.

57 Ebd.

58 Ebd.

59 Wagner, Zur Freiheit des Handelns, 1947, S. 549; zitiert nach: Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 82.

60 Beyme, Der Wiederaufbau, S. 11.

61 Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 82.

62 Ebd., S. 82.

Titel „Zu viele Pläne – aber keine Planung“⁶³ zeigt. Allen Plänen gemeinsam ist der Bezug auf die mittelalterliche Struktur der Stadt mit ihrem zentralen Straßenkreuz, das in fast allen Plänen durch die Nord-Süd-Achse Walltorstraße-Marktplatz-Seltersweg und eine Ost-West-Achse gebildet wird, die jedoch unterschiedlich angelegt war. Auch wenn eine öffentliche Teilhabe an diesen Entwürfen insgesamt „vom Gesetz her nicht erforderlich“⁶⁴ war, so zeigten die Vorstellungen der Pläne in der Gießener Freien Presse sowie eine Ausstellung zur Wiederaufbaukonzeption, dass den Verantwortlichen bewusst war, dass ein Wiederaufbau nur mit breiter Zustimmung der Bevölkerung möglich war.⁶⁵

Im Folgenden sollen nun zunächst zwei der erwähnten 16 Pläne zum Wiederaufbau Gießens kurz betrachtet werden, bevor ein näherer Blick auf den letztendlich umgesetzten Plan Graverts fallen soll. Ausgewählt sind die Pläne von Karl Gruber und Otto Ernst Schweizer. Als Grundlage dienen dazu neben den Plänen selbst auch Stellungnahmen der Architekten in der Gießener Freien Presse vom 02. Oktober 1948.

Der Plan Karl Grubers

Karl Gruber lebte von 1885 bis 1966 und war im Zeitraum von 1925 bis 1933 Professor für mittelalterliche Baukunst und Kirchenbau an der TH Danzig. Von 1933 bis 1953 hatte er die Professur für Baukunst, Städtebau und Altertümer an der TH Darmstadt inne und war gleichzeitig von 1938 bis 1945 Denkmalpfleger der Provinz Oberhessen. Neben den Wiederaufbauvorschlägen für Gießen aus den Jahren 1945 und 1946 erarbeitete er unter anderem auch solche für Lübeck und Darmstadt.⁶⁶ - Seine historische und denkmalpflegerische Prägung erklären seinen Vorschlag für den Wiederaufbau der Gießener Innenstadt. Karl Gruber ging davon aus, dass „jede Stadt ihr Urbild hat, [welches, ein] Niederschlag kulturbildender Ordnungen vergangener Epochen ist“.⁶⁷ Er sah daher „Ehrfurcht vor der Geschichte als grundlegende Forderung an die Gesinnung eines jeden, der sich mit dem Wiederaufbau einer alten Stadt befasst“. Er verstand seinen Entwurf daher als „organische Entwicklung des Neuen aus dem Alten“ und damit ausdrücklich nicht als Rekonstruktion. Gruber plante für die Gestaltung des Marktplatzes eine mittelalterlich inspirierte Arkadenbebauung, wie in Abbildung 5 gut zu erkennen ist. Kennzeichnend sind auch zahlreiche Gauben und Ziergiebel auf den Dächern der im Wesentlichen dreigeschossig angelegten Bebauung. Im Zentrum der Skizze ist das geplante Rathaus mit Uhrenturm zu erkennen, das zusammen mit der Pfarrkirche zu den „wichtigen Bauten einer städtischen Gemeinschaft, [mit ihrem] seit 700 Jahren angestammten Platz“ gehörte. Unterhalb des Rathauses, in der oberen und damit für diese Skizze

63 Gießener Freie Presse, 27.09.1948, zitiert nach: Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 81.

64 Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 85.

65 Vgl. ebd. S. 85.

66 Vgl. ebd., S. 91.

67 Karl Gruber, Vorschläge zum Aufbau der Innenstadt, Gießener Freie Presse (StaG), 02.10.1948, S. 3.

nördlichen Hälfte des Bildes, ist dabei der eigentliche Marktplatz zu erkennen, von dem die Schulstraße abzweigt. Vorgesehen waren auch Straßenumlegungen, Verbreiterungen und neue Durchbrüche, deren geplanter Verlauf auf dem Übersichtsplan Grubers für die gesamte Innenstadt erkennbar ist (Abb. 6). Durchscheinend ist die erhaltene Bausubstanz nach den Zerstörungen im Krieg dargestellt.

Insgesamt orientierte sich Gruber am „Urbild Gießens“ mit seiner zentralen „Weggabel, gebildet durch den nord-südlichen Zug Walltor-Seltersweg und den westlichen nach der Lahnbrücke ziehenden Zweig“. Neben der Lage des Rathauses und der Beibehaltung der Nord-Süd-Achse war Gruber auch der Anschluss des Bereichs um das Alte Schloss an das städtische Verkehrsnetz wichtig, der sich „am besten für Bauten der Kultur eignet“.⁶⁸

Der Plan Otto Ernst Schweizers

Otto Ernst Schweizer zählt zu den bedeutendsten Architekten der Zwischenkriegszeit und prägte deutschlandweit den Stil des Neuen Bauens mit. Er war in der Zeit von 1925 bis 1929 Oberstadtbaurat von Nürnberg und nach einjähriger Tätigkeit als freier Architekt ab 1930 Professor an der TH Karlsruhe. Er baute unter anderem das Wiener Praterstadion, das 1931 als modernste Sportanlage Europas galt. Neben vielen anderen Auszeichnungen erhielt er im Jahr 1960 das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland.⁶⁹

Die Pläne Schweizers stellen einen gewissen Kontrast zu denen von Gruber dar. Zunächst stellte auch Schweizer die „Auseinandersetzung moderner Ideen mit dem bestehenden und als solche erkannten Werten der alten Städte“ ins Zentrum seiner Planungen, wies aber auf „entscheidende Wandlungen [...] in der soziobiologischen Struktur der Bevölkerung und ihrer Arbeitsbedingungen“⁷⁰ hin. Daher betrachtete er es als notwendig, in Zukunft die Bereiche für Arbeit, Wohnung und Erholung zu trennen. Des Weiteren wollte er die durch die Motorisierung als Lebensraum verlorengegangene Straße für den Fußgänger durch die Anlage von Freiräumen und Grünanlagen zurückgewinnen, ohne den Verkehr von den „Brennpunkten des städtischen Lebens“ fernzuhalten. Diese Prinzipien kehrten in der Gießener Konzeption aus dem Jahr 1947 deutlich wieder. Er legte das zukünftige Stadtzentrum sehr großzügig an, vom Selterstor bis zur Dammstraße reichend. Insgesamt behielt er die alten Straßenzüge im Wesentlichen bei, auch wenn kleinere Straßen und Gassen verschwanden. Den Schwerpunkt des von ihm definierten Stadtzentrums sah er an der Stelle des alten Marktes. Dort „muß das Rathaus errichtet werden, [da] seine Verlagerung an eine Stelle gar außerhalb der Kernstadt unorganisch wäre und überdies eine allmähliche Zerspaltung des Geschäftsmittelpunktes nach sich ziehen“⁷¹ würde.

68 Ebd.

69 Vgl. Architekturzentrum Wien, <http://www.architektenlexikon.at/de/588.htm>, letzter Zugriff: 27.09.2010.

70 Otto Ernst Schweizer, Vorschläge zum Aufbau der Innenstadt, Gießener Freie Presse (StaG), 01.10.1948, S. 3.

71 Ebd.

Seine verkehrstechnischen Planungen beinhalteten unter anderem eine großzügige Ausweitung des zentralen Bereichs bis zum Kreuzplatz (Abb. 7). Dieser Platz sollte die beiden Hauptverkehrsstraßen auffangen. Auch Schweizer sah in seinen Planungen einen Anschluss des Bereichs um das Alte und Neue Schloss an das Zentrum der Stadt vor und konzipierte ihn als Platz für Verwaltungseinrichtungen.⁷²

Die auffälligste Änderung der Planungen Schweizers im Vergleich zum Vorkriegszustand betraf jedoch die Bebauungsweise der Innenstadt, für die er im Wesentlichen vierstöckige Blockbebauung mit Flachdächern vorsah (Abb. 8). Diese Bauweise galt schon in den zwanziger Jahren als „klar, modern, kompromisslos“.⁷³ Sein Bauen wurde dabei aber ebenso bereits in den zwanziger Jahren von Kritikern als „nicht altstadtgerecht“⁷⁴ bezeichnet. Schweizer brachte bevorzugt Stahlbeton, Glasfronten und Flachdächer zum Einsatz, womit sich sowohl die Form der im Zentrum stehenden Häuser, als auch die Eigentumsverhältnisse der Grundstücke grundlegend hätten ändern müssen. Die von Schweizer angeordneten großen Wohn- und Geschäftshäuser hatten durch ihre lockere Bebauungsweise auch zwangsläufig große Grünflächen zur Folge, die die Übertragung von Grundstücken in öffentliche Hand erforderten. Damit steht Schweizer in enger Beziehung zu anderen modernen Architekten, die ganz allgemein das „nebeneinander von öffentlichem Interesse und privatem Grundbesitz kritisierten [und die] Zurückeroberung der öffentlichen Kontrolle über den gesamten Grund und Boden der Stadt propagierten“.⁷⁵

Der Plan Wilhelm Graverts

Wilhelm Gravert war, wie bereits eingangs erwähnt, bereits von 1928 bis 1945 Stadtbaurat von Gießen, wurde aber im Zuge der Entnazifizierung zunächst dieses Amtes enthoben, bevor er 1949 erneut zum Stadtbaudirektor ernannt wurde.

Gravert verstand die Stadt als „lebendigen Organismus [dessen] Innenstadt nur das Herzstück des Stadtkörpers ist“.⁷⁶ Damit funktionierte Wiederaufbau für ihn nur als die ganze Stadt betreffend. In dieser Analogie verstand Gravert weiter die Nord-Süd-Achse als „Rückgrat des Stadtkerns“ und schätzte deren verkehrstechnische Bedeutung damit ähnlich wie seine Mitbewerber ein. Er ging allerdings noch ein Stück weiter, indem er sich sogar gegen eine Verlagerung dieser Hauptachse aussprach, weil daraus „Verkrümmung und damit Störung“ resultiere, was keine städtebauliche, sondern wohl eher eine emotionale Begründung darstellte. Weniger bedeutend schätzte Gravert den Ost-West-Verkehr und

72 Vgl. Schweizer, Vorschläge zum Aufbau der Innenstadt, S. 3.

73 Matthias Weinrich, <http://www.nuernberginfos.de/bedeutende-nuernberger/otto-ernst-schweizer.html>, letzter Zugriff: 27.09.2010.

74 Ebd.

75 Leonardo Benevolo, Die Geschichte der Stadt, Campus Verlag, Frankfurt/New York, 2007, S. 991.

76 Wilhelm Gravert, Vorschläge zum Aufbau der Innenstadt, Gießener Freie Presse (StaG), 01.10.1948, S. 4.

damit auch die Verkehrsbelastung dieser Achse ein, diesen Verkehr wollte er über den Anlagenring um die Stadt herum leiten. Die Neustadt und die Neue Bäume sollten somit den Ausfallverkehr aus dem Stadtzentrum auffangen. Das Stadtzentrum legte auch Gravert auf den Marktplatz fest. Interessant ist die Rollenzuweisung Graverts an die Bahnhofstraße und den Seltersweg. Da eine Straße „nie beides, Verkehrsstraße und Geschäftsstraße sein kann“, sollte der Seltersweg in erster Linie die Funktion der Geschäftsstraße und die Bahnhofstraße hauptsächlich die Funktion der Verkehrsstraße übernehmen. Somit kam der Bahnhofstraße ebenfalls eine erhöhte Bedeutung als Verkehrsachse über den Marktplatz und das Walltor zu. Damit war aber eine Verbreiterung des Marktes für eine Einmündung der Bahnhofstraße notwendig. Daraus folgte für Gravert jedoch auch, dass der Anliegerverkehr aus dem südlichen Seltersweg fernzuhalten sei und direkt über die Hinterhöfe zu den Häusern geleitet werden sollte. Ebenso wie Schweizer sah auch Gravert im Landgraf-Philipp-Platz den geeigneten Ort für Behördenbauten, da hier durch die Baudenkmale des Alten und Neuen Schlosses, deren Erscheinungsbild erhalten bleiben sollte, und durch die verkehrstechnisch ruhige Lage gute Bedingungen für ein solches „Arbeitszentrum“ vorhanden seien.

All diese Überlegungen zeigen, dass Gravert den Schwerpunkt seiner Planungen in der Lösung der Verkehrsfragen sah, was auch schon vor dem Zweiten Weltkrieg für seine Planungen kennzeichnend war. Als Datengrundlage für diese Planungen griff Gravert dann auch auf die „Verkehrsverhältnisse des letzten Friedensjahres“ zurück und ausdrücklich nicht auf das aktuelle Verkehrsaufkommen von 1948.

2.2.3 Die Entscheidung der Stadtverordnetenversammlung

Aufgrund der Fülle der Planungsvorschläge beauftragte die Stadt am 11. Juni 1946 drei Gutachter und einen Obergutachter aus dem Regierungspräsidium, „einen allseits anerkannten Entwurf zur Ausführung vorzuschlagen“.⁷⁷ Doch auch sie konnten sich bis zum Sommer 1948 auf keinen gemeinsamen Vorschlag einigen. Die Verantwortlichen, im Fall Gießens die Stadtverordnetenversammlung, verabschiedeten schließlich am 18. November 1948 den Generalbebauungsplan für die Stadt. Dieser stellte eine Überarbeitung des Wiederaufbauplans von Wilhelm Gravert dar, nach Umsetzung einer Gutachterbemerkung von Göderitz⁷⁸ durch Gravert selbst. Die Entscheidung wurde von der Stadtverordnetenversammlung letztendlich einstimmig getroffen und hatte auch die Konsequenz, dass der Plan des damaligen Stadtbaudirektors Hardt zurückge-

77 Schmidt, Beitrag zum Wiederaufbau der zerstörten Innenstadt von Gießen nach 1945, S. 74.

78 Johannes Göderitz, einer der führenden Städtebauer in Westdeutschland, war von 1927 bis 1933 Stadtbaurat von Magdeburg. 1933 wurde er auf Veranlassung der NSDAP in Ruhestand versetzt und war 1936-1945 Geschäftsführer der Deutschen Akademie für Städtebau-, Reichs- und Landesplanung. In den Jahren 1945-1962 war er Professor an der TU Braunschweig; vgl. Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 85.

wiesen wurde und damit Gravert dessen Nachfolge antrat. Am 05. Mai 1949 wurde dann dem auf Grundlage des Generalbebauungsplans entwickelten Fluchtlinienplan und dem Bebauungsplan für die gesamte Innenstadt einstimmig zugestimmt. Damit erhielt Gießen in relativ kurzer Zeit und räumlicher Vollständigkeit ein tragfähiges Wiederaufbaukonzept.⁷⁹

Die Gründe, warum sich die Stadtverordnetenversammlung für den Vorschlag Graverts entschied, gliederte der damalige Vermessungsrat der Stadt Gießen, Heinrich Schmidt, schon 1962 in sechs Teilaspekte auf.⁸⁰

Der Aufbauplan für Gießen musste zunächst „die Innenstadt so rasch wie möglich funktionsfähig“⁸¹ machen, um sie als Mittelpunkt des Handels wieder zu fördern. Gießen hatte schließlich durch die Kriegszerstörungen Garnison und Universität als wirtschaftliche Grundlagen verloren und auch die Industrie war stark angeschlagen. Deshalb fürchteten die Verantwortlichen, Gießen könne seine Rolle als Handelszentrum dauerhaft an die Nachbarstädte Wetzlar und Marburg verlieren.

Der zweite Aspekt, den ein Wiederaufbauplan für Gießen erfüllen musste, wurde spätestens nach der Währungsreform am 20. Juni 1948 deutlich. Nach dem Krieg war nicht nur die Bevölkerung, sondern auch die Stadt Gießen verarmt. Der Stadt Gießen gingen durch die Währungsreform beispielsweise rund sieben Millionen Reichsmark verloren.⁸² In welchem Umfang finanzielle Unterstützung von außen zu erwarten war, blieb zunächst unklar, da zum Zeitpunkt der Entscheidung über die Wiederaufbaupläne die Bundesregierung noch nicht konstituiert war und Kredite auf dem freien Kapitalmarkt unerschwinglich waren. Der Wiederaufbauplan für Gießen musste also diesen finanziellen Rahmenbedingungen angepasst sein, um nicht über Generationen hinweg eine Utopie zu bleiben. Architektonische Gesichtspunkte waren deshalb für die Verantwortlichen sowohl auf privater wie auch öffentlicher Seite nachrangig.⁸³

Der dritte wichtige Aspekt, den der Plan berücksichtigen musste, betraf die bereits angesprochene unterirdische Infrastruktur, die bis auf geringe Schäden aufgrund ihrer vier bis fünf Meter tiefen Lage erhalten geblieben war. Eine neue Verlegung als Folge eines gänzlich neuen Straßennetzes wäre für die Stadt finanziell nicht tragbar gewesen. Schmidt spricht sogar von „nicht abschätzbaren Kosten“, weil nicht tragfähige Erdschichten den Untergrund schwierig machten. Auch dies war nur von Graverts Plan in „ausreichendem Maße berücksichtigt“, da seine Pläne lediglich eine Verbreiterung, Begradigung und Höhennivellierung vorsahen.⁸⁴

79 Vgl. ebd., S. 86.

80 Vgl. Schmidt, Gießens Entwicklung zum modernen Geschäftszentrum, S. 98 ff.

81 Ebd., S. 99.

82 Werner Elsner, Die städtische Verwaltung 1945-1952, in: Wolfgang Arnim Nagel, Magistrat der Stadt Gießen (Hg.), Dokument des Lebenswillens einer deutschen Stadt, Kuwe Verlag, Hanau 1952, S. 38.

83 Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 97.

84 Schmidt, Gießens Entwicklung zum modernen Geschäftszentrum, S. 100.

Die vierte Anforderung, die der Wiederaufbauplan für Gießen erfüllen musste, war die Forderung der bisherigen Eigentümer, ihr Geschäft wieder an der alten Stelle neu aufzubauen. Diesen Punkt schätzte Schmidt sogar als von „besonderer und vielleicht ausschlaggebender Bedeutung“ ein. Die Möglichkeit, Eigentümer des alten Grundstücks zu bleiben „schien den Beteiligten nur beim Plan Gravert in zufriedenstellender Weise gegeben zu sein“⁸⁵. Inwieweit diese Erwartung tatsächlich durch den Plan Wilhelm Graverts erfüllt werden konnte, wird im Folgenden zu überprüfen sein.

Neben diesen Überlegungen spielten noch zwei allgemeinere Aspekte eine Rolle. Zum einen lagen 1948 in Deutschland kaum Erfahrungen beim Wiederaufbau zerstörter Städte vor, sodass auch Besichtigungen und Analysen in anderen Städten nicht möglich waren. Zum anderen ging man bei der Auswahl des Plans auch von der Annahme aus, dass Gießen auf absehbare Zeit eine Mittelstadt von regionaler Bedeutung bleiben würde und damit auch die Auslegung von Straßen und Plätzen, nicht der einer Großstadt folgen sollte. Selbstbewusst und die Eckpfeiler seines Wiederaufbauplanes charakterisierend, schrieb daher Stadtbaurat Gravert im Jahr 1952, dass „alle Lösungen, die die Struktur des Organismus Gießen nicht erkannt hatten, fehlschlagen mussten“.⁸⁶ Er verwies insbesondere auf den finanziellen Aspekt: „Aber wie bald kam die Ernüchterung als man feststellte, wie teuer Visionen sind und wie wenig [...] eine einzelne Generation zu leisten vermag“.⁸⁷

2.3 Der Wiederaufbau

2.3.1 Stadtplanung und Eigentumsverhältnisse

Zunächst sollen im Folgenden kurz die Hauptinhaltepunkte des Fluchtlinienplans und der anschließenden Baulandumlegung dargestellt werden, bevor ein abschließender Blick auf das tatsächliche Wiederaufbaugeschehen in Gießen fallen soll.

Als erstes wurden die beiden Hauptverkehrsachsen der Innenstadt auf eine Breite von je 16,50 Meter und eine durchgängig viergeschossige Bebauung festgelegt. Für die Nebenstraßen waren eine Breite von je 12,50 Meter und eine dreigeschossige Bebauung maßgebend. Damit erfolgte besonders im Fall der Nebenstraßen eine Verbreiterung. Neben diesen beiden Straßentypen sollte es im Stadtgebiet auch so genannte Versorgungsstraßen geben, die zu einer Breite von acht bis zehn Meter und einer zweigeschossigen Bebauung bestimmt wurden. Da die Bebauung am südlichen Seltersweg in größerem Umfang erhalten geblieben war und damit die für Hauptverkehrsstraßen angedachte Breite

85 Vgl. Ebd., S. 98 ff.

86 Wilhelm Gravert, Der Wiederaufbau der Stadt, in: Wolfgang Arnim Nagel, Magistrat der Stadt Gießen (Hg.), Dokument des Lebenswillens einer deutschen Stadt, Kuwe Verlag, Hanau 1952, S. 62.

86 Ebd.

87 Ebd.

nicht umgesetzt werden konnte, wurde zur Entlastung eine parallel zum Seltersweg verlaufende, 16 bis 23 Meter breite Durchbruchstraße konzipiert. Diese Maßnahme ist dabei eher als Stadtsanierung aufzufassen, da im Bereich zwischen Seltersweg und Bahnhofstraße große Teile der Bebauung erhalten geblieben waren. Dementsprechend wertete auch die Stadtverwaltung diese Maßnahme als Sanierung eines Altstadtgebietes.⁸⁸ Diese Durchbruchstraße entsprach im „Verlauf ungefähr der projektierten Entlastungsstraße, wie sie vor dem zweiten Weltkrieg bei der beabsichtigten Altstadtsanierung dieses Gebietes geplant war“.⁸⁹ Für dieses Verbreiterungsvorhaben, aber auch für die teilweise Neuanlage von Straßenverläufen, veranschlagte der Fluchtlinienplan eine zusätzliche Fläche für den Straßenraum von 26.000 Quadratmetern, die aus vor dem Krieg bebautem Privateigentum zu entnehmen waren. Die Auflösung einiger Gassen und Sackgassen - sogenannter Einfahrten - durch den Fluchtlinienplan erbrachte eine frei werdende Fläche in öffentlicher Hand von 2.000 Quadratmetern. Diese wurden durch die Stadt genutzt, um den ehemaligen Privateigentümern einen Teil der benötigten 26.000 Quadratmeter zu ersetzen.

Grundsätzlich sollte in der Innenstadt eine geschlossene Bebauung erfolgen. Um die kleinteilige Zersplitterung der innenstädtischen Grundstücke aufzulösen, wurde eine Mindestgröße von 120 Quadratmetern und eine Mindestbreite von acht Metern festgelegt. Damit entfielen für viele alte Grundstückslagen die Wiederaufbaugenehmigungen. Den Erwartungen der Eigentümer, die vor allem deshalb für Graverts Plan gestimmt hatten, konnte also nicht in jedem Fall entsprochen werden. Des Weiteren enthielt der Plan auch die Feststellung, dass „die im zweiten Weltkrieg eingeleiteten Maßnahmen zur Altstadtsanierung [...] weiterzuführen“⁹⁰ seien.

Um den Restbedarf von 24.000 Quadratmeter Fläche zur Begradigung und Erweiterung der Straßen decken zu können, bedurfte es eines so genannten Baulandumlegungsverfahrens, das Schmidt präziser ein „Grundstückstauschverfahren“ nannte. Durch dieses Verfahren konnten im Bedarfsfall „alle Grundstücke eines Gebietes zwangsweise zugezogen werden“.⁹¹ Aus dieser Gesamtmasse wurden dann die benötigten Flächen herausgeschnitten und der übrig bleibende Rest auf die bisherigen Eigentümer aufgeteilt. Dabei wurde berücksichtigt, welchen Wert und welche Größe das Grundstück vor dem Verfahren hatte. Die Rahmenbedingungen des Flächennutzungsplans, wie die Mindestgröße, wurden eingehalten und zersplitterter Besitz zusammengeführt. Zu kleine Grundstücke wurden daher als nicht bebauungsfähig eingestuft und der Gegenwert ausgezahlt. Des Weiteren wurde eine maximale Verlustgröße von 9,4% des Grundstücks in zerstörten Stadtteilen festgelegt, die mit der Begrün-

88 Eine Vorstellung der genauen Projektierung als Diskussionsgrundlage zwischen den Bürgern und der Stadt fand sich in den Mitteilungen der Stadtverwaltung Gießen vom 14. Mai 1960, S. 52 f.

89 Schmidt, Gießens Entwicklung zum modernen Geschäftszentrum, S. 101.

90 Ebd.

91 Ebd., S. 104.

derung, durch diese Maßnahmen eine verbesserte Raumnutzung und Verminderung von Baukosten zu schaffen, entschädigungslos enteignet werden konnte.⁹² Flächen, die darüber hinaus abgegeben werden mussten, sollten „angemessen vergütet“ werden.⁹³ Bemerkenswert ist, dass Eigentümer, die diese Grenze nicht erreichten, eine Ausgleichszahlung an die Stadt leisten mussten.⁹⁴

Als Beispiel für dieses Verfahren zeigt Abbildung 9 den Bereich zwischen Marktplatz und Kaplansgasse vor dem Baulandumlegungsverfahren und danach. Der Block am Kreuzplatz gehörte zu den Ersten in der beschriebenen Baulandumlegung. Der Marktplatz befindet sich jeweils am oberen Bildrand. Deutlich wird hierbei besonders die sehr „kleinparzellige Struktur“,⁹⁵ die teilweise von nur einen Meter breiten Gassen durchzogen ist. Nach der Baulandumlegung fallen zunächst die zurückgenommenen Fluchtlinien, sowie die Auflösung der kleinen Gassen auf. Um dennoch auch das Innere des Blocks zugänglich zu machen, wurde die Rittergasse neu angelegt, die den Block nun zweiteilte. Damit sollte besonders die Versorgung der Geschäfte von der Rückseite gewährleistet werden. Ursprünglich bestand dieser Block aus 86 Grundstücken mit 39 Eigentümern und einer Durchschnittsgröße von 85,8 Quadratmetern, der nach der Baulandumlegung zu 29 Grundstücken mit 27 Eigentümern und einer Durchschnittsgröße von 184,8 Quadratmetern umstrukturiert wurde.⁹⁶

„Mit diesen und anderen Festsetzungen des Fluchtlinienplanes [...] steht die Stadt Gießen mit ihrer Planung in etwa in der Mitte der beiden möglichen Extreme, die beim Wiederaufbau eines zerstörten Stadtteils denkbar sind, nämlich: Der Wiederherstellung des alten Zustandes mit der Beibehaltung der seitherigen [...] Struktur und der Anlage eines vollkommen neuen Straßennetzes [als] Grundlage für eine völlig andersartige gesellschaftliche Schichtung des zerstörten Stadtteils.“⁹⁷

Diese Umsetzung der Planungen in Form des Fluchtlinien- und des Baulandumlageplans werden in der Literatur als erfolgreich bewertet.⁹⁸ Damit erlebte Gießen aber – entsprechend der eingangs formulierten These – einen Anpassungsneubau, wie er auch „beim westdeutschen Wiederaufbau im Vordergrund“⁹⁹ stand. Im Folgenden soll nun ein Blick auf die weitere bauliche Entwicklung der Stadt geworfen werden, um exemplarisch zu sehen, bis zu welchem Grad die Pläne umgesetzt wurden.

92 Durch die gebrachten Gegenleistungen (Wertsteigerung usw.) verstand die Stadt diese allerdings nicht als entschädigungslose Enteignungen, sondern lediglich als Gebietsabtrennungen ohne zusätzliche Entschädigungszahlungen.

93 Schmidt, Gießens Entwicklung zum modernen Geschäftszentrum, S. 106.

94 Vgl. ebd., S. 101 ff.

95 Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Wiederaufbau, S. 89.

96 Ebd., S. 89 f.

97 Schmidt, Gießens Entwicklung zum modernen Geschäftszentrum, S. 102.

98 Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 94 f. und Schmidt, Gießens Entwicklung zum modernen Geschäftszentrum, S. 122.

99 Ebd., S. 73.

2.3.2 Wiederaufbau bis 1961

Grundlage für die Bewertung der baulichen Entwicklung im Rahmen des Wiederaufbaus stellen wieder die Analysen des Vermessungsrats Schmidt dar, der im Jahr 1962 auf das Geschehen der letzten Jahre zurückblickte. Demnach war bereits 1962 die festgesetzte Straßenbreite „durchweg eingehalten“¹⁰⁰ worden, auch wenn es zu kleineren Anpassungen im Detail an einigen Straßenstellen kam. Des Weiteren wertete Schmidt den Geländeerwerb als „für alle Straßen abgeschlossen“, wobei er Ausnahmen wie die Entlastungsstraße zum oberen Seltersweg und wenige kleinere Straßen nannte. In Abhängigkeit von diesen Ausnahmen und von der noch unvollständigen Bebauung war der Straßenbau 1962 noch nicht abgeschlossen, wenn auch die „wichtigsten Straßen wie Seltersweg, Walltor, Neue Bäume“ und der Markt- und Kreuzplatz in ihrer Fahrbahnführung vollendet waren. Schmidt beschrieb in diesem Zusammenhang noch „stellenweise erhalten gebliebene Gebäude oder Ruinen“, die die Fußgänger beeinträchtigen, da sie in die Gehwege hineinragen. Starke Kritik äußerte Schmidt an der Umsetzung der baulichen Gestaltung, die er zunächst als „unbefriedigend“ bezeichnete, auch wenn es mit dem ehemaligen Kaufhaus Kerber an der Ecke Neuenweg–Seltersweg als erstem wiederaufgebauten Gebäude der Innenstadt eine gelungene architektonische Ausnahme gab. Die Innenstadt stellte sich dabei zunächst als ein Wechsel von mehrgeschossigen Gebäuden und unvollständigen Flachbauten dar. Dieses Bild war entstanden, da zahlreiche Eigentümer zunächst nur den Laden im Erdgeschoss oder maximal ein Obergeschoss neu errichteten und weitere Stockwerke auf eine wirtschaftlich sicherere Zukunft verschoben, während andere sofort die durch die Planungen festgelegte Stockwerkzahl umsetzten. Schmidt bezeichnete den dadurch entstandenen lückenhaften Charakter der eigentlich geschlossen und mehrstöckig geplanten Innenstadt sogar als „für den Besucher störend und abstoßend“. Allerdings suchte er die Ursachen nicht nur bei den Privateigentümern, sondern verweist auch auf das mögliche Fehlen ausreichender öffentlicher Mittel hin.¹⁰¹ Einen Eindruck von diesem Erscheinungsbild gibt Abbildung 10, auf der am rechten unteren Bildrand ein solches einstöckiges Gebäude zu sehen ist.

Um diesem provisorischen Bauen in der gesamten Innenstadt entgegenzuwirken setzte die Stadtverwaltung seit 1952/53 die Wiederaufbau-AG ein, die eigentlich zum Aufbau des Nordviertels gegründet wurde. Diese übernahm die Planung der wiederaufzubauenden Gebäude, besorgte Hypotheken auf dem Kapitalmarkt und erschloss auch öffentliche Mittel. Insgesamt war der Wiederaufbau der Stadt Gießen damit in nicht unerheblichem Maße von eben diesen öffentlichen Mitteln, wie dem Landesbaudarlehen abhängig. Die Wiederaufbau-AG als hundertprozentige Tochter der Stadt trat zudem seit 1954 auch selbst als Bauherr auf. In dieser Zeit wurden fast alle Wiederaufbaumaßnahmen in der Innenstadt von der Wiederaufbau-AG durchgeführt und anschließend an

100 Schmidt, Gießens Entwicklung zum modernen Geschäftszentrum, S. 112.

101 Ebd., S. 113.

Privatleute veräußert. Die Wiederaufbau-AG besaß zeitweise über 50% der innenstädtischen Parzellen.¹⁰²

Nach der Phase der lückenhaften und zu niedrigen Bebauung der Innenstadt in den ersten Jahren des Wiederaufbaus nach dem Herbst 1949 folgte eine Phase, in der sich das Baugeschehen in die gegenteilige Richtung entwickelte. Statt einer zu niedrigen Bebauung wurden die Neubauten nun um ein oder zwei Etagen gegenüber dem Plan erweitert, unter anderem um gestiegene Baukosten abzufedern, Rendite zu erwirtschaften oder die im sozialen Wohnungsbau vorgeschriebenen Höchstmieten nicht zu überschreiten. Das Ergebnis dieser Bautätigkeit ist noch heute im Stadtbild sichtbar, besonders an der Schulstraße, die sich fast schlauchartig zeigt, da das Verhältnis zwischen Straßenbreite und Bebauungshöhe nicht beachtet wurde. Verfehlt wurde auch das Ziel der Auflockerung und Verminderung der Wohndichte. Das war beabsichtigt durch die Inanspruchnahme von 24.000 Quadratmetern durch die Stadt und die Verbreiterung der Straßen und Plätze. Dagegen wirkte nicht nur die beschriebene zu hohe Bebauung, sondern auch eine gegenüber dem Plan zu dichte Bebauung der einzelnen Parzellen. Die immer umfangreicher werdende Lagerhaltung der einzelnen Geschäfte, die immer größere Lagergebäude erforderten, war eine der Ursachen dieser Entwicklung. Eine Ablehnung der Baugenehmigungen für diese verdichtenden Baumaßnahmen durch die Stadt war schlicht „wirtschaftlich nicht vertretbar“.¹⁰³ Diese intensive Nutzung sowohl der Fläche als auch der Höhe bezeichnete Schmidt als ein „städtebauliches Negativum“.¹⁰⁴

Auch in architektonischer Hinsicht gab es Abweichungen vom Plan, auch wenn die Architektur „in keiner Weise im Zentrum des Handelns stand“.¹⁰⁵ Die ursprünglich geplante Gestaltung der Gebäude zeigt sich dabei am besten an den erhaltenen Gebäuden der Nordseite des Neuenwegs. Diese folgte der Planung sehr eng und wurde auch zeitnah umgesetzt. Je später ein Gebäude neu errichtet wurde, umso sichtbarer wurden modernere Elemente der späten fünfziger Jahre, wie das Flachdach anstelle des geneigten Dachs, oder die zunehmende Auflösung der Wand in Glasfassaden, statt einem Wechsel von größeren Mauerflächen und Fenstern. Dies veranschaulicht Abbildung 10 eindrucksvoll, auf der das schnell wiederaufgebaute Café Rühl neben einem einige Jahre später hinzugefügten Gebäude auf dem Marktplatz zu sehen ist.¹⁰⁶

Infolge des Wiederaufbaus nach den Zerstörungen kam es zu einigen Wandlungen in der Geschäftsstruktur der Gießener Innenstadt. Vor allem Handwerksbetriebe waren gezwungen ihren Standort aus der Innenstadt heraus zu verlagern. Aber auch die Geschäftsstruktur veränderte sich. Der nicht zerstörte südliche Bereich des Seltersweges diente dabei zunächst als Auffangbecken für die Firmen des zerstörten alten Geschäftskerns der Innenstadt um Marktplatz,

102 Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 101.

103 Ebd. S. 114.

104 Ebd.

105 Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 101.

106 Vgl. Schmidt, Gießens Entwicklung zum modernen Geschäftszentrum, S. 115.

Kreuzplatz und Schulstraße. Auch nach dem Wiederaufbau desselben „gewann dieser seine überragende Stellung nicht zurück“, ¹⁰⁷ was seine Ursachen auch in dem Wiederaufbau des bereits erwähnten Kaufhaus Kerber am Kreuzplatz hatte, das zuvor in der Schulstraße stand. Aber auch der schleppende Wiederaufbau der Walltorstraße und die Verlagerung von Kaufhaus Karstadt an das Südende des Selterswegs verstärkten diesen Trend. Eine Untersuchung der Bodenpreise entlang der Achse Seltersweg – Marktplatz – Walltorstraße durch Nipper veranschaulicht diese Entwicklung. ¹⁰⁸ Insgesamt hatte die Innenstadt Gießens jedoch binnen fünf Jahren ihre wirtschaftliche Position zurückerlangt. Dies gelang schließlich auch durch den oben beschriebenen und von Zeitgenossen wie Schmidt teilweise kritisierten schrittweisen Aufbau der Gebäude durch Privatpersonen je nach persönlicher wirtschaftlicher Lage.

Auch die Einwohnerzahl Gießens entwickelte sich in den Jahren des Wiederaufbaus wieder positiv. Im Jahr 1950 übertraf Gießen mit 48.000 Einwohnern den Vorkriegsstand und hatte 1960 schon 64.000 Einwohner. ¹⁰⁹ Im Jahr 1957 wurde in Gießen zudem die Universität wiedererrichtet, was der Stadt neben dem Titel Universitätsstadt einen weiteren Wirtschaftsfaktor zurückgab. Die Ansiedelung neuer Gewerbe und Industrien und der forcierte Wohnungsbau gelangen bis zum Beginn der sechziger Jahre, sodass Brake sogar von einer „Prosperitäts- und Expansionsphase“ ¹¹⁰ für die Stadt spricht.

Diese Untersuchung begrenzt den Betrachtungszeitraum für den Wiederaufbau der Stadt Gießen durch das Inkrafttreten des Bundesbaugesetzes vom 01. Juli 1960 und der Baunutzungsverordnung vom 26. Juni 1962. Die Gießener Innenstadt trat seitdem in eine neue Phase der Stadtentwicklung. Kennzeichnend war der sich schon Ende der fünfziger Jahre ankündigende Hochhausbau, wie am achtgeschossigen Verwaltungsgebäude an der Ecke Asterweg-Walltorstraße zu sehen ist. Insgesamt wichen diese Gebäude mit ihren viel zu hohen Gebäudehöhen auf viel zu kleiner Fläche nicht nur erheblich von den Wiederaufbauplanungen ab, sondern sie entstanden zum Teil nach Abriss der im Krieg erhalten gebliebenen Bausubstanz, wie an der Straßenecke Neue Bäume-Diezstraße. ¹¹¹ Dennoch ist diese Begrenzung des Betrachtungszeitraumes nicht unstrittig. Zum Wiederaufbau kann auch die Fertigstellung der heutigen Kongresshalle im Jahr 1963 zählen, ebenso die Einweihung des Stadthauses am Berliner Platz mit dem Einzug der Stadtverordnetenversammlung – ein mehr als symbolischer Akt, da die alten Standorte in der Innenstadt durch den Krieg verloren gingen. ¹¹² Damit entstand für Gießen ein „Neues Stadtzentrum“ ¹¹³

107 Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität, S. 99.

108 Vgl. ebd.

109 Erwin Knauf, Gießen – Vergangenheit und Gegenwart, Theiss Verlag, Stuttgart 1977, S. 44.

110 Brake, Neuanfang und Aufbruch: 1945-1960, S. 283.

111 Vgl. Schmidt, Beitrag zum Wiederaufbau der zerstörten Innenstadt von Gießen nach 1945, S. 81 ff.

112 Vgl. Brake, Neuanfang und Aufbruch: 1945-1960, S. 284.

außerhalb des Anlagenrings und damit auch außerhalb der zu Beginn der Arbeit erfolgten Definition der Innenstadt. Wiederaufbau und Stadtentwicklung gingen ineinander über.

3. Frankfurt (Oder) – Wiederaufbau im Übergang zur Planwirtschaft

3.1 Frankfurt (Oder) vor dem Zweiten Weltkrieg und seine Zerstörung

3.1.1 Frankfurt (Oder) in den zwanziger und dreißiger Jahren

Die Frankfurter Innenstadt zeigte sich vor dem Zweiten Weltkrieg noch mit ihren vielen Bürgerhäusern im Stil der Renaissance und des Barock. Sie wies eine Gitterform auf dem mittelalterlichen Grundriss der Stadt auf, woraus eine geschlossene Blockbauweise resultierte. Auf der Ostseite der Oder hatte sich aus dem ehemaligen Brückenkopf eine Vorstadt entwickelt. Die ehemaligen zum großen Teil erhaltenen Wallanlagen wurden schon 1833/34 nach Plänen von Peter Joseph Lenné zu einer Parkanlage umgestaltet, ohne die Stadtmauerreste abzureißen. Aufgrund der mittelalterlichen Lage der drei Tore ergaben sich drei große Nord-Süd-Verbindungen, die Richtstraße, die Große Scharnstraße und die Oderstraße. Besonders die Große Scharnstraße entwickelte sich vor dem Ersten Weltkrieg zu einer Ladenstraße. Eine vierte Verbindung der beiden Tore im Norden und Süden führte um die halbe Stadt, was ihr auch ihren Namen gab: Halbe Stadt. Größere Bebauungslücken gab es in der ursprünglich in Ober- und Unterstadt unterteilten Stadt nur um die Kirchen.¹¹⁴

Frankfurt (Oder) war mit rund 70.000 Einwohnern im Jahr 1920 „die größte märkische Stadt“,¹¹⁵ wobei etwa 17.500 Einwohner in der Innenstadt wohnten.¹¹⁶ Nach dem Versailler Vertrag verkleinerte sich das Umland durch die Abtretung großer Teile der Provinzen Posen und Westpreußen an Polen, womit die Reichsgrenze auf 80 Kilometer an die Stadt heranrückte. Dennoch stellten die zwanziger Jahre in baulicher Hinsicht eine Phase des Aufschwungs für die Stadt dar, wodurch sich die relativ hohe Arbeitslosigkeit im Baugewerbe dieser Zeit milderte.¹¹⁷ Durch die Verlagerung der Reichsbahndirektion von Bromberg und Posen nach Frankfurt (Oder) im Jahr 1922 kamen mit der Behörde 700 bis 800 Beamte in die Stadt. Schon zuvor war die Brückenstadt an der Oder ein wich-

113 Eine Konzeption zur Gestaltung des damit entstehenden ‚Neuen Stadtzentrums‘ findet sich in den Mitteilungen der Stadtverwaltung Gießen vom 15.07.1960.

114 Dirk Bloch, Stadtgeschichte im Kartenbild: Frankfurt (Oder) von 1700 bis 2003. Erklärungen zu den Plänen, Stadtplanerei Blochplan, Berlin 2003, ohne Seite.

115 Berlin war 1920 aus der Mark ausgegliedert worden; siehe: Stribny, Zäpke, Frankfurt/Oder. Portrait einer Brückenstadt, S. 82.

116 Lutz Patitz, Die Bedeutung der Innenstadtsanierung für die Stadtentwicklung in Zeiten schrumpfender Einwohnerzahlen, in: Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Zentrum, Zeitschrift für das Sanierungsgebiet ‚ehemalige Altstadt‘ Frankfurt (Oder), ffo Werbe- und Verlagsagentur, 03/ 2001, S. 5.

117 Vgl. Targiel, Frankfurt (Oder) – so wie es war, S. 96.

tiger Verkehrsknotenpunkt gewesen, nun wurde sie zusätzlich ein Verwaltungs- und Logistikzentrum. Für die Beamten und ihre Familien galt es, Wohnraum zu schaffen, sodass an verschiedenen Stellen große Wohnsiedlungen, die so genannten Ostmarkbauten, mit insgesamt 600 Wohnungen entstanden, von denen die Hälfte sogar auf Wunsch der Beamten Haus und Garten umfassten.¹¹⁸ Lutz Patitz beschreibt diesen Wohnungsneubau infolge permanenter Mangelsituation als „Wachstumsmotor des Stadtausbaus“.¹¹⁹

Als weiteres größeres Bauprojekt der zwanziger Jahre sei der neue Hauptbahnhof 1923 erwähnt. Der Bau des so genannten Musikheims 1929 wirkte als Kristallisationskern der 1931 errichteten pädagogischen Akademie. Erwähnenswert ist auch der Bau der Hindenburg-Schule in den Jahren 1925 bis 1927 im Stadtteil Westkreuz, der nach Plänen von Stadtbaurat Dr. Althoff und Stadtbaumeister Gesing errichtet wurde. Gesing war auch an anderen Bauprojekten beteiligt und wird im Zusammenhang der Wiederaufbauplanungen eine Rolle spielen.¹²⁰

Ein wichtiger Wirtschaftsfaktor waren auch die Kasernen der Stadt. Frankfurt (Oder) war seit den Tagen des Großen Kurfürsten im späten 17. Jahrhundert wie Gießen eine Garnisonsstadt, was dem innenstädtischen Handel und Handwerk zugutekam.¹²¹ Die Aufrüstung zur Zeit des Nationalsozialismus ließ zahlreiche neue Kasernen entstehen, so die Hofbauer-Kaserne, die Bülow-Kaserne, die Eichhorn-Kaserne, die Ziethen-Kaserne und die Horn-Kaserne, „die sich wie ein Kranz im Westen der Stadt ausbreiteten“.¹²² Daneben entstanden in den dreißiger Jahren das Heeresversorgungsamt und das Heeresverpflegungsamt, womit sich die Beamtenzahl in Frankfurt (Oder) weiter erhöhte. Frankfurt (Oder) erhielt des Weiteren Anschluss an das Reichsautobahnnetz durch die Eröffnung der Autobahnteilstrecke Berlin – Frankfurt (Oder) im Jahr 1937. Am 9. November 1938 veranstalteten die Nationalsozialisten in der Oderstadt, wie überall in Deutschland, einen Pogrom, dem die schon 1822 errichtete Synagoge in der Wollenweberstraße zum Opfer fiel. „Bis auf den Bau der Autobahn nach Berlin haben die Nationalsozialisten für Frankfurt kaum Positives geleistet.“¹²³ Im Jahr 1939 wohnten insgesamt 83.573 Einwohner in der Stadt beiderseits der Oder, etwa 17.000 davon auf der Ostseite in der Dammvorstadt.¹²⁴ Beide Zahlen spielen als Vergleichsgröße eine Rolle, um im weiteren Verlauf das Ausmaß der Kriegseinwirkungen einordnen zu können.

118 Ebd., S. 97.

119 Lutz Patitz, Die Bedeutung der Innenstadtsanierung für die Stadtentwicklung, S. 4.

120 Vgl. Targiel, Frankfurt (Oder) – so wie es war, S. 98.

121 Vgl. Manfred Vogler, Zur jüngeren Stadtbaugeschichte von Frankfurt (Oder) unter besonderer Betonung des Zeitraumes seit 1965, in: Frankfurt-Information, Bezirksmuseum Viadrina (Hg.), Frankfurter Beiträge zur Geschichte. Heft 5, Eigenverlag, Frankfurt (Oder) 1978, S. 34.

122 Helmut Weihsmann (Hg.), Bauen unterm Hakenkreuz. Architektur des Untergangs, Promedia Verlagsgesellschaft, Wien 1998, S. 442.

123 Stribny, Zäpke, Frankfurt/Oder. Portrait einer Brückenstadt, S. 90.

124 Vgl. Targiel, Die Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt (Oder), S. 31.

3.1.2 Nationalsozialistische Planungen für das Stadtzentrum

Die nationalsozialistischen Planungen für Frankfurt (Oder) entstanden in Zusammenhang mit der Erhebung der Stadt zur ‚Gauhauptstadt der Mark Brandenburg‘ am 21. März 1938, wodurch auch das „Schwergewicht der baulichen Gestaltung des Oderraumes“¹²⁵ bestimmt wurde.

Im „zweistufigen Reichswettbewerb“ für den Bau eines „Gauforums“ im noch unerschlossenen Süden der Stadt, wurden 16 Entwürfe von insgesamt 573 eingereichten Projekten ausgezeichnet.¹²⁶ Adolf Hitler selbst bestimmte am 18. Mai 1939 den Entwurf von Heinrich Hans Mertens als Sieger. Eckpunkte der Ausschreibung waren gewesen: die Verortung im unerschlossenen Süden der Stadt aufgrund der schwierigen geografischen Gegebenheiten des historischen Stadtkerns und eine großzügige Platzanlage mit einem „der Grenzmark charakteristischen architektonischen Ausdruck“.¹²⁷ Der geplante Aufmarschplatz sollte rund 100.000 Menschen aufnehmen können. Des Weiteren war eine so genannte Gauhalle geplant.

Der Entwurf von Mertens sah an dem Aufmarschplatz neben der Gauhalle auch einen zwölfstöckigen Turmbau vor, der die Gauverwaltung aufnehmen sollte (Abb. 11). Weitere repräsentative Bauten am Oderufer sollten sich nach Norden zum alten Stadtkern hin „in immer kleinere bauliche Maßstäbe auflösen“.¹²⁸ Den Platz der ehemaligen Synagoge sollte ein großes Hotel füllen. Angestrebt war ein „einheitlicher Stadtkörper [...] mit monumentalen Verwaltungsgebäuden“.¹²⁹

Die von Weihsmann als ein „radikaler chirurgischer Eingriff in die Stadtstruktur“¹³⁰ gewerteten Planungen gingen mit Unterbrechungen bis 1941 weiter, da das gesamte Projekt in hohem Maße prestigegeladen war. Nach 1941 wurden allerdings kriegsbedingt keine neuen Planungen vorgelegt und auch eine Umsetzung erfolgte nie, sodass keine Spuren im Stadtbild geblieben sind. Zumindest das in der flachen bis flach-hügeligen Landschaft weithin sichtbare Turmmotiv, kehrte beim Wiederaufbau der Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg wieder. Ein direkter Rückgriff auf die nationalsozialistischen Planungen ist jedoch nicht nachweisbar und auch nicht unbedingt zu vermuten.

3.1.3 Die Zerstörung von Frankfurt (Oder) im Zweiten Weltkrieg

Die Gründe für die fast vollständige Zerstörung der Innenstadt wurden in der Vergangenheit in der Literatur recht kontrovers diskutiert. Da an dieser Stelle nur ein Überblick gegeben werden soll, wird diese Diskussion nicht vollständig wiedergegeben werden können.

125 Weihsmann, Bauen unterm Hakenkreuz, S. 436.

126 Ebd., S. 437.

127 Albert Speer, Juror des Preisgerichts, zitiert nach ebd., S. 437.

128 Ebd., S. 440.

129 Ebd., S. 438.

130 Ebd., S. 438.

Den ersten Bombenangriff flog am 26. August 1940 ein englischer Flieger. Dabei wurde lediglich die Nordspitze der Oderinsel Ziegenwerder getroffen und nur geringe Schäden verursacht. Insgesamt war Frankfurt (Oder) bis zum Jahr 1945 vom Kriegsgeschehen „nur wenig in Mitleidenschaft gezogen worden“,¹³¹ und Tagebucheinträge zeigen sogar, dass die Einwohner bis Ende des Jahres noch ihrem normalen Alltagsgeschäft nachgingen, wenn dazu auch in Frankfurt die Beschäftigung von zahlreichen Kriegsgefangenen gehörte.¹³²

Am 26. Januar 1945 wurde Frankfurt durch Adolf Hitler zur Festung ernannt. Infolgedessen wurden zunächst auf der Ostseite in der Dammvorstadt, dann aber auch im Westteil der Stadt Straßenbarrikaden, Gefechtsstände und Panzersperren aufgebaut, „ohne dass die Stadt mit einer Festung im klassischen Sinne auch nur die geringste Ähnlichkeit hatte“.¹³³ Anfang April waren insgesamt 13.945 Mann „Festungsbesatzung“ in der Stadt, wobei diese eher zufällig versammelte, versprengte und zum Teil verwundete Truppen waren.¹³⁴

Am 05. Februar 1945 begann die Evakuierung der Bevölkerung mit den Stadtteilen Westkreuz, Paulinenhof und Beresinchen, da die Kampfhandlungen nun immer dichter rückten. Am 19. Februar 1945 sprengte die Wehrmacht die Frankfurter Stadtbücke ebenso wie die Eisenbahnbrücke südlich der Stadt. Die ersten sowjetischen Bomber flogen am 20., 21. und 22. April 1945 Angriffe auf die Stadt. Insgesamt gingen in diesen Tagen 260 Tonnen Bomben auf Frankfurt und das benachbarte Beeskow nieder, dabei kam es auch zu ersten Bränden im Stadtinneren. Am 21. April löste das Oberkommando der Heeresgruppe Weichsel den Festungscharakter der Stadt auf, die Truppen zogen ab.¹³⁵ Nach dem Rückzug der Festungstruppen am 22. April 1945 blieben etwa 500 Menschen in den Kellern der Stadt zurück, bevor am nächsten Tag die ersten sowjetischen Soldaten die Stadt einnahmen.¹³⁶

An dieser Stelle beginnt die kritische und kontrovers diskutierte Debatte um die Gründe für die Zerstörung der Innenstadt. Hier sei den Recherchen Buwerts aus der ersten Hälfte der neunziger Jahre gefolgt, der umfassend dazu recher-

131 Wolfgang Buwert, Festung Frankfurt (Oder): Eine Stadt am Kriegsende, in: Historischer Verein zu Frankfurt (Oder) (Hg.), Mitteilungen – Historischer Verein zu Frankfurt (Oder). Heft 2 – 1995, Eigenverlag, Frankfurt 1995, S. 3.

132 Ebd., S. 6.

133 Ebd., S. 16.

134 Vgl. Ebd.

135 Eine ultimative Kapitulationsaufforderung durch die sowjetische Armee gab es dabei nach dem Stand der Forschung nicht und damit auch keine Ablehnung derselben durch die deutsche Festungsbesatzung. Näheres bei: Wolfgang Buwert, Anmerkungen zum Stand der DDR-Geschichtswissenschaft und zur Befreiung und Zerstörung Frankfurts 1945, in: Historischer Verein zu Frankfurt (Oder) (Hg.), Mitteilungen – Historischer Verein zu Frankfurt (Oder). 1. Heft – 1991, Eigenverlag, Frankfurt 1991, S. 18; und Joachim Schneider, Eine Stadt verliert ihr Antlitz. Fakten und Zahlen über die Zerstörungen in Frankfurt (Oder) im Frühjahr 1945, in: Historischer Verein zu Frankfurt (Oder) (Hg.), Mitteilungen – Historischer Verein zu Frankfurt (Oder). Heft 1- 2008, Eigenverlag, Frankfurt 2008, S. 11.

136 Buwert, Festung Frankfurt (Oder): Eine Stadt am Kriegsende, S. 27.

chierte und zwei Aufsätze veröffentlichte. Buwert fasste die Gründe folgendermaßen zusammen: „Durch Beschuss, Bombardierung, Brandstiftung sowjetischer Soldaten und polnischer Bürger brannten in den nächsten Tagen und Wochen fast die gesamte Innenstadt und die angrenzenden Straßenzüge ab.“¹³⁷ Damit spricht Buwert sich eindeutig gegen die zu DDR-Zeiten verfolgte Theorie der Sprengung und Brandstiftung zahlreicher Gebäude durch die SS aus: „Dass Gebäude vermint waren steht fest, aber nicht ihre Sprengung“.¹³⁸ Mit dieser zusammenfassenden Aussage zu den Ursachen der Zerstörung nimmt er aber auch Stellung zu der in Frankfurt stets präsenten Überzeugung, dass heimwärts ziehende polnische Zwangsarbeiter und sowjetische Soldaten in der Stadt bewusst oder unbewusst Brände gelegt hätten. Dies ist für Buwert „nicht ausgeschlossen [...] und bedarf weiterer Feldforschungen“.¹³⁹ Allerdings belegt Buwert, dass schon vor dem Eintreffen der sowjetischen Soldaten an mehreren Stellen größere Brände ausgebrochen waren, die zum Teil durch die wenigen verbliebenen Menschen nicht gelöscht werden konnten. Er stützt sich dabei unter anderem auch auf Augenzeugenberichte sowjetischer Flieger, von denen einer bereits am 22. April 1945 auf „eine in Rauch eingehüllte Stadtfestung“¹⁴⁰ blickte. Außerdem sollte bedacht werden, dass auch polnische Zwangsarbeiter zuvor in der Stadt arbeiten mussten, weshalb auch die Motivation zu Vandalismus in einer verlassenen und schon zuvor teilweise geplünderten Stadt nachvollziehbar wäre. Sicher ist, dass es im Stadtgebiet nicht zu Straßen- und Häuserkämpfen kam.¹⁴¹

Das Ausmaß der Zerstörung war verheerend für die Innenstadt. Einen Eindruck gibt ein Foto mit einem Blick von der Hauptpost, also in etwa dem ehemaligen Wilhelmsplatz, entlang der Richtstraße zur Friedenskirche im Norden der Stadt (Abb. 12). Das Kirchensembel der Friedenskirche und der Nikolai-kirche blieb glücklicherweise von Zerstörungen verschont. Von der Frankfurter Bevölkerung kamen „wahrscheinlich Zehntausende“¹⁴² nicht wieder in die Stadt zurück. Stattdessen blieben viele Vertriebene, darunter auch Bürger der Dammvorstadt.¹⁴³ Dieser Stadtteil auf der Ostseite der Oder wurde durch die Entscheidungen der Potsdamer Konferenz polnisch, es ist das heutige Slubice.

Ebenso wie die Frage nach den Ursachen und der Schuld für die zerstörerischen Brände in der Innenstadt ist auch die Frage nach dem genauen Ausmaß der Schäden nicht leicht zu beantworten. Sicher ist, dass die Innenstadt fast

137 Ebd., S. 28.

138 Buwert, Anmerkungen zum Stand der DDR-Geschichtswissenschaft, S. 23. - Dazu forschte auch Joachim Schneider, der zu einem ähnlichen Ergebnis kommt; Näheres bei: Schneider, Eine Stadt verliert ihr Antlitz, S. 14 f.

139 Buwert, Anmerkungen zum Stand der DDR-Geschichtswissenschaft, S. 23.

140 Flieger Kamurschin, in: K. F. Telegin (Hg.), Poslednij schturm [Der letzte Sturm], Moskwa 1965, S. 98; zitiert nach: Buwert, Anmerkungen zum Stand der DDR-Geschichtswissenschaft, S. 21.

141 Vgl. Schneider, Eine Stadt verliert ihr Antlitz, S. 16.

142 Buwert, Anmerkungen zum Stand der DDR-Geschichtswissenschaft, S. 28.

143 Vgl. Ebd., S. 28.

vollständig zerstört war. Die Angaben über den Zerstörungsgrad der Gesamtstadt schwanken allerdings von 65 bis 91 Prozent. In gleichem Maße schwanken auch die Angaben über die genaue Anzahl zerstörter Wohnungen und Häuser.¹⁴⁴ Dazu trägt auch schlicht die Abtrennung eines ganzen Stadtteils bei. Wahrscheinlich sind auch nach Kriegsende noch Gebäude abgerissen worden, die von ihrer Bausubstanz her noch zu retten gewesen wären. Für das Folgende ist von der Zahl Schneiders auszugehen, der eine Zerstörung des Wohnraums im Stadtzentrum von 91% errechnet hat.¹⁴⁵

3.2 Planung des Wiederaufbaus bis 1951

3.2.1 *Das Geschehen unmittelbar nach Kriegsende*

Eine der Hauptaufgaben des am 27. April 1945 eingesetzten neuen Oberbürgermeisters Dr. med. Ernst Ruge war es, die noch schwelenden Brände in der Stadt zu bekämpfen und damit verbundene Probleme zu lösen. Schon im Mai 1945 wurde eine neue provisorische Pontonbrücke zur Dammvorstadt auf der östlichen Oderseite eingerichtet. Im Sommer 1946 wurde diese durch eine Behelfsbrücke aus Holz ersetzt, die auch auf der Karte der Stadt von 1950 nördlich der Brückenstümpfe der zerstörten alten Stadtbrücke zu sehen ist (Abb. 13). „Gleichsam als Ersatz“¹⁴⁶ für den abgetrennten Stadtteil erfolgten im Zeitraum bis 1947 zahlreiche Eingemeindungen aus dem westlichen Umland. Die großen Flüchtlingsströme dieser Zeit führten dazu, dass die Einwohnerzahl der Stadt recht bald wieder stieg. So hatte diese im Mai 1945 noch 11.576 Einwohner, 1947 aber schon wieder 55.716.¹⁴⁷

Aufgrund der starken Zerstörung des Stadtzentrums verlagerte sich das gesellschaftliche Leben zunächst in die Außenbereiche, besonders in den Südwesten der Stadt, also nach Beresinchen und in die Leipziger Straße. Auch der Sitz der Stadtverwaltung musste verlegt werden und befand sich zunächst aus pragmatischen Gründen neben dem Wohnhaus von Oberbürgermeister Ernst Ruge in der Halben Stadt 7, also an der westlichen Peripherie der Innenstadt. Neben grundsätzlichen Versorgungsproblemen in der unmittelbaren Nachkriegszeit prägten auch „ständige Übergriffe der Besatzungsmacht und Verhaftungswellen“ den Alltag in Frankfurt.¹⁴⁸ Aufgrund des Zerstörungsgrades der Stadt musste die Innenstadt vor allem enttrümmert werden. Damit verbunden waren die Beseitigung der vielen Straßensperren und zahlreiche Abrisse vorhandener Ruinen, die große freie Flächen hinterließen. Andere vereinzelt in der Ruinenlandschaft stehen gebliebene Gebäude wurden allerdings auch wieder

144 Zum Teil ist in der Literatur aus der Zeit vor 1990 die Rede von einer Gesamtbebauung der Stadt Frankfurt (Oder) mit 13.500 Häusern, was eine Einwohnerzahl von 180.000 Einwohnern erfordert hätte und damit nach Schneider in das Reich der Phantastereien gehörte. Näheres dazu bei: Schneider, Eine Stadt verliert ihr Antlitz, S. 20.

145 Ebd., S. 25.

146 Targiel, Die Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt (Oder), S. 23.

147 Vgl. ebd., S. 31.

148 Stribny, Zäpke, Frankfurt/Oder. Portrait einer Brückenstadt, S. 95.

aufgebaut, wie das Rathaus, was im weiteren Verlauf dieser Arbeit noch zu sehen sein wird.

Gerade die Beseitigung der Trümmer und deren Weiterverwendung machten Probleme. Wohin sollten die riesigen Schuttmassen gebracht werden? Sie wurden unter anderem zur Aufschüttung der Insel Ziegenwerder verwendet, kamen aber auch für Bauprojekte, wie den Bau des Stadions im Süden der Stadt oder die Erweiterung des Übernahmegleises für den neuen Güter-Grenz-Bahnhof zum Einsatz. Ein Problem für die Stadt war die Finanzierung der Schuttbeseitigung. Die Staatliche Plankommission – Inspektions-Abteilung gab noch im Februar 1951 in einer „Strukturübersicht der Stadt Frankfurt Oder“ den Gesamtumfang der innerstädtischen Schuttberge mit 500.000 Kubikmetern an.¹⁴⁹ Erst nach der Gründung der DDR am 07. Oktober 1949 und der Verabschiedung des Zweijahres- und Fünfjahresplanes konnte die Stadt mit finanzieller Unterstützung vom Staat rechnen. Noch im Juli 1950 beantragte das Land Brandenburg daher 100.000 DM zur Fortführung der Enttrümmerungsmaßnahmen, da diese im „zerstörten Zentrum noch erhebliche Trümmerfelder aufwies“.¹⁵⁰ Um die Finanzierungssituation zu verbessern, wurde im „Beschluss über die Sofortmaßnahmen für den Wiederaufbau der Stadt Frankfurt/Oder aufgrund des Ministerratsbeschlusses vom 1.2.51“¹⁵¹ festgelegt, dass Schuttmassen im Umfang von 100.000 Kubikmeter bei Aufschüttungsarbeiten an dem erwähnten neuen Verschiebebahnhof zu verwenden seien, womit ein weiterer Teil der Finanzlast von den Schultern der Stadt genommen wurde.¹⁵² In den Dokumenten wird diese Entlastung sogar beziffert. Würde die Stadt Frankfurt die Enttrümmerungsmaßnahmen durchführen, müsste dies zu Mehrkosten in Höhe von vier Millionen DM führen. Eine Aufschüttungsmaßnahme der Bahnanlage mit normalerweise dafür eingeplantem Sand würde die Reichsbahn drei Millionen DM kosten. Insofern konnte durch die Mehrbelastung der Reichsbahn mit einer Million DM eine finanzielle Erleichterung von vier Millionen DM erzielt werden.¹⁵³

Kennzeichnend für diesen Zeitraum war ein Mangel an allem, was zur Wiederbelebung des städtischen Lebens benötigt wurde. Dieser Mangel machte sich besonders durch das „vollständige Fehlen von Dachsteinen und Fensterglas [...]

149 Vgl. Strukturübersicht der Stadt Frankfurt (Oder), Staatliche Plankommission/ Inspektionsabteilung (19.02.1951), SAPMO - BArch DE 1/11289.

150 Rudolf Jahn, Antrag auf Gewährung zusätzlicher Investitionsmittel für die Enttrümmerung der Stadt Frankfurt(Oder), durch Ministerpräsident des Landes Brandenburg an die Regierung der DDR/Zentrales Planungsamt (14.07.1950), SAPMO - BArch DE 1/11289.

151 Entwurf des Beschlusses über die Sofortmaßnahmen für den Wiederaufbau der Stadt Frankfurt/Oder aufgrund des Ministerratsbeschlusses vom 1.2.51, SAPMO - BArch DE 1/11289.

152 Vgl. ebd.

153 Vgl. Strukturübersicht der Stadt Frankfurt (Oder), 19.02.1951, SAPMO - BArch DE 1/11289.

zum Schutz gegen Witterungseinflüsse“¹⁵⁴ bemerkbar. Behelfsmaßnahmen wie Holz- und später auch Betonschindeln, wurden hauptsächlich für öffentliche Gebäude eingesetzt. Bereits im Sommer 1945 richtete die Stadtverwaltung deshalb ein so genanntes Bergungsamt ein, das die Aufgabe hatte, „erhalten gebliebene und wiederverwendbare Materialien und Objekte jeder Art aus den Ruinen zu bergen und sicherzustellen“. Besonders wertvoll waren darunter auch Türen, Fenster, Herde, Öfen und Heizungen. Zur Kontrolle der möglichst effektivsten Nutzung der so gewonnenen Baustoffe und Materialien wurden dem damaligen Stadtrat Schulze als Hauptarbeitseinsatzleiter sämtliche Industrie- und Handwerksbetriebe unterstellt und für jedes einzelne Handwerk ein Einsatzleiter bestimmt. Des Weiteren mussten Instandsetzungsarbeiten an Gebäuden zuvor durch die Stadt genehmigt werden.¹⁵⁵ Auch die Versorgung mit Lebensmitteln war im Stadtzentrum nicht einfach. Der so genannte Kuhstall am ehemaligen Wilhelmsplatz bildete die einzige Einkaufsmöglichkeit in der Innenstadt.¹⁵⁶ Die aufgezählten Faktoren führten zusammengekommen dazu, dass es in der Stadt in den ersten Nachkriegsjahren zu keinen größeren Aufbaumaßnahmen kam.

3.2.2 Wiederaufbauplanungen für die Stadt Frankfurt (Oder) vor 1951

Am 18. März 1947 erließ die Stadt eine Verordnung über den Wiederaufbau, in dessen Folge ein Wettbewerb zur Gestaltung des Stadtzentrums veranstaltet wurde. Der prämierte Entwurf sah die Bebauung des Zentrums mit durchweg „modernen Bauten [vor] und wurde deshalb von der Stadt kritisiert“.¹⁵⁷ Beide Maßnahmen, die Verordnung und der Wettbewerb, blieben jedoch zunächst ohne Konsequenzen. Dennoch soll der prämierte Entwurf von Josef Gesing im Folgenden vorgestellt werden, da einige Aspekte seiner Planung auch in den späteren Planungen wiederzufinden sind. Er ist aber auch von besonderer Bedeutung, da er die Auswirkungen des gesellschaftlichen Wandels auch im Bereich der Stadtplanung und Architektur zeigt. Dies wird beispielsweise an der Art und Weise der Planungen deutlich, deren Ziele kommunalpolitisch und auf das Bürgertum der Stadt ausgerichtet sind. Aber auch der verwendete Sprachstil ist noch frei von sozialistischen Satzbausteinen.

Der Plan Josef Gesings

Der Entwurf Josef Gesings wurde 1948 in einer Broschüre, herausgegeben durch den Rat der Stadt Frankfurt, vorgestellt.¹⁵⁸ Diese Broschüre ist grundlegend für die nachfolgenden Ausführungen, da Gesing darin selbst zu seinem Plan Stellung

154 Winkler, Was für den Wiederaufbau bereits getan wurde, in: Rat der Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Frankfurt – Oder. Ein Plan für seine künftige Gestaltung, Eigenverlag, Frankfurt 1948, S. 21.

155 Vgl. Winkler, Was für den Wiederaufbau bereits getan wurde, S. 22.

156 Vgl. Bloch, Stadtgeschichte im Kartenbild: Frankfurt (Oder) von 1700 bis 2003. Erklärungen zu den Plänen, 2003, ohne Seite.

157 Vgl. Targiel, Die Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt (Oder), S. 24.

158 Rat der Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Frankfurt – Oder. Ein Plan für seine künftige Gestaltung, Eigenverlag, Frankfurt 1948.

genommen hat. Josef Gesing wurde am 05. Mai 1886 in Espe in Westfalen geboren und war, wie bereits erwähnt, in Frankfurt (Oder) in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren als Architekt tätig. Er wohnte bis kurz vor seinem Tod in Frankfurt, bevor er 1963 in Trier verstarb.¹⁵⁹ Seine Planungskonzeption bestand unter anderem aus einem Bauflichtlinienplan (Abb. 14), einem Wiederaufbauplan (Abb. 17), sechs Schaubildern zur Veranschaulichung des geplanten Erscheinungsbildes der Stadt (Abb. 15, 18 und 19), sowie einem Modell zur Neugestaltung der gesamten Innenstadt im Maßstab 1: 500 (Abb. 16).

Für Gesing stehen zunächst einige grundsätzliche Aufgaben einer Wiederaufbauplanung der Innenstadt im Vordergrund. Eine davon ist die Vorgabe des Rates der Stadt Frankfurt (Oder), „die ehemalige Beamtenstadt künftig wieder zum Mittelpunkt eines pulsierenden gewerblichen und wirtschaftlichen Lebens zu machen“.¹⁶⁰ Dabei sollte durch die Wiederaufbauplanungen eine „Anpassung an eine fortschreitende Gesundung [...des] Wirtschaftslebens“¹⁶¹ erfolgen. Daher sieht Gesing die Altstadt in Tradition der alten Messehöfe der Oderstadt auch in Zukunft als Geschäftsviertel.¹⁶² Als weiteren Grundsatz eines Wiederaufbauplans war „der Gesichtspunkt leitend gewesen, das alte Stadtbild in seiner Grundform zu erhalten und so wenig wie möglich vom geschichtlich gewordenen Zustand zu verändern, ohne jedoch damit die Erfüllung der notwendigen städtebaulichen Forderungen zu schmälern“.¹⁶³ Diese Forderung war notwendig, da in Frankfurt (Oder) – ähnlich wie in Gießen – sowohl das Kanalnetz, die Wasser- und Gasleitungen, die elektrischen Leitungen als auch zahlreiche Kelleranlagen unter den Grundmauern erhalten geblieben waren und einen großen Wert darstellten. Die Forderung nach einem an den alten Grundformen orientierten Wiederaufbau war aber auch möglich, weil der Grundriss der Altstadt „in seiner ganzen Anlage großzügig und klar ist“. Es galt also, das Straßennetz „den neuzeitlichen Erfordernissen anzupassen und die Mängel der alten Bebauung durch eine starke Auflockerung zu beseitigen“.¹⁶⁴ Darunter verstand Gesing die Verbreiterung von Straßenzügen, die Anlage von Gehwegen und die Anlage einer doppelgleisigen Straßenbahn. Er sah weiter vor, die im Lennépark erhalten gebliebenen Stadtmauerreste gänzlich abzureißen, um dort eine neue Bebauung zu ermöglichen. Gesing plante aber auch die Anlage gänzlich neuer Straßen. Eine solche Durchbruchstraße sollte eine völlig neue Blickachse auf die Westfassade der Marienkirche freilegen, indem eine Verbindung von der Richtstraße

159 Vgl. Martin Schieck, Brigitte Brisch, Straßenlexikon–Josef-Giesing-Straße, Homepage Museum Viadrina: http://www.museum-viadrina.de/Strassenlexikon_Frankfurt/strassen/j/jgesingstr.htm, letzter Zugriff: 15.10.2010.

160 Josef Gesing, Planungsarbeiten für den Wiederaufbau, in: Rat der Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Frankfurt – Oder. Ein Plan für seine künftige Gestaltung, Eigenverlag, Frankfurt 1948, S. 12.

161 Ebd.

162 Vgl. ebd., S. 16.

163 Ebd., S. 12 f.

164 Ebd., S. 13.

und Großen Scharnstraße zur Marienkirche geplant war.¹⁶⁵ Diese Straße sollte an ihrer Mündung in die Große Scharnstraße einen „Domhof“ freigeben (Abb. 18 und 19). Südlich und in räumlicher Beziehung zu diesem sollte vor dem ehemaligen Regierungsgebäude, dem heutigen Universitätshauptgebäude, ein „Handelshof“ durch einen weiteren Durchbruch entstehen. Nördlich des Domhofes war in gleicher Weise ein „Messehof“ vorgesehen. Domhof und Handelshof sollten dabei „zunächst nur dem Fußgängerverkehr dienen“, womit Gesing bereits die Anlage einer Fußgängerzone plante. Neben diesen Neuanlagen ganzer Straßen sah Gesing zudem auch die Anlage von „Wirtschaftswegen in Nord/Süd-Richtung im Inneren der Baublöcke“¹⁶⁶ zwischen den großen Nord- und Südverbindungen Oderstraße, Große Scharnstraße und Richtstraße vor. Bedeutend für das Bild der Innenstadt war auch der vorgesehene Abriss der Gebäudegruppe Sieben Raben auf dem Marktplatz beziehungsweise Fleischmarkt vor dem Rathaus. Der entstehende Freiraum ist auf Abbildung 15 gut zu erkennen.

Insgesamt war damit allein schon eine Vergrößerung der innerstädtischen Verkehrsflächen vorgesehen, was aber auch zur geforderten Auflockerung der baulichen Gestalt der Stadt beitrug. Nach dieser Planung hätten die Straßen einen Anteil von 48,5 Prozent der bebauten innerstädtischen Fläche eingenommen, während die alte Straßenführung einen Anteil von 36 Prozent hatte.¹⁶⁷ Für eine noch konsequentere Auflockerung, sah Gesing eine Auflösung der alten Hofbauweise vor, da die bisherige Bebauung „mehr als zur Hälfte [...] ohne ausreichende Belichtung und Entlüftung“¹⁶⁸ war. Stattdessen sollte die innerstädtische Bebauung zu 90 Prozent aus so genannter Randbebauung bestehen, worunter Gesing die Bebauung direkt an der Straßenflucht und nicht in den Höfen dahinter verstand. Eine mögliche Gestaltung dieser Bebauungsweise zeigen die Skizzen in Abbildung 15, 18 und 20. Typisch sind hier die traditionell hochrechteckigen Fenster, neben den flach gehaltenen Walmdächern, den begradigten Fluchten, der einfachen Fassadengliederung und der abwechselnden Bebauungshöhe zwischen drei und vier Etagen. Gesing machte sich auch Gedanken über die Baustoffe und konzipierte sogar schon 1948 eine Wandkonstruktion in Plattenbauweise.

Gesing ließ bei seinen Planungen die Verteilung der einzelnen Geschäfte bewusst gänzlich außen vor, die seiner Meinung nach nur durch eine „lebendige Entwicklung des Wirtschaftsgetriebes zweckvoll und wirtschaftlich zu lösen“¹⁶⁹ sei. Spätestens an dieser Stelle fällt im Vergleich zur kommenden Planung nach der Gründung der DDR auf, dass die typische Wort- und Formulierungswahl in diesem frühen Entwurf noch fehlt. Gesings Entwurf atmet noch ganz den Geist

¹⁶⁵ Ebd., S. 14.

¹⁶⁶ Ebd., S. 13.

¹⁶⁷ Vgl. Ebd., S. 15 f.

¹⁶⁸ Ebd., S. 16.

¹⁶⁹ Ebd.

der Weimarer Republik und kommunalpolitische Überlegungen spielen eine entscheidende Rolle.

Wie bereits eingangs erwähnt, wurden diese Planungen nicht umgesetzt. Ein Kritikpunkt an dem ausgeführten Entwurf wird sicherlich die bereits erwähnte Modernität besonders in der baulichen Gestaltung der Innenstadt gewesen sein. Allerdings war dies sicher nicht der alleinige Grund, wie die folgende Betrachtung der tatsächlich umgesetzten Aufbauplanung zeigen wird, die dem Entwurf von Josef Gesing im Punkt Modernität in nichts nachstand. Vielmehr können auch die wirtschaftlichen Engpässe und die allgemeine Notlage, die fehlenden gesetzlichen Rahmenbedingungen sowie die anhaltenden Demontagen der Nachkriegsjahre als ausschlaggebende Faktoren gewertet werden. Dieser Problematik war sich auch Josef Gesing bewusst, als er schrieb, dass „unserm Wollen durch die Begrenztheit der Baustoffe und Arbeitskräfte natürliche Schranken gesetzt sind“.¹⁷⁰ Zu groß war das Ausmaß der Zerstörung und zu drängend das Wohnungsproblem. Diese Probleme prägten auch die folgenden Wiederaufbauplanungen noch. Aber auch die gesetzlichen Rahmenbedingungen für einen Wiederaufbau waren bis 1949 noch nicht geschaffen, somit fehlte eine staatliche Unterstützung gänzlich.

3.3 Rahmenbedingungen für den Wiederaufbau nach Gründung der DDR

Nach der Gründung der DDR am 07. Oktober 1949 änderten sich einige grundlegende rechtliche Rahmenbedingungen im Vergleich zum unmittelbaren Nachkriegszustand, aber auch im Vergleich zur ebenfalls neu gegründeten Bundesrepublik. Dabei ist besonders für städtebauliche Betrachtungen der Artikel 24 der DDR-Verfassung interessant, der eine entschädigungslose Enteignung von Eigentum vorsah, wenn dieses zur „Begründung wirtschaftlicher Machtstellung zum Schaden des Gemeinwohls“¹⁷¹ genutzt wurde. Auch das Eigentum von „Kriegsverbrechern und aktiven Nationalsozialisten“¹⁷² wurde durch diesen Artikel enteignet. Klaus von Beyme sieht daher das Eigentum als „Freiwill für Begehrlichkeiten von Planbehörden“,¹⁷³ was besonders für die Zeit ab Mitte der fünfziger Jahre gilt, in der Enteignungen in größerem Stil erfolgten, um städtebauliche Grundsätze durchzusetzen.

Relativ zeitnah folgte nach der Gründung der DDR die Verabschiedung des „Gesetzes über den Aufbau der Städte in der DDR und der Hauptstadt Deutschlands, Berlin (Aufbaugesetz)“ am 06. September 1950. Es stellte die bisher ausgebliebene rechtliche Grundlage für den Wiederaufbau der zerstörten Städte im Land und damit auch für die „sozialistische Umgestaltung der

170 Gesing, Planungsarbeiten für den Wiederaufbau, S. 17.

171 Verfassung der DDR vom 07.10.1949, Artikel 24 Absatz 2, in: <http://www.documentarchiv.de/ddr/verfddr1949.html#19>, letzter Zugriff: 15.10.2010

172 Verfassung der DDR vom 07.10.1949, Artikel 24 Absatz 3, in: <http://www.documentarchiv.de/ddr/verfddr1949.html#19>, letzter Zugriff: 15.10.2010

173 Beyme, Der Wiederaufbau, S. 277.

Städte“¹⁷⁴ dar, wie es Thomas Topfstedt 1980 formulierte. Wichtig war die so geschaffene Möglichkeit, Städte, Kreise und Gemeinden, die für eine „komplexe Aufbauplanung vorgesehen waren, zu Aufbaugebieten zu erklären“.¹⁷⁵ Grundstücke, die in einem solchen Bereich enteignet wurden, gingen in Volkseigentum über, ohne dass es bis 1960 Rechtsmittel dagegen gab.¹⁷⁶ Unter den 53 Objekten in der Liste der Aufbauschwerpunkte befand sich auch Frankfurt (Oder).¹⁷⁷

Zusammen mit dem Aufbaugesetz wurden auch die „Sechzehn Grundsätze des Städtebaus“ beschlossen. Damit sollte eine „Gesamtkonzeption für den Wiederaufbau programmatisch festgelegt“ werden.¹⁷⁸ Die Bedeutung dieser Grundsätze besteht für Beyme et al. darin,

„dass sie die Stadt in ihrer Spezifik zum Planungsgegenstand erhoben [haben]. Sie stellen ein ausdrückliches Bekenntnis zum wirtschaftlichen und sozialen Wert der ‚kompakten‘ Stadt dar, die als Wiege der Industrie und des klassenbewussten Proletariats positiv angenommen wurde. Damit war ein Leitbild formuliert, das auf eine [...] Berücksichtigung der historisch entstandenen Struktur der Stadt unter Beseitigung ihrer hygienischen, infrastrukturellen und verkehrstechnischen Mängel abzielte.“¹⁷⁹

Diese Grundsätze sind in der Literatur ausführlich analysiert worden, so dass sie hier nur kurz angerissen werden müssen. Hauptziel aller städtebaulichen Maßnahmen sollte die „harmonische Befriedigung des menschlichen Anspruchs auf Arbeit, Wohnung, Kultur und Erholung“ sein, gleichzeitig sollte dies „auf den Erfordernissen der Wirtschaftlichkeit fußen“.¹⁸⁰ Das Stadtzentrum bildet „den bestimmenden Kern der Stadt. [Es] ist der politische Mittelpunkt, [hier] liegen die wichtigsten politischen und kulturellen Stätten“. In diesem Stadtzentrum sollen aber auch Demonstrationen stattfinden und die „wichtigsten und monumentalsten Gebäude“ stehen.¹⁸¹ Des Weiteren wird mit dem Grundsatz zwölf die Gartenstadtidée abgelehnt und das Wohnen in Hochhäusern aufgrund wirtschaftlicher Überlegungen bevorzugt.

174 Thomas Topfstedt, Grundlinien der Entwicklung von Städtebau und Architektur in der Deutschen Demokratischen Republik 1949 bis 1955. Dissertation zur Promotion A, Karl-Marx-Universität Leipzig, Sektion Kultur- und Kunstwissenschaften, Fachbereich Kunstwissenschaft, Leipzig 1980, S. 23.

175 Ebd.

176 Vgl. Beyme, Der Wiederaufbau, S. 277.

177 Vgl. Elfriede Schirmacher, Das Stadtarchiv Frankfurt (Oder) und seine Bestände, Eigenverlag, Frankfurt (Oder) 1972, S. 15.

178 Klaus von Beyme, Werner Durth, Niels Gutschow, Winfried Nerdinger, Thomas Topfstedt (Hg.), Neue Städte aus Ruinen – Deutscher Städtebau der Nachkriegszeit, Perstel-Verlag, München 1992, S. 11. – Siehe auch: Andreas Butter, Neues Leben, neues Bauen. Die Moderne in der Architektur der SBZ/DDR 1945 – 1951, Berlin: Schiler 2006.

179 Beyme et al., Neue Städte aus Ruinen, S. 12.

180 Regierung der Deutschen Demokratischen Republik (Hg.), Grundsätze des Städtebaus, zitiert aus: Beyme et al., Neue Städte aus Ruinen, S. 30.

181 Regierung der Deutschen Demokratischen Republik (Hg.), Grundsätze des Städtebaus, zitiert aus: Beyme et al., Neue Städte aus Ruinen, S. 31.

Nach der Gründung der DDR wurden am 01. Juli 1950 auch die Kreis- und Gemeindegrenzen geändert. Nachdem Frankfurt (Oder) zuvor kreisfreie Stadt war, die einen eigenen Oberbürgermeister hatte, wurde sie nun zu einer kreisangehörigen Stadt mit einem Bürgermeister. Im Zuge der Zentralisierung des politischen Systems entstanden 1952 die vierzehn Bezirke anstelle der Länder, die jedoch formal nicht aufgelöst wurden. Frankfurt (Oder) stieg nun zur Bezirkshauptstadt mit eigenem Stadtkreis auf. In der Folge wurden „die Geschicke der Stadt immer mehr“ vom Rat des Bezirks und der Bezirksleitung der SED „auf Grundlage zentraler Vorgaben“ geleitet.¹⁸² Diese Vorgaben kamen nun direkt vom Ministerium für Aufbau. Damit erfolgte auch für die Wiederaufbauplanungen der Stadt eine Zentralisierung, in deren Folge die Stadt immer weniger die Wiederaufbauplanungen in der Hand hatte, wie im Folgenden zu sehen sein wird. Beyme et al. sprechen sogar von einer „Überzentralisation der Planungshoheit“, die mit dazu beitrug, dass die „Grundsätze des Städtebaus“ in „mehrfacher Hinsicht gescheitert“ seien.¹⁸³

Der „Ministerratsbeschluss über den Abschluss der Markierung der Grenze zwischen der Republik Polen und der DDR“¹⁸⁴ vom 07.02.1951 übertrug der staatlichen Plankommission und dem Ministerium für Wiederaufbau die Aufgabe, den Aufbau der Stadt Frankfurt (Oder) zu prüfen und darüber dem Ministerpräsidenten zu berichten. Damit war der Startschuss für den Wiederaufbau Frankfurts erfolgt. Es entstanden daraufhin im Ministerium unter anderem ein „Sofortprogramm“¹⁸⁵ für die Stadt, ein „Beschluss über Sofortmaßnahmen für den Wiederaufbau der Stadt Frankfurt (Oder)“¹⁸⁶, sowie Strukturübersichten und Durchführungsberichte. Interessant sind gerade die letzteren, da sie Einblicke in die Probleme um Zuständigkeiten zwischen dem Rat der Stadt und dem Ministerium und dessen Fachabteilungen geben.

Der Bericht des Rates vom 02.06.1951 stellt schon in der zweiten Zeile fest, „dass die Initiative für die Durchführung des Wiederaufbaus Frankfurts im wesentlichen beim Rat der Stadt liegt“. Des Weiteren erklärt der Bürgermeister der Stadt Frankfurt in diesem Bericht, „dass er nur durch die staatliche Plankommission Unterstützung erhalten hat und sich alle anderen Stellen mit schriftlichen und telefonischen Terminen für durchzuführende Berichterstattungen hemmend auf die Arbeit auswirkten“.¹⁸⁷ Mehr als ein Jahr später folgte der „Beschluss über die städtebauliche Planung der Stadt Frankfurt/Oder“ am 03. Ok-

182 Targiel, Die Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt (Oder), S. 25.

183 Beyme et al., Neue Städte aus Ruinen, S. 12.

184 Hofmann, Sekretariat des Vorsitzenden der staatlichen Plankommission – Aktenvermerk (07.02.1951), SAPMO - BArch DE 1/11289.

185 Ministerium für Aufbau Inspektionsabteilung, Sofortprogramm Frankfurt/Oder, 08.03.1951, SAPMO – BArch DE/11289.

186 Beschluss über Sofortmaßnahmen für den Wiederaufbau der Stadt Frankfurt/Oder aufgrund des Ministerratsbeschlusses vom 1.2.1951, März 1951, SAPMO – BArch DE/11289.

187 Köhler, Bericht über die Durchführung des Ministerratsbeschlusses für den Wiederaufbau der Stadt Frankfurt/Oder, 02.06.1951, SAPMO - BArch DE 1/11289.

tober 1952, der nun „nach dem Beispiel der Planungen der großen Städte der Deutschen Demokratischen Republik [auch] die Planung der mittleren Städte“ vornahm und sich dabei an dem „von der Volkskammer beschlossenen Aufbaugesetz und den Grundsätzen des Städtebaus“ zu orientieren hatte.¹⁸⁸ Darin wurde nun den im Voraus vorgelegten Planungen zugestimmt, sowie festgelegt, dass Einzelheiten der Planung von der Stadt zu erarbeiten seien. Doch die Stadt konnte diese Zuständigkeiten kaum umsetzen, wie aus einer „Analyse des Aufbaus des Zentrums der Stadt Frankfurt (Oder) anhand der Vorlage beim Politbüro des ZK der SED am 12.05.59“ vom 08. Juli 1961 hervorgeht.¹⁸⁹ Diese war die Folge eines weiteren Beschlusses des Präsidiums des Ministerrates vom 04. Mai 1961, der festlegte, dass der Wiederaufbau Frankfurts als „besonderes Staatsplanvorhaben“ zu werten sei.¹⁹⁰

Innerhalb der Analyse des Ministeriums für Aufbau nimmt der Punkt über Rückstände zur Vorlage von 1959 einen großen Raum ein. Die Stadt begründete die Rückstände als erstes mit einer fehlenden eigenen Planungsgruppe. Dies hätte sie gezwungen, alle grundsätzlichen Planungsarbeiten in Fremdauftrag zu geben, also an das Entwurfsbüro für Gebiets-, Stadt- und Dorfplanung Halle, das 1956 mit der Erarbeitung von Planungen beauftragt wurde und den VEB Hochbauprojektierung, der 1959 mit der Überarbeitung der Mängel der Planungen von 1956 beauftragt wurde. Wörtlich heißt es in der Analyse: „Diese Situation wirkt sich in der Praxis derart aus, dass z.T. mit den Gegenwartsproblemen ungenügend verbundene und gestalterisch formale Ergebnisse entstehen“.¹⁹¹ Doch die Kritik ist damit nicht abgeschlossen. Eine wahrscheinlich ungewollte Ironie birgt die darauf folgenden Aussage, nach der „andere wichtigere Objekte wie Dorfplanungen (1960) und Bebauungsplan Schwedt [dazu führten, dass] die Stadtplanung Ffo zeitweise zurückgestellt“¹⁹² wurde. Außerdem befanden sich die Verkehrsplanungen des Zentrums trotz zahlreicher Probleme noch „im Stadium einer Studie“¹⁹³ und das Fehlen eines Hochbauprojektanten in Frankfurt

188 Beschluss über die städtebauliche Planung der Stadt Frankfurt/Oder vom 3. Oktober 1952, SAPMO - BArch DH 1/38748.

189 Analyse des Aufbaus des Zentrums der Stadt Frankfurt (Oder) anhand der Vorlage beim Politbüro des ZK der SED am 12.05.1959, 08.07.1961, SAPMO – BArch DE 1/6354.

190 Planung und Durchführung des Aufbaus der Stadtzentren Magdeburg und Frankfurt/Oder, 1962/63, SAPMO – BArch DE 1/6617, S. 13.

191 Analyse des Aufbaus des Zentrums der Stadt Frankfurt (Oder) anhand der Vorlage beim Politbüro des ZK der SED am 12.05.1959, 08.07.1961, SAPMO – BArch DE 1/6354, S. 4.

192 Ebd.

193 Analyse des Aufbaus des Zentrums der Stadt Frankfurt (Oder) anhand der Vorlage beim Politbüro des ZK der SED am 12.05.1959, 08.07.1961, SAPMO – BArch DE 1/6354, S. 5. Erst 1968 wurde eine umfassende, wissenschaftlich begründete Generalbebauungs- und Verkehrsplanung ausgearbeitet, siehe Vogler, Zur jüngeren Baugeschichte von Frankfurt (Oder), S. 32.

(Oder) hätte „ungelöste Gestaltungsprobleme und uneinheitliche Bauweisen“¹⁹⁴ zur Folge. Die wiederholt geforderte Aufbauleitung als koordinierende Stelle sei der Stadt nicht genehmigt worden, sodass „Mitarbeiter in den Fachabteilungen des Rates der Stadt, die für diese Aufgabe nicht genügend qualifiziert waren“ die nötigen Maßnahmen und Koordinierungsaufgaben übernehmen mussten.¹⁹⁵

3.4 Die Wiederaufbauplanungen zwischen 1952 und 1962

3.4.1 *Der Plan des VEB Hochbauprojektierung Brandenburg*

Im Zeitraum zwischen 1951 und 1962 entstanden im Wesentlichen drei große Planungen für den Wiederaufbau des Stadtzentrums. Als erster von diesen soll der Plan des VEB Hochbauprojektierung Brandenburg von 1952/54 kurz vorgestellt werden. Dieser war einer von mehreren Wiederaufbauplänen, die im Zeitraum bis zum November 1954 entstanden, als „mehrere Projektierungsarbeiten und ein 1951 ausgeschriebener Architekturwettbewerb“¹⁹⁶ stattfanden, dessen Ergebnisse am 16.11.1954 in der Bezirkszeitung „Neuer Tag“ öffentlich vorgestellt und diskutiert wurden. Das Ergebnis dieses Wettbewerbs kann vorweg genommen werden, ein anderer Plan wurde ihm vorgezogen.

Dieser Plan ist dennoch interessant, da er sich noch gravierend von den folgenden Planungen unterschied und dem Frankfurt der Gegenwart ein gänzlich anderes Stadtbild gegeben hätte. Grundlage für die folgenden Betrachtungen sind der „Teilbebauungsplan Zentraler Bezirk – Bahnhofstraße“ (Abb. 20) und die Erläuterungen dieses Plans aus dem „Ministerium für Aufbau – Hauptabteilung Städtebau“ vom 2. September 1952.¹⁹⁷ Ergänzend gab es den „Beschluss der Regierung der DDR über die städtebauliche Planung der Stadt Frankfurt/Oder“ vom 3. Oktober 1952, der den Planungen der Stadt Frankfurt (Oder) für das Zentrum ausdrücklich zugestimmt hatte und die Grundzüge desselben einzeln festlegte.¹⁹⁸

Die Planungen sahen zunächst die Begradigung und den Ausbau der Richtstraße als große Verkehrsstraße vor, um den östlich davon gelegenen Bereich der Innenstadt zu entlasten. Parallel zur Richtstraße sollte die Große Scharnstraße zu einer Magistrale ausgebaut werden. Sie sollte durch ihre „Breite und Gestaltung der an ihr errichteten öffentlichen Gebäude einen festlichen Charakter

194 Analyse des Aufbaus des Zentrums der Stadt Frankfurt (Oder) anhand der Vorlage beim Politbüro des ZK der SED am 12.05.1959, 08.07.1961, SAPMO – BArch DE 1/6354, S. 5.

195 Ebd.

196 Dietrich Schmidt, Frankfurt (Oder): Profilierung als Bezirksstadt beim Aufbau der Grundlagen des Sozialismus in der DDR (1949-1961), in: Frankfurt-Information, Bezirksmuseum Viadrina (Hg.), Frankfurter Beiträge zur Geschichte. Heft 14, Eigenverlag, Frankfurt (Oder) 1985. S. 16.

197 Erläuterungen zur städtebaulichen Planung von Frankfurt/Oder, Ministerium für Aufbau – Hauptabteilung Städtebau, 02.09.1952, SAPMO - BArch DH 1/38748.

198 Beschluss über die städtebauliche Planung der Stadt Frankfurt/Oder vom 3. Oktober 1952, SAPMO - BArch DH 1/38748.

erhalten“.¹⁹⁹ Ihre Funktion war es, die drei Schwerpunkte der Stadt – die heutige Fürstenwalder Straße mit dem Theater und dem Lichtspielhaus, den zentralen Platz und die Brücke nach Polen – miteinander zu verbinden. Auf Abbildung 20 ist sie an ihrer beidseitigen Bepflanzung oberhalb der mehrspurigen Richtstraße des nach Osten ausgerichteten Plans zu erkennen. Der erwähnte zentrale Platz stellt eine weitere Besonderheit dieser Planungen dar. Er ist zwischen der Richtstraße und der Magistrale angelegt und bildet zusammen mit dem Rathausplatz und einer Grünanlage eine räumliche Verbindung zur Oder. Die Oder wiederum sollte in den Planungen „entsprechend den Grundsätzen des Städtebaus [...] innerhalb des Zentrums durch eine Uferstraße und Grünanlage in das Stadtbild einbezogen werden“.²⁰⁰ So wäre mit der Insel Ziegenwerder und dem Lennépark, der bis an die Oder reichen sollte, ein Grüngürtel um die Innenstadt entstanden. Zur Auflockerung des Stadtgebiets sollte zwar die alte Blockbauweise mit dichter Hinterhofbebauung aufgelöst werden, aber im Gegensatz zu allen folgenden Planungen war eine geschlossene Bebauung entlang der Straßenfluchten vorgesehen. Diese wie alle folgenden Planungen ging davon aus, dass die wenigen erhaltenen größeren historischen Baudenkmale, also Friedenskirche, Nikolaikirche und Rathaus, ebenso die Ruine der Marienkirche und das ehemalige Regierungsgebäude, zu erhalten seien.

3.4.2 Die Planungen von 1956 und 1959

Im Zuge des Wettbewerbs und der damit verbundenen öffentlichen Diskussion setzte sich ein Plan unter Mitwirkung von Prof. Hermann Henselmann durch, des führenden Architekten der frühen DDR. Dieser Entwurf wurde schließlich nach einer detaillierten Ausarbeitung durch das „Staatliche Entwurfsbüro für Stadt- und Dorfplanung des Ministeriums für Aufbau Halle/Saale“ in Zusammenarbeit mit dem Rat der Stadt – Abteilung Handel und Versorgung, auf der 39. Sitzung der Stadtverordnetenversammlung am 15. November 1956 bestätigt.²⁰¹ Die nachfolgende Darstellung der Planungen basiert unter anderem auf den Bebauungsplänen vom 01. November 1956 und 12. Mai 1959 (Abb. 21 und 25).

Er schlug vor, die Magistrale auf der Richtstraße statt auf der Großen Scharnstraße anzulegen. Als zentralen Platz sah der Plan den Rathausvorplatz vor. Auf Abbildung 21 ist er zwischen der Marienkirche und dem Rathaus zu sehen und auf Abbildung 24 ist sogar ein perspektivischer Blick zum zentralen Platz von West nach Ost dargestellt. Links ist die Südfassade des Rathauses, rechts die Marienkirche zu sehen. Dazwischen befindet sich der konzipierte zentrale Platz. An der Westseite des Rathauses, an der Stelle der ehemaligen

199 Erläuterungen zur städtebaulichen Planung von Frankfurt/Oder, Ministerium für Aufbau – Hauptabteilung Städtebau, 02.09.1952, SAPMO - BArch DH 1/38748.

200 Beschluss über die städtebauliche Planung der Stadt Frankfurt/Oder vom 3. Oktober 1952, SAPMO - BArch DH 1/38748.

201 Schmidt, Frankfurt (Oder): Profilierung als Bezirksstadt beim Aufbau der Grundlagen des Sozialismus, S. 17.

Gebäudegruppe Sieben Raben, war eine Markthalle geplant (Abb. 23). Ein gänzlich anderes Aussehen bekam die Große Scharnstraße in dieser und den folgenden Planungen in Form einer offenen Reihenbebauung mit beidseitig senkrecht zu ihr angeordneten Wohnblöcken (Abb. 21 und 22). Die Große Scharnstraße befindet sich in letzterer Abbildung vor dem dunkel skizzierten Rathaus. Wie schon in den Planungen von 1952 sahen die Planungen von 1956 vor, den Lennépark bis an die Oder zu ziehen und eine begrünte Oderpromenade anzulegen. Mit Blick auf die folgenden Planungen ist die projektierte Bebauungshöhe der gesamten städtischen Bebauung interessant (Abb. 22). Zu sehen sind zwei markante Hochhäuser, eines an der Magistrale als Bettenhochhaus zum daneben liegenden Hotel, das andere weiter im Vordergrund als Kaufhaus. Die geplante Bauhöhe des erstgenannten Hochhauses ist auf der unteren Abbildung zu sehen, die den Massenaufbau am nördlichen zentralen Platz zeigt (Abb. 23). Das Bettenhochhaus ragt zehn Stockwerke aus der Stadtlandschaft heraus. Das Rathaus befindet sich rechts zur Bildmitte, die Markthalle genau in der Bildmitte.

Unter anderem in der Gestaltung der Magistrale, aber hinsichtlich Lage und Größe des vorgesehenen zentralen Platzes wies der eben vorgestellte Plan „gestalterische Mängel“²⁰² auf, die in einer Planüberarbeitung durch den VEB Hochbauprojektierung Frankfurt (Oder) im Jahr 1959 beseitigt wurden. Die überarbeitete Fassung wurde am 12. Mai 1959 durch das Politbüro des Zentralkomitees der SED bestätigt.²⁰³ Im Folgenden sollen daher diese Änderungen von 1959 vorgestellt werden. Dabei wird auf eine erneute wiederholende Darstellung der nicht geänderten Aspekte verzichtet.

Als Auslöser dieser geänderten gestalterischen Vorstellungen kann die zunehmend zum Einsatz kommende industrielle Bauweise angenommen werden. In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre nahmen die Mechanisierung der Bauweise und der Einsatz von Betonplatten beim Hausbau zu, da sie eine wirtschaftlichere und schnellere Bauweise ermöglichten. Unter „industrieller Bauweise“ verstand der sowjetische Parteichef Nikita Chruschtschow im Dezember 1954 in seiner für die Architektur der Zeit prägenden Rede vor der Unionskonferenz der Baufachleute der UdSSR eine Montagebauweise mit vorgefertigten Elementen. Dabei sei auf Zierelemente, die die Wirtschaftlichkeit des Bauprojekts in Frage stellen könnten, zu verzichten. Damit vollzog sich eine Wende weg von der Architektur der Vor- und Nachkriegszeit, aber auch von dem sogenannten Zuckerbäckerstil der stalinistischen Periode. In der DDR wurden die Konsequenzen dieser Rede auch kritisch debattiert, doch bereits 1955 betonte

202 Analyse des Aufbaus des Zentrums der Stadt Frankfurt (Oder) anhand der Vorlage beim Politbüro des ZK der SED am 12.05.1959, 08.07.1961, SAPMO – BArch DE 1/6354, S. 1.

203 Planung und Durchführung des Aufbaus der Stadtzentren Magdeburg und Frankfurt/Oder, 1962/63, SAPMO – BArch DE 1/6617, S. 7.

Walter Ulbricht auf der Baukonferenz der Deutschen Demokratischen Republik, dass die Industrialisierung des Bauens die wichtigste Aufgabe sei.²⁰⁴

Als der VEB Hochbauprojektierung die Planungen übertragen bekam, leitete er zunächst eine Überprüfung der Verkehrslösung durch das Entwurfsbüro für Straßenwesen Berlin ein und kam zu dem Ergebnis, dass die geplante Magistrale, die vormalige Richtstraße und nunmehrige Karl-Marx-Straße, zukünftigen Verkehrsanforderungen nicht gewachsen sein könnte. Konkret wurde festgestellt, dass „die Anlage von Versorgungs- und anderen öffentlichen Einrichtungen beiderseits dieser wichtigsten innerstädtischen Verkehrsstraße bei zunehmender Motorisierung zu Komplikationen führen könnte“.²⁰⁵ In diesem Punkt konnte sich der VEB Hochbauprojektierung jedoch nicht durchsetzen, sodass es zu keinen Änderungen kam. Im Unterschied dazu wurden Änderungen in einem zweiten Punkt vorgenommen, der im Folgenden dargestellt wird. Die Anlage des zentralen Platzes vor dem Rathaus in den Planungen von 1956 erschien den Planern von 1959 „nicht ausreichend belebt“²⁰⁶ und auch zusammen mit der Magistrale in den räumlichen Dimensionen nicht ausreichend. Sie planten dementsprechend einen zusätzlichen zentralen Platz, der „als Raumausweitung parallel zur Karl-Marx-Straße an deren östliche Seite gelegt“²⁰⁷ wurde. Die Platzanlagen sind kariert dargestellt, der neue zentrale Platz ist mit einem klein geschriebenen *a* gekennzeichnet. Der Plan ist nach Osten ausgerichtet (Abb. 25). Damit sollte zwischen dem zentralen Platz und der Magistrale eine Beziehung erzeugt werden, die zuvor durch die räumlich getrennte Lage am Rathaus nicht existierte. Die Lage am Südende der Magistrale war schließlich verkehrstechnisch besser für einen solchen Platz geeignet. Doch auch diese Änderungen der Planungen aus dem Jahr 1956 blieben nicht die letzten.

3.4.3 Neuplanung des Stadtzentrums von 1962

Der neue Stadt-Typ sollte „direkt auf die sozialistische Bewusstseinsbildung des Menschen Einfluss nehmen können“ und so wurden aus „Gründen des Platzbedarfs, funktioneller Gliederungen sowie neuer technischer und gestalterischer Erkenntnisse“ im Zeitraum bis 1962 erneut Korrekturen an den vorangegangenen Planungen vorgenommen.²⁰⁸ Dies zeigen der Bebauungsplan (Abb. 26) und eine Fotografie des im Rahmen dieser Planungen erstellten Modells des Zentrums (Abb. 27). Anstelle des „Hauses der Parteien und Massenorganisationen“ am zentralen Platz sollte ein großes Kultur- und Bildungszentrum entstehen, welches als „das bestimmende Bauwerk des Zentrums“ konzipiert war. Dies sieht man besonders gut auf der nach Nordosten ausgerichteten Abbildung 27,

204 Vgl. Andreas Schätzke, Ulrich Conrads, Peter Neitzke (Hg.), *Zwischen Bauhaus und Stalinallee. Architekturdiskussion im östlichen Deutschland 1945-1955*, Vieweg Verlag, Wiesbaden 1991, S. 69 f.

205 Peters, *Neuplanung und Wiederaufbau des Stadtzentrums von Frankfurt (Oder)*, S. 300.

206 Ebd.

207 Vogler, *Zur jüngeren Baugeschichte von Frankfurt (Oder)*, S. 32.

208 *Planung und Durchführung des Aufbaus der Stadtzentren Magdeburg und Frankfurt/Oder, 1962/63*, SAPMO – BArch DE 1/6617, S. 7.

auf der es in unmittelbarer Nachbarschaft zur Marienkirche als das dominierende Hochhaus der Stadt zu sehen ist. Das in den Planungen von 1956/59 als Hochhaus konzipierte Hotel, nordwestlich des zentralen Platzes, wurde an die heutige Fürstenwalder Straße verlegt. Es sollte nun kein Hochhaus mehr sein. Die Häuser der Partei, der Gewerkschaften und der Organisationen bildeten in dieser Planung die nördliche und südliche Begrenzung des damit definierten Stadtzentrums. Besonders das Haus der Partei erhielt trotz der Verlegung einen Hochhauscharakter, wie auch in Abbildung 27 am unteren Bildrand zu sehen ist. Auch im Bereich der Verkehrsplanung wurde nachkorrigiert, um die bisher getrennt geplante Innenstadt besser mit der gesamten Stadt zu verbinden. So sollten nun parallel zur Magistrale Entlastungsstraßen verlaufen.

Diese Aufzählung ist keineswegs vollständig und auch in der Folge wurden noch einige Änderungen und Anpassungen durchgeführt. Besonders um die Gestaltung des zentralen Platzes entstanden in den sechziger Jahren weitere Pläne. Die ersten aus den Jahren 1962/63 versuchten noch den dominierenden Charakter des Platzes aufzuheben, Planungen aus den Jahren 1968/69 griffen die Idee des großräumigen Platzensembles bis zum heutigen Kleistforum wieder auf.²⁰⁹ Auch der Abriss der Marienkirche sowie die Auflösung der Straßenbahnlinien wurden damals diskutiert, konnten jedoch unter Bürgermeister Fritz Max Krause verhindert werden.

3.5 Die bauliche Entwicklung der Stadt nach 1951.

Trotz der langwierigen Planungen hatte der Wiederaufbau der Stadt schon symbolträchtig mit einer Grundsteinlegung am 01. Mai 1951 an der Ecke Bahnhofstraße/Wilhelm-Pieck-Straße beginnen müssen. Die Wohnungsknappheit war einfach zu drängend und so waren diese ersten Wiederaufbaumaßnahmen Wohnungsbauten im Rahmen eines Sonderinvestitionsprogramms. Zunächst 200 Wohnungen wurden bis 1953 noch in Ziegelbauweise errichtet. Die Wohnbauten waren bereits vom renommierten Hermann Henselmann konzipiert und sind als Bauensemble noch heute erhalten. In direkter Nachbarschaft zu diesem Ensemble wurde am 01. Mai 1955 das „Filmtheater der Jugend“ fertiggestellt. Es „verkörpert in repräsentativer Weise [...] den kulturellen Willen, den Lebensstil des neuen Menschen“, schrieb Wilhelm Neumann, Leiter der Abteilung Aufbau beim Rat der Stadt im Juli 1955.²¹⁰

Ebenfalls vor dem eigentlichen Wiederaufbau der Innenstadt begann die Instandsetzung des Rathauses. Es wurde aus dem gleichen Sonderinvestitionsprogramm wie die Wohnungen in der Bahnhofstraße finanziert. Bereits am 15. Juli 1952 konnte der Rat der Stadt wieder einziehen.²¹¹ Auch der Aufbau der zerstörten Stadtbrücke erfolgte schon in den Jahren 1949 bis 1951 auf den alten

209 Vgl. Vogler, Zur jüngeren Baugeschichte von Frankfurt (Oder), S. 33.

210 Wilhelm Neumann, Nach zehn Jahren – Ein Überblick über den Wiederaufbau Frankfurts. Fortsetzung, in: Frankfurter Kulturspiegel, Juli 1955, Frankfurt 1955, S. 4.

211 Schmidt, Frankfurt (Oder): Profilierung als Bezirksstadt beim Aufbau der Grundlagen des Sozialismus, S. 3.

Fundamenten und damit zeitlich vor dem Wiederaufbau des eigentlichen Stadtzentrums. Nach dem Entstehen der VEB Betonwerke 1954 wurde in Frankfurt (Oder) ab 1957 zunehmend in Großblock-Montagebauweise gebaut, um das neue Kredo, industriell schneller und billiger zu bauen, erfüllen zu können.²¹² Um den Wiederaufbau zusätzlich voranzutreiben, wurde auch in Frankfurt seit dem 01.02.1953 das Nationale Aufbauwerk initiiert, worunter der Einsatz „freiwilliger Aufbauhelfer [zur] Trümmerbeseitigung, Planierung ehemaliger Trümmerstätten, Anlage von Rasenflächen“²¹³ zu verstehen war.

Der eigentliche Aufbau des Stadtzentrums begann jedoch erst ab 1955/56, nach dem beschriebenen Architekturwettbewerb und der Planbestätigung durch die Stadtverordnetenversammlung am 15.11.1956. Entsprechend den Planungen in der geplanten Magistrale und der westlich dazu parallel verlaufenden Wollenweberstraße geschah dies ebenfalls noch in Ziegelbauweise. Einen Eindruck von diesem Wiederaufbaugeschehen vermittelt Abbildung 28, auf der ein Blick in die nördliche Magistrale mit der Friedenskirche dargestellt ist. Auf diese beiden Straßen folgte die Bebauung der Collegienstraße und der Badergasse im Umfeld der Friedenskirche, sowie der Großen Scharnstraße und der parallel dazu laufenden Oderstraße bis zum Rathaus.²¹⁴ Die dabei entstehende Zeilenbauweise im rechten Winkel zur ehemaligen Einkaufsstraße ist deutlich auf dem zeitgenössischen Foto der Abbildung 29 sichtbar. Der Wiederaufbau der Innenstadt war bis „Mitte der sechziger Jahre [...] im Wesentlichen abgeschlossen“.²¹⁵ Bis dahin gab es in der Stadtentwicklung jedoch auch einige Widersprüche. Durch den verzögerten Aufbau der Innenstadt hatte sich das gesellschaftliche Leben in den Südwesten der Stadt verlagert und so wurden „besonders in den Jahren 1962 bis 1965, ernst zu nehmende Versuche [unternommen], um das Stadtzentrum in das südwestliche Stadtgebiet zu verlagern“.²¹⁶

Diesen Bestrebungen wirkte die schrittweise Errichtung der Magistrale entgegen. In der zeitgenössischen Literatur ist sogar die Rede von einer „parallel zum Oderstrom [verlaufenden] Hauptelebniszone [...], einer einprägsamen, für Frankfurt (Oder) charakteristischen städtebaulichen Situation“.²¹⁷ Der Bau der Magistrale war 1968 im Wesentlichen abgeschlossen. Der 1967 begonnene Bau des 87 Meter hohen Oderturms war zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht abgeschlossen. Einen guten Eindruck vom Bild der Stadt zu dieser Zeit vermittelt Abbildung 30 aus dem Jahr 1971. Auf dem Foto klafft noch das Loch der

212 Vgl. Schmidt, Frankfurt (Oder): Profilierung als Bezirksstadt beim Aufbau der Grundlagen des Sozialismus, S. 15.

213 Ebd., S. 16.

214 Ebd., S. 17.

215 Manfred Vogler, Informationen – Eine neue Etappe im Ausbau des Stadtzentrums Frankfurt (Oder), in: Frankfurt-Information, Bezirksmuseum Viadrina (Hg.), Frankfurter Beiträge zur Geschichte, Heft 16, Eigenverlag, Frankfurt (Oder) 1987, S. 27.

216 Ebd., S. 32.

217 Ebd.

Baustelle für eben diesen Oderturm, der erst nach fünf weiteren Jahren Bauzeit fertig gestellt sein würde.²¹⁸

Im Zuge der Wiederaufbautätigkeiten wurden allerdings auch einige historische Gebäude beseitigt, die ähnlich wie das Rathaus hätten erhalten werden können. So wurde 1958 begonnen, die Reste der Stadtmauer abzureißen, und am 29. Dezember 1962 wurde das alte Universitätsgebäude im Nordwesten der Innenstadt gesprengt, um Platz für weitere Neubauten zu erhalten. Auch die letzten Ruinenreste der ehemaligen Schmiedegasse und Wollenweberstraße wurden 1964 gesprengt, um das spätere Hotel Stadt Frankfurt an dieser Stelle zu errichten.²¹⁹

Im Zuge der Wiederaufbaumaßnahmen wurden Straßen umbenannt. Die Fürstenwalder Straße hieß seit 1953 Wilhelm-Pieck-Straße und nach 1958 Ernst-Thälmann-Straße. Die zur Magistrale ausgebaute Richtstraße wurde 1953 in Karl-Marx-Straße umbenannt, und die zur Stadtbrücke führende Breite Straße wurde 1953 Rosa-Luxemburg-Straße getauft. Dies waren bei weitem nicht die einzigen Straßenumbenennungen, doch diese Beispiele verdeutlichen die Richtung.²²⁰

Insgesamt hatte sich das Bild der Stadt damit bis zur Mitte der sechziger Jahre gravierend geändert. Das Zentrum der Innenstadt hatte sich vom Rathaus etwas nach Südwesten an die Kreuzung der Magistrale mit der heutigen Fürstenwalder Straße verlagert und wurde durch große Bauten geprägt, wie dem entstehenden Oderturm, ein großes Hotel und ein Warenhaus. Das Rathaus wiederum stand in der Mitte eines großen Platzes, dem sich Wohnungsbauten in Blockbauweise anschlossen, die den Eindruck eines „stadtrandtypischen Wohngebietes“²²¹ vermittelten. Die ehemalige Hauptgeschäftsstraße der Stadt, die Große Scharnnstraße, wurde durch die rampenartig angelegte Straße über die Oderbrücke im Norden der Stadt in zwei Straßen aufgeteilt. Durch die Bebauung fast ausschließlich mit Wohnungsblöcken und deren senkrechte Anordnung zur Straße (Abb. 29) führte diese nun „durch Rasenflächen und Wäscheplätze“.²²² Diese recht lockere Bebauungsweise wird erst in den achtziger Jahren durch Lückenbebauungen in Zeilenbauweise wieder verdichtet werden, wodurch die Große Scharnnstraße ihren Charakter als Boulevard zurück erhielt. Die eigentliche Hauptgeschäftsstraße ist hingegen die zur Magistrale umgestaltete

218 Der Turm wurde von den Architekten Hans Tulke und Paul Teichmann entworfen. Siehe: Oderlandspiegel, 24./25. Juli 2010, http://www.der-oderlandspiegel.de/fileadmin/epaper/ebook_FFO-240710/pdf/Frankfurt_30-2010.pdf, S. 2, letzter Zugriff: 15.10.2010.

219 Targiel, Die Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt (Oder), S. 28.

220 Vgl. Walter Hausdorf/Siegrid Noack, Straßenlexikon Frankfurt (Oder). Straßen, Wege und Plätze in ihrer historischen Entwicklung: <http://www.museum-viadrina.de/index.htm>. Letzter Zugriff: 09.09.2011.

221 Bloch, Stadtgeschichte im Kartenbild: Frankfurt (Oder) von 1700 bis 2003. Erklärungen zu den Plänen, Berlin 2003, ohne Seite.

222 Ebd.

Richtstraße, die heutige Karl-Marx-Straße, die geradezu auf die Fürstenwalder Straße gebrochen wurde.

Die Untersuchung des Wiederaufbaugeschehens hätte auch bis in das Jahr 1990 oder gar noch weiter reichen können. Noch heute weist die Bebauung im unmittelbaren Zentrum von Frankfurt (Oder) besonders in Odernähe große Lücken auf und die Wiederherstellung verloren gegangener Gebäudesubstanz und Stadtstruktur ist noch nicht abgeschlossen. Im Rahmen dieser Arbeit wäre eine solche Untersuchung jedoch nicht sinnvoll gewesen. Daher begrenzt die vorliegende Arbeit den Untersuchungszeitraum zu dem Zeitpunkt, als die Innenstadt ihre Funktion als Stadtzentrum zurückerlangt hatte. Dieser Zeitpunkt wird mit der Rückkehr der Verwaltungen und des wirtschaftlichen Lebens durch die Wiederherstellung des Rathauses und einer Haupteinkaufsstraße, aber auch mit dem weitgehenden Abschluss der größten Wohnungsbauprojekte und damit der Wiederbelebung des Zentrums definiert. Die anschließende bauliche Verdichtung der Stadtstruktur, sowie weitere Planungsstufen, die auch noch nach der politischen Wende eine umfassende Neugestaltung des Zentrums vornahmen, werden damit als Stadtentwicklung gewertet.

Der Wiederaufbau Frankfurts wird nach der zu Beginn dieser Arbeit vorgestellten Dreiteilung als Neubau und im Unterschied zu Gießen nicht als ein traditionaler Anpassungsneubau eingeordnet. Zwar wurde im Stadtzentrum von Frankfurt (Oder) der Stadtgrundriss auf den ersten Blick beibehalten, allerdings waren die vorgenommenen Änderungen noch tiefgreifender als in Gießen. Zur Anlage der Magistrale beispielsweise musste eine neue, seitlich nicht unerheblich verschobene Straßenführung geschaffen werden, die über eine Anpassung an moderne Verkehrsverhältnisse hinausging. Auch die Anlage des zentralen Platzes griff gravierend in die alte Struktur ein. Zu bedenken ist in diesem Zusammenhang auch, dass ein Grund für die Fortführung der alten Stadtstruktur gewiss auch die teilweise noch erhaltene unterirdische Infrastruktur war, die eine grundlegendere Neuanlage der Stadt verhinderte. Ausschlaggebend für die Einordnung als Neubau war jedoch die neue Bebauung der Stadt. Diese kann nicht als kleinteilig und gegliedert bezeichnet werden. Auch wurde überwiegend nicht auf das traditionelle regionaltypische Material zurückgegriffen. Ansätze in der Bahnhofstraße mit dem Einsatz von gebrannten Ziegeln als Blendfassade werden im Stadtzentrum nicht wieder aufgenommen. Ebenso wenig konnte durch die Blockbauweise der für den traditionellen Anpassungsbau wichtige Wert der Dachlandschaft erhalten werden, auch wenn die Blöcke zunächst tatsächlich Schrägdächer hatten. Dies führte insgesamt dazu, dass in Frankfurt (Oder) keine Bebauung in Form von Straßenkorridoren, sondern eine gestaffelte Bebauung entstanden ist, die – abgesehen von der Magistrale – zunächst auch ohne Fluchtlinien auskam. Damit verbunden war die fehlende Zäsur zwischen Stadtzentrum und den Vorstädten in Bezug auf die Art der Bebauung. Die inselhaft erhaltene

alte Bausubstanz, beispielsweise des Rathauses und der Friedenskirche, stehen dem Konzept des Neubaus nicht entgegen.²²³

4. Der Vergleich des Wiederaufbaus der Stadtzentren von Gießen und Frankfurt (Oder)

4.1 Vergleich der ersten Aufbauphase bis zu den Aufbaugesetzen 1948/50

Der Vergleich der frühen Wiederaufbauphasen nach dem Zweiten Weltkrieg zeigt, dass sowohl in Frankfurt (Oder), als auch in Gießen zunächst großflächig die alte und in beiden Fällen sehr zerstörte Bausubstanz des Stadtzentrums entfernt wurde. In beiden Fällen gingen dabei auch Gebäude verloren, die unter anderen Voraussetzungen zu erhalten gewesen wären. Als Ergebnis ist in beiden Innenstädten nur noch wenig von dieser alten Bausubstanz zu sehen. Der Wiederaufbau begann in beiden Städten schleppend. Sowohl in Gießen, als auch in Frankfurt (Oder) lag der Schwerpunkt der Bautätigkeit in den fünfziger Jahren. In beiden Fällen fehlten zunächst noch die gesetzlichen Rahmenbedingungen, für die der Aufbau einer neuen, wenn auch geteilten deutschen Staatlichkeit wesentlich war. Für Gießen wurden diese mit der Verabschiedung des „Gesetzes über den Aufbau der Städte und Dörfer des Landes Hessen (Aufbaugesetz)“ am 25.10.1948 durch den hessischen Landtag geschaffen. Frankfurt (Oder) bekam diese gesetzliche Grundlage mit der Verabschiedung des „Gesetzes über den Aufbau der Städte in der DDR und der Hauptstadt Deutschlands, Berlin (Aufbaugesetz)“ am 06.09.1950.

Die Zeit bis zu diesem Startschuss für den Wiederaufbau wurde in Gießen durch die Stadtverwaltung dazu genutzt, zahlreiche Wiederaufbauplanungen durch zum Teil renommierte Architekten in Auftrag zu geben und so die beste Lösung für Gießen zu finden. Unter diesen Planungen wurde dabei der Entwurf Wilhelm Graverts ausgewählt, der am realistischsten möglichst schnell das Zentrum der Stadt Gießen in seine alte Funktion als Geschäftszentrum zurückführen sollte und dies auch leistete. Dabei waren die Alteigentümer der zerstörten Grundstücke zu berücksichtigen, die möglichst an ihrem alten Standort wieder neu eröffnen wollten, was rückblickend gesehen nicht jedem Geschäftsbesitzer ermöglicht werden konnte. Das Interesse an einem schnellen Wiederaufbau hatte seine Ursachen in der Angst vor dem Verlust der wirtschaftlichen Bedeutung an die Konkurrenzstädte. Der Entwurf Wilhelm Graverts sah zudem eine schon unter den Nationalsozialisten begonnene Fortführung der Sanierung der Innenstadt vor. Dabei stand nach 1945 allerdings nicht die Architektur im Vordergrund, sondern eher eine strukturelle Auflockerung derselben.

Ganz anders gestaltete sich die Situation für das zur Grenzstadt gewordene Frankfurt. Die nahezu vollständige Evakuierung der Stadt am Ende des Zweiten Weltkriegs führte zu einem weitgehenden Bevölkerungsaustausch gegen Flücht-

²²³ Vgl. Beyme, Der Wiederaufbau, S. 177.

linge aus den Ostgebieten oder dem abgetrennten Stadtteil auf der anderen Oderseite. Das Interesse möglichst am alten Ort sein Geschäft wiedereröffnen zu können spielte für die Menschen in Frankfurt kaum eine Rolle. Das Leben in den ersten Nachkriegsjahren war geprägt von einem eklatanten Wohnungsmangel aber auch durch eine allgemein extreme Mangelsituation, die in Frankfurt länger nachwirkte als im hessischen Gießen. Dennoch rief der Rat der Stadt ebenfalls zu einem Wettbewerb um den besten Wiederaufbauvorschlag auf, der öffentlich in der Stadt diskutiert wurde. Auch aus diesem ging ein prämiierter Entwurf hervor, jener von Josef Gesing. Genau wie in Gießen gewann damit ein stadtbekannter und seit den zwanziger Jahren wirkender Architekt diesen ersten Wettbewerb. Im Unterschied zu Gießen war Gesing unter den Nationalsozialisten nicht in der Stadt tätig gewesen. Die Planungen der Nationalsozialisten waren wiederum in der Umgestaltung der Innenstadt Frankfurts auch recht ideenlos und planten ein neues Zentrum im Süden der Stadt, das durch eine sich stufenweise baulich anpassende Gestaltung Anschluss an das alte Stadtzentrum bekommen sollte. So wurde ein monumentales ideologie-aufgeladenes ‚Gauforum‘ an der Oder geplant, das nie über die Stufe der Planung hinauskam. Gesings Entwurf erlangte für den Wiederaufbau Frankfurts keine Bedeutung.

Aufgrund der ähnlichen Wirtschaftsstruktur Frankfurts und Gießens vor dem Zweiten Weltkrieg – beide Städte waren Beamtenstädte mit zahlreichen Kasernen und einem bedeutenden Eisenbahnknotenpunkt, sowie mit wenigen Industriezweigen von eher sekundärer Bedeutung – unterschieden sich die grundsätzlichen Anforderungen an die frühen Wiederaufbauplanungen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht wesentlich voneinander. Auch die Frankfurter Planungen sollten die Stadt wieder zum „Mittelpunkt eines pulsierenden gewerblichen und wirtschaftlichen Lebens“²²⁴ machen.

4.2 Der Vergleich der zweiten Wiederaufbauphase.

Während das westdeutsche Gießen den prämierten Entwurf des beschriebenen Wettbewerbs nach kleineren Korrekturen umsetzte, änderte sich die Situation für Frankfurt nach der Gründung der DDR und der Verabschiedung des Aufbaugesetzes grundlegend. Die Stadt wurde zur Bezirkshauptstadt und brauchte damit eine entsprechende neue Wiederaufbauplanung. Deren Grundlinien wurden durch die ‚Sechzehn Grundsätze des Städtebaus‘ vorgegeben. Für Frankfurt bedeutete dies, am Aufbau einer neuen sozialistischen Gesellschaft mit allen Konsequenzen teilzunehmen. Wilhelm Neumann formulierte dieses Ziel 1955 sehr bedeutungsschwer, als er sagte: „Wir bauen die Straßen des Sozialismus in das neue bessere Morgen“.²²⁵ In den folgenden Jahren wurden die Planungen immer intensiver nach den neuen Vorstellungen dieser neuen Gesellschaft überarbeitet und verändert, und so bekam Frankfurt zeitlich gestaffelt mehrere

224 Gesing, Planungsarbeiten für den Wiederaufbau, S. 12.

225 Neumann, Nach zehn Jahren – Ein Überblick über den Wiederaufbau Frankfurts, Juli 1955, S. 4.

Wiederaufbaupläne, während Gießen den einen Plan Graverts weitgehend umsetzte. Ergänzungen zu späteren Zeitpunkten gab es dabei für Gießen auch, jedoch betrafen sie die zuvor durch die Wiederaufbauplanungen nicht berührten Teile des Stadtzentrums. Diese Unterschiede prägten die neue Stadtstruktur beider Städte entscheidend.

Die Wiederaufbauplanungen beider Städte sahen zunächst eine grundsätzliche Auflockerung der innerstädtischen Bebauung durch eine Abkehr von einer dichten Blockbauweise mit Hinterhofbebauungen vor, auch wenn dieses im weiteren Verlauf des Wiederaufbaus im Fall von Gießen nicht im gewünschten Maß umgesetzt werden konnte. Mit dem Ziel, eine lockerere Bebauung der Innenstadt zu erhalten, wurden auch die Straßenzüge des Stadtzentrums für beide Städte geweitet. Dies geschah in Gießen mit dem vornehmlichen Ziel, dem zukünftigen Verkehrsaufkommen gerecht zu werden, und so wurden in Bezug auf die Straßenbreite zum Teil ‚amerikanische Verhältnisse‘ in der Stadt geschaffen. Außerdem wurde das Straßennetz vereinfacht und viele der kleinen Sackgassen und Querstraßen zugunsten begradigter größerer Straßen aufgelöst. Insgesamt wurde die mittelalterliche Struktur der Straßen auch aufgrund der erhaltenen unterirdischen Infrastruktur beibehalten, die einen großen Wert darstellte. In diesem Zuge wurde auch der historische Marktplatz in seiner dreieckigen Form erhalten und vergrößert. Der Verkehr stellte für Gießen gewissermaßen eine „strukturbildende Kraft“ dar.²²⁶ Die Bebauungsdichte sollte in Gießen durch eine Beschränkung der Bebauungshöhe sowie Auflösung und Neukonzeption der innerstädtischen Grundstückszuschnitte zusätzlich aufgelockert werden. Dies gelang mit dem Baulandumlegungsverfahren, das keine Enteignung im eigentlichen Wortsinn darstellte, da diese rechtlich nicht möglich war. Dennoch ermöglichte das Baulandumlegungsverfahren zunächst die Neuplanung sämtlicher Grundstücke und anschließend die Auszahlung von Entschädigungszahlungen an besonders benachteiligte Eigentümer. Nach der Erschließung und dem Wiederaufbau der Straßen und Infrastruktur erfolgte der Wiederaufbau der Einzelgebäude durch die Privateigentümer, was trotz anderslautenden Bestimmungen zu verschiedenen Baustilelementen und Geschosshöhen in der Innenstadt führte. So wurde zunächst aufgrund der wirtschaftlichen Mangelsituation recht niedrig wiederaufgebaut, um das eigene Geschäft unterbringen zu können. Im Anschluss daran wurde aber aus Gründen der Wirtschaftlichkeit zum Teil die maximale Geschosshöhe übertroffen. Ein Umstand, der einige dafür nicht breit genug angelegte Straßen etwas schlauchartig wirken ließ.

Auch in Frankfurt (Oder) wurde das Straßennetz neu geplant, verbreitert und begradigt, dies geschah aber ohne eine verkehrstechnische Konzeption. Besonders die Anlage der breiten Magistrale auf der ehemaligen Richtstraße war zunächst als eine Aufmarsch- und Haupteinkaufsstraße geplant. Sie war darüber hinaus als Hauptverkehrsstraße konzipiert, ohne dass es genauere Untersuchungen zur künftigen Verkehrsentwicklung gegeben hätte. Deshalb war sie

226 Manz, Der Wiederaufbau der Zentren der beiden Städte Magdeburg und Hannover nach dem Zweiten Weltkrieg, S. 141.

auch für das Verkehrsaufkommen der Stadt in den fünfziger und sechziger Jahren zu groß angelegt. Neben der Magistrale entstanden in Frankfurt (Oder) mit dem Marktplatz am Rathaus, der durch das Fehlen der „Sieben Raben“ noch weitläufiger wurde, und mit dem neu angelegten zentralen Platz zusätzliche große innerstädtische Freiräume. Auch der zentrale Platz war zunächst als Ort für politische Kundgebungen gedacht und nicht in eine Verkehrskonzeption integriert, auch wenn er heute zweckentfremdet als innerstädtischer Parkplatz genutzt wird. Auch in Frankfurt (Oder) stellte dabei die erhaltene unterirdische Infrastruktur einen nicht unerheblichen Wert dar, sodass grundlegende Elemente des alten Straßennetzes in der Innenstadt erhalten blieben. Wie im Fall von Gießen wurde auch in Frankfurt auf eine erneute Block- und Hinterhofbebauung verzichtet. Dies geschah jedoch mit einem gänzlich anderen Ergebnis. Durch das Credo Chruschtschows 1954, industriell besser, schneller und billiger zu bauen, war der Weg vorgezeichnet: weg von der herkömmlichen Ziegelbauweise, hin zur Betonplatten-Montagebauweise. Hintergrund war der große Wohnungsmangel, aber auch das bereits angesprochene Bewusstsein, eine neue Gesellschaft aufzubauen. Damit waren andere und neue Vorstellungen von Städtebau und Stadtplanung verbunden, die in Abgrenzung zu den Entwicklungen im Kapitalismus entstanden. „Dieser sei nicht mehr in der Lage, neue große Ideen im Städtebau zum Ausdruck zu bringen, [...] da nur das Streben nach Profit im Sinnen und Trachten der herrschenden Klasse maßgebend“²²⁷ sei, wie Wilhelm Neumann 1955 formulierte. Auf dieser Grundlage musste die Parzellenstruktur der Stadt gänzlich aufgelöst werden, was nur durch Enteignung möglich war. In der Folge entstanden zunächst fast ausschließlich Wohnblöcke im Zentrum. Der Wohnungsmangel wirkte in Frankfurt gemeinsam mit den Leitbildern des sozialistischen Städtebaus insofern ähnlich strukturprägend wie der Verkehr und die Lagebedingungen der einzelnen Geschäfte in Gießen. Die so erfolgte Auflockerung der innerstädtischen Bebauung schoss in Frankfurt schließlich über das Ziel hinaus und musste im Nachhinein durch lückenschließende Zeilenbebauung wieder verdichtet werden. Das Bild der wiederaufgebauten Stadt ist – wie in Gießen, so auch in Frankfurt – kein einheitliches. Zwar baute hier die Stadt mit Hilfe von volkseigenen Betrieben, also nicht im Einvernehmen mit den alten Privateigentümern, dennoch musste der Wiederaufbau beginnen, bevor eine endgültige Wiederaufbauplanung gefunden war. Und so stehen in der Bahnhofstraße wie an der Magistrale Wohnblöcke in Ziegelbauweise mit dezentem Fassadenschmuck neben gänzlich schlichten Wohnblöcken der neuen Betonplatten-Montagebauweise.

227 Neumann, Nach zehn Jahren – Ein Überblick über den Wiederaufbau Frankfurts, April 1955, S. 8.

4.3 Vergleich der Strukturen der Innenstädte von Gießen und Frankfurt (Oder)

Charakteristisch für die neue Struktur Frankfurts war die angestrebte Funktionsdurchmischung. Neben Wohn- und Geschäftsbereichen sollten auch Verwaltungsbauten in der Innenstadt Platz finden, wie die Planungen des zentralen Platzes und die Weiternutzung des Rathauses zeigen. Der Autor schätzt diese Funktionsmischung für Gießen schwächer ein, da sogar die Stadtverwaltung an den äußersten Rand der Innenstadt, den Berliner Platz, verlagert wurde und so eine Funktionstrennung geschah. Die Innenstadt wurde so hauptsächlich das Handels- und Geschäftsviertel der Stadt, da auch die Handwerksbetriebe in großer Zahl in die Bereiche außerhalb des Anlagenrings umgezogen sind und die großen Wohngebiete am Stadtrand entstanden. Mit dem Umzug der Stadtverwaltung wurde ein zweites neues Zentrum geschaffen, das in Spannungen zum alten Innenstadtbereich steht. In gewisser Weise sind diese Bestrebungen mit Frankfurt vergleichbar, die ein neues Zentrum im Südwesten der Stadt vorsahen, wo sich in den ersten zehn Jahren das gesellschaftliche Leben der Stadt abspielte. Auch die zusätzliche Gewichtung der Straßenkreuzung Magistrale – Fürstenwalder Straße durch die große Stadtdominate in Form des Oderturms kann mit dem neuen Verwaltungszentrum in Gießen verglichen werden. Auch dieses liegt am Rand der Innenstadt auf dem ehemaligen Stadtmauerverlauf.

Unterschiede gab es selbstverständlich in den Entscheidungsstrukturen für den Wiederaufbau. Beide Städte gaben die Wiederaufbauplanungen in Auftrag. Während in Gießen jedoch schließlich ein Gießener Architekt die Planungen übernahm und die Entscheidung dafür durch die Stadtverordnetenversammlung getroffen wurde, war Frankfurt auf externe Planungsgruppen und für jede Planung auch auf die Zustimmung aus dem Ministerium für Aufbau angewiesen. Das hatte Nachteile für die Stadt und ständige Neuplanungen und Nachkorrekturen zur Folge. Eine Zusammenarbeit mit den Bürgern der Stadt und deren Mitbestimmung erfolgte in Frankfurt bei den umgesetzten Planungen nicht im selben Ausmaß, in dem dies in Gießen möglich war.

5. Schlussbemerkung

Wie gezeigt wurde, hatten gesellschaftliche Umbrüche auch auf den Wiederaufbau der beiden Städte nach dem Zweiten Weltkrieg, als eine besondere Phase der Stadtentwicklung, entscheidenden Einfluss. Die Frankfurter Innenstadt lässt sich nach dem Wiederaufbau zum Ende der sechziger Jahre als eine locker mit Plattenbauten bebaute ‚Wohnstadt‘ beschreiben, während Gießens Stadtzentrum als ‚Geschäftsstadt‘ mit im Vergleich dazu kleinteiliger Straßenkorridorbebauung neu entstanden war. Die Silhouette beider Städte ist heute zum einen geprägt von den übrig gebliebenen alten Kirchtürmen, die wie Relikte inselhaft inmitten der neuen Bebauung stehen. Zum anderen prägen in beiden Städten aber auch Stadtdominanten in Form von Hochhäusern aus den sechziger und siebziger Jahren die Silhouette, wie der Oderturm und die Bebauung der Halben Stadt in

Frankfurt oder das Dachcafé und die Bebauung am Ludwigsplatz in Gießen, die in ihren Dimensionen nicht an die Größe dieser beiden Mittelstädte angepasst sind und zum Teil „maßlose“ Ausmaße haben.²²⁸

In beiden Städten erfolgte der Wiederaufbau aufgrund von wirtschaftlichen Mangelsituationen dominiert von wirtschaftlichen Zwängen. Kühne Entwürfe mit visionärer Architektur mussten unter diesen Umständen Utopie bleiben, weshalb die Wiederaufbauleistung in beiden Städten im Nachhinein Gegenstand von Kritik war. Gerade dieses Spannungsverhältnis zwischen den Ideen der Planungen in einer Zeit, die auch mit einem Aufbruch in eine neue und andere Zukunft verbunden war, und den Umsetzungen, die alltägliche Ansprüche und Notsituationen der Nachkriegszeit bewältigen mussten, prägte die Stadtentwicklung der Nachkriegszeit. Die Leistungen verdienen gerade darum Interesse und Respekt. Der vorstehende Vergleich gibt nicht nur Aufschluss über gegensätzliche Entwicklungen in den beiden entstehenden politischen Systemen, sondern zeigt auch überraschend Gemeinsames.

228 Stribny, Zäpke, Frankfurt/Oder. Portrait einer Brückenstadt, S. 99.

6. Literaturverzeichnis

6.1 Überblicksliteratur

Leonardo Benevolo, Die Geschichte der Stadt, Campus Verlag Frankfurt/ New York, 2007.

Klaus von Beyme, Werner Durth, Niels Gutschow, Winfried Nerdinger, Thomas Topfstedt (Hg.), Neue Städte aus Ruinen – Deutscher Städtebau der Nachkriegszeit, Perstel-Verlag, München 1992.

Klaus von Beyme, Der Wiederaufbau – Architektur und Städtebaupolitik in beiden deutschen Staaten, Piper Verlag, München 1987.

Alexander Groß, Vorwort; in: Stefan Glaser, Thomas Pfeiffer (Hg.), Erlebniswelt Rechtsextremismus, Wochenschauverlag, Schwalbach/Ts. 2007, S. 7-10.

Hermann Heinrich Manz, Der Wiederaufbau der Zentren der beiden Städte Magdeburg und Hannover nach dem Zweiten Weltkrieg – Ein Vergleich der politischen Hintergründe, der Aufbauziele, der Planungen und deren Realisation; in: Geographisches Institut der Universität zu Köln (Hg.), Kölner Geografische Arbeiten – Heft 67, Selbstverlag Geographisches Institut der Universität zu Köln, Köln 1995.

Andreas Schätzke, Ulrich Conrads, Peter Neitzke (Hg.) Zwischen Bauhaus und Stalinallee. Architekturdiskussion im östlichen Deutschland 1945-1955, Vieweg Verlag, Wiesbaden 1991.

Thomas Topfstedt, Grundlinien der Entwicklung von Städtebau und Architektur in der Deutschen Demokratischen Republik 1949 bis 1955. Dissertation zur Promotion A, Karl-Marx-Universität Leipzig, Sektion Kultur- und Kunstwissenschaften, Fachbereich Kunstwissenschaft, Leipzig 1980.

Thomas Topfstedt, Städtebau in der DDR 1955-1971, VEB E. A. Seemann Verlag, Leipzig 1988.

Literatur - Gießen

Johannes Bickel, Gießen – Aus der Geschichte der Stadt. Skizzen, Überblicke, Randbemerkungen, Gießen-Druck, Gießen 1978.

Ursula Braasch-Schwersmann, Die Entwicklung des Stadtgebietes in der Neuzeit, in: Ludwig Brake, Heinrich Brinkmann (Hg.), 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, Brühlscher Verlag, Gießen 1997, S. 350-380.

Ludwig Brake, Eva-Maria Felschow, 50 Jahre Kriegsende – Stadt und Universität Gießen im Wiederaufbau 1945 – 1960, Brühlsche Universitätsdruckerei, Gießen 1996.

Ludwig Brake, Neuanfang und Aufbruch: 1945 bis 1960, in: Ludwig Brake, Heinrich Brinkmann (Hg.), 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, Brühlscher Verlag, Gießen 1997, S. 263-287.

Ludwig Brake, Heinrich Brinkmann (Hg.), Von der Burg zur modernen Stadt – 800 Jahre Gießener Stadtentwicklung 1197 – 1997, Brühlscher Verlag, Gießen 1998.

Stefan Eberlein, Stefan Kielwein, Jörg Thorn, Der Wiederaufbau in Gießen nach 1945; in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (künftig abgekürzt: MOHG), NF 76, Gießen 1991, S. 149-202.

Dietrich Graef, Hake. Angriffsziel Gießen 1944/1945, Selbstverlag des Oberhessischen Geschichtsvereins, Gießen 1986.

Erwin Knauf, Gießen. Vergangenheit und Gegenwart, Theiss Verlag, Stuttgart 1977.

Kurt Kühnemann, Neues Leben aus Ruinen. Gießen in und nach der Stunde Null. Menschen und Mächte des Wiederaufbaus, Brühlscher Verlag, Gießen 1983.

Karlheinz Lang, Landesamt für Denkmalpflege Hessen (Hg.), Kulturdenkmäler in Hessen – Universitätsstadt Gießen, Vieweg Verlag, Braunschweig/Wiesbaden 1993.

Wolfgang Arnim Nagel, Giessen, Dr. Hans Peters Verlag, Hanau 1972.

Josef Nipper, Gießen im Wiederaufbau. 15 Jahre zwischen Planung und Realität.; in: MOHG, NF 81, Gießen 1996, S. 69-108.

Siegfried Quandt (Hg.), Gießen – Stadtentwicklung und Geschichtsbewusstsein. Drei Oberbürgermeister im Gespräch, Wilhelm Schmitz Verlag, Gießen 1984.

Peter W. Sattler, Gießen. Stadt im Wandel 1933-2007, in: Archivbilder. Die Reihe, Sutton Verlag, Erfurt 2008, S. 18-58.

Heinrich Schmidt, Gießens Entwicklung von der mittelalterlichen Innenstadt zum modernen Geschäftszentrum; in: MOHG, NF 46, Gießen 1962, S. 85-122.

Heinrich Schmidt, Wandlungen in der Innenstadt Gießens; in: MOHG, NF 66, Gießen 1981, S. 55-132.

Heinrich Schmidt, Beitrag zur baulichen Entwicklung der Stadt Gießen zwischen 1919 und 1982; in: MOHG, NF 74, Gießen 1989, S. 24-313.

Heinrich Schmidt, Beitrag zum Wiederaufbau der zerstörten Innenstadt von Gießen nach 1945; in: MOHG, NF 76, Gießen 1991, S. 67-147.

Winfried Speitkamp, Modernisierung in der Krise; in: Ludwig Brake, Heinrich Brinkmann (Hg.), 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, Brühlscher Verlag, Gießen 1997, S. 214-262.

Stadtarchiv Gießen (Hg.), Gießen. Ein Streifzug durch die 50er Jahre, Wartbergverlag, Gudensberg-Gleichen 2001.

Quellen - Gießen:

Werner Elsner, Die städtische Verwaltung 1945-1952; in: Wolfgang Arnim Nagel, Magistrat der Stadt Gießen (Hg.), Dokument des Lebenswillens einer deutschen Stadt, Kuwe Verlag, Hanau 1952, S. 35-39.

Karl Glöckner, Die Gründung und die bauliche Entwicklung Gießens; in: Stadt Gießen (Hg.), Karl Glöckner, Gießen 1248-1948. Siebenhundert Jahre Gießen in Wort und Bild, Brühlsche Universitätsdruckerei, Gießen 1948.

Wilhelm Gravert, Gedanken zur Gießener Bauausstellung, in: Oberhessische Tageszeitung, 6./7./8.12.1938.

Wilhelm Gravert, Gedanken zur Gießener Bauausstellung; in: Oberhessische Tageszeitung, 30.11.1938.

Wilhelm Gravert, Gedanken zur Gießener Bauausstellung; in: Oberhessische Tageszeitung, 01.12.1938.

Wilhelm Gravert, Der Wiederaufbau der Stadt; in: Wolfgang Arnim Nagel, Magistrat der Stadt Gießen (Hg.), Dokument des Lebenswillens einer deutschen Stadt, Kuwe Verlag, Hanau 1952, S. 62-69.

Wilhelm Gravert, Vorschläge zum Aufbau der Innenstadt, Gießener Freie Presse (StaG), 01.10.1948, S. 4.

Karl Gruber, Vorschläge zum Aufbau der Innenstadt, Gießener Freie Presse (StaG), 02.10.1948, S. 3.

Karl Löw, Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Gießen; in: Karl Glöckner, Stadt Gießen (Hg.), Gießen 1248 – 1948. Siebenhundert Jahre Gießen in Wort und Bild, Brühlsche Universitätsdruckerei, Gießen 1948, S. 150-167.

Otto Ernst Schweizer, Vorschläge zum Aufbau der Innenstadt, Gießener Freie Presse (StaG), 01.10.1948, S. 3.

Literatur - Frankfurt (Oder)

Dirk Bloch, Stadtgeschichte im Kartenbild: Frankfurt (Oder) von 1700 bis 2003. Erklärungen zu den Plänen, Stadtplanerei Blochplan, Berlin 2003.

Wolfgang Buwert, Festung Frankfurt (Oder): Eine Stadt am Kriegsende; in: Historischer Verein zu Frankfurt (Oder) (Hg.), Mitteilungen – Historischer Verein zu Frankfurt (Oder). Heft 2 – 1995, Eigenverlag, Frankfurt 1995, S. 2-34.

Wolfgang Buwert, Anmerkungen zum Stand der DDR-Geschichtswissenschaft und zur Befreiung und Zerstörung Frankfurts 1945; in: Historischer Verein zu Frankfurt (Oder) (Hg.), Mitteilungen – Historischer Verein zu Frankfurt (Oder). 1. Heft – 1991, Eigenverlag, Frankfurt 1991, S. 11-24.

Wolfgang Buwert, Ergänzungen zur Richtigstellung der Geschichte der Festung Frankfurt; in: Historischer Verein zu Frankfurt (Oder) (Hg.), Mitteilungen – Historischer Verein zu Frankfurt (Oder). 1. Heft – 1991, Eigenverlag, Frankfurt 1991, S. 15-28.

Klaus Eichler, Von der Festung zur Lazarettstadt Frankfurt (Oder). 1945-1949, Druckhaus Frankfurt GmbH, Frankfurt 2007.

Horst Engelke, Die Befreiung der Stadt Frankfurt (Oder) vom Faschismus. Zur Hilfe der sowjetischen Klassenbrüder beim Aufbau des neuen gesellschaftlichen Lebens; in: Frankfurt-Information, Bezirksmuseum Viadrina (Hg.), Frankfurter Beiträge zur Geschichte. Heft 16, Eigenverlag, Frankfurt (Oder) 1987, S. 10-15.

Dagmara Jajęśniak-Quast, Katarzyna Stokłosa, Geteilte Städte an Oder und Neiße. Frankfurt (Oder) – Slubice, Guben – Gubin und Görlitz Zgorzelec 1945-1995, Berlin Verlag Arno Spitz GmbH, Berlin 2000.

Lutz Patitz, Die Bedeutung der Innenstadtsanierung für die Stadtentwicklung in Zeiten schrumpfender Einwohnerzahlen; in Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Zentrum, Zeitschrift für das Sanierungsgebiet ‚ehemalige Altstadt‘ Frankfurt (Oder), ffo Werbe- und Verlagsagentur, 03/ 2001, S. 4-5.

Elfriede Schirmacher, Das Stadtarchiv Frankfurt (Oder) und seine Bestände, Eigenverlag, Frankfurt (Oder) 1972.

Dietrich Schmidt, Frankfurt (Oder): Profilierung als Bezirksstadt beim Aufbau der Grundlagen des Sozialismus in der DDR (1949-1961); in: Frankfurt-Information, Bezirksmuseum Viadrina (Hg.), Frankfurter Beiträge zur Geschichte. Heft 14, Eigenverlag, Frankfurt (Oder) 1985, S. 2-27.

Hans-Georg Schneider, Zur Rolle und Bedeutung des Frankfurter Heimkehrerlagers Gronenfelde, in: Frankfurt-Information, Bezirksmuseum Viadrina (Hg.), Frankfurter Beiträge zur Geschichte. Heft 16, Eigenverlag, Frankfurt (Oder) 1987. S. 5-9.

Joachim Schneider, Eine Stadt verliert ihr Antlitz. Fakten und Zahlen über die Zerstörungen in Frankfurt (Oder) im Frühjahr 1945; in: Historischer Verein zu Frankfurt (Oder) (Hg.), Mitteilungen – Historischer Verein zu Frankfurt (Oder). Heft 1 - 2008, Eigenverlag, Frankfurt 2008, S. 8-28.

Wolfgang Strižbny, Fritz Zäpke (Hg.), Frankfurt/Oder. Portrait einer Brückensstadt, Westkreuz-Verlag, Berlin/Bonn 1991.

Heinrich Stümbke, Gerd Heinrich, Frankfurt/Oder, in: Gerd Heinrich (Hg.), Handbuch der historischen Stätten Deutschlands – Zehnter Band: Berlin und Brandenburg, Alfred Kröner Verlag Stuttgart 1985, S. 177-185.

Ralf-Rüdiger Targiel (Hg.), Frankfurt (Oder) – so wie es war, Droste Verlag, Düsseldorf 1994.

Ralf-Rüdiger Targiel, Antje Liesenfeld, Christine Hellert (Hg.), 110 Jahre Straßenbahn für Frankfurt (Oder), Stadtverkehrsgesellschaft mbH, Frankfurt (Oder) 2008.

Ralf-Rüdiger Targiel, Die Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt (Oder). Vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis zur Wiedererlangung der kommunalen Selbstverwaltung im Jahr 1990; in: Derselbe, Historische Schriftenreihe des Stadtarchivs Frankfurt (Oder), Frankfurt (Oder) 2000.

Manfred Vogler, Informationen – Eine neue Etappe im Ausbau des Stadtzentrums Frankfurt (Oder); in: Frankfurt-Information, Bezirksmuseum Viadrina (Hg.), Frankfurter Beiträge zur Geschichte. Heft 16, Eigenverlag, Frankfurt (Oder) 1987, S. 29-30.

Manfred Vogler, Zur jüngeren Stadtbaugeschichte von Frankfurt (Oder) unter besonderer Betonung des Zeitraumes seit 1965; in: Frankfurt-Information, Bezirksmuseum Viadrina (Hg.), Frankfurter Beiträge zur Geschichte. Heft 5, Eigenverlag, Frankfurt (Oder) 1978, S. 26-36.

Helmut Weihsmann (Hg.), Bauen unterm Hakenkreuz. Architektur des Untergangs, Promedia Verlagsgesellschaft, Wien 1998.
Quellen - Frankfurt (Oder)

Edmund Colleijn, Städtebau – eine gesellschaftliche Aufgabe; in: Deutsche Bauakademie und Bund Deutscher Architekten (Hg.), Deutsche Architektur. Heft 11, Berlin 1958, S. 594-597.

Horst Dargel, Serienfertigung in der Stadt Frankfurt (Oder) im Siebenjahrplan; in: Deutsche Bauakademie und Bund Deutscher Architekten (Hg.), Deutsche Architektur. Heft 10, Berlin 1959, S. 547-549.

Josef Gesing, Planungsarbeiten für den Wiederaufbau; in: Rat der Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Frankfurt – Oder. Ein Plan für seine künftige Gestaltung, Eigenverlag, Frankfurt 1948, S. 12.

Wilhelm Neumann, Der Wiederaufbau des Stadtzentrums von Frankfurt (Oder); in: Frankfurter Kulturspiegel. April 1955, Frankfurt 1955, S. 5-9.

Wilhelm Neumann, Der Wiederaufbau des Stadtzentrums von Frankfurt (Oder). Fortsetzung; in: Frankfurter Kulturspiegel. Mai 1955, Frankfurt 1955, S. 4-9.

Wilhelm Neumann, Nach zehn Jahren – Ein Überblick über den Wiederaufbau Frankfurts; in: Frankfurter Kulturspiegel. Juni 1955, Frankfurt 1955, S. 3-5.

Wilhelm Neumann, Nach zehn Jahren – Ein Überblick über den Wiederaufbau Frankfurts. Fortsetzung; in: Frankfurter Kulturspiegel. Juli 1955, Frankfurt 1955, S. 3-5.

Wilhelm Neumann, Kennst du Frankfurt an der Oder? – Ein Führer durch unsere Stadt. Rathaus in Frankfurt (Oder); in: Frankfurter Kulturspiegel. September 1955, Frankfurt 1955, S. 7-8.

Wilhelm Neumann, Kennst du Frankfurt an der Oder? – Ein Führer durch unsere Stadt. Marienkirche in Frankfurt (Oder); in: Frankfurter Kulturspiegel. Oktober 1955, Frankfurt 1955, S. 4.

Wilhelm Neumann, Kennst du Frankfurt an der Oder? – Ein Führer durch unsere Stadt. Die Universität in Frankfurt (Oder); in: Frankfurter Kulturspiegel. November 1955, Frankfurt 1955. S. 5-6.

Ehrhard Peters, Neuplanung und Wiederaufbau des Stadtzentrums von Frankfurt (Oder); in: Deutsche Bauakademie und Bund Deutscher Architekten (Hg.), Deutsche Architektur. Heft 6, Berlin 1959, S. 299-304.

Rat der Stadt Frankfurt (Oder), Frankfurt – Oder. Ein Plan für seine künftige Gestaltung, Eigenverlag, Frankfurt 1948.

M. Winkler, Was für den Wiederaufbau bereits getan wurde; in: Rat der Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Frankfurt – Oder. Ein Plan für seine künftige Gestaltung, Eigenverlag, Frankfurt 1948, S. 21.

Bundesarchivdokumente – Frankfurt (Oder)

Rudolf Jahn, Antrag auf Gewährung zusätzlicher Investitionsmittel für die Entrümperung der Stadt Frankfurt(Oder), durch Ministerpräsident des Landes Brandenburg an die Regierung der DDR/Zentrales Planungsamt, 14.07.1950, SAPMO - BArch DE 1/11289.

Staatliche Plankommission Inspektionsabteilung, Strukturübersicht der Stadt Frankfurt (Oder), 19.02.1951, SAPMO - BArch DE 1/11289.

Hofmann, Sekretariat des Vorsitzenden der staatlichen Plankommission, Aktenvermerk, 07.02.1951, SAPMO - BArch DE 1/11289.

Entwurf des Beschlusses über die Sofortmaßnahmen für den Wiederaufbau der Stadt Frankfurt/Oder aufgrund des Ministerratsbeschlusses vom 1.2.51, März 1951, SAPMO - BArch DE 1/11289.

Köhler, Bericht über die Durchführung des Ministerratsbeschlusses für den Wiederaufbau der Stadt Frankfurt/Oder, 02.06.1951, SAPMO - BArch DE 1/11289.

Beschluss über die Städtebauliche Planung der Stadt Frankfurt/Oder vom 3. Oktober 1952, 03.10.1952, SAPMO – BArch DH 1/38748.

Ministerium für Aufbau Hauptabteilung Städtebau, Erläuterungen zur städtebaulichen Planung von Frankfurt/Oder, 02.09.1952, SAPMO – BArch DH 1/38748. Planung und Durchführung des Aufbaus der Stadtzentren Magdeburg und Frankfurt/Oder, 1962/63, SAPMO – BArch DE 1/6617.

Analyse des Aufbaus des Zentrums der Stadt Frankfurt (Oder) anhand der Vorlage beim Politbüro des ZK der SED am 12.05.59, 08.07.1961, SAPMO – BArch DE 1/6354.

Internetquellen – Frankfurt (Oder)

Architekturzentrum Wien, Otto Ernst Schweizer, <http://www.architektenlexikon.at/de/588.htm>, letzter Zugriff: 27.09.2010.

Walter Hausdorf, Siegrid Noack, Straßenlexikon Frankfurt (Oder). Straßen, Wege und Plätze in ihrer historischen Entwicklung: <http://www.museum-viadrina.de/index.htm>. Letzter Zugriff: 09.09.2011.

Oderlandspiegel, 24./25. Juli 2010, http://www.der-oderlandspiegel.de/fileadmin/epaper/ebook_FFO-240710/pdf/Frankfurt_30-2010.pdf, S. 2, letzter Zugriff: 15.10.2010.

Martin Schieck, Brigitte Brisch, Straßenlexikon–Josef-Giesing-Straße, Homepage Museum Viadrina: http://www.museum-viadrina.de/Strassenlexikon_Frankfurt/strassen/j/jgesingstr.htm., letzter Zugriff: 15.10.2010.

Verfassung der DDR vom 07.10.1949, Artikel 24; in: <http://www.documentarchiv.de/ddr/verfddr1949.html#19>, letzter Zugriff: 15.10.2010.

Matthias Weinrich, <http://www.nuernberginfos.de/bedeutende-nuernberger/otto-ernst-schweizer.html>, letzter Zugriff: 27.09.2010.

7. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Heinrich Schmidt, Beitrag zum Wiederaufbau der zerstörten Innenstadt von Gießen nach 1945; in: MOHG, NF 76, Gießen 1991, S. 124.

Abbildung 2: Heinrich Schmidt, Beitrag zum Wiederaufbau der zerstörten Innenstadt von Gießen nach 1945; in: MOHG, NF 76, Gießen 1991, S. 122-123.

Abbildung 3: Wilhelm Gravert, Der neue Markt, Vogelschau, März 1942, Stadtarchiv Gießen.

Abbildung 4: Wilhelm Gravert, Durchbruch Löwengasse, Vogelschau, März 1942, Stadtarchiv Gießen.

Abbildung 5: Karl Gruber, Die Stadtmitte von Gießen – Das Neue organisch aus dem Alten entwickelt!, Vogelschau, Stadtarchiv Gießen.

Abbildung 6: Karl Gruber, Gießen. Neugestaltung des Stadtkernes. Vorschlag von Prof. Dr. K. Gruber, Plan, Maßstab 1: 1000, Stadtarchiv Gießen.

Abbildung 7: Otto Ernst Schweizer, Modell für den Wiederaufbau des Stadtkernes von Gießen. Entwurf von Prof. O. E. Schweizer. Technische Hochschule Karlsruhe, Modell, Maßstab 1: 1000, Stadtarchiv Gießen.

Abbildung 8: Otto Ernst Schweizer, perspektivische Skizze, 10.01.1948, Stadtarchiv Gießen.

Abbildung 9: Heinrich Schmidt, Gießens Entwicklung von der mittelalterlichen Innenstadt zum modernen Geschäftszentrum; in: MOHG, NF 46, Gießen 1962, S. 85-122 und S. 106-107.

Abbildung 10: Ludwig Brake, Eva-Maria Felschow, Oberhessischer Geschichtsverein (Hg.), 50 Jahre Kriegsende – Stadt und Universität Gießen im Wiederaufbau 1945 – 1960, Brühlsche Universitätsdruckerei, Gießen 1996, S. 126.

Abbildung 11: Helmut Weihsmann (Hg.), Bauen unterm Hakenkreuz. Architektur des Untergangs., Promedia Verlagsgesellschaft, Wien 1998, S. 443.

Abbildung 12: Wolfgang Stribny, Fritz Zäpke (Hg.), Frankfurt/Oder. Portrait einer Brückenstadt, Westkreuz-Verlag, Berlin/Bonn 1991, S. 97.

Abbildung 13: Dirk Bloch, Stadtgeschichte im Kartenbild: Frankfurt (Oder) von 1700 bis 2003. Erklärungen zu den Plänen, StadtplanereiBlochplan, Berlin 2003.

Abbildung 14: Josef Giesing, Planungsarbeiten für den Wiederaufbau; in: Rat der Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Frankfurt – Oder. Ein Plan für seine künftige Gestaltung, Eigenverlag, Frankfurt 1948, S. 14.

Abbildung 15: Josef Giesing, Planungsarbeiten für den Wiederaufbau; in: Rat der Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Frankfurt – Oder. Ein Plan für seine künftige Gestaltung, Eigenverlag, Frankfurt 1948, S. 15.

Abbildung 16: Josef Gasing, Planungsarbeiten für den Wiederaufbau; in: Rat der Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Frankfurt – Oder. Ein Plan für seine künftige Gestaltung, Eigenverlag, Frankfurt 1948, S. 11.

Abbildung 17: Josef Gasing, Planungsarbeiten für den Wiederaufbau; in: Rat der Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Frankfurt – Oder. Ein Plan für seine künftige Gestaltung, Eigenverlag, Frankfurt 1948, S. 10.

Abbildung 18: Josef Gasing, Planungsarbeiten für den Wiederaufbau; in: Rat der Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Frankfurt – Oder. Ein Plan für seine künftige Gestaltung, Eigenverlag, Frankfurt 1948, S. 16.

Abbildung 19: Josef Gasing, Planungsarbeiten für den Wiederaufbau; in: Rat der Stadt Frankfurt (Oder) (Hg.), Frankfurt – Oder. Ein Plan für seine künftige Gestaltung, Eigenverlag, Frankfurt 1948, S. 17.

Abbildung 20: VEB Projektierung Brandenburg, Zweigbüro Cottbus, Frankfurt (Oder). Teilbebauungsplan Zentraler Bezirk – Bahnhofstraße, 26.07.1952, Maßstab 1: 1000, SAPMO – BArch DH2-PLAN-2964.

Abbildung 21: Staatliches Entwurfsbüro für Stadt- und Dorfplanungen des Ministeriums für Aufbau Halle/Saale, Frankfurt/O. Bebauungsplan Zentrum. Objektverteilung Maßstab 1: 1000, 10.10.1956, SAPMO – BArch DH2-PLAN-2965.

Abbildung 22: Staatliches Entwurfsbüro für Stadt- und Dorfplanungen des Ministeriums für Aufbau Halle/Saale, Frankfurt/O. Vogelschau-Zentrum SAPMO – BArch DH2-PLAN-2965.

Abbildung 23: Staatliches Entwurfsbüro für Stadt- und Dorfplanungen des Ministeriums für Aufbau Halle/Saale, Frankfurt/Oder - zentraler Platz- Massenaufbau, Südseite und Nordseite, Maßstab 1: 500, 1956, SAPMO – BArch DH2-PLAN-2965.

Abbildung 24: Staatliches Entwurfsbüro für Stadt- und Dorfplanungen des Ministeriums für Aufbau Halle/Saale, Frankfurt/Oder Blick zum zentralen Platz, SAPMO – BArch DH2-PLAN-2965.

Abbildung 25: Ehrhard Peters, Neuplanung und Wiederaufbau des Stadtzentrums von Frankfurt (Oder); in: Deutsche Bauakademie und Bund Deutscher Architekten (Hg.), Deutsche Architektur. Heft 6, Berlin 1959, S. 303-304.

Abbildung 26: Bebauungsplan, 1962, Maßstab 1: 1000, SAPMO – BArch DE1-6617.

Abbildung 27: Modell Zentrum, 1962, SAPMO – BArch DE1-6617.

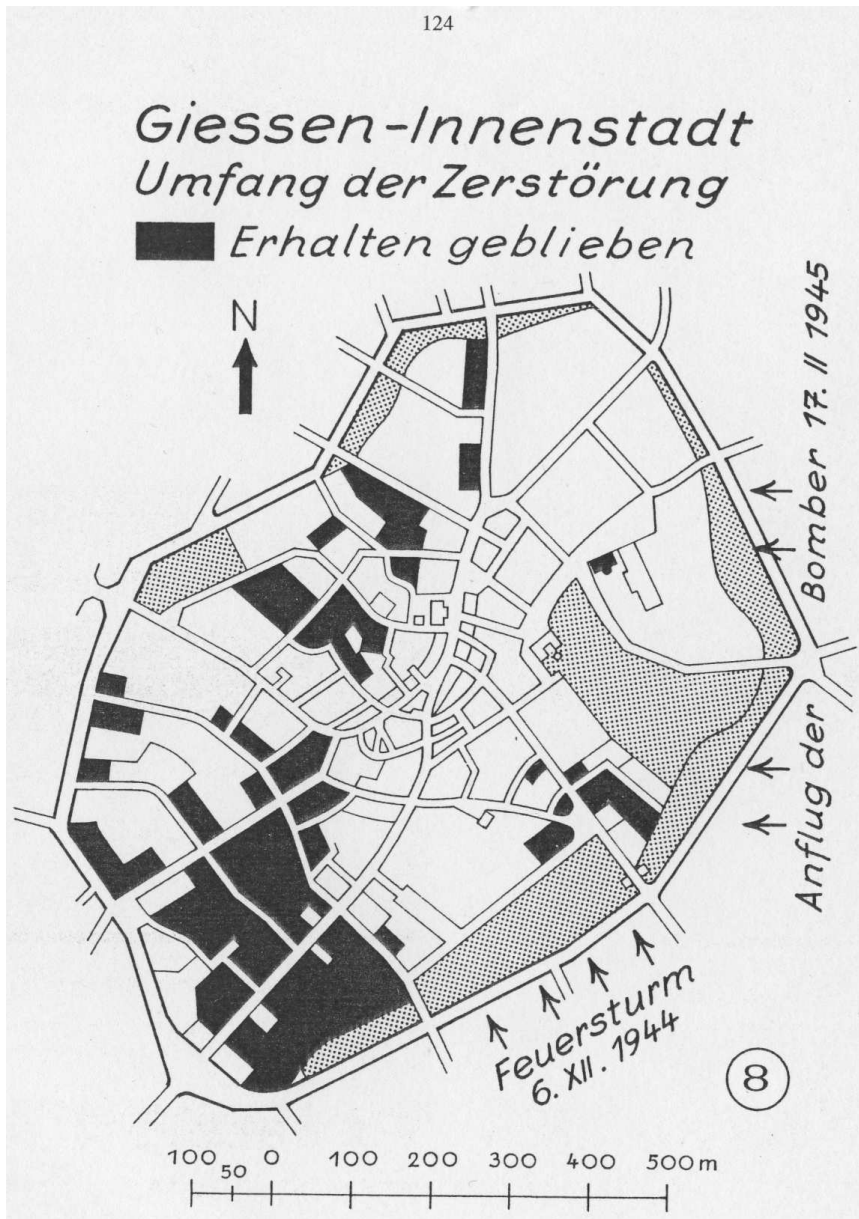
Abbildung 28: Ehrhard Peters, Neuplanung und Wiederaufbau des Stadtzentrums von Frankfurt (Oder); in: Deutsche Bauakademie und Bund Deutscher Architekten (Hg.), Deutsche Architektur. Heft 6, Berlin 1959. S. 302.

Abbildung 29: Ehrhard Peters, Neuplanung und Wiederaufbau des Stadtzentrums von Frankfurt (Oder); in: Deutsche Bauakademie und Bund Deutscher Architekten (Hg.), Deutsche Architektur. Heft 6, Berlin 1959, S. 300.

Abbildung 30: Elfriede Schirmmacher, Das Stadtarchiv Frankfurt (Oder) und seine Bestände, Eigenverlag, Frankfurt (Oder) 1972, S. 181.

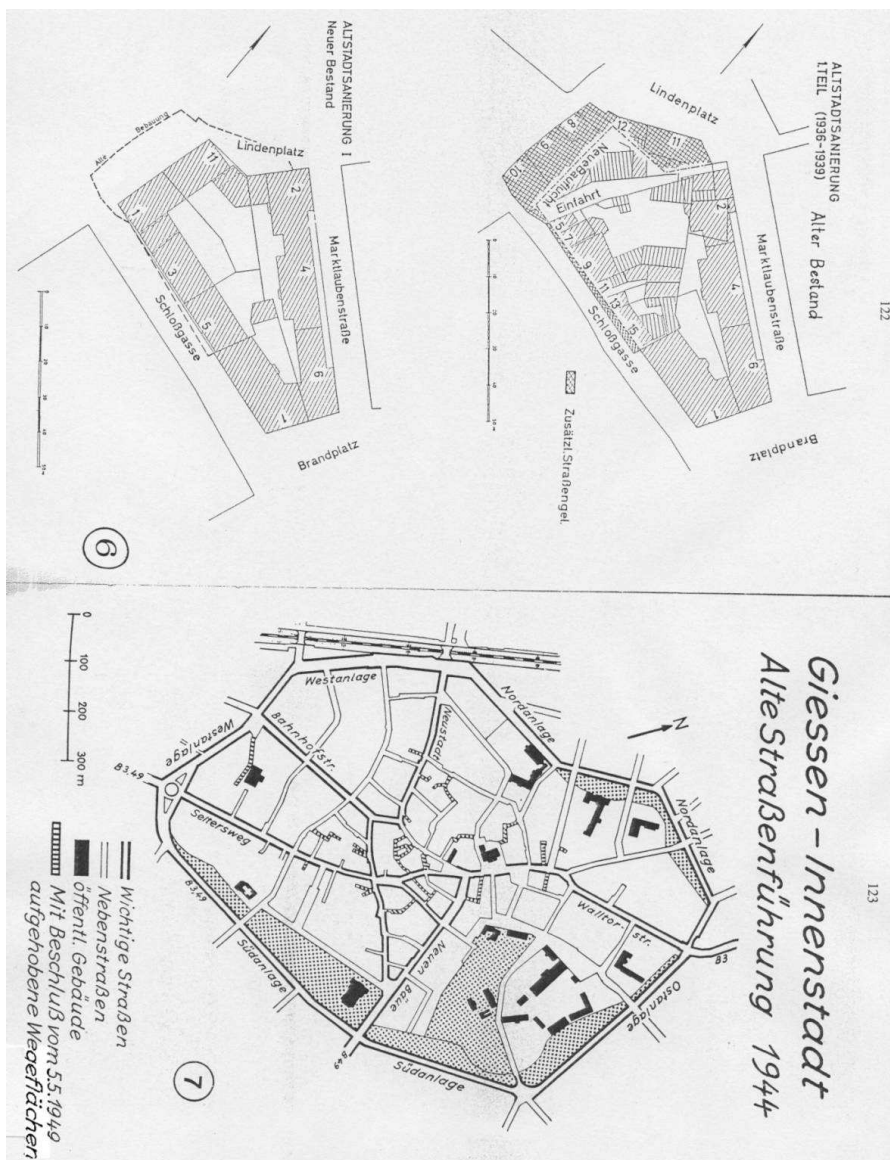
8. Anhang

Abbildung 1



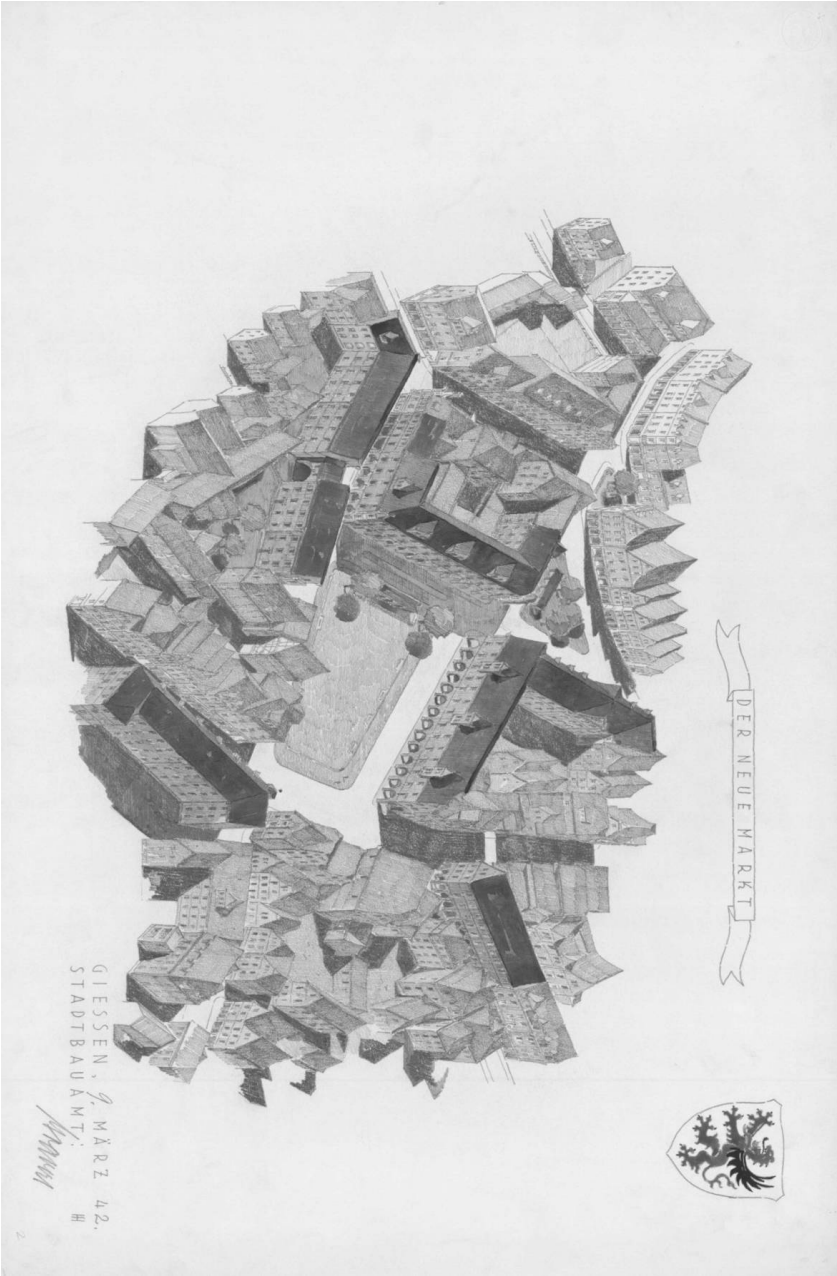
Umfang der Zerstörung in der Gießener Innenstadt.

Abbildung 2



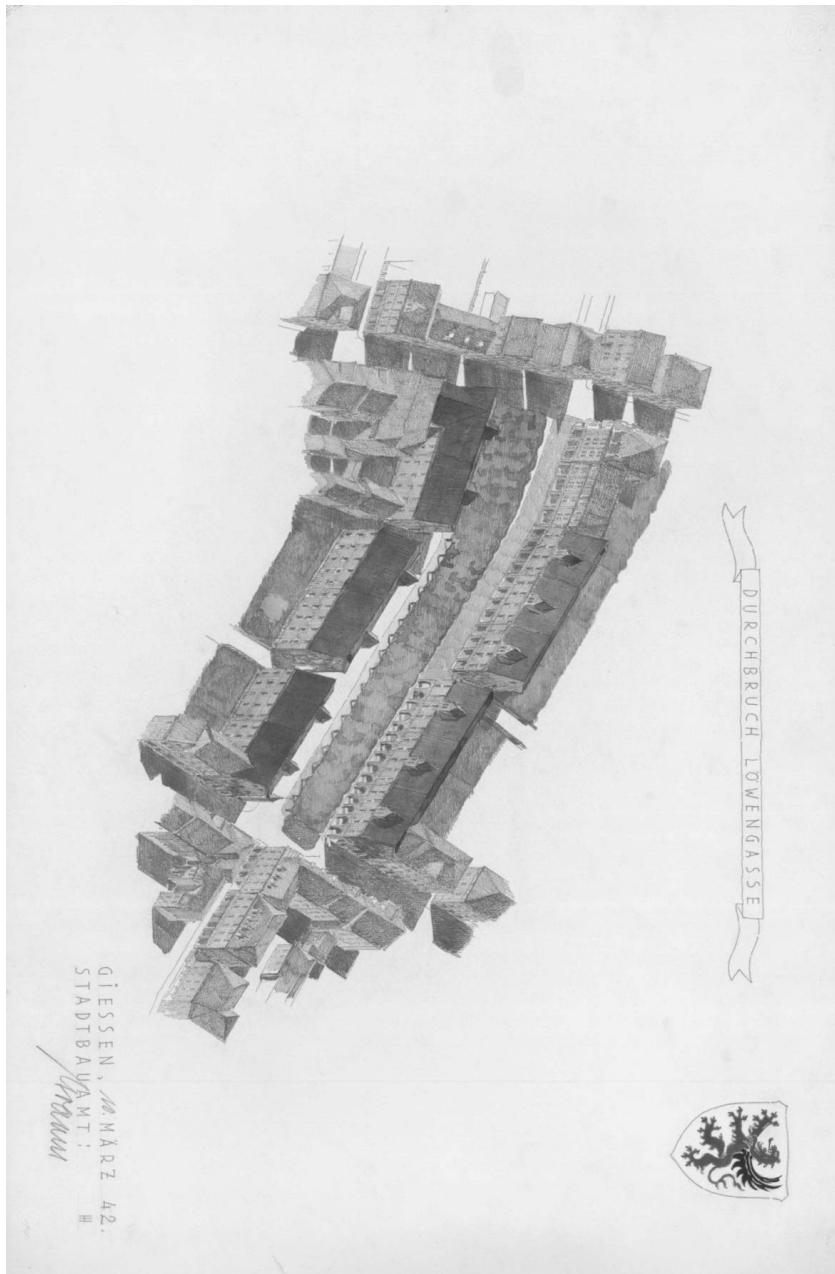
Straßennetz und Quartierstruktur in Giessen vor 1945.

Abbildung 3



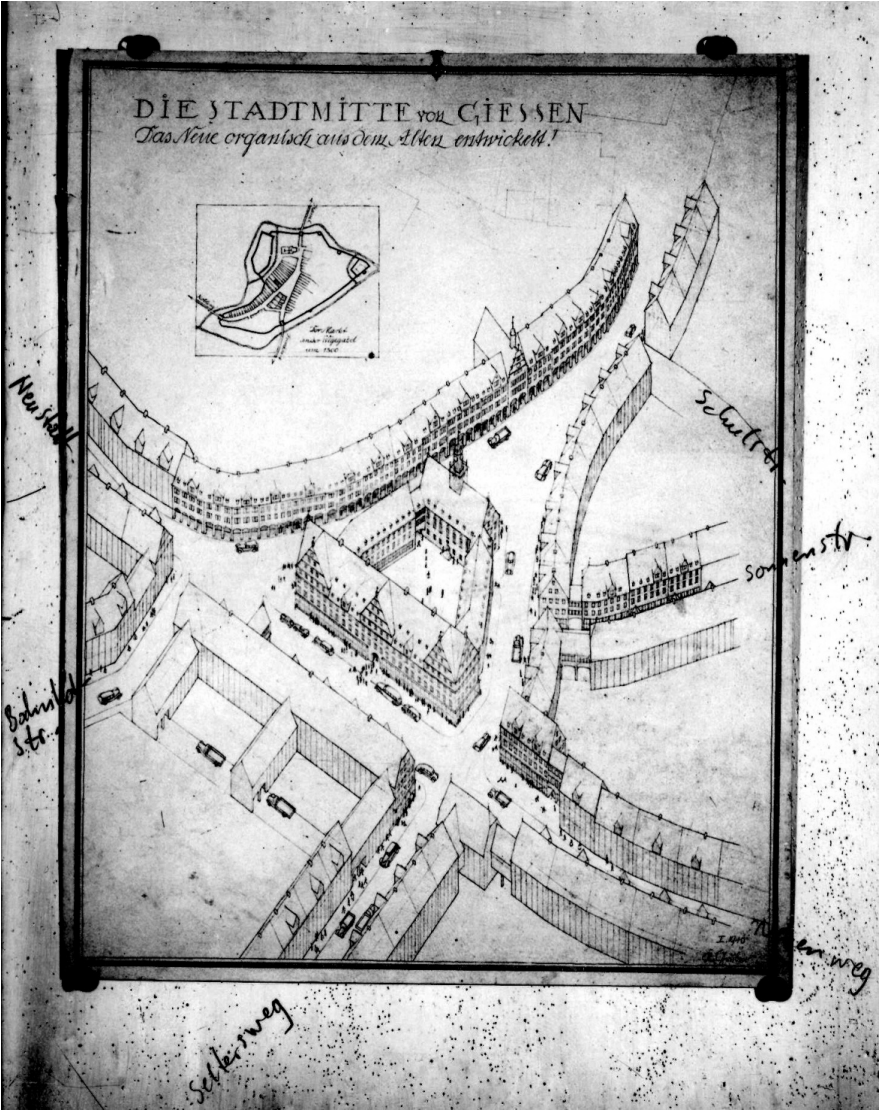
Altstadtsanierungspläne der dreißiger Jahre für Gießen: Marktplatz.

Abbildung 4



Altstadtsanierungspläne der dreißiger Jahre für Gießen: Löwengasse.

Abbildung 5



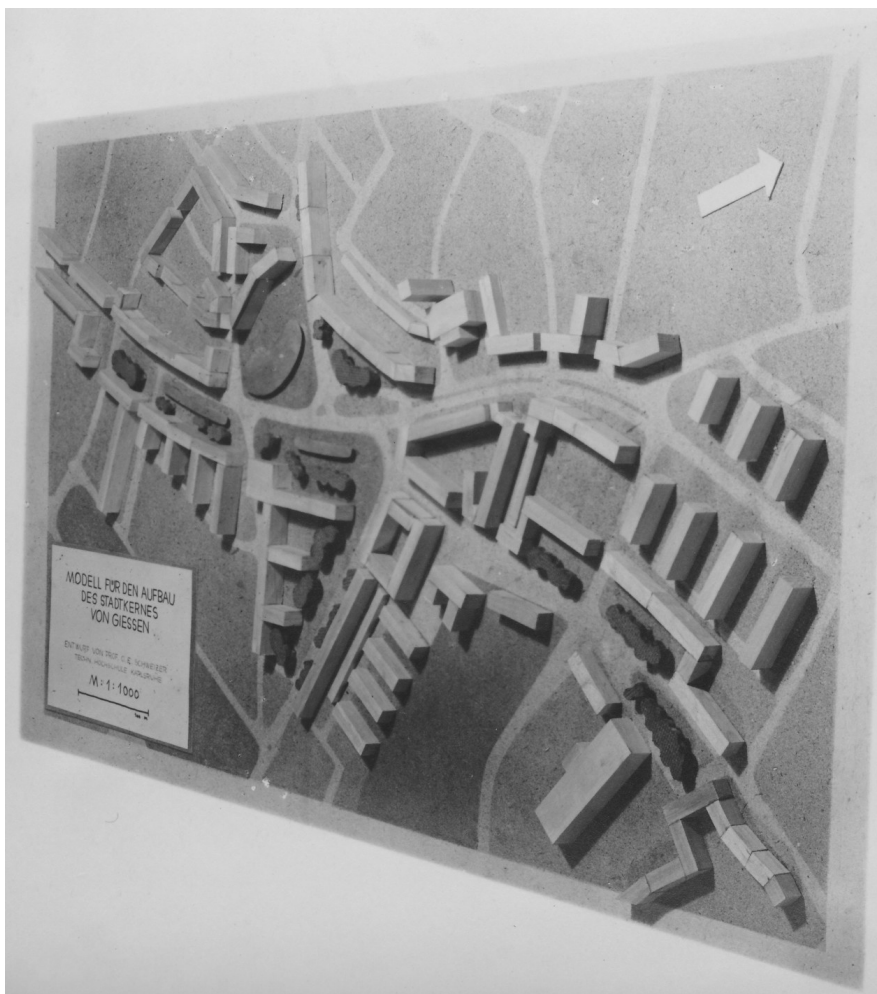
Karl Gruber: Wiederaufbauplanung - Gießener Marktplatz.

Abbildung 6



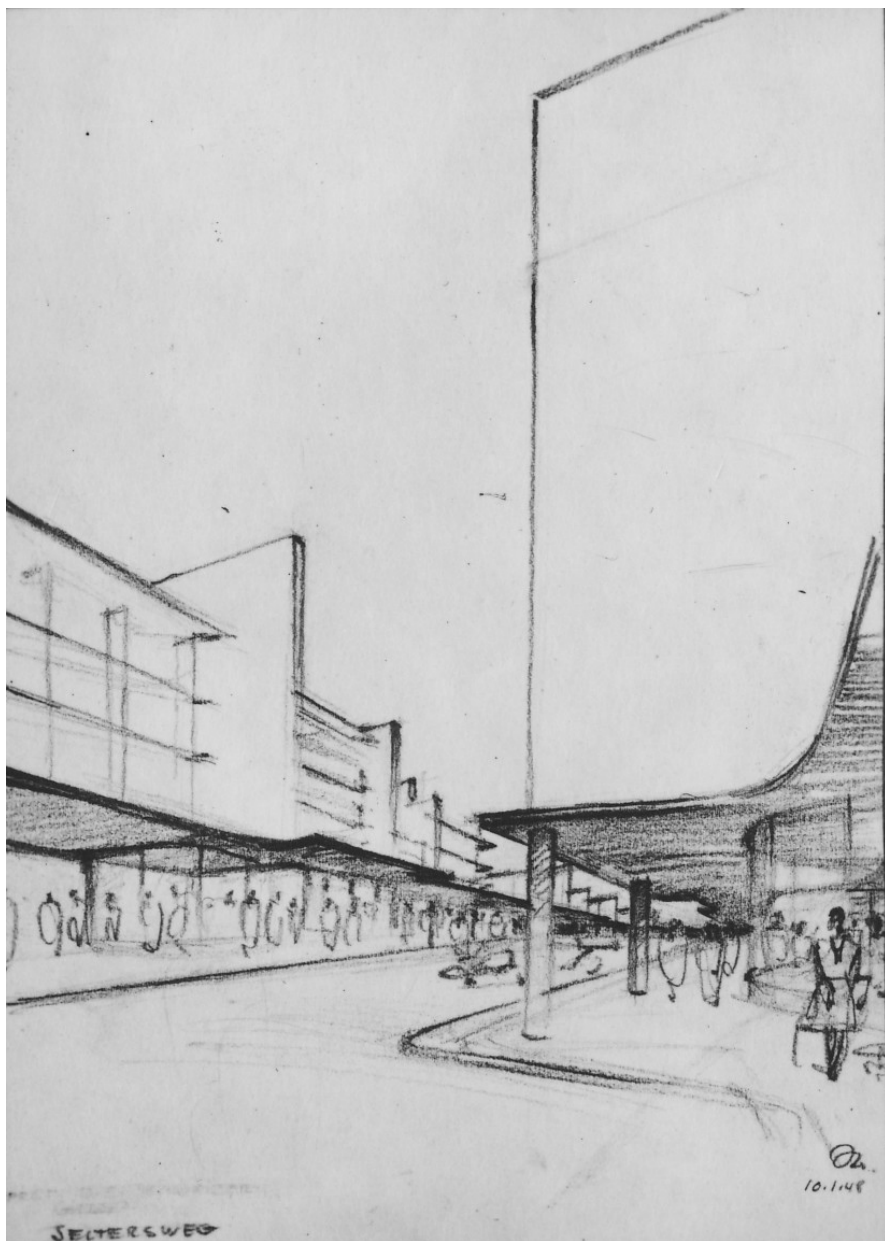
Karl Gruber: Wiederaufbauplanung – Straßennetz der Gießener Innenstadt.

Abbildung 7



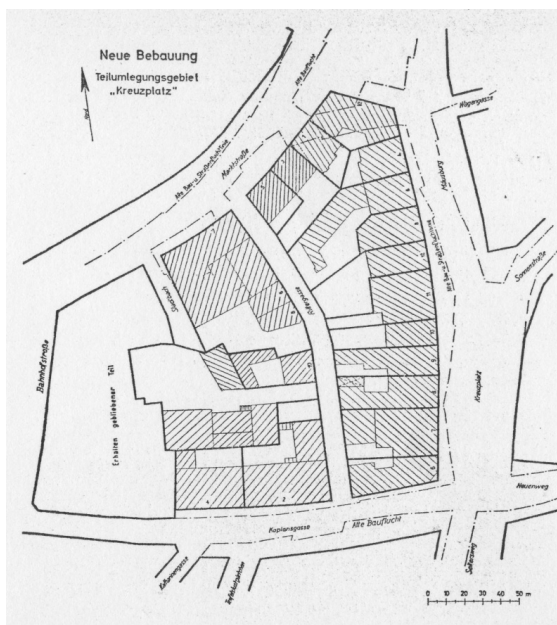
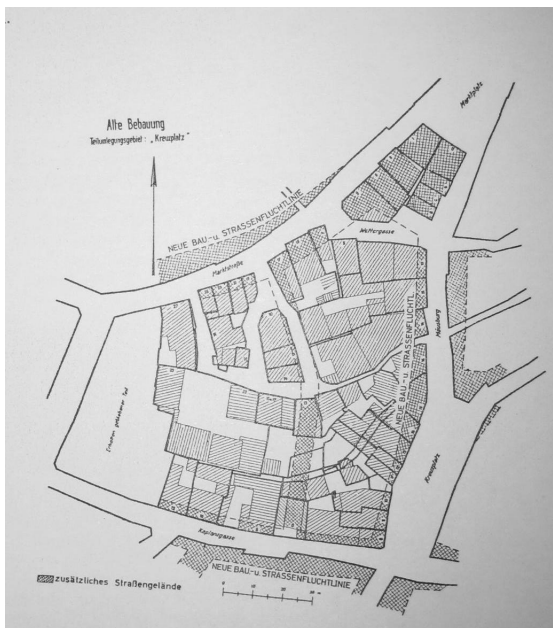
Otto Ernst Schweizer: Wiederaufbauplanung – Modell der Gießener Innenstadt.

Abbildung 8



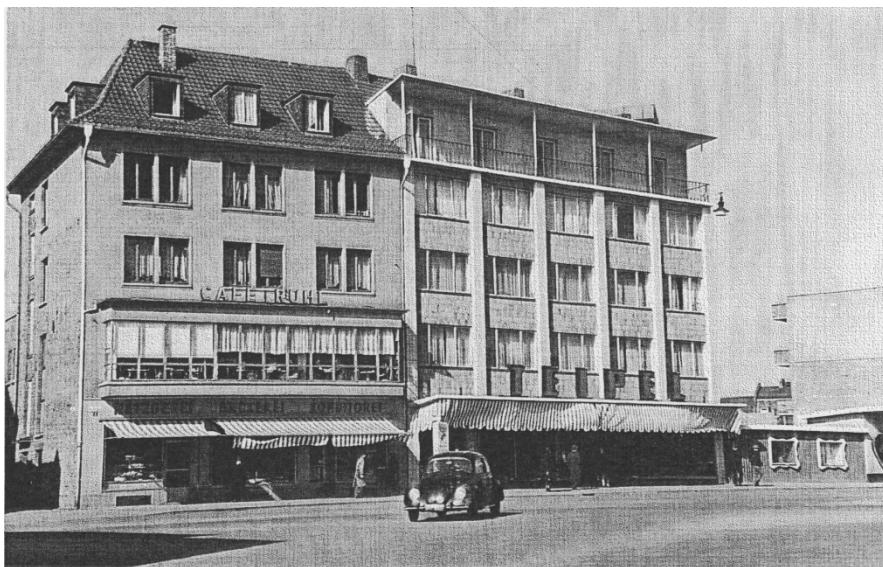
Otto Ernst Schweizer: Wiederaufbauplanung – Gießener Seltersweg.

Abbildung 9



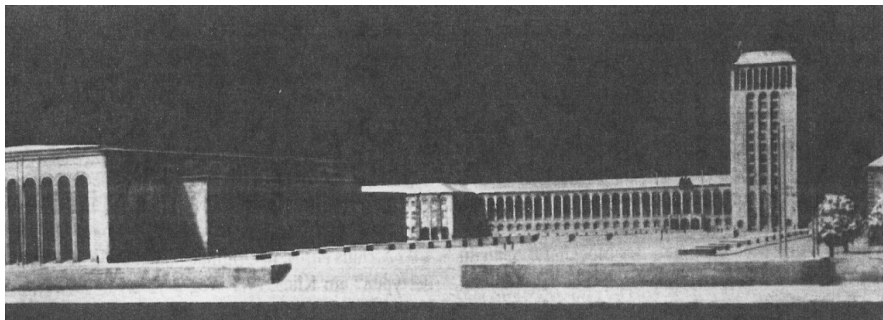
Baulandumlegungsverfahren am Gießener Markt und Kaplansgasse.

Abbildung 10



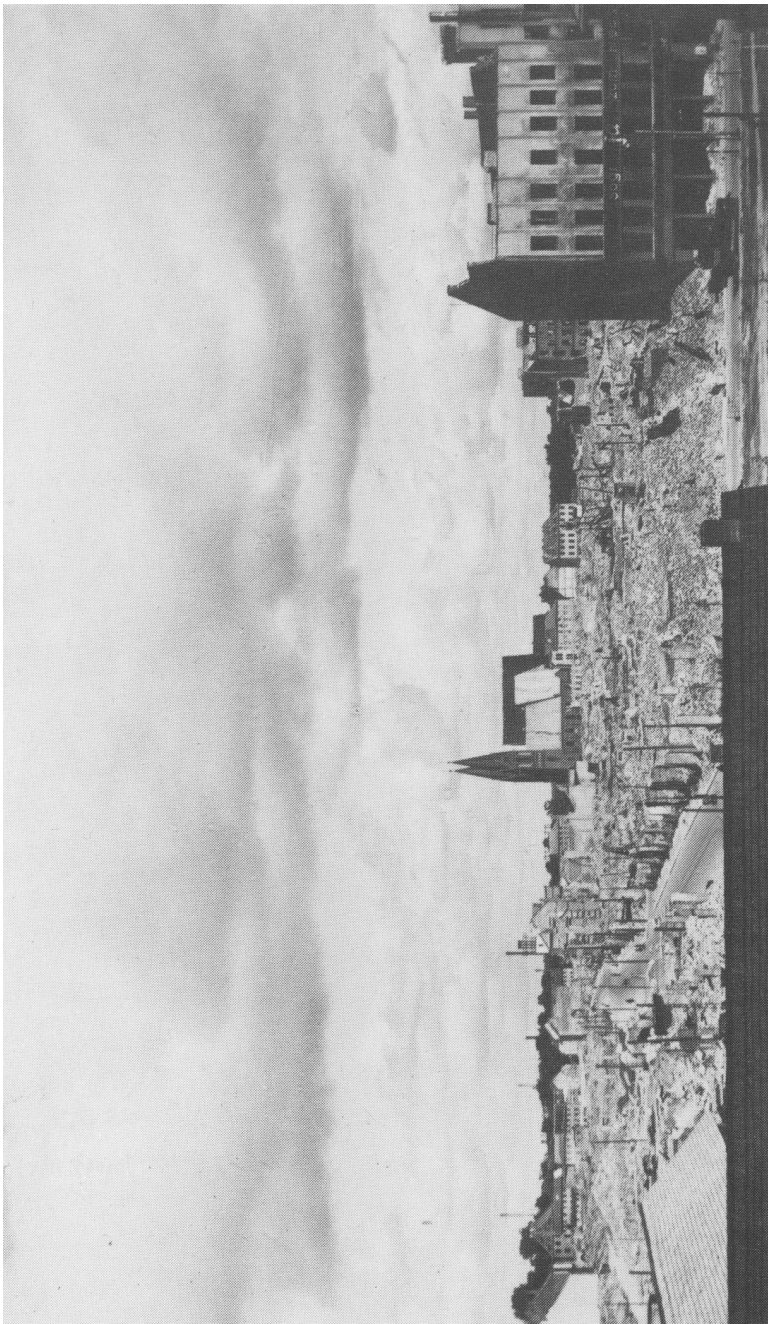
Neue Bebauung am Marktplatz in Gießen: Café Rühl.

Abbildung 11



Planung der Nationalsozialisten für Frankfurt (Oder): Gauforum.

Abbildung 12



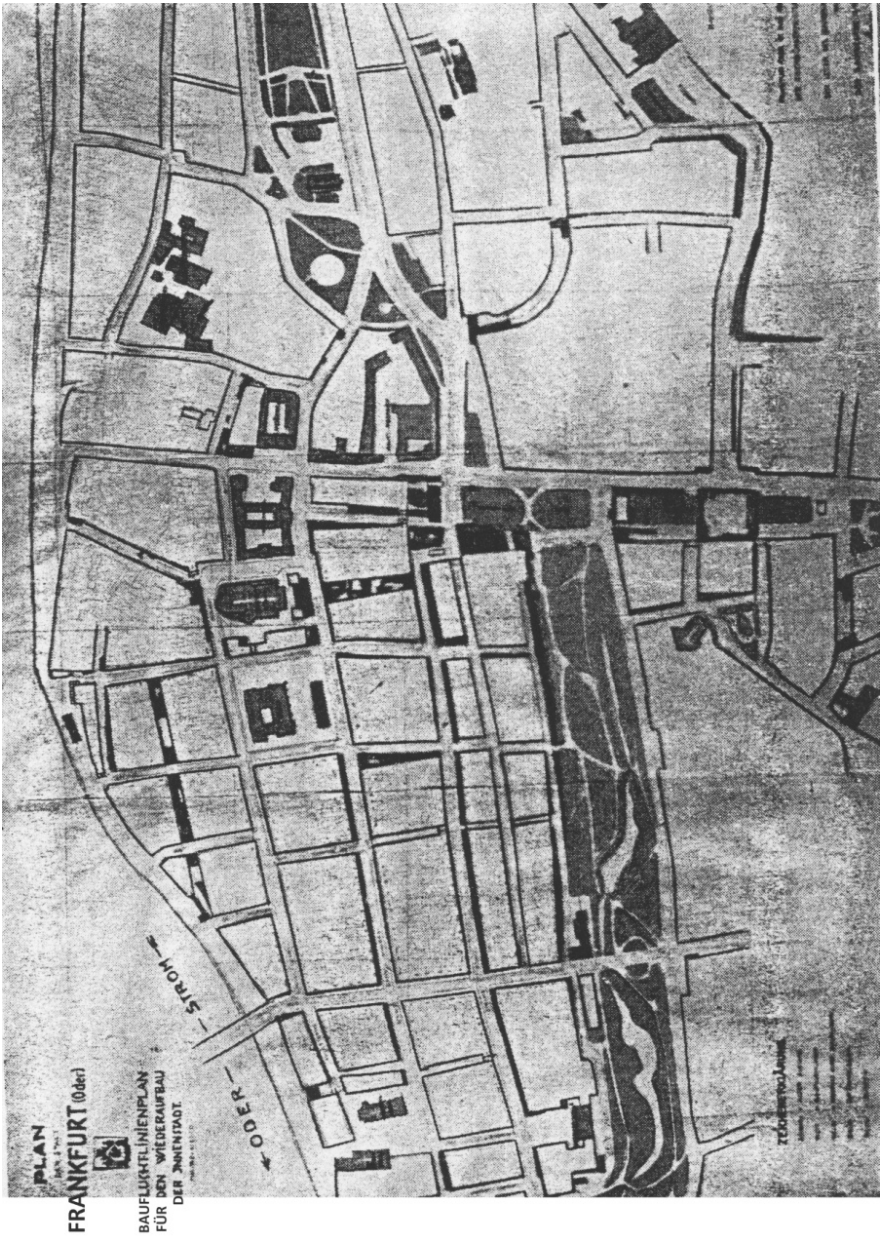
Zerstörtes Stadtzentrum von Frankfurt (Oder).

Abbildung 13



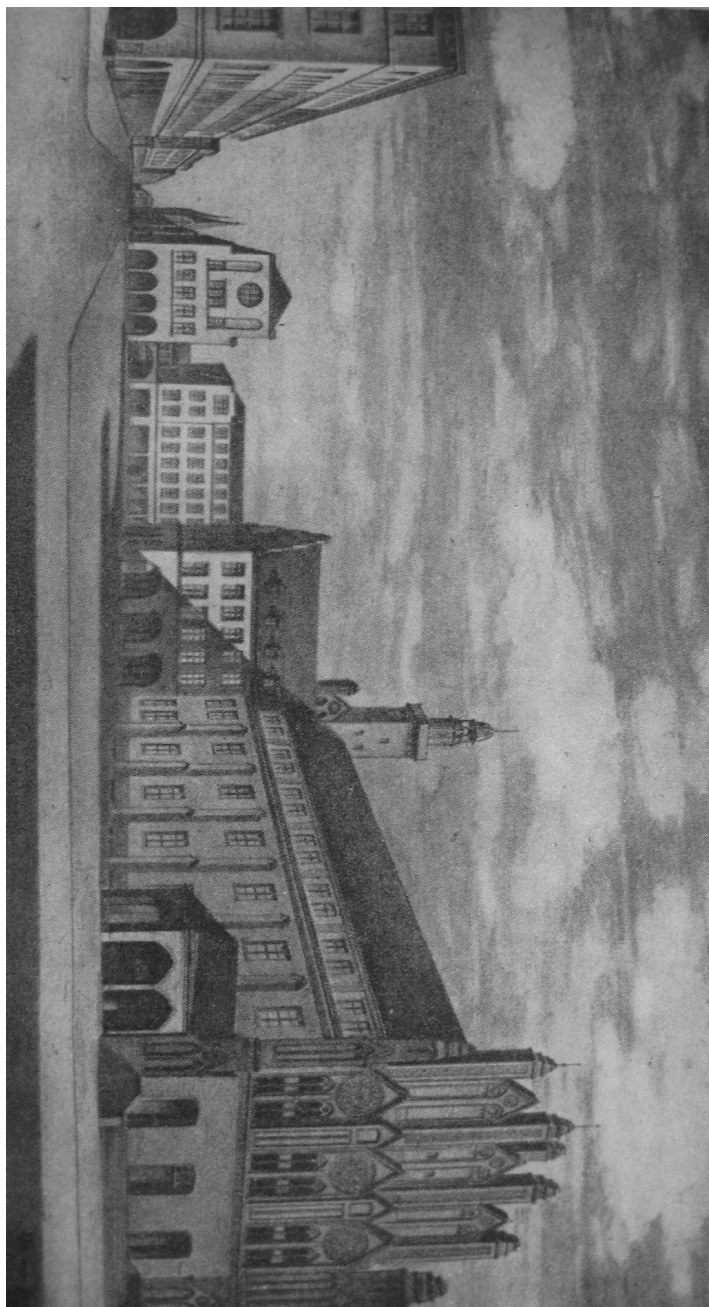
Stadtplan: Stadtzentrum Frankfurt (Oder) 1950.

Abbildung 14



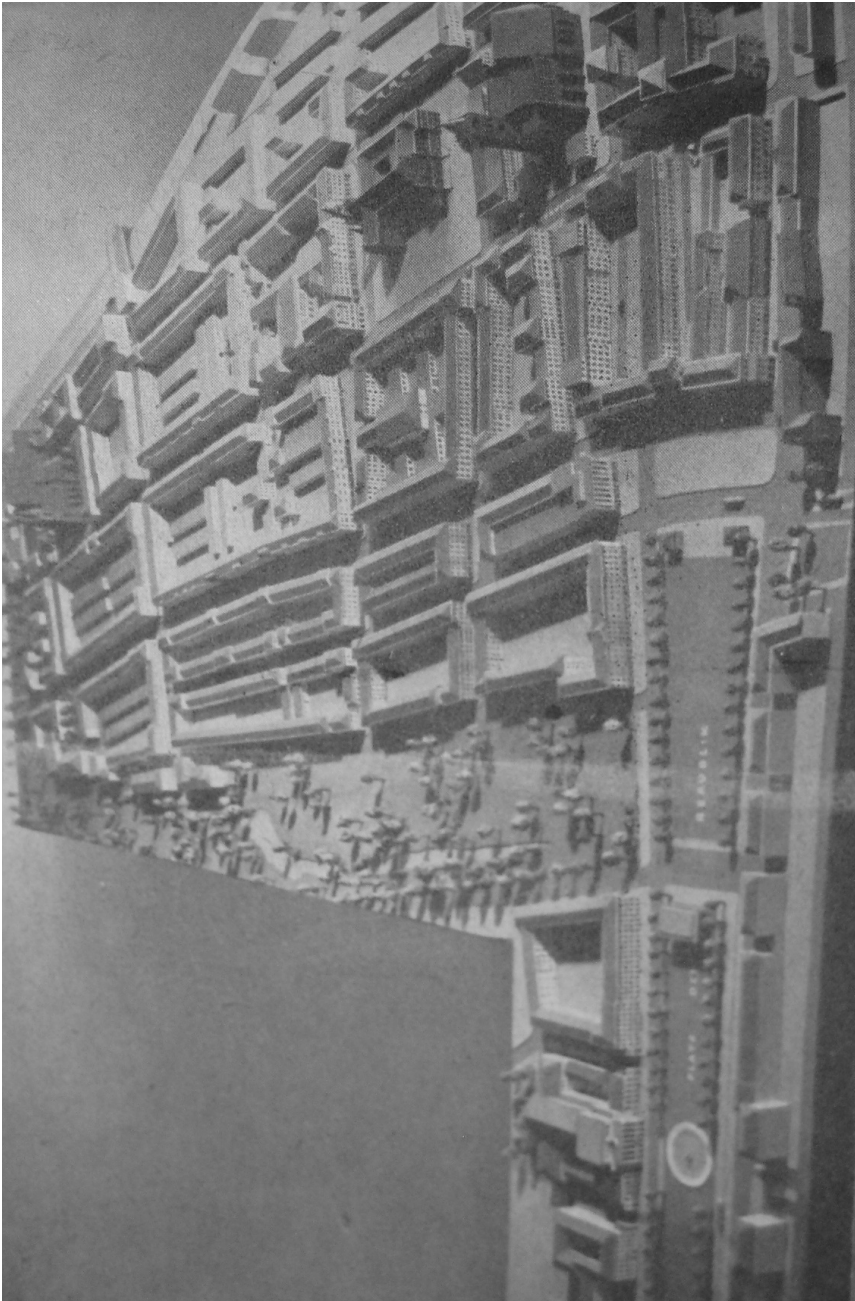
Josef Gelsing: Wiederaufbauplanung 1948 für Frankfurt (Oder) – Baufuchtlinienplan.

Abbildung 15



Josef Gesing: Wiederaufbauplanung 1948 für Frankfurt (Oder) – Rathaus Westfassade.

Abbildung 16



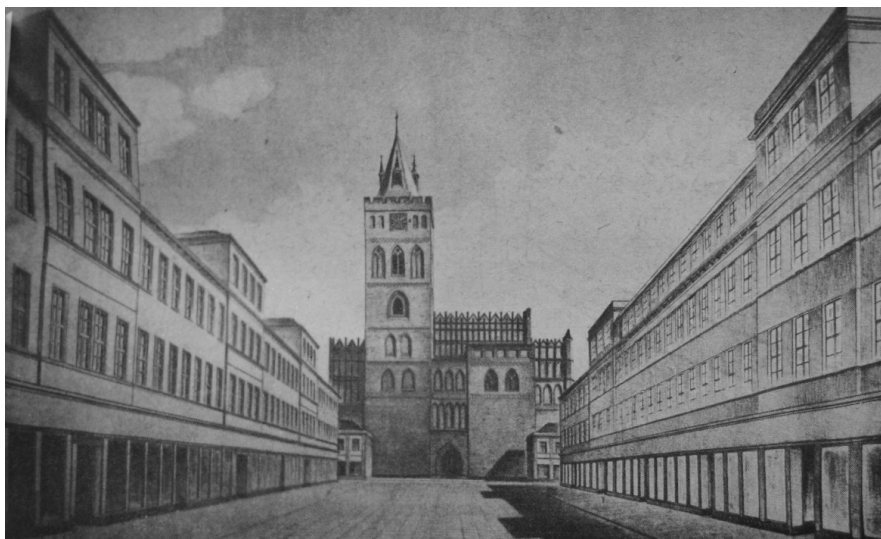
Josef Gelsing: Wiederaufbauplanung 1948 für Frankfurt (Oder) – Modell der Innenstadt.

Abbildung 17



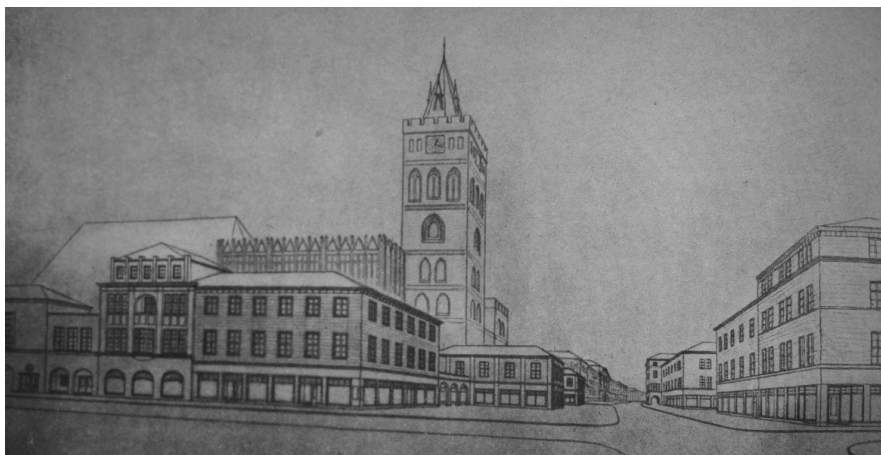
Josef Gesing: Wiederaufbauplanung 1948 für Frankfurt (Oder).

Abbildung 18



Josef Gelsing: Wiederaufbauplanung 1948 für Frankfurt (Oder) - Blick auf die Westfassade der Marienkirche und damit zum geplanten ‚Dombhof‘.

Abbildung 19



Josef Gelsing: Wiederaufbauplanung 1948 für Frankfurt (Oder) – Blick vom Rathausplatz nach Süden in die Große Scharnstraße und zum ‚Dombhof‘.

Abbildung 20



VEB Hochbauprojektierung Brandenburg: Wiederaufbauplanung Frankfurt (Oder).

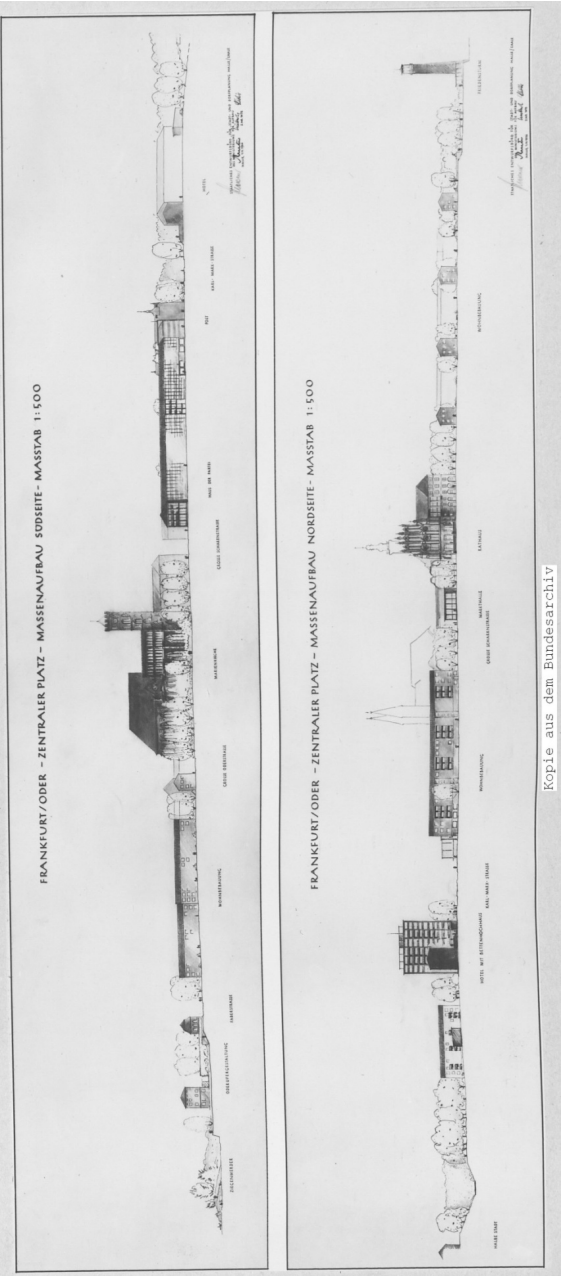
Staatliches Entwurfsbüro Halle: Wiederaufbauplanung 1956, Frankfurt (Oder).



Kopie aus dem Bundesarchiv

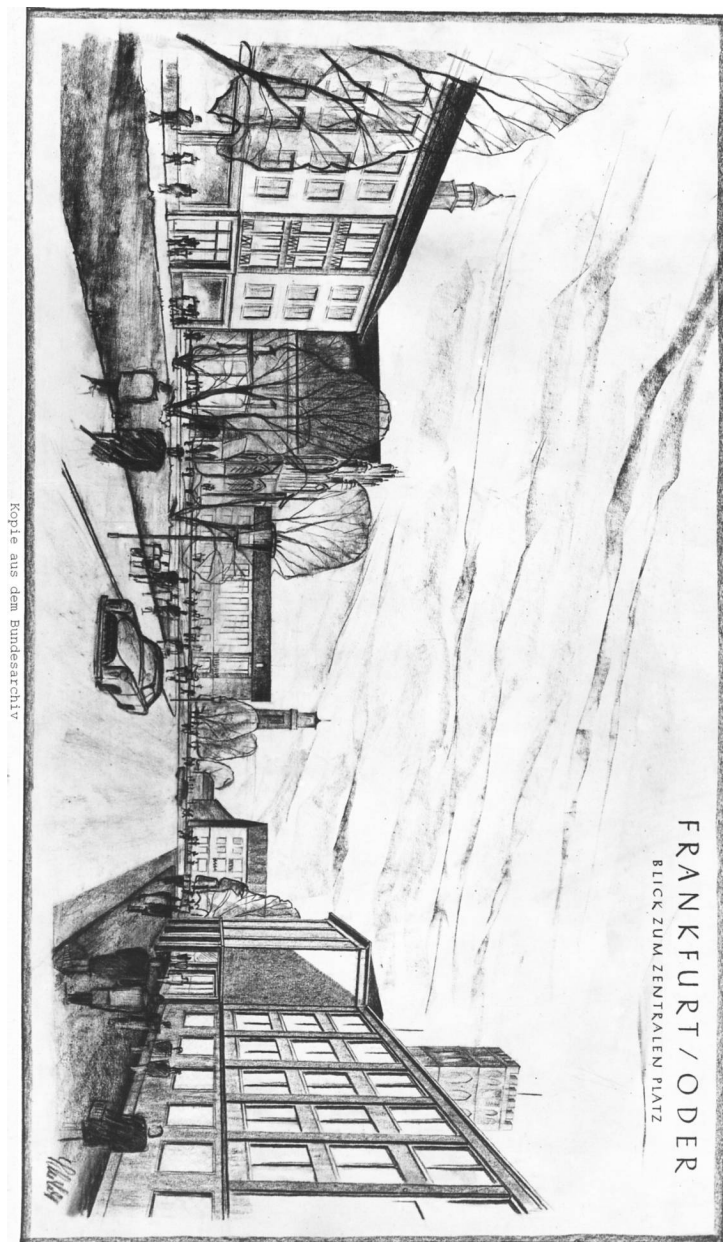
116

Abbildung 23



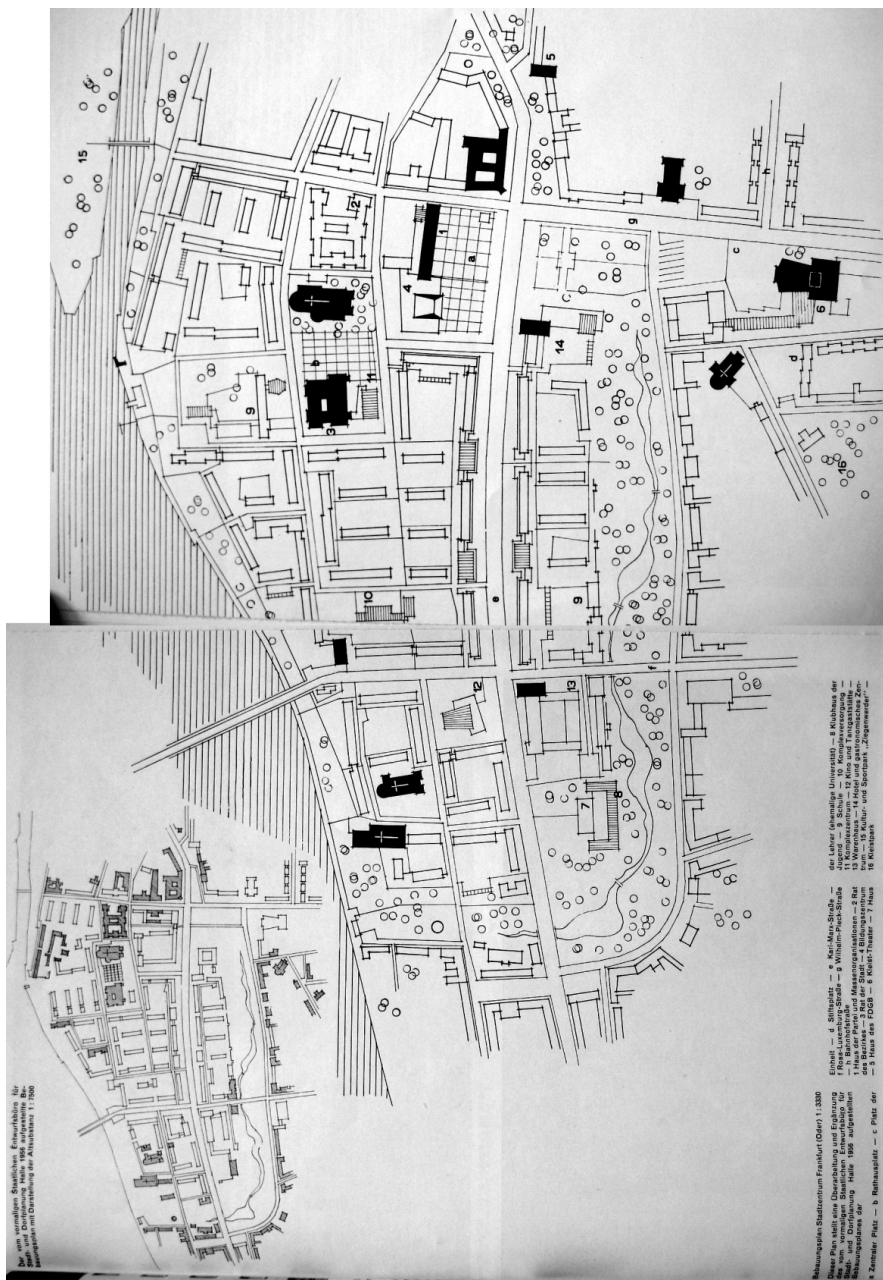
*Staatliches Entwurfsbüro Halle: Wiederaufbauplanung 1956, Frankfurt (Oder)
– Massenaufbau Nord- und Südseite des Rathausplatzes.*

Abbildung 24



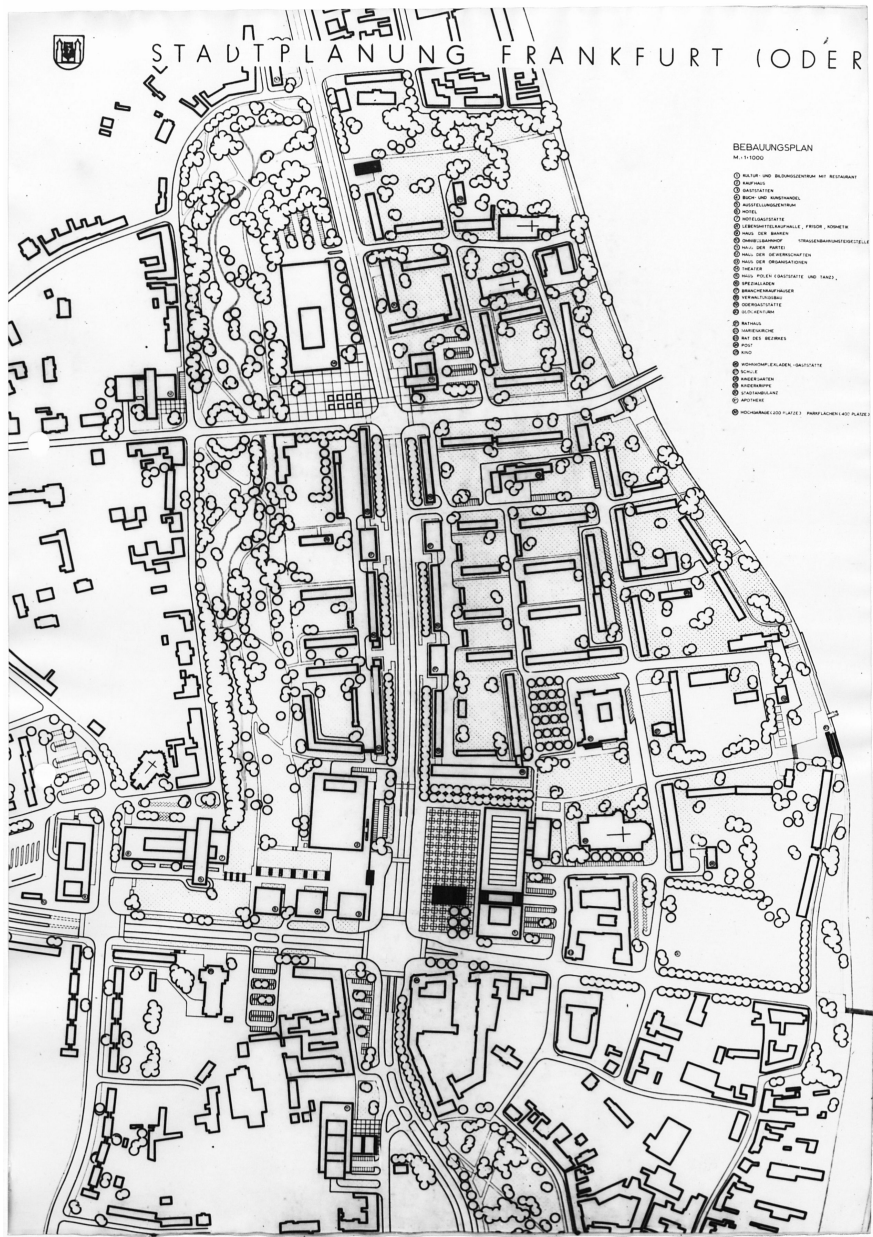
*Staatliches Entwurfsbüro Halle: Wiederaufbauplanung 1956, Frankfurt (Oder)
– Blick auf den zentralen Platz / Rathausplatz.*

Abbildung 25



Wiederaufbauplanung: Frankfurt (Oder) 1959.

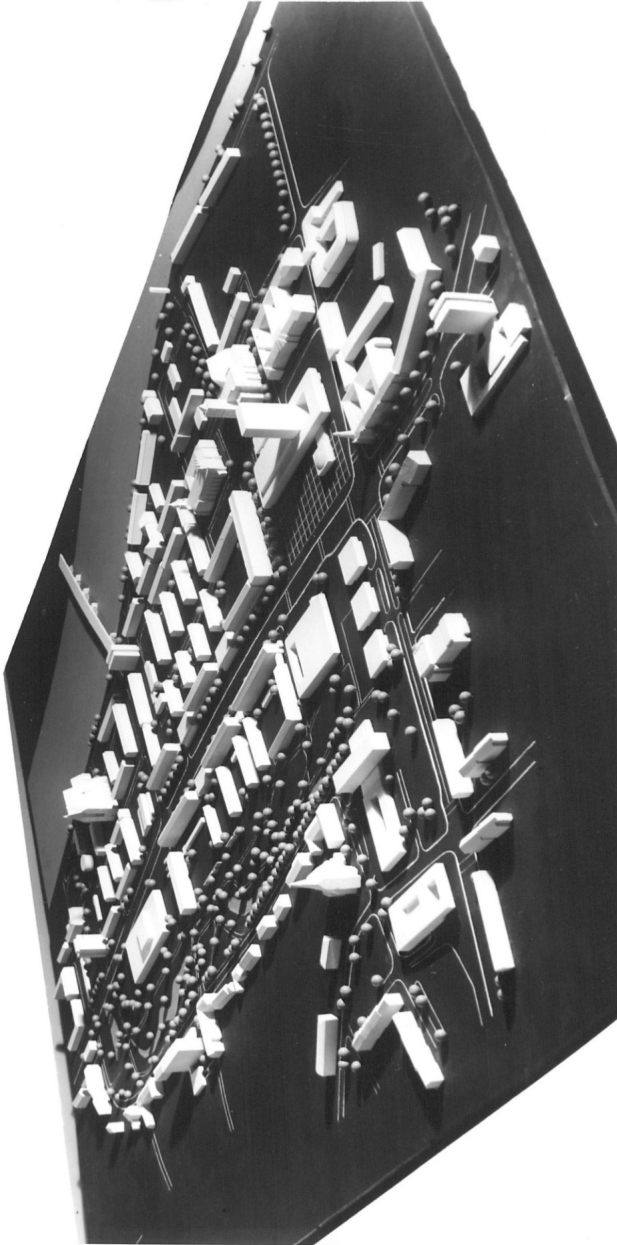
Abbildung 26



Kopie aus dem Bundesarchiv

Wiederaufbauplanung: Frankfurt (Oder) 1962.

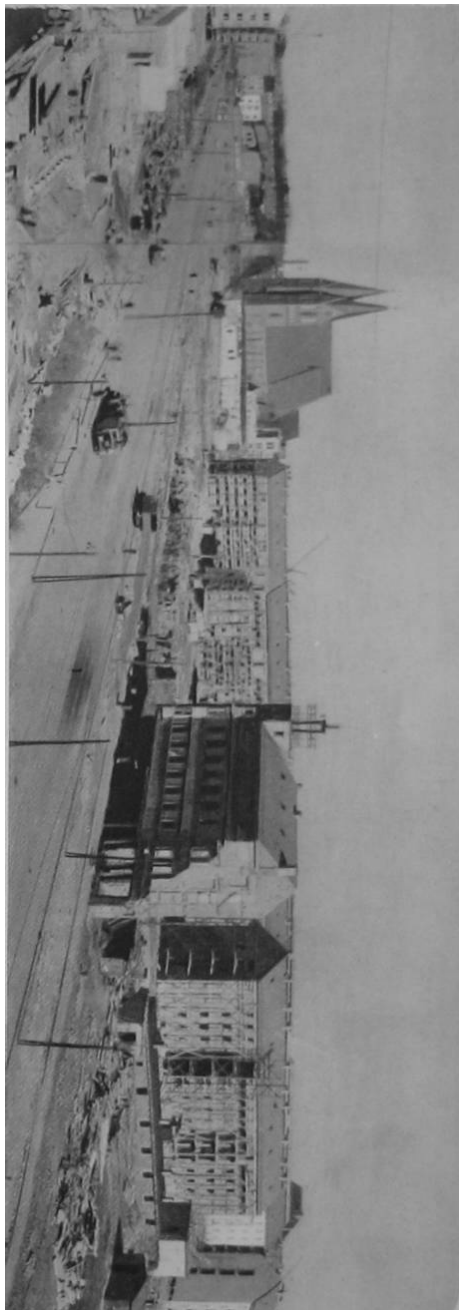
Abbildung 27



Kopie aus dem Bundesarchiv

Wiederaufbauplanung: Frankfurt (Oder) 1962, Modell der Innenstadt.

Abbildung 28



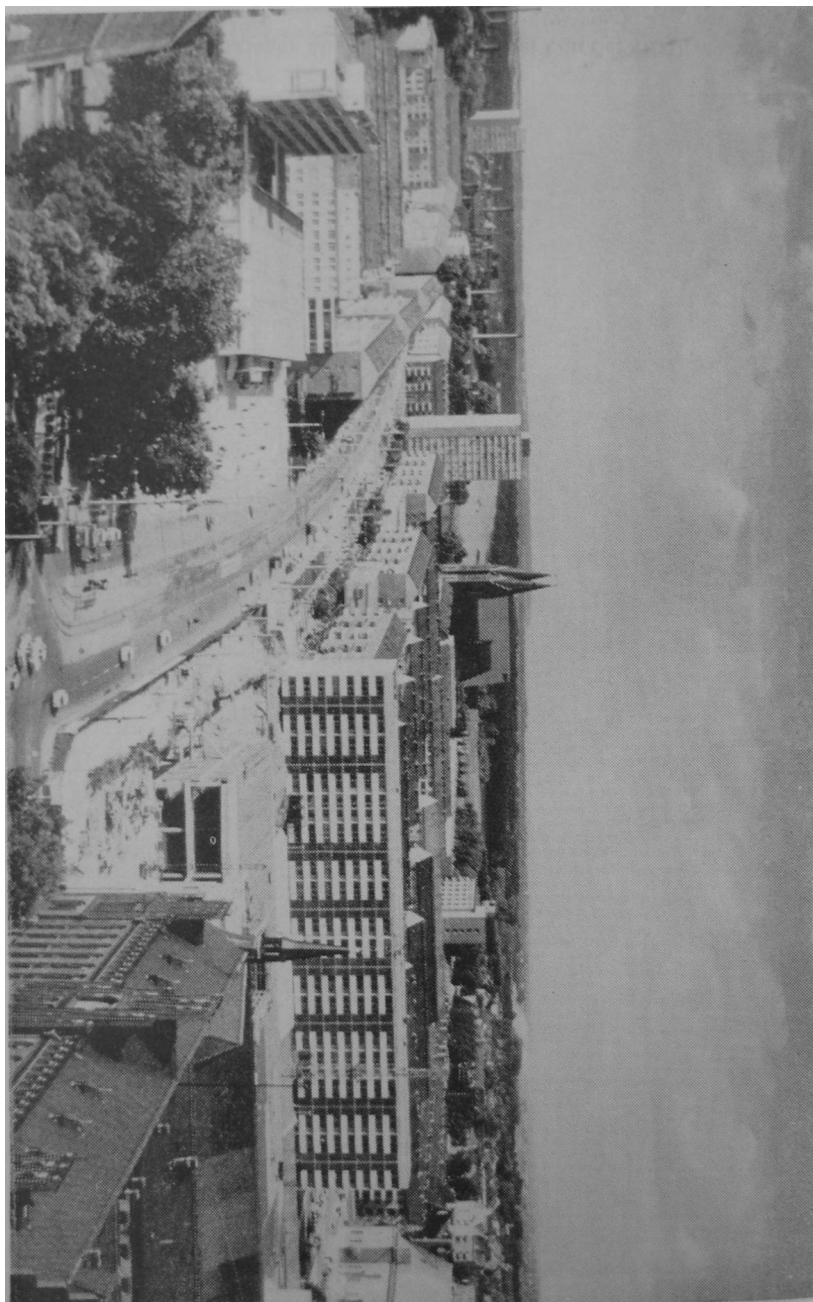
Wiederaufbaugeschehen an der Magistrale: Frankfurt (Oder) 1959.

Abbildung 29



Wiederaufbaugeschehen in der Großen Scharnstraße: Frankfurt (Oder) 1959.

Abbildung 30



Baustelle Zentraler Platz an der Magistrale: Frankfurt (Oder) 1971.

Ehrenpromotion und Propaganda. Bürger Bernadotte und Prof. Crome in Gießen 1798

ROLF HAASER

1. Bernadottes Ehrenpromotion in der *Revue de Gascogne* 1877 (zu Dokumentenhang Text 1).

Die Zeitschrift des historischen Vereins der Gascogne, die *Revue de Gascogne*, bringt im Jahrgang 1877 unter der Rubrik „Notes Diverses“ einen kurzen Beitrag mit dem Titel „Bernadotte et l'université de Giessen“. Verfasser ist Tamizey de Larroque¹, einer der Doyens der Regionalhistoriker des Midi. Seine Spezialität ist das Auffinden und Veröffentlichen von unbekannten Dokumenten und Handschriften, und so ist es auch in diesem Fall. Es geht um das Ehrendiplom², das dem seinerzeitigen Divisionsgeneral der noch jungen Französischen Republik und späteren König von Schweden und Norwegen Jean-Baptiste Bernadotte (Karl XIV. Johan)³ während seines Aufenthaltes in Gießen im Jahr 1798 von der Universität zuerkannt wurde.⁴ Larroque bezeichnet das Dokument in seiner einleitenden Bemerkung als wenig bekannt und höchst interessant („un document très-peu connu et qui manque point d'intérêt“), und auch für die

-
- 1 Der in Frankreich zu seiner Zeit hochgeachtete Gelehrte, Historiker und Autographensammler Jacques-Philippe Tamizey de Larroque (1828-1898) gab zahlreiche historische Dokumente und Briefsammlungen heraus und war Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften des In- und Auslandes. Die Liste seiner Publikationen, die sich zu einem großen Teil auf die Geschichte seiner engeren Heimat, der Aquitaine, beziehen, hat einen beträchtlichen Umfang. Neben über 60 Büchern veröffentlichte er zahllose Beiträge in verschiedenen Journalen. Mit dem zusammen mit Bernadotte in Giessen weilenden französischen Stabsoffizier Jean-Baptiste Larroque (1769-1821), der 1799 in Giessen Christiane Crome (1768-1839), die Schwester des Kameralistikprofessors August Friedrich Wilhelm Crome (1753-1833), heiratete, scheint kein verwandtschaftliches Verhältnis bestanden zu haben. – Vgl. Christa-Irene Nees, *August Friedrich Wilhelm Crome: „Man kann nicht alles seyn, jeder muß seinen Beruf fühlen. Meiner liegt in der großen Welt.“ Zum Selbstverständnis eines umstrittenen Professors um 1800*. Diss. Giessen 2010, S. 34-37. Digitalisat: urn:nbn:de:hebis:26-opus-79845
 - 2 Bei der sogenannten Ehrenpromotion Bernadottes handelt es sich, genau genommen, um eine Ehrenmitgliedschaft der Akademie bzw. einer damals nicht existierenden Giessener akademischen Gesellschaft. Schon von den Zeitgenossen wurde daher die Bezeichnung „Ehrenpromotion“ gleichberechtigt oder als Ersatz neben dem Ausdruck „Ehrenmitgliedschaft“ verwendet.
 - 3 Maßgebliche deutschsprachige Biographie: Jörg-Peter Findeisen, *Jean Baptiste Bernadotte. Revolutionsgeneral, Marschall Napoleons, König von Schweden und Norwegen*. Gernsbach: Katz, 2010.
 - 4 Maßgebliche Forschungsarbeit zu den Vorgängen um die Verleihung des Ehrendiploms: Arthur E. Imhof, „Die Bemühungen eines französischen Generals um den Schutz deutscher Universitäten. Die Ehrenpromotion Bernadottes in Giessen i. J. 1798.“ In: MOHG NF Bd. 55 (1970), S. 61-94. – Vgl. ergänzend dazu: Nees: *Crome* (wie Anm. 1)

Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins des Jahres 2011 lässt sich diese auszeichnende Charakterisierung noch ungeschmälert in Geltung bringen.

Zwar ist die Urkunde der Gießener Ehrenpromotion Bernadottes sowohl in ihrer lateinischen als auch in einer französischen Ausfertigung inzwischen mehrfach publiziert,⁵ doch zeigen die nun vorliegenden neuen Forschungsergebnisse, dass die dabei verwendete französische Fassung mitnichten, wie bisher angenommen, als das authentische offizielle Dokument betrachtet werden kann. Vielmehr handelt es sich dabei lediglich um einen Vordruck, der offensichtlich aufgrund eklatanter Mängel in Sprache und Satz nicht an den Empfänger der Ehrung ausgehändigt wurde.

Der im Rahmen des vorliegenden Aufsatzes erfolgende Wiederabdruck des eigentlichen Dokuments rechtfertigt sich nicht nur deswegen, weil es sich, soweit bisher bekannt, um die früheste Publikation der Urkunde handelt, sondern vor allem deshalb, weil es sich bei dem von Larroque mitgeteilten Dokument um die in der Forschung bisher unbekannte endgültige Ausfertigung handelt. Die französische Fassung des Dokuments existierte bisher einzig in dem Exemplar der Universität Gießen, das die Vorlage aller bisherigen Veröffentlichungen bildete und das, so lange Larroques Vorlage nicht aufgefunden wird, die einzige handgreifliche Version des Diploms bleibt. Die von Larroque veröffentlichte Fassung weicht gegenüber dem Gießener Exemplar insofern ab, als es einen verbesserten Satzspiegel und eine korrigierte Rechtschreibung aufweist. Könnte man diese Korrekturen noch auf das Konto der Redaktion der *Revue de Gascogne* verbuchen, so lässt die umfangreichere Signatur des Druckers am unteren Rand des Dokuments keinen Zweifel daran, dass es sich um eine korrigierte Version des Dokuments handelt. Dies bedeutet in der Konsequenz, dass es sich bei dem Gießener Exemplar um eine zurückgehaltene Erstfassung handelt, die in der Folge noch einmal in korrigierter Form neu gedruckt wurde.

Die in der Forschung bislang ungelöste Frage, warum sich im Stockholmer Archiv lediglich eine lateinische, nicht aber eine französische Version des Dokuments befindet, lässt sich auf der Basis der Larroqueschen Miszelle ohne weiteres erklären. Bekanntlich wurde Bernadotte die Ehrendoktorwürde bzw. der Titel einer Ehrenmitgliedschaft der „Gießener Akademie“ („le titre de

5 Die Publikationsgeschichte des Bernadotteschen Ehrendiploms beginnt mehr als drei Jahrzehnte früher, als bislang angenommen. Älteste bisher bekannte Veröffentlichung: Hans Klaber, *Marschall Bernadotte. Kronprinz von Schweden*. Gotha: Perthes, 1910, S. 108 f. (Abschriften der lateinischen und der zurückgehaltenen französischen Fassung). – Alfred Götze „Bernadotte als Giessener Ehrendoktor.“ In: *Nachrichten der Giessener Hochschulgesellschaft*, Bd. 6 (1927/28), H. 1, S. 44-46, Tafel 6. (Faksimile der lateinischen Fassung). – Arthur E. Imhof, *Bernadotte. Französischer Revolutionsgeneral und schwedisch-norwegischer König*. Göttingen: Musterschmidt-Verlag, 1970, nach S. 32. (Faksimile der zurückgehaltenen französischen Fassung). – Neuere Veröffentlichungen: Hans-Werner Hahn, „August Friedrich Wilhelm Crome und die Ehrenpromotion von Jean-Baptiste Bernadotte.“ In: *Panorama. 400 Jahre Universität Giessen. Akteure – Schauplätze – Erinnerungskultur*. Hg. v. Horst Carl u.a., Frankfurt: Societäts-Druckerei, 2007, S. 60. (Faksimile der lateinischen Fassung). – *Jean Baptiste Bernadotte. Bürger – Marschall – König*. Kat. Ausst. Schloß Mainau, 30. Oktober 1998 – 28. Februar 1999, S. 44. (Faksimile der zurückgehaltenen französischen Fassung).

membre honoraire de l'academie de Giessen“) unmittelbar vor seinem Abzug aus Gießen verliehen. Wenn sich nun im letzten Moment herausgestellt hätte, dass der Druckbogen der französischen Version des Diploms zu fehlerhaft war, um ihn für eine feierliche Überreichung zu qualifizieren, dann läge es aufgrund der daraufhin eintretenden Verzögerung durchaus im Bereich der Wahrscheinlichkeit, dass Bernadotte tatsächlich nur die lateinische Fassung überreicht worden wäre und dass die französische Fassung in irgendeiner Form hätte nachgereicht werden müssen. Aus bisher unbekannten Gründen dürfte dann aber letzteres unterblieben sein.

Aber es gibt noch einen weiteren Grund, auf Larroques Publikation des Dokuments aufmerksam zu machen. Interessant ist nämlich auch die von ihm mitgelieferte Schilderung, wie er in den Besitz des Dokumentes gelangte. Demnach hatte Larroque die Urkunde aus dem Nachlass des am 12. März 1875 im Alter von 88 Jahren gestorbenen Kavallerieoffiziers und ehemaligen Divisionsgenerals Thèophile-Charles de Brémond d'Ars von dessen Sohn erhalten.⁶ Zur Provenienz des Dokuments erläutert Larroque weiter, dass der verstorbene General am 31. Dezember 1807 es auf seiner Passage durch Gießen von dem damals für Forderungen des französischen Militärs zuständigen Professor Büchner überreicht bekommen habe.

Der französische Kavalleriegeneral Graf Théophile-Charles de Brémond d'Ars (1787-1875) kommandierte über lange Jahre hinweg das 21. Regiment der Jäger zu Pferde. Er hat militärische Erinnerungen hinterlassen, die 1903 von seinem Enkel Anatole-Marie-Joseph de Brémond d'Ars veröffentlicht wurden und in denen er auf seinen Durchzug durch Gießen zu sprechen kommt. Gießen sei zwar eine nette Stadt, - so bemerkt er in seinen tagebuchartigen Notizen, - doch hätten ihn in seinem Quartier die ganze Nacht die Mäuse geplagt. Professor Büchner („Bückner“ wird er von Brémond genannt) habe ihm das Exemplar eines „Diploms über die Aufnahme Marschall Bernadottes in die Akademie von Giessen“ aus dem Jahr 1798 übergeben: „On ne voulait pas nous donner de chevaux; je fus obligé d'avoir recours au professeur Bückner, chargé de cette partie de l'administration. Il nous reçut très-bien, nous fit enfin donner un attelage, et m'offrit un exemplaire du diplôme de réception du maréchal Bernadotte à l'académie de Giessen en 1798.“⁷

Der nach den Ausführungen des Generals Brémond d'Ars als zuständiger Ansprechpartner für die Requirierung von Pferden bezeichnete Professor Büchner war zum Zeitpunkt des Geschehens Vertreter der Universität bei der städtischen Polizeideputation und in dieser Eigenschaft vermutlich zu der

6 Nachforschungen hinsichtlich des aktuellen Verbleibs des Originaldokumentes konnten vor der Drucklegung des vorliegenden Aufsatzes nicht mehr angestellt werden. Möglicherweise befindet es sich noch im Nachlass Larroques.

7 Général de Brémond d'Ars, *Historique du 21^e régiment de chasseurs à cheval, 1792-1814. Souvenirs militaires publiés et annotés par le fils de l'auteur*. Paris: H. Champion, 1903, S. 103.

Verhandlung mit dem französischen General herangezogen worden.⁸ Ob Büchner die noch unbenutzt im Archiv liegende Promotionsurkunde Berna-

8 Vgl. Universitätsarchiv Giessen, Allg. 1196 "Deputierte bei der Polizeideputation. Deputatus Dr. Buechner. 1804." – Büchner wurde 1804 Nachfolger seines Kollegen A. F. W. Crome in dieser Position. Der akademische Senat betrieb die Ablösung Cromes als Polizeideputierten und seine Ersetzung durch den Juristen Büchner in einer Art und Weise, die in gewisser Hinsicht die Züge eines Handstreichs trägt. Crome hatte die Unvorsichtigkeit begangen, im Vertrauen auf eine, wie er glaubte, sichere Berufung an die Universität Landshut bei der Regierung in Darmstadt seinen Abschied einzureichen, ein Schritt, den er bald wieder zurückzunehmen genötigt war. Der akademische Senat nutzte die Gunst des Augenblicks, um den ungeliebten Kollegen in seltener Einvernehmlichkeit und ohne Umschweife aus seiner Funktion als Polizeideputatus abzuservieren. Innerhalb von wenigen Tagen wird die Angelegenheit entschieden. Der Theologe Johann Ernst Christian Schmidt freut sich, dass die Gesinnung des Herrn Kollegen Büchner mit seiner eigenen übereinstimmt, und gibt ihm mit Vergnügen seine Stimme, während der Philosophieprofessor Johann Friedrich Roos sich überzeugt zeigt, „daß die vacante Stelle in keine bessere Hände kommen könne, als in die des Hn. Kollegen Büchner.“ Diesen Voten pflichten zahlreiche weitere Unterschriften bei. Die Wiederbesetzung erschien dem Senat „um so wichtiger, da H[err]. R[egierungs]R[at]. Crome seit geraumer Zeit sich der Sitzungen Landgräfl. Policy entzogen hat“. Das Bestallungsdekret für Büchner ist vom 20. Oktober 1804 datiert. – Über den Lebenslauf des von den Mitgliedern des akademischen Senats solchermaßen geschätzten Kollegen Büchner ist leider nur wenig bekannt: Der aus Frankfurt am Main stammende Giessener Hochschullehrer und Geheime Regierungsrat Johann Gottfried Siegmund Albert Büchner (1754-1821) hatte in Jena und Göttingen studiert, war hier 1779 zum Doktor beider Rechte promoviert worden und hatte danach am selben Ort als Privatdozent juristische Vorlesungen gehalten. Im Jahr 1781 wurde er zum Nachfolger Höpfners nach Giessen berufen, wo er als ordentlicher Professor neben Koch, Gatzert und dem älteren Jaup die Rechtswissenschaften lehrte. In das Jahr 1788 fiel die Verleihung der Würde eines kaiserlichen Hofpfalzgrafen. Mehrmals war er Rektor der Universität Giessen, nämlich in den Jahren 1784/85, 1790/91, 1798/99 und 1806/07. In sein Rektoratsjahr 1798/99 fiel die Verleihung des Ehrendiploms der Universität an Bernadotte, weswegen er auf der Urkunde an der Spitze der unterzeichnenden Professoren steht. Er starb 1821 in Giessen. In der Blütezeit seines Schaffens stand er im Schatten seiner glänzenderen Giessener Fachkollegen Koch, Gatzert und Grolman. Aus seinem ersten Rektoratsjahr 1784/85 ist ein Brief an den nach Darmstadt gewechselten Höpfner überliefert, in dem er sich heftig über das Giessener Studentenunwesen während seines Rektorats beklagt. Der Brief lässt auf ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden Juristen schließen. Leider ist Höpfner, noch bevor Bernadotte in Giessen eintraf, in Darmstadt gestorben, so dass er in dieser wichtigen Phase der Universitätsgeschichte als brieflicher Ansprechpartner für Büchner ausfiel. – Die Personalakte Büchners im Giessener Universitätsarchiv enthüllt vor allem einige interessante Details über den Vorgang seiner Berufung nach Giessen. Vgl. Jur K7 „Herr Doctor juris legens Jo. Gottfried Sigismund Albrecht Büchner in Göttingen. 1781. wird nach dem Weggang des H[och]H[öblichen] Prof. juris ord. Dr. Höpfner als Ober-Appellations Rath nach Darmstadt, Professor juris ord. quartus.“ Das Faszikel wird durch ein Schreiben des Landgrafen an die Giessener Landesuniversität vom 26. Januar 1781 eröffnet, aus dem hervorgeht, dass „die sich auf dortiger Universität dermahen aufhaltende Studiosi Juris unterthänigst gebethen“ haben, den abberufenen Professor Höpfner noch ein weiteres halbes Jahr auf seinem Posten in Giessen zu belassen. Diesem Gesuch könne zwar nicht entsprochen werden, doch wird eine schleunige Neubesetzung der Stelle ange-mahnt. Die Berufungssondierungen führt der Kanzler Koch, in dessen Korrespondenz mit dem Fachkollegen Böhmer in Göttingen auch der Name Büchner als Kandidat ins Spiel

dottes lediglich als Beruhigungsmittel für den offensichtlich äußerst ungehaltenen General verwendete oder ob er wirklich geglaubt hatte, Brémond d'Ars werde die längst überfällige Ablieferung des Diploms an den rechtmäßigen Adressaten übernehmen, wird wohl nicht mehr eindeutig zu klären sein.

2. Anwerbungsversuch J. G. Fichtes für die Propaganda Bernadottes (zu Dokumentenanhang Text 2).

Noch ein weiteres Dokument „très-peu connu et qui manque point d'intérêt“ – um Larroques Formulierung aufzugreifen, – verdient im Zusammenhang mit Bernadottes Aufenthalt in Gießen im Spätherbst des Jahres 1798 Aufmerksamkeit. Die Rede ist von einem am 23. Dezember 1798 von Bernadottes Privatsekretär August German Horix von Mainz aus an den Jenaer Professor der Philosophie Johann Gottlieb Fichte (1762-1814) gerichteten Schreiben, in dem er mitteilt, dass Bernadotte mit dem Jenaer Philosophieprofessor in eine nähere Verbindung treten möchte. Dass Horix in der Einleitung seines Briefes Bernadottes wenige Tage zuvor erhaltene Ehrung der Universität Gießen gewissermaßen an Stelle eines Empfehlungsschreibens verwendet, verweist auf einen Zusammenhang, der in der Forschung bisher unbemerkt geblieben ist, dass nämlich nicht nur die Universität und die Stadt Gießen von dem guten Einvernehmen mit dem französischen General profitierten, sondern dass es auch im strategischen Interesse Bernadottes lag, als Ehrenmitglied der Gießener „Akademie“ auftreten zu können, und dass er auch durchaus in diesem Sinne davon Gebrauch machte.

Der Mann, der diesen Brief im Auftrag Bernadottes verfasste, war noch bis vor kurzem ein in der Forschung völlig unbeschriebenes Blatt, und die Rolle, die er in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts für Bernadotte spielte, ist auch für die Analyse der Gießener Ereignisse von hohem Interesse.⁹ August German Horix stammte aus einer Mainzer Bürgerfamilie. Er wurde 1774 in Wetzlar als Sohn des Professors der Rechte an der Hohen Schule in Mainz und kurmainzischen Visitators des Reichskammergerichts Johann Baptist Horix¹⁰ geboren.

gebracht wird: „Er hat nicht allein seine studia hier mit besonderem Fleis getrieben, sondern sich auch bereits ausser den bekannten kleinen Schriften durch gehaltene Vorlesungen zu qualificiren gesucht. Er emphiehlte sich durch einen freyen deutlichen Vortrag. Ueber das Naturrecht und über das jus civile controversum hat er hier collegia gehalten und sich auch mit Privat-practischen Uebungen beschäftigt.“ In einem weiteren Gutachten, verfasst von Prof. Meister in Göttingen, wird betont, dass Büchner „sehr gutes Genie“ habe und „die Gabe der Deutlichkeit und Lebhaftigkeit im Vortrage“ besitze. Obwohl Büchner nicht die erste Wahl der Giessener Fachkollegen ist, fällt die Entscheidung der Regierung in Darmstadt zu seinen Gunsten aus.

9 Die Ausführungen zu Horix folgen den bahnbrechenden Forschungsergebnissen von Gilda Pasetzky: „August German Horix: Wege und Umwege eines Jakobiners und deutschen Patrioten. Wien – Salzburg – Rastatt (1795-1798).“ In: *Francia*. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte. Bd. 32 (2005), S. 109-143.

10 Johann Baptist Horix bekleidete später, von Joseph II. in den Adelsstand erhoben, ein hohes Amt am kaiserlichen Hof in Wien. – Er war übrigens nach 1790 mit A. F. W. Crome

Nach der Rückkehr seines Vaters an die Universität besuchte August Horix das Gymnasium in Mainz und immatrikulierte sich 1789 an der Universität in Wien, um Jura zu studieren. Als 1792 die Mainzer Republik ins Leben gerufen wurde, begab sich Horix, ohne sein Studium abgeschlossen zu haben, dorthin, angeblich um sich um das Gut der Mutter in Gau-Algesheim zu kümmern. Er war ein ausgesprochener Schöngest, der für Literatur und Musik schwärmte. Vor allem aber war er begeisterter Anhänger der Ideen der Französischen Revolution und unternahm als 19-jähriger Revolutionsbegeisterter eine Reise nach Frankreich, um dem revolutionären Geschehen in Paris unmittelbar beiwohnen zu können. Nach mancherlei Wirren führte ihn sein Lebensweg 1796 nach Salzburg, wo er sich im Selbststudium weiterbildete. Als im Jahr 1797 zunächst am 18. April der Waffenstillstand von Leoben und dann am 17. Oktober der Friede von Campo Formio geschlossen wurde, verfertigte Horix zur Feier dieser Ereignisse eine musikalische Komposition.¹¹ Auch bei der Nachricht des Todes von General Hoche, den Horix persönlich kannte und verehrte, komponierte er ein Musikstück, und zwar eine Symphonie mit dem Titel: *L'Entrée du Général Hoche dans les champs élysées*, und bot sie dem Direktorium in Paris zur Aufführung an. Große Erwartungen in Richtung auf einen dauerhaften Frieden setzte Horix in das Eintreffen Bernadottes als des ersten Botschafters der französischen Republik am 8. Februar 1798 in Wien. Auch ihm zu Ehren komponierte er einige Musikstücke, die als Zeichen der Freundschaft zwischen der Monarchie und der jungen Republik gedacht waren. Am 13. April kam es in Wien zum sogenannten Fahnenumult¹², in dessen Verlauf die französische Botschaft von einer angestachelten Menge gestürmt wurde. Zwei Tage später verließ Bernadotte Wien, weil ihm die verlangte Satisfaktion verweigert wurde. Horix versuchte eine Art Ehrenrettung seines Landes, indem er sofort einen Text aufsetzte, der schon vier Tage nach der Abreise Bernadottes in Salzburg im Druck erschien; er trug den Titel: *Gerechter Unwille über das Betragen des Wiener Janbagels bey der Wohnung des französischen Botschafters am 13ten April 1798 von einem Teutschen Reichsbürger*. Das Buch wurde umgehend verboten und die Exemplare eingezogen. Mit Glück entging Horix einem gegen ihn gerichteten Mordversuch vor seiner Haustür. Kurz darauf versuchten Unbekannte nachts gewaltsam in sein Haus einzubrechen, doch konnte er die Täter durch lautes Schreien und mit Hilfe des herbeigeeilten Hausherrn verjagen. Auch behördlicherseits wurde heimlich gegen Horix wegen der Herausgabe seiner frankreich-freundlichen Schriften ermittelt. Als er Wind davon bekam, packte er seine Sachen und verließ schleunigst das Land. In der Folgezeit hielt er sich, von der österreichischen Polizei gesucht, in Rastatt,

in Berührung gekommen, da er in kaiserlichem Auftrag die Schenkung einer Präbende für den Giessener Kameralisten abzuwickeln hatte.

- 11 Vgl. Gerda Leitner, Gilda Pasetzky, „Revolutionärer Patriotismus und Friedensforderungen in der Musik des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Haydn, Paul Wranitzky, Hebenstreit und Horix: Das historisch-musikalische Umfeld der ‚Schöpfung‘ (1793-1800). In: *Francia* (2003), S. 45-71; zu Horix S. 60 ff.
- 12 Vgl. Gilda Pasetzky, „Die Trikolore in Wien. General Bernadotte und der Wiener Fahnenumult vom April 1798“. In: *Francia* (1998), S. 163-174.

Straßburg, Frankfurt und Mainz auf. Möglicherweise kam es in diesem Zusammenhang zu einer Begegnung mit Bernadotte, der ihn mit Dokumenten aus der Korrespondenz zwischen ihm und dem Wiener Hof versorgte. Entsprechendes Material bildete jedenfalls den Grundstock für eine weitere von ihm verfasste Broschüre zugunsten Bernadottes: *Bernadotte in Wien, oder Beleuchtung der sogenannten Getreuen Darstellung des Aufmarschs, welchen die französische Botschaft durch Aushängung der dreifarbigten Fahne den 13. April 1798 in Wien veranlassen hat etc. etc. von August German Horix*. Es war dies die Widerlegung einer vorher erschienenen Schrift, die Bernadotte alle Schuld an dem Fahmentumult zugeschrieben hatte.

Die neueste Forschung zum Verhältnis von Horix zu Bernadotte geht davon aus, dass Horix im Verlaufe des Jahres 1798 die Rolle eines privaten Sekretärs für Bernadotte übernommen hat, dessen Aufgabe es vor allem war, auf publizistischem Wege die Öffentlichkeit für die Person und die Verhaltensweisen seines Auftraggebers einzunehmen. Grundlage für diese Annahme stellt nicht zuletzt der erwähnte Brief Horix' an Fichte dar, der erst Jahrzehnte nach seiner Abfassung an die Öffentlichkeit gelangte und in der Bernadotte-Forschung bis vor kurzem noch keine Rolle gespielt hat.¹³

3. A. F. W. Crome als Fürsprecher und Parteigänger Bernadottes.

Der Brief, den Horix im Auftrag Bernadottes an Fichte schrieb, zeigt deutlich, weshalb dem General das Gießener Ehrendiplom so wichtig war und in welcher Weise er es für seine politischen bzw. propagandistischen Zwecke nutzbar zu machen gedachte, - handelte es sich in diesem Falle doch um nichts weniger als den Versuch, den damals aufsteigenden Stern am deutschen Gelehrtenhimmel, den wortgewaltigen und sprachmächtigen Philosophen und neben Kant vornehmsten Repräsentanten des intellektuellen Deutschlands auf seine Seite zu ziehen, bzw. als Sprachrohr für die französische Sache zu gewinnen. Fichte scheint auf das Ansinnen Bernadottes nicht reagiert zu haben, jedenfalls ist nichts darüber bekannt, ob und in wie weit Fichte auf dieses Ansinnen reagiert hat. Allerdings drängt sich in Anbetracht dieses kaum verhohlenen Anwerbungsversuches die Frage auf, ob Bernadotte sich nicht auch schon vorher unter den Gießener Professoren nach einem geeigneten Fürsprecher umgesehen haben könnte. Der Name, der sich unter diesem Gesichtspunkt am ehesten aufdrängt, ist der des bereits mehrfach erwähnten Kameralistikprofessors und Regierungsrates August Friedrich Wilhelm Crome¹⁴, dessen undurchsichtige, teilweise paradoxe Verhaltens-

13 Es ist das Verdienst Gilda Pasetzkys, die Bedeutung Horix' erkannt in in seinem Verhältnis zu Bernadotte dargestellt zu haben. Gilda Pasetzky, *Das Erzbistum Salzburg und das revolutionäre Frankreich (1789-1803)*. Frankfurt/M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Peter Lang, 1995 (Diss Salzburg 1994). – Vgl. auch die oben bereits zitierten Arbeiten der Autorin.

14 Maßgebliche neuere Studie zur Biografie Cromes: Nees, *Crome* (wie Anm. 1). – Der 1851 in Sengwarden geborene Crome starb 1833 in Rödelheim, kurze Zeit nachdem seine Autobiographie erschienen war: A. F. W. Crome, *Selbstbiographie. Ein Beitrag zu den gelehrten und*

weisen und politische Parteinahmen der einschlägigen personengeschichtlichen Forschung immer wieder Rätsel aufgegeben haben.¹⁵ Verschiedene bereits seit längerem bekannte Sachverhalte, insbesondere aber neue archivarische Quellen, die Nees in ihrer Dissertation erschlossen hat, lassen sich als

politischen Memoiren des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts. Stuttgart: Metzler 1833. Digitalisat: http://books.google.de/books?id=1Pg5AAAAcAAJ&source=gbs_navlinks_s

Nach allem, was wir von Crome wissen, zeichnete sich sein Charakterbild durch einen ausgeprägten, aufstiegsorientierten Ehrgeiz aus, der sich um so heftiger äußerte, je länger seine Karriere als Professor der Kameralwissenschaften in Giessen faktisch stagnierte. Verschiedenen Selbstzeugnissen zufolge fühlte er sich zu Höherem geboren, wobei er die bestmögliche Entfaltung seiner Qualitäten in einem höheren Staatsamt sah, wenn schon nicht als Minister, so doch immerhin in der Rolle eines Ministerresidenten oder hohen Diplomaten, möglichst in Verbindung mit einem verlichenen Adelstitel. Die zahlreichen Schritte, die er für sein persönliches Fortkommen unternahm, waren oft wenig glücklich und selten von durchschlagendem Erfolg gekrönt. Persönliche Niederlagen und narzisstische Kränkungen durchziehen Cromes Biographie und lassen ihn oft selbstherrlich, unversöhnlich oder gar zynisch erscheinen. Gegen Ende seines Lebens versuchte er, das unerfüllte Wunschbild seiner selbst wenigstens in seiner als Erfolgsgeschichte schöngefärbten autobiografischen Selbstdarstellung zu präsentieren. Eklatante Diskrepanzen zwischen der stilisierten Erzählung und der historischen Realität sind diesem Ich-Dokument eingeschrieben, insbesondere immer dann, wenn es darum geht, die eigene Rolle aufzuwerten und eigenes Fehlverhalten in einem apologetischen Sinne umzudeuten. Überall, wo diese Voraussetzungen gegeben sind, ist die Verlässlichkeit der Erinnerungen Cromes eher gering, und man ist gut beraten, sie so umfassend wie möglich mit unabhängigen Daten und Materialien abzugleichen und kritisch gegenzulesen. Außerdem ist für die Analyse Cromescher Selbstdokumente die jeweilige Schreibstrategie zu berücksichtigen, die in sehr hohem Maße von wechselnden Loyalitäten gegenüber unterschiedlichen Obrigkeiten gekennzeichnet ist. Um auf der Karriereleiter aufzusteigen, bietet er verschiedenen möglichen Brotherrn seine Feder für propagandistische und informationsdienstliche Zwecke an, was dazu führt, dass er gelegentlich mit doppelter Zunge zu reden genötigt ist. Der vorliegende Aufsatz versucht, insbesondere diesen Aspekt am Beispiel der Doppelrolle Cromes als Untertan des hessischen Landgrafen bei gleichzeitiger Parteinahme für den französischen Besatzungskommandanten Bernadotte aufzuzeigen. Unter der Voraussetzung kritischer Betrachtung und präziser Textanalyse halten die Erinnerungen und Ich-Dokumente Cromes einen schier unermesslichen Schatz an Informationen und Hinweisen bereit, der vor allem für die Erforschung der Giessener Stadt- und Universitätsgeschichte von erheblicher Bedeutung ist. Cromes *Selbstbiographie* deckt eine mehrere Jahrzehnte umfassende Aufenthaltsdauer in Giessen ab und reicht von den Einflüssen der philanthropischen Bewegung des 18. Jahrhunderts bis herauf in den hessischen Vormärz; während Georg Büchner sich anschiekt, in Giessen zu studieren, dekorieren die drei Giessener Buchhändler gerade ihre Regale mit den druckfrischen Exemplaren von Cromes Autobiographie. Neben der Karrieresucht scheint zudem ein leicht aufbrausendes Temperament und ein gerüttelt Maß an Streitsucht Cromes Charakterbild geprägt zu haben, was u.a. daran abzulesen ist, dass seine Personalakte im Universitätsarchiv Giessen die wohl mit Abstand voluminöseste von allen ist. Dass ein solcher Egozentriker zudem in anderen Aktenbeständen, an denen er als Person nur sekundär beteiligt ist, häufig eine markante Rolle einnimmt, kann da kaum noch überraschen.

- 15 Vgl. dazu exemplarisch den von Nees, *Crome* (wie Anm. 1) S. 392 f. geschilderten Zusammenhang, wo Crome auf völlig überzogene und geradezu groteske Weise seine vermeintliche Loyalität gegenüber dem Landgrafen in Szene setzt.

Indizien einer verdeckten Parteigängerschaft zugunsten Bernadottes wie Perlen an einer Perlenkette auffädeln.

Dass Crome ein spezielles Verhältnis zu Bernadotte entfaltete, kann keinem Zweifel unterliegen. Es ist kaum zu verkennen, dass diese Beziehung erheblich über das Mass hinausging, das für einen bloßen Verhandlungspartner angemessen gewesen wäre. Vor allem aufgrund der Auswertung der im Hessischen Staatsarchiv in Darmstadt befindlichen Briefe Cromes an den Baron Karl Ludwig von Barkhaus-Wiesenhütten, der von 1798–1805 der führende Minister in Hessen-Darmstadt war, gelangt Nees zu der Einschätzung, dass die Verbindung Cromes zu Bernadotte durch eine „sonst so bei ihm unbekannte warme Sympathie und persönliche Fürsorge“ gekennzeichnet sei. Diesen Befund begründet die Autorin mit aus den genannten Briefen gezogenen Belegen: „Als er [Bernadotte] im Zusammenhang mit der Annahme von Geschenken vor ein Kriegsgericht gestellt werden soll, wendet sich Crome von Gießen aus an Barkhaus, zählt die zahlreichen Beweise seiner Uneigennützigkeit auf und bittet, angesichts seiner Verdienste um das Land, um nachhaltige Unterstützung. Er erinnert an das dem General gemachte Angebot, ihn falls nötig in Hessen-Darmstadt aufzunehmen.“¹⁶ Während seines Aufenthaltes im französischen Hauptquartier 1799 scheint Crome auch verschiedene Anstrengungen unternommen zu haben, Bernadotte zu weiteren Ehrendoktorwürden der Universitäten Heidelberg und Mannheim zu verhelfen.¹⁷

Cromes Rolle als Emissär der Darmstädter Regierung bei den Verhandlungen mit Bernadotte 1799 in Mainz und Mannheim wäre unter dem Gesichtspunkt der verdeckten Parteigängerschaft neu zu diskutieren. Insbesondere sein rigores Taktieren bei der Entfernung des Kammerrats Moter aus der Delegation erfährt eine neue Gewichtung, wenn man als Motivation Cromes annehmen kann, dass Moter seinen Handlungsspielraum erheblich eingeschränkt hätte.¹⁸ Vielleicht hat Crome diesbezüglich sogar auf Weisung Bernadottes gehandelt.

Nachdem im Februar 1799 österreichische Truppen Ulm besetzten und damit den mit Frankreich geschlossenen Waffenstillstand brachen, wurde auch das französische Militär umgehend aktiv und überquerte an verschiedenen Stellen den Rhein. Bernadotte besetzte Mannheim und Heidelberg und belagerte die Reichsfeste Philippsburg. Unmittelbar bevor er über den Rhein setzte, rief er in einer Proklamation „An Germaniens Völker“ die deutsche Bevölkerung auf, sich von der österreichischen Vorherrschaft loszusagen und mit den französischen Revolutionstruppen zu sympathisieren. Bernadotte versicherte die Deutschen der brüderlichsten Gefühle der französischen Republik und erklärte, er wolle mit ihnen gemeinsam das Haus Österreich besiegen. Mit einer im Gewand wissenschaftlicher Begründung auftretenden Argumentation kommt er zu der Schlussfolgerung, die Deutschen müssten sich gegen die Österreicher und

16 Nees, *Crome* (wie Anm. 1), S. 400.

17 Nees, *Crome* (wie Anm. 1), S. 400.

18 Vgl. Nees, *Crome* (wie Anm. 1), S. 396 f.

ihre Alliierten, die „Barbaren des Nordens“ aus England, verbünden.¹⁹ Den Verdacht, Crome könnte an der Abfassung der umstrittenen Proklamation Bernadottes vom 28. Februar 1799 beteiligt gewesen sein, äußert bereits 1847 der Kieler Historiker Wilhelm Wachsmuth, der in diesem Zusammenhang vermerkt, dass der Professor Crome aus Gießen als hessen-darmstädtischer Bevollmächtigter in Mannheim zugleich „im Vertrauen Bernadotte's“ war.²⁰ In der Tat verfolgt der Text des Manifests eine ähnliche Argumentationsfigur, wie Crome sie 1813 in seiner pro-napoleonischen Schrift *Deutschlands Crise und Rettung* verwenden wird.²¹

Auch später reißt der Kontakt nicht ab. Zwar hat sich kein Brief von Bernadotte an Crome erhalten, was aber keineswegs bedeutet, dass Bernadotte nicht mit Crome in Briefwechsel gestanden haben könnte. Auch das Argument, dass Crome im Anhang seiner Selbstbiographie keinen Brief Bernadottes abdruckt, was er getan haben würde, wenn es einen solchen gegeben hätte, verfängt nicht, wenn man voraussetzt, dass der Inhalt der Korrespondenz seine Loyalität zum hessen-darmstädtischen Landesherrn in ein schiefes Licht gerückt hätte.

In dem hier zu schildernden Verhältnis Cromes zu Bernadotte spielt auch die Karte der familiären Verflechtung eine Rolle, insofern nämlich Cromes Schwester Christiane sich 1799 mit einem Stabsoffizier Bernadottes verheiratete.²² Sie spielte überhaupt eine nicht unbedeutende Rolle im Leben ihres Bruders; sie war seine besondere Vertraute, die auch in nicht unerheblichem Maße in die Abwicklung seiner persönlichen Angelegenheiten involviert war. Als unmittelbar vor der Kaiserkrönung Napoleons im Jahre 1804 das Herrscherpaar in Mainz zusammentraf und sich dort mehrere Tage lang einem zeremoniellen Festprogramm widmete, bewegte sich Christiane Crome wohl bereits wie später 1806/07 in der Umgebung Josephine Bonapartes und ermöglichte ihrem Bruder Zugang zu einflussreichen Persönlichkeiten in der Umgebung Napoleons.²³

Bei dem Festmahl, das Bernadotte aus Anlass seines kurzen zweiten Aufenthalts in Gießen 1805 gab, hatte Crome nach eigenem Bekunden die Ehre, die handverlesenen Gäste auszusuchen.²⁴ Weswegen Crome den dritten Aufenthalt Bernadottes 1810 in seinen Erinnerungen stillschweigend übergeht, bedarf noch weiterer Klärung. Ambitionen Cromes nach 1810 auf eine Diplomatenkarriere in

19 Vgl. Findeisen, *Bernadotte* (wie Anm. 3), S. 75.

20 Wilhelm Wachsmuth, *Vom rastatter Friedenscongress bis zum presburger Frieden*. (=Das Zeitalter der Revolution: Geschichte der Fürsten und Völker Europa's seit dem Ausgange der Zeit Friedrichs des Grossen. Bd. 3). Leipzig: Renger, 1847, S. 90 f.

21 Zu der Schrift Cromes von 1813 vgl. Rolf Haaser, Politische Verfolgung und Autodafé auf dem Wartburgfest 1817 aus Giessener Perspektive. In: MOHG NF Bd. 79 (1994), S. 145-193.

22 Nees, *Crome*, (wie Anm. 1), S. 34-37.

23 Wie ein Mainzer Korrespondent der *Münchener Staats-Zeitung* berichtet, traf Crome am 14. September in Mainz ein, einen Tag bevor man Napoleon dort erwartete. – Vgl. *Kurfürstlich-bayerische Münchener Staats-Zeitung*, Nr. 225 (20. September 1804), S. 912.

24 Crome, *Selbstbiographie* (wie Anm. 14), S. 329 f.

schwedischen Diensten, etwa als Gesandter Bernadottes im Großherzogtum Frankfurt, hat Nees in ihrer Dissertation an den Tag gelegt.²⁵

Eine erste Rekrutierung Cromes als Unterstützer der französischen Deutschlandpolitik dürfte bereits im Jahr 1796 durch den französischen Gesandten und bevollmächtigten Minister Louis-Marc Rivals (1755-1828) in Kassel erfolgt sein. Zu dessen Aufgaben hatte es gehört, in Deutschland ein Netz von einheimischen Agenten und Informanten aufzubauen, die u.a. die politischen und militärischen Vorgänge beobachten, Auszüge aus Zeitungen anfertigen und nach Fälschern von Assignaten Ausschau halten sollten.²⁶ Die Requirierung Cromes dürfte für Rivals aber vor allem deswegen vielversprechend gewesen sein, weil der Gießener Kameralistikprofessor als politischer Schriftsteller und Herausgeber eines politischen Journals schon mehrfach unter Beweis gestellt hatte, dass er über eine herausragende Darstellungsfähigkeit und publizistische Wirkmacht verfügte.²⁷ Zudem lag die universitäre Ausbildung eines großen Teils der Regierungsbeamten in Hessen-Darmstadt in seinen Händen, ein Umstand, der sich ebenfalls für die Interessen der französischen Seite nutzen ließ.²⁸

25 Nees, *Crome*, (wie Anm. 1), S. 246.

26 Vgl. zu Rivals: Haaser, Rolf, „...der Herd des studentischen Fanatismus und Radikalismus“. Die Universität Giessen und das Wartburgfest. In: Burghard Dedner (Hg.), *Das Wartburgfest und die oppositionelle Bewegung in Hessen*. Marburg 1994, 31-77; hier S. 49 f.

27 Der Charakterisierung der Schreibart Cromes, die Nees in ihrer Dissertation trifft, ist uneingeschränkt zuzustimmen: „Auf der Macht seiner Feder beruhte sein zeitgenössischer Ruf im Publico und die bis in die Gegenwart leserwirksame Attraktivität vieler seiner Schriften. Auch kritische zeitgenössische Rezensenten vergessen nahezu nie auf seine Sprachkompetenz hinzuweisen. Crome ist sich dieser Begabung sehr bewusst und sieht in ihrer Indienstnahme Vorteile [...]. Sein Talent auf diesem Gebiet setzt er [...] ohne Bedenken als Waffe gegen Kritik ein, wenn sie seiner Ansicht nach unberechtigt ist.“ Nees, *Crome* (wie Anm. 1), S. 6.

28 Den besten Beleg dafür stellte das damals aktuelle Beispiel des hessen-darmstädtischen Kammerassessors Ludwig Theodor Moter dar, der bei Crome in Giessen Kameralistik studiert hatte. Will man dem Nachruf auf Moter in *Neuer Nekrolog der Deutschen* 22 (1844), S. 51-55, Glauben schenken, dann fungierte Moter zumindest zeitweilig als Doppelagent für Hessen-Darmstadt und für die französische Seite. Während eines Aufenthaltes im Hauptquartier des Generals Lefèvre machte er eine nicht näher bezeichnete kriegswichtige Beobachtung, die er nach Darmstadt einberichtete. Dadurch wurde ein „verderblicher Plan der Franzosen gestört und das hessische Korps vor einem großen Nachtheile“ bewahrt. „Zum Glück für Moter,“ fährt der anonyme Biograph fort, „wurde es nicht bekannt, daß er die Entdeckung gemacht und seinen Fürsten noch frühzeitig davon in Kenntniß gesetzt hatte, um die geeigneten Maaßregeln zu treffen; sonst würde er der Rache der Franzosen schwerlich entgangen seyn. Wenigstens äußerte damals der General Lefèvre in seiner und mehrerer Generale Gegenwart: Wenn er den wüßte, der die Sache verrathen hätte, so würde er ihn auf der Stelle erschießen lassen.“ - Ludwig Theodor Moter (1764-1844) wurde in Pirmasens geboren, wo sein Vater als landgräfllich hessischer Hauptmann lebte. Die beschränkten Vermögensverhältnisse der Familie gestatteten es ihm zunächst nicht, eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Er versuchte sein Glück in der Ferne und bekleidete in Wien bei dem Grafen Kaunitz und verschiedenen anderen Adligen eine Dienststellung. Nach einigen Jahren kehrte er in seine Heimat zurück und absolvierte ein Kameralistikstudium in Giessen. Er begann seine Laufbahn im Staatsdienst als Akzessist im Sekretariat der Rentkammer und wurde 1792 als Sekretär bei dem Marstallamt angestellt.

Crome war 1796 vor den anrückenden Franzosen nach Kassel geflüchtet. Vielleicht weil er sich wegen seiner guten Kontakte zu Österreich, die er als Folge der Rolle, die Crome am Rande der Kaiserkrönungen von 1790 und 1792 in Frankfurt spielte und insbesondere durch seine Edition der *Staatsverwaltung von Toscana* des Kaisers Leopold II. aufgebaut hatte,²⁹ kompromittiert fühlte. In Kassel war er dann in Verbindung zu dem erwähnten französischen Gesandten Rivals getreten. Als Kontaktperson könnte der sich damals im Hause Rivals' aufhaltende Freimaurer, Illuminat und revolutionsbegeistertes Mitglied der Jakobinerklubs in Mainz und Paris³⁰ Johann Friedrich Simon fungiert haben. Der aus Straßburg stammende Simon war vormals wie Crome Lehrer am Basedowschen Philanthropin in Dessau.

Die Verbindung zu dem französischen bevollmächtigten Ministerresidenten in Kassel zahlte sich für Crome in sofern aus, als Rivals in der Folge sich außergewöhnlich engagiert zeigte, Crome eine ungestörte Rückkehr nach Gießen zu ermöglichen. Brieflich wie persönlich legte er auf eine für die Gießener Stadtkommandantur unmissverständliche Weise klar, dass es sein politischer Wille ist, Crome in Gießen zu restituieren. Auch auf persönlicher Ebene wurde der Kontakt gefestigt, insofern Crome dem Sohn des Gesandten, der in Gießen studieren wollte, in seinem Haus am Kanzleiberg für ein Jahr Unterkunft gewährte. Mit solcher Rückendeckung verwundert es nicht, dass es Crome gelang, zu der Französischen Militärkommandantur in Gießen ein bevorzugtes Verhältnis herzustellen. Will man Cromes Autobiographie folgen, so scheint sich besonders der General Championnet in einem hervorragenden Einvernehmen mit

Während einer ihm vom Landgrafen übertragenen Mission in das französische Hauptquartier Custines konnte er sein diplomatisches Geschick unter Beweis stellen. Eine ihm daraufhin angebotene Offiziersstelle im Regiment „Landgraf“ nahm er dankend an. Mit seinem Korps war er 1793 und 1794 an den Kantonierungen vor Landau, an der Belagerung von Mainz und an dem Feldzug in die Niederlande beteiligt. Im Jahr 1796 verließ Moter die militärische Laufbahn und wurde zum Assessor beim Kammerkollegium ernannt. In dieser Funktion wurde er als Unterhändler in das Hauptquartier des Generals Jourdan gesandt, der mit der Sambre- und Maasarmee nach Franken vorrückte. Dabei geleitete er die am linken Mainufer marschierende Division Bernadottes nach Aschaffenburg. In der Folge wurde er von der Regierung in Darmstadt mehrmals mit diplomatischen Missionen betraut.

29 Vgl. Nees, *Crome* (wie Anm. 1), S. 328-364. – Vgl. auch den von Nees nicht rezipierten Aufsatz: Rolf Haaser, „Das Zeremoniell der beiden letzten deutsch-römischen Kaiserkrönungen in Frankfurt am Main und seine Rezeption zwischen Spätaufklärung und Frühromantik.“ In: Jörg Jochen Berns und Thomas Rahn (Hrsg.): *Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Tübingen 1995, S. 600-631.

30 Vgl. Hanno Schmitt, „Der Philanthrop und Revolutionär Johann Friedrich Simon (1751-1829)“. In: Ders., *Vernunft und Menschlichkeit. Studien zur philanthropischen Erziehungsbewegung*, Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 2007, S. 321-329. – Zu Simons Aufenthalt in Kassel im Jahr 1796 vgl. „Fragmente aus dem Tagebuche einer Reise nach Dänemark und Schweden im Spätsommer und Herbst 1796 gemacht von Christ. Lud. Lenz, Lateinlehrer bey der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal“. In: *Der neue Teutsche Merkur*. 4. Stck. April 1797, S. 301 ff.

Crome befunden zu haben, ein Verhältnis, das sich nach dem Eintreffen Bernadottes in Gießen bruchlos auf letzteren übertragen zu haben scheint.

In seiner *Selbstbiographie* von 1833 gibt Crome seine propagandistische Tätigkeit für die französische Seite bis zu einem gewissen Grade zu. Da die bereits erwähnte, im Jahr 1813 von Crome verfasste pro-französische Propagandaschrift *Deutschlands Crise und Rettung* wider seinen Willen unter seinem Namen erschienen war, blieb ihm allerdings auch kaum eine andere Wahl, seinen guten Ruf zu retten. Nach den Ausführungen in seiner *Selbstbiographie* sei Crome vier Wochen vor der Schlacht bei Lützen von dem französischen Hauptquartier aufgefordert worden, an die deutsche Öffentlichkeit einen Appell zur Ruhe und Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung zu richten. Als Belohnung dafür habe man ihm eine Professur in Göttingen versprochen.³¹

4. Bernadotte als möglicher Initiator seiner eigenen Ehrenpromotion (zu Dokumentenanhang Text 3).

Geht man davon aus, dass Bernadotte in Gießen nicht so sehr die Rolle eines Militärs spielte als vielmehr die eines Politikers, dass es ihm nicht so sehr um militärische Eroberungen als um die Schaffung eines in seinem Sinne funktionierenden Propagandanetzwerks ging; dann lässt sich auch der Ablauf der Verleihung seiner Doktorpromotion in Gießen in einem etwas anderen Licht darstellen, als dies bislang geschehen ist. Bisher war man davon ausgegangen, dass es die menschfreundliche Haltung Bernadottes gewesen sei, die die Gießener Universität dazu bewogen habe, dem General die Ehrendoktorwürde anzutragen, eine Offerte, die der General geschmeichelt anzunehmen geneigt war. Der technische Ablauf scheint durch die Forschungsarbeiten von Imhof und Nees geklärt. Die Analyse des Materials allerdings gab den verschiedensten Autoren, die sich damit befassten, immer wieder Rätsel auf, und selbst die unbestrittene Autorität in Sachen Bernadotte in Gießen Arthur E. Imhof kommt nicht umhin, sich über diverse offene Fragen zu wundern. Keiner der Verfasser, die sich bislang zum Thema geäußert haben, kam aber auf die Idee, dass Bernadotte möglicher Weise aus eigenem Antrieb die Ehrung der Universität erwirkt und zur Erreichung dieses Zieles Crome lediglich als Werkzeug benutzt haben könnte.

Geht man aber von einer solchen Voraussetzung aus, dann lässt sich etwa folgendes Szenario für den Ablauf der Ereignisse rekonstruieren:

Bernadotte äußert Crome gegenüber seinen Wunsch, Mitglied der Gießener Akademie zu werden, wobei ihm das Modell der Academie francaise vorschwebt haben dürfte. Crome setzt ihm daraufhin auseinander, welche Schwierigkeiten damit verbunden und welche Hürden dabei zu überwinden sind. Da Gießen nicht über eine formale akademische Gesellschaft im französischen Sinne verfügt, lässt sich eine solche Mitgliedschaft auch nur auf rhetorische Weise konstruieren. Er schlägt daher die Erwirkung einer Ehrendoktorwürde vor, wobei dann in einer zusätzlich ausgefertigten französischen Übersetzung der

31 Crome, *Selbstbiographie* (wie Anm. 14), S. 346-350.

lateinischen Urkunde die Formulierung „membre honoraire“ aufgenommen werden könnte. Mögliche Vorbehalte der Senatskollegen bezüglich der wissenschaftlichen Qualifikation Bernadottes glaubt Crome dadurch ausräumen zu können, dass er in seiner Eigenschaft als Professor der Kameralistik dem General überdurchschnittliche Kenntnisse in den in sein Fach einschlagenden Wissenschaften bescheinigen kann. Er ist sich weiterhin sicher, den akademischen Senat dahingehend beeinflussen zu können, dass er auf ein förmliches Examen des Promotionskandidaten verzicht, insbesondere wenn die praktischen Verdienste in den Vordergrund gerückt werden, die der General um Stadt und Universität erworben hat. Um diese noch einmal nachdrücklich zu unterstreichen, erscheint die symbolische Geste einer wertvollen Bücherschenkung an die Universitätsbibliothek in Verbindung mit einem repräsentativen handschriftlichen Schreiben in Folioformat mit Goldschnitt als hilfreich. Dies würde den Universitätssenat zu einem förmlichen Dankschreiben verpflichten. Gleichzeitig könnte Crome dem Rektor bereits andeuten, dass Bernadotte geneigt scheint, eine Ehrenpromotion anzunehmen, wenn die Universität ihm eine solche anbieten würde. Im unverbindlichen mündlichen Gespräch mit dem Rektor lässt sich diesem die Aufforderung an Crome abringen, weiter in dieser Richtung zu sondieren.

Crome ist sich vermutlich sicher, dass er der Abordnung angehören wird, die das genannte Dankschreiben feierlich zu überreichen hat. Dabei ergibt sich die Gelegenheit, die ihn begleitenden Kollegen zu überrumpeln und Bernadotte eigenmächtig die gewünschte Ehrenpromotion im Namen der Universität zu offerieren. Durch diesen Coup werden vollendete Tatsachen geschaffen, hinter die der akademische Senat schwerlich mehr zurückgehen kann. Von nun an geht es nicht mehr um die Frage, ob der General die Ehrenpromotion erhält, sondern nur noch darum, wie das Diplom eingerichtet werden soll. Crome er bietet sich, bei Bernadotte dessen diesbezügliche Wünsche im Detail zu eruieren und sodann dem Rektor Bericht zu erstatten. Da Bernadotte im Begriff steht, Gießen in wenigen Tagen zu verlassen, besteht ein gewisser Zeitdruck, der sich nun durch geschickte Verzögerung des Berichts so stark erhöhen lässt, dass das übliche Prozedere einer Ehrenpromotion so weit wie möglich abgekürzt werden muss und mögliche Einwände seitens der Senatskollegen nicht mehr zum Tragen kommen können. Crome kann dann den Bericht so formulieren, dass dem Rektor im Grunde keine andere Wahl mehr bleibt, als sich voll und ganz nach den Wünschen Bernadottes zu richten. – So weit das mögliche Szenario für den Ablauf der Ereignisse, wenn man die These zugrunde legt, dass es sich um ein abgekartetes Intrigenspiel zwischen Bernadotte und Crome handelte.

Cromes Bericht, wie er in den Akten liegt³², lässt sich bei genauer Analyse dann auch wirklich kaum anders lesen, als eine verkappte Instruktion an den

32 Merkwürdiger Weise ist Cromes Bericht, der mit Sicherheit für die Bewertung des gesamten Vorgangs das entscheidende Dokument darstellt, bisher nicht vollständig publiziert. Otto Buchner gibt lediglich einen fehlerhaften und teilweise sogar sinnentstellenden Auszug, auf den auch Imhof im Wesentlichen zurückgreift, ergänzt durch einige weitere

Rektor. Zwar wird alles „dem Gutfinden“ seiner Magnifizenz des Rektors anheimgestellt, doch sind alle Wege einer abweichenden Entscheidung abgeschnitten.

Es lohnt sich, das Dokument in seinem ganzen Facettenreichtum zu analysieren. Die Einleitungsfloskel ist so formuliert, als sei die Offerte einer Ehrenpromotion an Bernadotte im Auftrag des Rektors erfolgt. Damit kann Crome so weit als möglich davon ablenken, dass er selbst die Fäden des Handelns in seiner eigenen Hand hält, und sich als lediglich ausführendes Organ darstellen. Eine vergleichbare Funktion erfüllt der gleich an den Anfang gestellte Hinweis, dass die Kollegen Chr. H. Schmid und J. Fr. Roos neben ihm selbst bei der Offerte zugegen waren. Anders als Imhof vermutet, geht es aber nicht um einen Bericht Cromes über das Angebot des Ehrendiploms an Bernadotte, sondern um die daraus resultierenden Konsequenzen. Der Bericht bezieht sich nämlich in seinem wesentlichen Kern auf die Tage danach, in denen Crome mit Sondierung der Vorstellungen Bernadottes darüber beschäftigt gewesen will, wie das Diplom einzurichten sei. Besonders in diesem Teil erscheint der Bericht weitgehend konstruiert und scheint einzig die Absicht zu verfolgen, den akademischen Senat bzw. den Rektor zu einer anstandslosen Verleihung der Ehrendoktorwürde zu bewegen und eventuelle Vorbehalte dagegen im Keim zu ersticken. So ist es beispielsweise wenig wahrscheinlich, dass der General von sich aus seinen Abscheu über den Regierungskommissär Keil geäußert haben soll, zumal es sich um eine Angelegenheit handelte, die nicht in seine Zuständigkeit fiel und bereits vor seinem Eintreffen in Gießen erledigt war. Es liegt auf der Hand, dass Crome lediglich Ängste auf Seiten des Rektors schüren wollte, um so dessen Bereitschaft zur Beförderung des Promotionsprozesses zu erhöhen. Gleichzeitig prononciert Crome damit die Bedeutung Bernadottes für den Schutz der Universität, für den auch in Zukunft zu sorgen der General sich angeblich bereit erklärt habe.

Crome versäumt nicht, darauf hinzuweisen, dass es Bernadotte nicht eigentlich um die Erlangung eines wissenschaftlichen Grades geht, sondern um die Mitgliedschaft in der Akademie. Crome war sich also wohl darüber im Klaren, dass es Bernadotte vor allem darum ging, an dem überregionalen Netzwerk einer akademischen Gesellschaft zu partizipieren, das in seiner Vorstellung mit der Führung einer Akademie verbunden war. Crome lässt jedenfalls keinen Zweifel darüber aufkommen, dass die Universität diesem Wunsch so weit als möglich zu entsprechen hat, auch wenn die gewünschte Ehrenmitgliedschaft lediglich als rhetorische Floskel auf dem Papier erscheinen würde. Dass an der Gießener Universität zu dieser Zeit keine Akademie im förmlichen Sinne angesiedelt war, spielte in diesem Zusammenhang offensichtlich nur eine geringe Rolle. Crome unterbreitet auch gleich eine Reihe von praktischen Vorschlägen, wie diese Hürde bewältigt werden kann, und liefert die entscheidenden Stichworte für die

kürzere Exzerpte. – Vgl. Otto Buchner, „Dr. Bernadotte.“ In: Ders., *Aus Gießens Vergangenheit. Culturbistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten*. Giessen: Emil Roth, 1885, S. 160-182; hier S. 171. – Imhof, „Bemühungen“ (wie Anm. 4), S. 72.

spezielle Formulierung der Urkunde. Das von der Universität üblicher Weise verwendete Kupfer kommt in diesem Fall nicht in Betracht, sondern es ist ein eigens aufgesetztes neues Diplom zu drucken, und zwar sowohl in lateinischer als auch französischer Sprache. Auf dem französischen Exemplar wäre sodann das Wort „Docteur“ durch „Membre honoraire“ zu ersetzen. Sollte dieser Schritt keine Zustimmung finden, so „müsste man das membre honoraire doch auf eine schickliche Art“ auf die Urkunde setzen. Der abrundende Hinweis, dass Bernadotte nun das Diplom „mit Sehnsucht“ erwarte, soll noch einmal bekräftigen, dass der Universität kein Handlungsspielraum mehr für eine eventuelle Abschwächung oder sonstige Abänderung des von Crome projektierten Diploms mehr gegeben ist. Um seine eigene Steuerung des Prozederes äußerlich zurückzunehmen bzw. zu relativieren, fügt er seinem Bericht noch eine Stellungnahme des Kollegen Chr. H. Schmid bei, die sich vor allem auf Cromes Offerte der Ehrendoktorwürde an Bernadotte während der feierlichen Übergabe des Dankschreibens für das Büchergeschenk bezieht, ansonsten aber weitere dienliche Hinweise für die Ausfertigung des Diploms enthält. Insbesondere liegt Schmid die Frage einer geeigneten Öffentlichkeitswirksamkeit der Ehrung am Herzen, da er als Professor der Beredsamkeit für die Pressemitteilungen der Universität zuständig ist.

Doch lässt es Crome nicht dabei bewenden. Wie gewieft er in der Anwendung suggestiver Schreibtechniken ist, beweist das Postskriptum, das er effektiv einsetzt, um dem gesamten Bericht abschließend noch eine dramatische Spannung zu verleihen. Indem er Büchner nun den unmittelbar bevorstehenden Abreisetermin Bernadottes mitteilt, zieht Crome die Trumpfkarte des erhöhten Zeitdrucks aus dem Ärmel. Unverblümt teilt er Büchner mit, dass er unter dem Druck der Ereignisse der Entscheidung des Rektors vorgegriffen und Bernadotte eine definitive Zusage in Sachen Ehrendiplom erteilt habe. Auf diese Weise unterstreicht Crome noch einmal die Unumkehrbarkeit der Angelegenheit.

Eine kritische Analyse des Cromeschen Berichtes an Büchner lässt das Schriftstück wie bereits erwähnt als in seinen wesentlichen Teilen konstruiert erscheinen. Es ist als ein Musterbeispiel für diplomatische Insinuation zu betrachten, dessen Wirkung auf eine Mischung von rationaler Argumentation und emotiver Spannungserzeugung beruht. Die einzelnen rhetorischen Elemente werden sorgfältig platziert und folgen einem ausgeklügelten Konzept der dramatischen Steigerung. Geschickt wird der Hinweis auf die im Jahr zuvor erteilte Ehrenpromotion an den Kammerassessor Moter platziert und die Erinnerung an den seinerzeitigen Schock der drohenden Plünderung der Universitätsbibliothek wachgerufen. Auf unmissverständliche Weise evoziert Crome damit das Schreckgespenst, dass ein mit der damaligen Situation vergleichbares Durcheinander beim bevorstehenden Abzug der Franzosen nur durch das aufrecht zu erhaltende Wohlwollen Bernadottes verhindert werden kann.

Dem Kenner der Cromeschen *Selbstbiographie* von 1833 drängt sich bei der Prüfung des „Berichts“ Cromes an Büchner die Frage auf, warum Crome bei der Begründung der wissenschaftlichen Kenntnisse Bernadottes nicht auf die all-

morgendlichen privaten Vorlesungen zu sprechen kommt, die der General bei ihm gehört haben soll. Es erscheint durchaus im Bereich des Möglichen, dass Crome sie im Sinne der Stilisierung seiner Autobiographie als ausschmückendes Beiwerk erfunden hat. Auch Nees weist darauf hin, dass die angeblichen Vorlesungen an keiner Stelle in dem von ihr gesichteten Aktenmaterial Erwähnung finden. Es ist aber auch denkbar, dass es Crome zum damaligen Zeitpunkt nicht opportun erschien, auf sie abzuheben. Wenn Cromes wissenschaftliche Kenntnisse für Bernadotte im Herbst 1798 von einer gewissen Wichtigkeit waren, dann mit Sicherheit vor allem solche, die sich im Bedarfsfall propagandistisch gegen Österreich und England verwenden ließen.

Bleibe zum Schluss noch die Frage aufzuwerfen, ob die Senatskollegen Cromes Intrigenspiel ‚auf den Leim gingen‘ oder ob sie sein Taktieren durchschauten und lediglich ‚gute Miene zum bösen Spiel‘ machten. Die Akten geben diesbezüglich keinen unmittelbaren Aufschluss. Die Autorität des Rektors Büchner war möglicherweise nicht gefestigt genug, dem energischer auftretenden Crome paroli zu bieten. Auffällig aber ist, dass selbst Chr. H. Schmid und der mächtige Kanzler Koch keinen ernsthaften Versuch unternehmen, Cromes Vorstoß zu unterlaufen. Ob dies dem taktischen Geschick Cromes geschuldet war oder ob dieser Umstand als Indiz stillschweigenden Einverständnisses bzw. innerer Oppositionshaltung zu deuten ist, muss bei dem derzeitigen Kenntnisstand der Quellen dahingestellt bleiben.

Dokumentenanhang.

Text 1

Ehrenpromotionsurkunde der Universität Gießen für den Bürger der Französischen Republik Jean-Baptiste Bernadotte (buchstaben- und satzspiegelgetreue Abschrift des Abdrucks in der *Revue de Gascogne*. Bulletin Mensuel de la Société Historique de Gascogne. Tome XVIII. 1877, Auch 1877, S. 340 f.)

Salut et Prospérité!
En vertu de l'autorité et du pouvoir
à nous accordés
Nous déclarons et savoir faisons,
qu'au citoyen
**JEAN-BAPTISTE
BERNADOTTE**
homme très-célèbre par ses exploits,
Général divisionnaire de la très-puissante République française,
très-vaillant, très-prudent, très-respectable; très-clément envers notre
Patrie, tant qu'elle a été occupée
par Ses troupes; très-généreux et très-liberal envers notre Académie,
très-bienveillant envers les Professeurs des Sciences et envers tous ceux
qui cultivent les Muses,
illustre Protecteur des Sciences et des Arts;

auxquelles
 qualités éminentes,
 Ledit Citoyen joint une profonde érudition,
 Principalement
 une ample et exacte Connaissance des objets relatifs à l'histoire, à la
 statistique et aux sciences politiques et économiques,
 par rapport à laquelle
 nous nous faisons gloire
 de pouvoir l'aggréger dans notre société littéraire, comme Membre
 honoraire
 de notre Académie et ainsi,
 l'unir à nous comme par des liens plus étroits; devant
 Le Recteur de l'Académie
LE DOCTEUR J. G. S. ALB. BÜCHNER
 P. P. ord en Droits
 et devant
 Le Chancelier de l'Académie
LE DOCTEUR J. C. KOCH
 Conseiller intime de S. A. S. M. Le Landgrave de Hesse, et premier
 Professeur en Droits;
 qui en a donné la concession;
 par Arrêté
 de toute l'Académie en Corps
 et spécialement
 de l'illustre Faculté des Philosophes,
 Les honneurs supremes en Philosophie
 ont été aujourd'hui conférés,
 selon le rit et les us accoutumés,
 par
CHRETIEN HENRI SCHMID
 Docteur en Droits et en Philosophie, Conseiller de la Régence de
 S. A. S. M. le Landgrave de Hesse,
 Professeur en Poésie et en Eloquence;
 en foi de quoi
 Le Doyen de la Faculté des Philosophes
GUILLAUME FREDERIC HEZEL
 Conseiller intime de la Régence de S A S. M. le Landgrave de Hesse
 et Professeur public ordinaire des langues orientales
 a publié cet acte solennel,
 sous le grand sceau de l'Académie :
 le XVII Dec. MDCCLXXXVIII.

A GIESSEN de l'imprimerie de Jean-Guillaume Braun, imprimeur de
 l'Université (!).

Text 2

Bernadottes Sekretär August German Horix an Professor Johann Gottlieb Fichte in Jena

[erstmals abgedruckt in *Johann Gottlieb Fichte's Leben und literarischer Briefwechsel*, hg.v. seinem Sohn Immanuel Hermann Fichte. Band 2. Sulzbach 1831, S. 408.]

August Horix an Johann Gottlieb Fichte.

Mainz, den 3. Nivose im 7. Jahre der einen und untheilbaren Frankenrepublik (23. Dec. 1798).

Das Bestreben der großen Nation, Männer von außerordentlichem Genie in ihren Busen zu ziehen, läßt mich hoffen, Ihnen bald meine Achtung in meinem Vaterlande bezeugen zu können.

Ich eile, den mir so eben von dem in hiesiger Gegend commandirenden General Bernadotte, der erst neulich ein Ehrenmitglied der Universität Gießen ward, gegebenen Auftrag zu erfüllen, Sie, da er es für Sie zu gefährlich findet, Briefe von seiner Hand an Sie ergehen zu lassen, in seinem Namen zu begrüßen. Da er wünschte, Ihren Kupferstich zu besitzen, so bitte ich Sie, mir unter beigefügter Adresse zu melden, ob und wo derselbe zu bekommen sey, widrigenfalls ich mir Ihr wohlgetroffenes Porträt en miniature erbitte.

Da ich wünschte, Leute, deren Talente sie zur Bildung des Gemeingeistes schuf, meinen unbewanderten Mitbürgern kennen zu lehren, so wage ich es bei dieser Gelegenheit, Sie um Nachricht des Schicksals und des vergleichenden Inhalts Ihrer und Ihrer Schüler Schriften zu ersuchen.

Wollen Sie gedachtem General eigenhändig französisch zuschreiben, so können Sie, falls Sie es nicht für räthlich fänden, geradezu nach Landau, in sein jetziges Hauptquartier, den Brief abzuschicken mir denselben unter meiner Adresse schicken. Gruß und Ehrfurcht. A. H.

Text 3

Cromes Bericht an den Rektor Büchner, datiert vom 16. Dez. 1798; Universitätsarchiv Gießen Phil O 17.

Magnifice Domine Rector!

Im Auftrag Ew. Magnificenz haben wir Deputirte, welche dem G. Bernadotte das Danksagungsschreiben für die der Univ. Bibliothek geschenkten Bücher u. Karten überbrachten, - demselben das Doctor Diplom im Namen unserer Academie offerirt, u. Er hat diese Offerte mit Dank angenommen. G. R. R. Schmidt u. Herr Prof. Roos waren Zeugen davon, mit mir.

Ich habe nun auf Ew. Magnificenz mündlichen Auftrag den G. B. ausgeforscht, wie er dasselbe eingerichtet zu sehen wünschte, u. hat er darüber geäußert: - daß Er sich eine Ehre daraus mache, ein Ehren-Mitglied unserer Akademie zu seyn, da Er Gelehrte überhaupt schätze, und die hiesigen Gelehrte, welche Er gesehen und kennengelernt habe, sehr hochachte; daß Er unserer Academie zu zeigen

wünsche, daß Er, wie mehrere franz. Generäle, das räuberische Verfahren des häßlichen Comm. Keil verabscheue, im Gegentheil aber so lange er hier sey, der Academie alle Unterstützung u. Achtung beweisen, auch nach seinem Abzuge von hier, auf seine ganze Lebenszeit es sich zur größten Ehre annehmen werde, mit derselben durch ein Diplom gleichsam in eine gelehrte Verbindung gesetzt zu werden. - Er schmeichelt sich derselben würdig zu seyn th. durch Sein Benehmen gegen die Academie und gegen unser Land, (welchem er freilich durch seinen Widerstand gegen die heillosen Forderungen der franz. Commissaires u. Garde-Magazins vielen und großen Nuzzen gestiftet hat), th. aber auch durch seine Kenntnisse in der Oekonomie politique, oeconomie rurale, histoire de politique, und statistique, einer solchen Ehrenbezeugung nicht ganz unwerth zu seyn. Es ist nun nicht zu leugnen, daß viele Candidaten die Doktor-Würde erhalten, die bey weitem nicht so viele Kenntnisse besitzen in den oben genannten Wissenschaften, als d. G. B. allein, ich glaube doch, daß ein solches Diplom etwas anders eingerichtet werden müßte als gewöhnlich.

Der Titel des Kupfers würde wohl anstößig seyn, sonst aber könnte das Diplom ganz so eingerichtet werden, wie gewöhnlich, nur daß statt der Erwähnung des Examens, die vorgenannten Gründe, weshalb es ihm ertheilt worden, etwas vollständiger als gewöhnlich angeführt würden: wie dies einigermassen schon auf ähnliche Art, bey dem Doctor-Diplom des H. C.a. Moter gewesen ist. - Auch müßte es so wohl französisch als lateinisch schön abgedruckt werden, entweder in 2 Colonnen auf 1 Bogen, oder auf 2. verschiedenen Bogen. - . Könnte statt des Wortes Docteur, Membre honoraire gesetzt werden, so wäre dies auch zweckmäßiger für seine Wünsche, in anderem Fall müßte man das membre honoraire doch auf eine schickliche Art mit hereingebracht werden [sic].

Dies ist Alles was ich über diesen Gegenstand von Ihm herausgebracht habe, u. erwartet Er nun dasselbe mit Sehnsucht. Ich überlasse die Entscheidung u. Vollziehung der obgenannten Offerte letztlich Ew. Magnific. u. bitte nur noch um die Erlaubniß, dieses Schreiben mit einigen Zeilen von der Hand d. H. R. R. Schmidt begleiten lassen zu dürfen, weil derselbe ebenfalls von dieser Sache unterrichtet ist.

Hochachtungsvoll verharre ich.

Ew. Magnificenz

Gehorsamer Diener

D. Crome

P.S.

Wie ich dieses Schreiben schon fertig hatte, erfahre ich von dem G. B., daß die franz. Truppen, in 3 Tagen völlig von hier abreisen, - wofür wir der Vorsehung nicht genug danken können. -

G. B. wünschte bey dieser Gelegenheit des vorbesagten Diploms habhaft. [sic] und erwartet es noch vor seiner Abreise, die aber den 18ten Dec. also am Dienstage um 11 Uhr vor sich geht.

Da Wir noch wegen des hiesigen Magazins u. wegen der unendlich vielen Fuhren, und wegen sonstiger großer Bedrückungen welche die Truppen beym Abzuge vornehmen könnten, diesen General so sehr gebrauchen, so mochte ich Ihm seine Wünsche in dem Augenblick nicht versagen, wozu ich auch nicht befugt war. Ich habe es als dem Herrn Rectori magnificis. anzuzeigen, versprochen.

Im Nothfall könnte man ihm solches Diplom am Mittwoch d. 19ten noch nachschicken, da bis dahin noch Franzosen hier seyn werden.

Ich überlasse indes alles

Ew. Magnificenz Gutfinden.

P.P. D Cr.

Saint et Prospérité!
En Vertu de l'autorité et du pouvoir
à nous accordés
Nous déclarons et savoir faisons,
QU' AU CITOYEN
**JEAN BAPTISTE
BERNADOTTE**

homme très célèbre par ses exploits,
Général divisionnaire de la très puissante République française,
très vaillant, très prudent, très respectable; très éminent envers notre Patrie, tant qu'elle à été occupée
par Ses troupes; très généreux et très libéral envers notre Académie,
très bienveillant envers les Professeurs des Sciences et envers tous ceux qui cultivent les Muses,
illustre Protecteur des Sciences et des Arts;
auxquelles
qualités éminentes,
Ledit Citoyen joint une profonde érudition,
principalement
une ample et exacte Connoissance des objets relatifs à l'histoire, à la statistique et aux sciences politiques
et économiques,
par rapport à laquelle
nous nous faisons gloire
de pouvoir l'aggréger dans notre société littéraire, comme Membre honoraire
de notre Académie et ainsi,
l'unir à nous comme par des liens plus étroits; devant
Le Recteur de l'Académie

LE DOCTEUR J. G. S. ALB. BVCHNER
P. P. ord. en Droits
et devant

Le Chancelier de l'Académie
LE DOCTEUR J. C. K O C H

Conseiller intime de S. A. S. M. Le Landgrave de Hesse, et premier Professeur en Droits;
qui en a donné la Concession;
par Arrêté
de toute l'Académie en Corps
et spécialement
de l'illustre Faculté des Philosophes,
Les honneurs supérieurs en Philosophie
ont été aujourd'hui conférés,
selon le rit et les us accoutumés,
par

CHRETIEN HENRI SCHMID
Docteur en Droits et en Philosophie, Conseiller de la Régence de S. A. S. M. le Landgrave de Hesse,
Professeur en Poésie et en Eloquence;

Le Doyen de la Faculté des Philosophes
GUILLAUME FREDERIC HEZEL
Conseiller intime de la Régence de S. A. S. M. le Landgrave de Hesse
et Professeur public ordinaire des langues orientales
a publié cet acte solennel,
sous le grand sceau de l'Académie:
le XVII^e Dec. MDCCCLXXXVIII.

Jean Guillaume Braun.

*Zurückgehaltene französische Version des Ehrendiploms für Bernadotte
(Universitätsarchiv Gießen, Phil O 17)*

Das „*Inventarium*“ des Hofes Kolnhausen erstellt im Zuge der „*Civil- Besitzergreifung des Klosters Arnsburg*“ durch das Hause Solms im Jahr 1802/03

JOSEPHA BRUGGER UND CHRISTOPH RÖDER

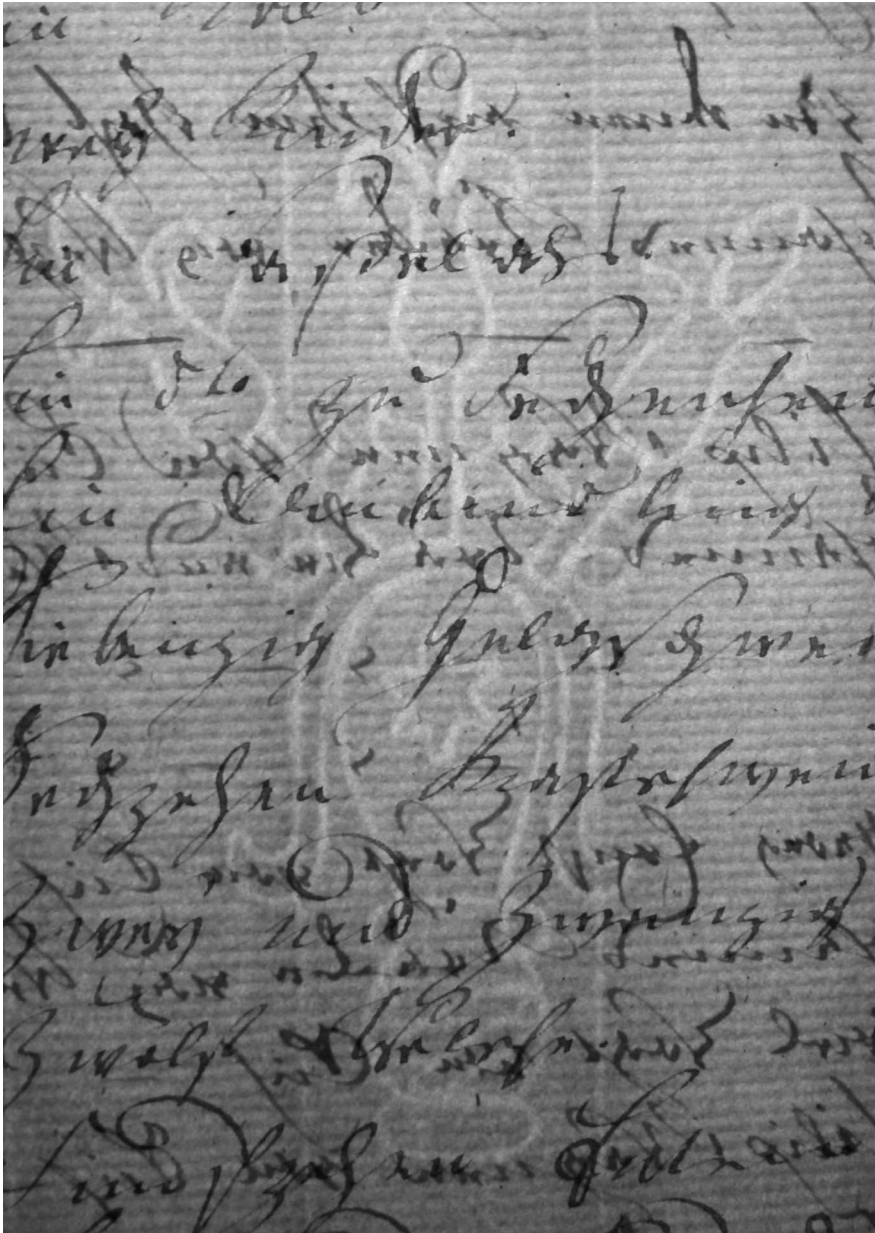
Das hier vorgestellte Sachinventar wurde 1802/03 zur Bestandsaufnahme im Zuge der Aufhebung des Zisterzienserklosters Arnsburg und somit auch der zum Kloster gehörigen Liegenschaften erstellt. Das Kloster und seine Besitzungen wurden dem Hause Solms als Ausgleich für an Frankreich gefallene, linksrheinische Gebiete zugesprochen. Nach dem Friedensvertrag von Lunéville, der am 9. Februar 1801 zwischen Frankreich und Österreich unterzeichnet wurde und der auch für das Heilige Römische Reich Deutscher Nation galt, willigte das Reich in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich ein. Im Reichsdeputationshauptschluss, dem letzten Gesetz das vom immerwährenden Reichstag in Regensburg am 25. Februar 1803 verabschiedet wurde, ist festgesetzt, dass die deutschen Fürsten, die auf dem linken Rheinufer Territorien verloren haben, rechts des Rheins Entschädigungen erhalten sollen. Der dadurch entstehende Landbedarf sollte unter anderem durch die Säkularisierung, also die Verstaatlichung, kirchlicher Güter gedeckt werden. So wurden am 6. November 1802 22 Geistliche pensioniert und die Bestandsaufnahme der Ländereien 1803 ergab, dass das Kloster im Besitz von 22 652 Morgen Land war.¹ Der Bereich der Abtei mit den Höfen Güll und Kolnhausen stellte allein 5731 Morgen. Die vier Solmser Linien Braunfels, Rödelheim, Lich und Laubach teilten diesen Besitz unter sich auf, davon bekam Solms-Lich unter anderem das Hofgut Kolnhausen mit 747 Morgen Land und Solms-Laubach das Kloster selbst.² Das im Zuge dieser Aufteilung entstandene Akten- und Vertragswerk wurde dann in je einer Abschrift den beteiligten Häusern übergeben.³ Die Originalhandschrift in deutscher Schreibschrift wurde auf Hadernpapier und Doppelfoliobogen geschrieben (Abb. 1).

1 F. Damrath, Kloster Arnsburg. In: Magistrat der Stadt Lich (Hrsg.), Licher Heimatbuch, 1989, S. 286-336. Hier: S. 327.

2 O. Gärtner, Kloster Arnsburg (Königstein i. Taunus 1989), hier: S. 16. - A. Kuczera, Arnsburg. In: Die benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Hessen. Germania Benedictina VII (Ottilien 2004) S. 113-163. Hier: S. 134.

3 Die hier transkribierte Version ist im Gräflich Solms Laubach'schen Archiv unter GS LA LI Arnsburgensia 165 zu finden. Die Übertragung erfolgte im Rahmen einer praxisbezogenen Hausarbeit im Modul G2 „Alteuropäische Schriftkultur“ an der Fernuniversität Hagen durch Josepha Brugger. Die akademische Betreuung erfolgte durch Prof. Dr. Thomas Sokoll. Für die Unterstützung bei der Transkription sei dem gräflich Solms Laubach'schen Archivar Herrn Gerhard Steinl sehr gedankt.

Das Papier enthält ein Wasserzeichen, welches eine Vase mit drei Blumen darstellt (Abb. 2).



*Abb. 2: Wasserzeichen mit Darstellung einer Vase
(Foto: Christoph Röder).*

Das Schreibgerät könnte sowohl eine Stahlfeder als auch ein einfacher Federkiel gewesen sein. Der Archivvermerk auf dem Deckel wurde erst im späten 20. oder auch erst im 21. Jahrhundert hinzugefügt. Es ist kein Präsentatvermerk zu finden, wohl aber ist das Erstellungsdatum am linken Rand des Deckblattes mit 1802/1803 vermerkt. Es finden sich auf den Seiten 1 und 3 der hier behandelten Inventarliste Anmerkungen mit Bleistift: vor einigen Punkten wie *Pferde, Zugochsen, Kalb, Rinder, Faselochs, Wagen, Karrn* und *Pflügen* sitzen Häkchen, die Zahl „34“ steht nach „*Kühen*“ und nach „*Wagen*“ steht die Aufzählung „1. *Pferde*- 2. *Ochsenwagen*“.

Historischer Abriss Kloster Arnsburg und Kolnhäuser Hof

Das Hofgut Kolnhausen liegt zwischen Lich und dem Kloster Arnsburg (Abb. 3). Es wurde 1215 durch Schenkung eine Grangie des Klosters Arnsburg.⁴ Grangien waren Wirtschaftshöfe, die von einem Laienbruder geleitet wurden. Diese Höfe wurden somit in Eigenwirtschaft der Klöster betrieben. Dies musste geschehen, da die Zehntfreiheit, das heißt die Befreiung von der Zahlung des Kirchenzehnten, nur für eigens vom Kloster und somit von der Kirche bewirtschaftete Liegenschaften gewährt wurde.



Abb. 3: Ausschnitt zwischen Lich und Kloster Arnsburg mit dem an der Wetter gelegenen Hof Kolnhausen aus der Karte des Amtes Hungen zwischen Kloster Arnsburg und Hungen aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts (Gräflich Solms Laubach'sches Archiv, Karten IV,40).

4 Damrath 1989, S. 321 (wie Anm. 1).

Neben dem Grangienmeister, der dem Cellarius und dem Abt des Klosters Rechenschaft ablegen musste und diesen unterstand, arbeiteten auf einem solchen Hof, neben weiteren untergeordneten Konversen, auch Lohnarbeiter.⁵ Diese Lohnarbeiter waren oftmals auch Bauern, denen ihr Land durch die Schenkung genommen wurde und die sich so unter den neuen Umständen mithilfe des Klosters ihren Lebensunterhalt sicherten. Der leitende Konverse, der Grangienmeister, konnte in den späteren Jahrhunderten mehr und mehr auf eigene Verantwortung arbeiten. Wie bei den Zisterziensern üblich, legten auch die Arnsburger Mönche zunächst viel Wert auf die Einhaltung ihrer Regeln und auf ihre Eigenständigkeit. Diese erreichten sie vor allem durch ihre Fähigkeiten in der Landwirtschaft. Hier darf natürlich der Einsatz und das Wissen der Konversen und Lohnarbeitern nicht unterschlagen werden, die dem Orden erst zu seiner Blüte verhalfen. In Arnsburg wurden vor allem Getreide und edle Obstsorten angebaut, aber auch Viehwirtschaft und Fischzucht wurden getrieben. Das Getreide konnte in der klostereigenen Mühle verarbeitet und das Vieh als Zugtiere, für Woll-, Milch-, Leder- und Fellgewinnung genutzt werden. Die Herstellung eigener Schuhe und Kleidung verschaffte den Mönchen weitere Selbstständigkeit, aber auch noch einen nützlichen Nebenverdienst, da vor allem das Schuhwerk der Zisterzienser einen guten Ruf genoss und so auch an Gönner verschenkt werden konnte. Weitere handwerkliche Tätigkeiten konnten in der Schmiede oder in der Holzverarbeitung ausgeübt werden. Wie auch in anderen Zisterzienserklöstern hatte Arnsburg neben den für alle geltenden Schutz- und Privilegirkunden des Papstes, eigene Schutzurkunden von Kaisern und Königen. Diese hatten aber kein Vogteirecht⁶ über das Kloster, was einen wichtigen Bestandteil der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Klosters darstellte. Arnsburg hatte nicht nur umfangreichen Besitz, sondern auch zahlreiche Rechte: ihm unterstanden Zisterzienserinnenklöster, es übte Patronate und eine Investitur aus.⁷ Es bezog seine Einkünfte nicht nur aus Ablässen, Steuer-, Zoll- und der schon genannten Zehntfreiheit, sondern auch durch Handel mit den auch in den Grangien produzierten Überschüssen. Der Handel spielte in den weiteren Jahrhunderten eine immer wichtigere Rolle im Leben der Mönche: *„die alten Ideale wurden zugunsten wirtschaftlicher Gesichtspunkte aufgegeben“*.⁸ Einige Regeln aus der Anfangszeit, die beispielsweise das Bewohnen der Stadthöfe untersagte, wurden gelockert oder ganz gestrichen. Die Stadthöfe waren auch für Arnsburg ein un-

5 Konverse sind so genannte Laienbrüder, die ohne Weihe dem Kloster angehörten, um dort vor allem körperliche Arbeiten zu verrichten. Siehe hierzu: W. Ribbe, Die Wirtschaftstätigkeit der Zisterzienser im Mittelalter: Agrarwirtschaft. In: K. Elm/P. Joerißen/H. J. Roth (Hrsg.), Die Zisterzienser. Katalog zur Ausstellung des Landschaftsverbandes Rheinland, Rheinisches Museumsamt, Brauweiler 1981, S. 203-216. - W. Rösner, Die Konversen der Zisterzienser. Ihr Beitrag zum wirtschaftlichen Erfolg am Beispiel von Eberbach und anderen Zisterzienserklöstern. Nassauische Annalen 111, 2000, S. 13-27.

6 Das Vogteirecht beinhaltete zum Beispiel die niedere Gerichtsbarkeit, aber auch den Anspruch auf Steuern oder zu leistenden Frohendienste.

7 Gärtner 1989, S. 14 (wie Anm. 2).

8 Damrath 1989, S. 322 (wie Anm. 1).

erlässlicher Handelsplatz. Sie hatten in vielen Städten der Umgebung Häuser, wie in Mainz, Frankfurt und Gießen. Die Stadthäuser boten einen besseren Schutz innerhalb der Stadtmauern, sie waren Handelsplatz und Unterkunft für Gäste, sie wurden zu Repräsentationszwecken und zur Ablieferung der Pachtzinsen verwendet. Dies alles brachte nicht nur eine Steigerung der Effektivität, sondern der Grundstückserwerb in der Stadt führte auch zu einer Einkommenssteigerung.⁹ Bald schon hielten sich dort hauptsächlich Konverse regelmäßig und länger auf, deshalb wurde oft eine Kapelle neben den Häusern errichtet.

Der Besitz oder zumindest Rechte an einer Eisengrube und einer Salzsode brachten zusätzlich Sicherheit und Gewinn. Wirtschaftliche Krisen, Verringerung der Zahl der Ordensmitglieder, die Pest, die Reformationszeit, der Bauernkrieg und der Dreißigjährige Krieg, das alles sollte den Aufstieg des Klosters bremsen und zurückwerfen. Gerade während des Dreißigjährigen Krieges waren die Klosterbewohner des Öfteren gezwungen zu fliehen. Viele Gebäude, Geräte und Unterlagen wurden zerstört. Doch Arnsburg erlebte eine zweite Blütezeit im 18. Jahrhundert und die zerstörten Gebäude wurden dank einiger engagierter Äbte zum Teil wieder aufgebaut. Allerdings hielt der Aufschwung nicht lange an, da die Säkularisation 1803 das Ende des Klosters und seiner Grangien bedeutete.¹⁰

Das Kloster Arnsburg erwarb innerhalb von 150 Jahren im 13./14. Jahrhundert 30 Grangien. Der Hof Kolnhausen brachte bei seinem Erwerb 1215, ein Mansus¹¹ an Einkünften für Arnsburg, seine Mühle zinst 26 Malter¹² und es umfasste 747 Morgen¹³ Land.¹⁴

Kolnhausen wurde 1151 zum ersten Mal erwähnt, als Konrad von Hagen das Kloster Arnsburg unter anderem mit einer Hufe und der dortigen Mühle ausstattete.¹⁵ Durch die arnsburgische Güterpolitik begann das wohl in der Nähe des Hofes gelegene Dorf Kolnhausen¹⁶ zu schwinden und schon im 13. und 14.

9 Damrath 1989, S. 322 (wie Anm. 1).

10 Siehe zur Geschichte des Klosters Arnsburg (Auszug): Gärtner 1989 (wie Anm. 2). - W. Küther, Kleine Kunstführer, Kloster Arnsburg (München 1992)³. - E. Graf zu Solms, Kloster Arnsburg in der Wetterau (Lich 1962). - Damrath 1989 (wie Anm. 1). - Besonders: Kuczera 2004 (wie Anm. 2) mit ausführlicher Bibliographie zu Kloster Arnsburg.

11 Laut Abt Kolb (Gärtner 1989, S.11 [wie Anm. 2]). Ein Mansus entspricht etwa 30 Morgen, dies ergibt umgerechnet etwa 750 Ar (F. Verdenhalven, Alte Maß- und Währungssysteme aus dem deutschen Sprachgebiet [Neustadt a. d. Aisch 1998]². Hier: S. 60).

12 26 Malter entsprechen etwa 2600 Litern, da ein Malter in Nassau 10 Zehntel entsprach (Verdenhalven 1998, S. 78 [wie Anm. 11]) und ein Zehntel in Nassau, seit 1825, 10 Liter sind (Verdenhalven 1998, S. 64 [wie Anm. 11]).

13 747 Morgen entsprechen etwa 18 675 Ar, da ein Morgen in Nassau (seit 1825) 25 Ar sind (Verdenhalven 1998, S. 39 [wie Anm. 11]).

14 Damrath 1989, S. 295 (wie Anm. 1). - Kuczera 2004, S. 134 (wie Anm. 2).

15 Aus: „Kolnhausen, Gemeinde Lich“, in: Historisches Ortslexikon <<http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ol/id/10362>> (Stand: 13.10.2011).

16 Die exakte Lage des Dorfes ist unbekannt. Archäologische Begehungen im Umfeld des Hofes erbrachten keine eingrenzbare mittelalterliche Fundstreuung. Siehe hierzu: Ortsakten des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Abteilung Archäologie und Paläontologie, Wiesbaden.

Jahrhundert war das ursprünglich dort ansässige Rittergeschlecht bereits in anderen Orten angesiedelt.¹⁷ 1401 wurde Kolnhausen durch die Zustimmung der Falkensteiner zehntfrei.¹⁸ Forschungen zum Grangienwesen des Klosters Arnsburg in der Neuzeit und zum Hof Kolnhausen fehlen bislang (Abb. 4).¹⁹

Transkription der Inventarliste des Kolnhäuser Hofes, GSLA [A LI Arnsburgensia 165]

Beilagen
zu den Kommißions Akten

Die von den hohen Fürst.-
und Gräfl. Häußern
Solms geschehene Civil-
Besitzergreifung des
Klosters Arnsburg
1802. et. cet. betrl.
1803.

Fascl. I
Enthält die Ziff. 1. Bis 150.

[...]

Ziff. 51.

Inventarium
über das auf dem Hof Collnhausen
befindliche Vieh, Schiff und Geschirr

I.) Vieh
Vier Pferde
Acht Zugochsen
Zwey und zwanzig Kühe
Ein Kalb
Zwey Rinder
Ein Faßelochs
Ein dto. zu Fechenheim

17 Vgl. Anm. 15. - H. Walbe, Die Kunstdenkmäler im Volksstaat Hessen 3, Südlicher Teil ohne Arnsburg (Darmstadt 1933). Hier: S. 168.

18 Eine umfangreiche Darstellung des Grangienwesens von Kloster Arnsburg im Mittelalter findet sich bei A. Kuczera, Grangie und Grundherrschaft. Zur Wirtschaftsverfassung des Klosters Arnsburg zwischen Eigenwirtschaft und Rentengrundherrschaft 1174-1400. QFHG 129 (Darmstadt/Marburg 2003). Dort ist auch ein Kapitel zum Kolnhäuser Hof zu finden.

19 Frdl. Mitt. Dr. A. Kuczera, Mainz. Zum Baubestand des kürzlich sanierten Anwesens vgl. Walbe 1933, S. 170.

Ein Anbindling dto.
Siebenzig Helgschweine
Sechzehen Mastschweine
Zwey und zwanzig Gänse
Zwölf Welsche
Fünfzehen Enten
Ein Hundert und drey Hünner
Drey Hahnen

II.) Zinn und Tischgeräte

Eine große Suppenschüßl
Zwei mittelmäßige dto.
Ein Kämpfggen

II.) Ferner Zinn und Tischgeräte

Neun flache Schüßeln
Ein dutzend Teller
Ein Vorleglöfel
Vier kleine Löffel
Vier Paar Meßer und Gabeln
Ein Salzfaß
Ein Leuchter
Ein dto.

III.) Weiszeuch und Bettung

Vier gebildete Tischtücher
Eilf Gesinde Tischtücher
Eilf Servietten
Zwölf Handtücher
Acht Better für das Gesind
Fünfzehen Betttücher
Vierzehen Kißenüberzügen
Ein Dölpel Tuch
Vier und zwanzig Säcke

IV.) Küchengeräth

Drey Pfannen
Fünf Kroppen mit Dekkeln
Zwei kupferne Siedkeßel
Ein Mörser
Ein Hackmeßer
Ein Fleisch Beil

IV.) Ferner Küchengeräth

Ein Maas blech
Zwey Krauthobel

Eine Feuerschippe
Ein Feuerhacken
Eine Feuer Kluft
Drey Brandrosten
Sieben Fleisch-Kraut und Waschbüten
Nota. in der einen waren drey noch
nicht lange geschlachtete Schweine eingesalzen.
Acht Zuber
Drei Molden
Vier Eimer
Ein Butterfaß
Siebenzig Milchtöpfe

V.) Fahr Geschirr und Hofgeräthe

Drey Wagen
Ein Karrn
Sechs Pflüge mit Zugehör
Sieben eiserne Egen
Zuggeschirr für Vier Pferde
Ein Sattel und Zaum
Vier Striegel
Vier Kartätschen
Drey Heugabeln

V.) Ferner Hofgeräthe

Sechs Mistgabeln
Vier Misthacken
Eilf Ketten an die Wagen
Eine Heblade mit Zugehör
Zwey Schrotsägen
Zwey Spannsägen
Vier Grabschuppen
Vier Krauthacken
Drey Fruchtgabeln
Eine Pfeffermühle
Eine Holzaxt
Sechs eiserne Holzkeile
Drey große Bohrer
Eine Zange
Fünf Flachsriffe(l)n
Drey Flachsheckeln
Acht Flachsbrechen
Zwey Windmühlen
Zwey Korn und Hafermesten
Ein Simmer

Zwanzig Frucht Sieben
Fünf Schwingstöcke
Drey Schaufeln
Fünf Heuseiler

V.) Ferner allerley Hofgeräthe

Sechs Spinnräder
Ein Haspel
Zwei Schnepfwagen
Zwey Stall Leuchten
Drey Gartenrechen
Vier Gang Lampen
Fünf Tische
Ein Seßel
Sieben Stühle
Eine Flinte
Eine Pistol
Eine Obst Kälter
Acht alte Ankerstränge
Vier Mahnen
Zwey Schränke
Zwey kleinere dto. in der Speisekammer
Vier Senßen
Drey Sommersenßen
Eine Schäferhütte nebst Pferchhorden
Zwey Fäßer mit Saamenoel jedes
ohngefähr über $\frac{1}{4}$ Ohm haltend

V.) Ferner allerley Hof- oder Haus-
geräthe

Vier und Fünzig Gebund Flachs unbereitet
Fünf und Achtzig Kaude bereiteter Flachs
Drey und Fünzig Rock feines Werg
Ein $\frac{1}{2}$ öhmiges faß voll Werg gröber
Fünf und zwanzig Stränge Wergengarn
Zwey mit Federn gefüllte Säcke
Ein Schniz kasten, worinne noch etwas
Schnizer befindl. sind
Drey Käßständer mit ohngefähr
150 Käßen
fünf Futter Kasten
Ein großer Stoß Klafter holz
Ein Haufen Wellen
Ein beträchtlicher Vorrath an Kartoffeln
Eine Hütte für den Hofhund

Glossar²⁰

Schiff und Geschirr:

Schiff und Geschirr war eine gebräuchliche Wendung, die alle Geräte und Ausstattungsgegenstände beinhaltet, die für die Landwirtschaft nötig waren.

Faßelochs:

Anderer Begriff für Zugochse.

Anbindling:

Durch Anbinden von der Kuh entwöhntes Kalb.

Helgsschweine:

„Helg“ bedeutet im Oberhessischen mager. Es wird sich also um magere, d.h. ungemästete Schweine gehandelt haben.

Welsche:

Der Welsch, auch Welscher Hahn genannt, ist eine Truthahn-Art.

Kümpfgen:

Kumpf oder Kümpfchen: hessisches Trinkgefäß.

gebildete Tischtücher:

Mit Bildern verzierte, z.B.: bestickte, Tischtücher.

Döpel Tuch:

Im oberhessischen Dialekt bezeichnet der Ausdruck „Döpel“ ein Krautgewächs. Die Vermutung liegt nahe, dass das Tuch im Zuge der Herstellung von Sauerkraut Verwendung fand.

20 Die heute nicht mehr gebräuchlichen und daher im Glossar erläuterten Begriffe konnten unter Zuhilfenahme folgender Literatur erschlossen werden: J. Ch. Adelung, Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. [<http://www.ub.uni-bielefeld.de/diglib/adelung/>] (Stand März 2011). - Ch. Bartels, M. Denzel (Hrsg.), Konjunkturen im europäischen Bergbau in vorindustrieller Zeit (Stuttgart 2000). - W. Crecelius, Oberhessisches Wörterbuch (Darmstadt 1897/1899). - K. E. Demandt, Laterculus Notarum (Marburg 2006)8. - K. Dülfer, H.-E. Korn, Gebräuchliche Abkürzungen des 16.-20. Jahrhunderts 1 (Marburg 2007)9. - Goethe-Wörterbuch [<http://gwb.uni-trier.de/>] (Stand März 2011). - P. A. Grun, Schlüssel zu alten und neuen Abkürzungen (Limburg an der Lahn 1966). - J. Grimm/W. Grimm, Deutsches Wörterbuch [<http://dwb.uni-trier.de/>] (Stand März 2011). - H. Koblichke, Lexikon der Abkürzungen (Gütersloh 1994). - D. J. G. Krünitz, Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft [<http://www.kruenitz1.uni-trier.de/>] (Stand März 2011). - Meyers Großes Konversations-Lexikon (Leipzig 1906 ff.). - F. A. Ritter von Gerstner, Handbuch der Mechanik (Prag 1833). - F. W. Strieder, Grundlagen zu einer hessischen Gelehrten und Schriftsteller Geschichte (Kassel 1788). - Verdenhalven 1998 (wie Anm. 11). - E. Winter, Mittelhessisches Wörterbuch (Heuchelheim 1985).

Kroppen:

Grapen: Bauchiges Gefäß mit drei kleinen Füßen.

Maas blech:

Im Ursprünglichen Wortgebrauch wohl eine Gerätschaft der Goldarbeiter die zum abmessen des Goldes diente. In der Küche dürfte es sich hierbei um einen Maßbecher aus Blech handeln zum Abmessen von Lebensmitteln.

Feuer Kluft:

Eine gespaltene Zange, oft auch Feuerzange genannt.

Bütten:

Zuber oder Wanne.

Molden:

Längliches hölzernes Gefäß.

Kartätschen:

„Kardetsche“. Striegel bzw. Bürste, um Pferde zu pflegen.

Heblade:

Eine Art Hebelarm zum leichteren Bewegen schwerer Gegenstände.

Schrotsägen:

Große lange Säge, mit zwei senkrechten Handhaben.

Spannsägen:

Säge, die durch einen Spannstrick loser oder fester gespannt werden kann.

Fruchtgabeln:

Auch Antraggabel genannt. Das am Boden zum Trocknen ausgebreitete Getreide wurde mit der Antraggabel zu kleinen Häufchen zusammengestoßen.

Flachsriffen:

„Riffe“. Ein Gerät zur Flachsbearbeitung. Ein Holzkamm mit dem die Samen des Flachses durch mehrfaches Durchkämmen entfernt werden.

Windmühlen:

„*Fegemühle*, *Fächmehl*, *Fägmehl*, *Fäjmehl*“ eine durch Handbetrieb angetriebene Getreidereinigungsmaschine, mit der die Fruchtkörner von den Strohresten und der Spreu getrennt wurden.

Korn und Hafermesten:

Maßeinheit bzw. Meßbehältnis, Zylindrisch und aus Holz.

Simmer:

Maßeinheit bzw. Meßbehältnis für Getreide.

Frucht Sieben:

Kornsieb zum Reinigen des Getreides.

Schwingstöcke:

Ein Gerät zur Flachsbearbeitung. Hohes, aufrecht stehendes Brett mit einem Ausschnitt, worin der Flachs beim schwingen gelegt wird.

Heuseiler:

Ein Seil, womit der Heubaum auf einem Fuder Heu oder Stroh befestigt wird.

Haspel:

Garnwinde, Vorrichtung, mit der gesponnenes Garn von der Spule abgewunden und zugleich gemessen wird.

Schneppwagen:

Eine Art Karren mit zwei Rädern. Er dient oft dem Transport von Erde oder Baumaterial, da man ihn leicht nach hinten ausschütten konnte.

Acht alte Ankerstränge:

Es konnte nicht herausgefunden werden, um was für Objekte es sich hierbei handelt. Dass es sich hierbei wirklich um Ankerstränge handelt ist unwahrscheinlich.

Mahnen:

Geflochtene Körbe.

Pferchhorden:

Zaunelemente aus Flechtwerk, die Flexibel zu einem Pferch, d.h. Stall zusammengesetzt werden konnten.

Ohm:

Flüssigkeitsmaß; ein Ohm entspricht 160 Liter (in Nassau vor 1872), d.h. $\frac{1}{4}$ Ohm entsprechen 40 Litern.

Gebund:

Ein Bündel einer bestimmten Menge zusammengebundenen Flachses.

Kaude:

Gehechelter, geteilter und grob zusammengedrehter Bund Flachs oder Hanf.

Rock:

Wahrscheinlich vom Wort Rocken, für spinnbereiten Flachs, abgeleitet.

Werg:

Abfallprodukt beim Flachshecheln, das aus groben Fasern besteht. Teilweise wurden daraus Seile, aber auch gröbere Stoffe hergestellt

Klafter:

Raummaß entspricht 3,888 Kubikmetern (in Nassau vor 1829).

Wellen:

Ein walzenförmig gebundenes Reiserbündel.

Kommentar zum „Inventarium“

Die Nummerierung der Inventarliste, mit römischen Ziffern von I bis V, gliedert die aufgelisteten Gegenstände in Kategorien. Hierbei ist zu beobachten, dass II und IV zweimal und V viermal mit nur minimal variierenden Überschriften aufgeführt wird. Warum diese erneute Unterteilung mit jeweils einer eigenen Überschrift durchgeführt wurde muss ungeklärt bleiben.

Zu I.: „*Vieh*“

Die „*Vier Pferde*“ sind im Zusammenhang mit den aufgeführten „*Drey Wagen*“, den „*Zwei Schnepfwagen*“ und eventuell auch dem „*Karrn*“ zu sehen, die durchaus von den Pferden gezogen werden konnten. Dass unter den Pferden auch ein Reitpferd war kann „*ein Sattel und Zaum*“ belegen. Dagegen spricht die Existenz von dem „*Zuggeschirr für Vier Pferde*“, das darauf hindeutet, dass womöglich alle vier Pferde zum Ziehen eingesetzt werden konnten. Nicht auszuschließen ist natürlich immer, dass mehr Geschirr als Tiere, oder umgekehrt vorhanden waren. Gleiches mag auch für die „*Vier Striegel*“ und die „*Vier Kartätschen*“ zum Pflegen bzw. Reinigen der Tiere gelten. Die „*Acht Zugochsen*“ mögen ebenfalls zum Ziehen der Wagen Verwendung gefunden haben. Mit den aufgeführten „*Sechs Pflüg[en] mit Zugehör*“ sowie den „*Sieben eiserne[n] Egen*“ scheinen sie jedoch vor allem dem Bestellen der Felder gedient zu haben.

Die „*Zwey und zwanzig Kühe*“ sorgten zusammen mit dem speziell zur Zucht bestimmten „*Faßelochs*“ für steten Nachschub an Jungtieren, wobei zur Zeit der Inventarisierung nur „*Ein Kalb*“ angetroffen wurde. Die „*Zwey Rinder*“ mögen zusammen mit dem Kalb als Fleischlieferanten gedient haben, worauf im Zusammenhang mit den Schweinen noch näher einzugehen sein wird. Die Bedeutung der Kuh als Milchlieferant zeigt sich in der stattlichen Anzahl von „*Siebenzig Milchtöpfe[n]*“. Die Milch bzw. der Rahm konnte mithilfe eines „*Butterfaß[es]*“ zu Butter verarbeitet werden. Die Käseherstellung wird durch „*Drey Käßständer mit ohngefähr 150 Käßen*“ plastisch belegt. Was es mit dem Zuchtochsen und dem „*Anbindling*“, „*zu Fechenheim*“ auf sich hat muss vorerst ungeklärt bleiben.²¹

21 Möglich ist, dass die Tiere nach Fechenheim „verliehen“ wurden oder dort untergestellt wurden. Fechenheim fällt Arnsburg als Schenkung unter Abt Albertus zu (W. Zschietzschmann, 800 Jahre Kloster Arnsburg 1174-1974 [Lich 1974], S. 31). Ferner siehe auch die Karte über „Besitz, Recht und Einkünfte des Klosters Arnsburg“ (Gärtner 1989, S. 13, vgl. Anm. 2) auf der Fechenheim unter Nummer 223 aufgeführt und verortet ist. In welchem Umfang das Kloster Arnsburg noch im frühen 19. Jahrhundert Besitz in Fechenheim hat, konnte im Rahmen dieses Artikels nicht recherchiert werden.

Einen deutlich wichtigeren Anteil als die Kühe, Kälber und Rinder an der fleischlichen Nahrung nahmen die Schweine ein. So warteten „*Siebenzig Helgschweine*“, das heißt ungemästete Schweine, darauf zu Mastschweinen zu werden. „*Sechzehn Mastschweine*“ wurden bei der Erstellung des Inventars angetroffen. Die Schweine dienten als Schlachttiere, die mit dem „*Hackmeßer*“ und dem „*Fleisch Beil*“ verarbeitet wurden. Zur Aufbewahrung des Schlachtgutes dienten verschiedene Behältnisse, wie die „*Sieben Fleisch-Kraut und Waschbütteln*“, die „*Acht Zuber*“, „*Drei Molden*“ und „*Vier Eimer*“. Besondere Erwähnung bedarf eine besonders plastische Anmerkung zu den oben erwähnten Fleischbütteln, da „*in der einen [...] drey noch nicht lange geschlachtete Schweine eingesalzen*“ waren. Das Salzen mag dem pökeln, oder auch der Vorbereitung zum Räuchern gedient haben. Für Fleisch und Eier waren die folgenden Geflügel vorhanden: „*Zwey und zwanzig Gänse*“, „*Zwölf Welsche*“, „*Fünffzehn Enten*“ und „*Ein Hundert und drey Hünner*“ mit „*Drey Hahnen*“.

Zu II.: „*Zinn und Tischgeräte*“

Einen Einblick in das Zinntafelgeschirr wird uns ebenso gegeben. So befinden sich im Haushalt „*Eine große Suppenschüssel*“ sowie „*Zwei mittelmäßige*“ Suppenschüsseln. Bei dem „*Kümpffen*“ wird es sich um einen Zinntrinkbecher gehandelt haben. Dass hiervon nur einer vorhanden ist, verwundert, muss aber ungeklärt bleiben. „*Neun flache Schüsseln*“ und „*Ein dutzend Teller*“ scheinen uns einen Einblick in die Anzahl der am Tisch zu bewirtenden Personen zu geben. Dem widersprechen jedoch die „*Vier kleine[n] Löffel*“ sowie die „*Vier Paar Meßer und Gabeln*“, die auf nur vier Personen schließen lassen. Der „*Vorleglöffel*“, „*Ein Salzfaß*“ sowie zwei „*Leuchter*“ runden das Bild des gedeckten Tisches ab.

Zu III.: „*Weiszeug und Bettung*“

Zum gedeckten Tisch sind auch die „*Vier gebildete[n] Tischtücher*“ sowie die „*Eilf Gesinde Tischtücher*“ zu zählen, die uns eine klare Grenze zwischen dem Hofherren und seiner Familie und dem Gesinde aufzeigen. Aufgrund der Anzahl der verschiedenen Tischtücher sowie der „*Eilf Servietten*“ ist leider keine Aussage über die Größe des Haushaltes zu treffen.

Die „*Zwölf Handtücher*“ mögen in den Sanitär- oder den Küchenbereich gehören und sind nicht näher spezifiziert. Aussagekräftiger sind die „*Acht Better für das Gesind*“ mit denen die Bettdecke gemeint sein dürfte. Hinzu kommen „*Fünffzehn Betttücher*“ und „*Vierzehn Kißenüberzüge*“, die dazu verleiten 14 bis 15 Personen insgesamt auf dem Hofe zu vermuten. Zieht man davon das mindestens achtköpfige Gesinde ab, das durch das Bettzeug belegt sein könnte, bleiben sechs bis sieben weitere Personen übrig. Es muss aber auch nicht die ganze Bettwäsche gleichzeitig in Benutzung gewesen sein. Wohl in den Küchenbereich gehört ein so genanntes „*Dölpel Tuch*“, das womöglich bei der Krautverarbeitung bzw. bei der Sauerkrautherstellung Verwendung fand. Die „*Vier und zwanzig Säcke*“ waren wahrscheinlich vielseitig einsetzbar.

Zu IV.: „Küchengeräth“

Das Inventar der Küchengeräte scheint auf den ersten Blick unvollständig, da kaum Holzgeräte aufgeführt wurden. Gerade nachdem bei dem Zinngeschirr nur vier Bestecksätze und kaum Trinkgefäße genannt sind müssen unter anderem weitere Löffel, Schalen und Bretter aus Holz bei der Inventur als für zu unwichtig oder eben nicht wertvoll erachtet worden sein. Ferner fehlen Trinkgläser. An massiverem Kücheninventar sind „Drey Pfannen“, „Fünf Kroppen mit Dekkeln“, „Drey Brandrosten“ und „Zwei kupferne Siedkeßel“ als Koch- und Bratgefäße aufgeführt. „Ein Mörser“, „Ein Hackmeßer“, „Ein Fleisch Beil“ und „Zwey Krauthobel“ dienen unter anderem zur Weiterverarbeitung der produzierten Lebensmittel. Letztere in Zusammenhang mit dem „Dölpel Tuch“ womöglich zur Herstellung von Sauerkraut. Die „Feuerschippe“, der „Feuerhacken“ sowie die „Feuer Kluff“, also die Feuerzange, halfen beim Betrieb des Ofens bzw. Herdes, der in dem Inventar nicht auftaucht. Anzunehmen ist daher, dass der Ofen massiv gemauert war und als Teil des Bauwerkes angesehen wurde. Bereits oben erwähnte Behältnisse und Gerätschaften wie: „Sieben Fleisch-Kraut und Waschbütteln (Nota. in der einen waren drey noch nicht lange geschlachtete Schweine eingesalzen.), Acht Zuber, Drei Molden“ und „Vier Eimer“ mögen nicht nur beim Schlachten, sondern auch zu anderen Arbeiten gedient haben.²² Ein „Maas blech“ diente in der Küche zum Abmessen von Lebensmitteln.

Zu V.: „Fabr Geschirr und Hofgeräthe“, „Haus-Geräthe“

Die bereits oben erwähnten „Drey Wagen“ und der „Karrn“ sowie die „Zwei Schnepfwagen“ können in ihrer Nutzung und genauen Gestalt leider auch nicht näher erläutert werden. Was es mit den „Eilf Ketten an die Wagen“ auf sich hat ist auch ungewiss. Die „Fünf Heuseiler“ dienten dem Transport von Heu und Stroh auf den Wagen.

Verlockend ist es anzunehmen, dass mit ihnen die produzierten Waren nach Kloster Arnsburg oder an den Absatzort geschafft wurden. Die „Sechs Pflüge mit Zugehör“ sowie die „Sieben eiserne[n] Egen“ geben Hinweise auf eine intensive Ackerwirtschaft.²³ Dass Getreide gereinigt wurde, zeigen die „Zwanzig Frucht Sieben“ sowie die „Zwey Windmühlen“. Die „Zwey Korn und Hafermesten“ und der „Simmer“ dienen zum Abmessen des Getreides.

Bei der Versorgung der Tiere halfen „Drey Heugabeln“, „Sechs Mistgabeln“ und „Vier Misthacken“. Dass wir unter „Eine[r] Heblade mit Zugehör“ einen Flaschenzug oder eine andere Hebevorrichtung verstehen dürfen, ist wahrscheinlich. Verlockend ist der Gedanke, dass sie zum Beladen der Wagen gedient haben mag. In den Bereich der Ver- und Bearbeitung von Holz können „Zwey Schrotsägen“, „Zwey Spannsägen“, „Drey große Bobrer“, „Sechs eiserne Holzkeile“ und „Eine Holzaxt“ gerechnet werden. Wobei hier in erster Linie an Zimmermannsarbeiten und die Brennholzgewinnung zu denken ist. Letztere ist auch durch „Ein[en] große[n] Stoß

²² Das „Butterfaß“ sowie die „Siebenzig Milchtöpfe“ sind bereits oben erwähnt.

²³ Die Pferdeutensilien: „Zuggeschirr für Vier Pferde“, „Ein Sattel und Zaum“, „Vier Striegel“ wurden oben bereits besprochen.

Klafter Holz“ sowie *„Ein[en] Haufen Wellen“* belegt. Für die Tischlereiarbeiten ist *„Ein Schnitzkasten, worinne noch etwas Schnitzer befindlich sind“* vorhanden. In dem Bereich der Garten- und Feldarbeit sind *„Vier Grabschuppen“*, *„Vier Krauthacken“*, *„Drey Fruchtgabeln“*, *„Drey Gartenrechen“*, *„Vier Senfen“*, *„Drey Sommersenfen“* und womöglich auch die *„Drey Schaufeln“* einzuordnen. Eine umfangreiche Textilproduktion auf dem Hof ist durch *„Fünf Flachsrißel[n]“*, *„Drey Flachsbecheln“*, *„Fünf Schwingstöcke“* und *„Acht Flachsbrechen“* belegt. Eine Weiterverarbeitung, der mit diesen Werkzeugen gewonnenen Faser, ist durch die *„Sechs Spinnräder“* möglich. Um das gewonnene Garn von der Spule zu wickeln und abzumessen stand *„Ein[e] Haspel“* zur Verfügung. Das eine Textilproduktion in größerem Umfang geschah belegen *„Vier und Fünfzig Gebund Flachs unbereitet“*, sowie bereits *„Fünf und Achtzig Kaude bereiteter Flachs“*. Ebenso ist das weiterbearbeitete *„Werg“* vorhanden. Hiervon fanden sich *„Ein 1/2 öhmiges faß voll Werg gröber“* und *„Drey und Fünfzig Rock feines Werg“*. Das Endprodukt, *„Fünf und zwanzig Stränge Wergengarn“*, wurde wohl nicht am Hof weiterverarbeitet. In den Bereich der Werkzeuge ist *„Eine Zange“* einzuordnen. Auffällig ist, dass ein so grundlegendes Werkzeug wie zum Beispiel ein Hammer fehlt. Für die Beleuchtung sorgten *„Zwey Stall Leuchten“* sowie *„Vier Gang Lampen“*. Dies scheint jedoch für die gesamten Räumlichkeiten des Hofgutes wenig. An Mobiliar sind *„Fünf Tische“*, *„Ein Sessel“*, *„Sieben Stühle“*, *„Zwey Schränke“* und *„Zwey kleinere [...] in der Speisekammer“* gelistet. Der Sessel spiegelt durchaus einen gewissen Wohnkomfort wieder, dieser ist aber in einem solchen Hof ohnehin zu erwarten. Bei Tischen und Stühlen fehlt leider die Angabe des Standortes, auch scheint die Anzahl der Stühle nicht unbedingt den dort Beschäftigten zu entsprechen. *„Eine Flinte“* sowie *„Eine Pistol“* mag man zu dieser Zeit als übliches Inventar eines solchen Hofes zählen und spiegelt ein gewisses Schutzbedürfnis wieder. *„Eine Obst Kälter“* sorgt für die Herstellung von Obstweinen, die *„Vier Mahnen“* mögen unter anderem dem Transport des Obstes gedient haben. *„Ein beträchtlicher Vorrath an Kartoffeln“* mag als Vorrat für die Hofbewohner gedient haben, aber auch zum Vertrieb bestimmt gewesen sein. Leider ist die Mengenangabe *„beträchtlich“* nicht besonders aussagekräftig. Gleiches gilt für die *„Zwey Fässer mit Saamenöl jedes ohngefähr über 1/4 Ohm haltend“*.²⁴ Die Existenz der *„Schäferhütte nebst Pferchborden“* lässt darauf schließen, dass dem Hofgut auch eine Schafherde zueigen gewesen ist. Unter der Sparte *„Vieh“* fehlen Schafe jedoch vollkommen, weshalb anzunehmen ist, dass zum Zeitpunkt der Auflösung des Hofgutes keine Schafe mehr gehalten wurden und die dazugehörige Ausrüstung nicht genutzt wurde. Warum *„Eine Pfeffermühle“* unter den Haus- und Hofgeräten aufgeführt ist und nicht bei den Küchengeräten muss ungeklärt bleiben. Die *„Zwey mit Federn gefüllte[n] Säcke“* mögen als Füllung für Betten gedient haben. Zur Aufbewahrung des Tierfutters waren *„fünf Futter Kasten“* vorhanden. Die *„Hütte für den Hofhund“* ist zwar erwähnt, doch ein dazugehöriger Hund nicht.

24 Die „Drey Käßständer mit ohngefähr 150 Käßen“ wurden bereits oben erwähnt.

Auswertung des „*Inventarium*“

Eine solche Inventarliste stellt nicht nur für die Sachkulturforschung eine wertvolle Quelle dar. Sie liefert im Idealfall eine Aufstellung aller auf dem Hof vorhandenen Gegenstände. Diese verhältnismäßig objektive Momentaufnahme lässt damit einen tiefen Einblick in die innere Struktur zu, die für das jeweilige Objekt einzigartig ist.

Nach Transkription, Erläuterung und Kommentierung der Inventarliste erfolgt nun der Versuch einer Auswertung. Selbstverständlich spricht die Inventarliste in weiten Teilen für sich und bedarf keiner gesonderten Auswertung, doch soll im Folgenden exemplarisch gezeigt werden, welche Möglichkeiten, aber auch welche Grenzen, ein solches Inventar zur Rekonstruktion der Vergangenheit bietet. Die hierzu angewandte Methode ist realienkundlich.²⁵

Die Hofbewohner

Anhand der aufgeführten Betten scheint auf Anhub eine Eingrenzung möglich zu sein. Es sind acht Betten vermerkt. Wenn davon ausgegangen werden kann, dass keines unbenutzt blieb und sich maximal zwei Personen ein Bett teilten, kommt man auf 8 bis 16 Personen. Es werden vier Paar Messer und Gabeln und vier kleine Löffel erwähnt, deshalb mag davon auszugehen sein, dass sich maximal vier höher gestellte Personen auf dem Hofgut aufhielten. Das Gesinde aß zu dieser Zeit meist mit hölzernem Besteck und somit stellten diese Gegenstände wahrscheinlich keinen Wert dar, den es aufzulisten galt.²⁶ Die neun flachen Schüsseln und die zwölf Teller widersprechen den oben gemachten Überlegungen, da diese keineswegs von ihrer Anzahl her mit den Gabeln, Messern und Löffeln übereinstimmen. Gleiches gilt für die elf Servietten und die zwölf Handtücher, die wieder eher zu den Tellern und Schüsseln passen würden. Vielleicht standen aber dem Gesinde, oder einem Teil des Gesindes, ebenfalls Teller und Schüsseln aus Zinn zu? Ferner verwundert die geringe Anzahl an gehobenen zinnernen Trinkgefäßen, wenn das eine „*Kümpfgen*“ als solches interpretieren werden soll. Das Mobiliar steht auch in keinem Verhältnis zu den oben ge-

25 Zur Theorie und Methodik der Realienkunde vgl. mit weiterführender Literatur: H. Hundsichler, Wörter und Sachen - Bilder und Sachen - Sachen und Menschen. In: K. Beitz/I. Chiva (Hrsg.), Wörter und Sachen. Österreichische u. dt. Beitr. Ethnographie Diakologie Frankreichs. Referate des 3. Internationalen Symposions des Instituts für Gegenwartskunde der ÖAW in Eisenstadt. ÖAW phil.-hist. Klasse. Sitzungsberichte 586 = Mitt. Inst. Gegenwartsk. 20, 1992, S. 291-311. - H. Hundsichler, Das Konzept Realienkunde. In: H. Hundsichler/G. Jahritz/Th. Kühtreiber (Hrsg.), Die Vielfalt der Dinge. Neue Wege zur Analyse mittelalterlicher Sachkultur. Forsch. Inst. Realienk. Mittelalters frühen Neuzeit - Diskussionen und Materialien 3 (ÖAW phil.-hist. Klasse) 1998, S. 29-62. - H. Hundsichler, Wörter und Sachen - Bilder und Sachen - Sachen und Menschen. In: R. Schmidt-Wiegand (Hrsg.), „Wörter und Sachen“ als methodisches Prinzip und Forschungsrichtung 1, 1999, S. 203-217.

26 Eventuell waren Teile der Ausstattung, wie zum Beispiel Besteck, Bettwäsche und auch Mobiliar, Eigentum des Gesindes und wurden im Zuge der Auflösung von diesem mitgenommen.

nannten Zahlen, da nur ein Sessel und sieben Stühle vorhanden waren.²⁷ Abschließend soll angemerkt werden, was im Bereich der Küche alles nicht genannt wird, wie Keramik, Glas und Holzgerät, von deren Existenz in dieser Zeit in großem Umfang ausgegangen werden muss. So scheint die Rekonstruktion der Hofbewohner nur bedingt durch die Realien möglich zu sein. Die vorliegende Liste liefert keine ausreichenden und stichhaltigen Anhaltspunkte, jedoch kann eine Anzahl von bis zu 16 Personen als wahrscheinlich gelten.

Nahrungsmittelproduktion auf dem Hof

Wohl wichtigste Aufgabe des Hofes war die Produktion von Nahrungsmitteln. Die Nahrungsmittel können einmal für den Eigenbedarf des Klosters, aber auch für den Verkauf, produziert worden sein. Die 22 Kühe, die vorrätigen 150 Käselaibe auf den Käseständen und die vielen Milchtöpfe weisen darauf hin, dass in größerem Umfang Käse hergestellt wurde. Die Nutzung der Kuh bzw. des Rindes als Schlachtvieh scheint nur eine Nebenrolle gespielt zu haben. Lediglich zwei Rinder und ein Kalb befanden sich auf dem Hof. Auch wenn die Zisterzienser kein Fleisch von Rindern und Schweinen aßen, wurde dies Konversen und Kranken erlaubt. Der Verzehr von Fisch und Geflügel war allen gestattet.²⁸ Die hier vorhandene große Zahl an Schweinen war folglich wohl hauptsächlich für den Handel bestimmt. Diese, wenn auch die Mehrzahl noch ungemästet war, sind nur zur Fleischproduktion bestimmt, wie die drei eingesalzenen Schweine eindrucksvoll belegen. Außerdem sorgte eine große Anzahl an Hühnern für Eier und Hühnerfleisch. Als Fleisch, aber auch für die Eierproduktion, mögen die Gänse, Enten und Truthähne gehalten worden sein. Zahlreiche Körnersiebe und Getreidereinigungsapparaturen sowie Messbehältnisse für Getreide, legen den Anbau von Getreide am Hof nahe. Ob die Kartoffeln auch angebaut wurden oder nur zur Versorgung des Hofes dienten, lässt sich nicht sagen. Welche Dimensionen die Ölgewinnung und die Sauerkrautherstellung angenommen haben bleibt ebenso unklar.

Handwerk

Eine ganze Reihe an Flachsbearbeitungsgeräten, wie Schwingstöcke, Spinnräder, Flachsbrechen, -riffeln und -hecheln, sowie die Auflistung von bereitetem und unbereitetem Flachs und Werg, lassen darauf schließen, dass in großem Maßstab textile Fasern produziert wurden. Die Gerätschaften zur Holzbearbeitung und für das Zimmermannshandwerk mögen nur dem Eigenbedarf gedient haben.

Fazit

Die Transkription und Auswertung der Inventarliste von 1802/03 zum Hof Kolnhausen erlaubte einen detaillierten Einblick in einen klösterlichen Wirtschaftshof zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Der Versuch einer Rekonstruktion

27 Womöglich waren einfache Schemel oder Holzbänke aufgrund des geringen Wertes nicht gelistet.

28 I. Eberl, Die Zisterzienser (Stuttgart 2002). Hier: S. 230 ff.

der Binnenstrukturen der zum Kloster Arnsburg gehörigen Anlage leistet einen Beitrag zur Erforschung der Wirtschaftsführung des Zisterzienserordens. Beiträge zur Wirtschaftsführung des Ordens in der Neuzeit sind nur unzureichend vorhanden. Das Wirtschaften des Ordens, besonders vor dem 18. Jahrhundert und speziell in seiner Blütezeit, dem 12. bis 14. Jahrhundert, war überaus gelungen und ist gut erforscht. Die Verknüpfung von Handarbeit, dem Wunsch nach autarker Lebensweise und dem immer reger werdenden Handel brachten die Zisterzienser auf einigen Gebieten bis ganz an die Spitze. Hier ist beispielhaft die Wollproduktion in England zu nennen, bei der die Zisterzienser eine Zeit lang nahezu eine Monopolstellung einnahmen.²⁹ Die Klöster im Mittelalter, aber auch noch in der Neuzeit, wie sich an vorliegendem Beispiel zeigen ließ, waren wichtige Produktionsstätten und Handelspartner. Ohne ihre Regeln, ihren Arbeitseifer, ihren wirtschaftlichen Scharfsinn und die unerlässliche Unterstützung ausgebildeter Konversen und Lohnarbeiter, wären die Zisterzienser nicht zu solch einer wirtschaftlichen Blüte gelangt, die mit der Säkularisation im Jahre 1803 – auch auf Kloster Arnsburg³⁰ und dem dazugehörigen Kolnhäuser Hof – ein jähes Ende fand.



*Abb. 4: Luftbild des Kolnhäuser Hofes im Sommer 2011
(Foto: Andy Kleeberg, Hungen).*

²⁹ Eberl 2002, S. 227 ff. (wie Anm. 28).

³⁰ Die Aufarbeitung und Auswertung der Inventarliste zu Kloster Arnsburg selbst erfolgt derzeit durch die Verfasser.

Ein gelungener Wandel: Vom Laboratorium Liebig's zum Liebig-Museum¹

EVA-MARIE FELSCHOW

Noch heute erinnert in Gießen ein Bauwerk an das Wirken des berühmten Chemikers Justus Liebig, der zu den bedeutendsten Wissenschaftlern der Gießener Universität zählt und der deren Namen und den der mit ihr verbundenen Stadt weit über die Grenzen Hessens hinaus bekannt gemacht hat. Bei dem Bauwerk handelt es sich um das Liebig-Museum (in der heutigen Liebig-Straße), das das ehemalige Chemische Laboratorium aus der Zeit Liebig's beinhaltet. Es zeigt den Zustand des Labors nach zwei Erweiterungsbauten zu Beginn der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Den Kern des Gebäudes bildet das einstige Wachhaus einer der Universität zur Verfügung gestellten Kaserne. Dieses wurde seit 1825 als Chemisches Laboratorium benutzt und präsentiert sich heute als äußerst eindrucksvolles Denkmal der Universität des frühen 19. Jahrhunderts. Hier nahm Liebig nach seinem Amtsantritt als Gießener Professor der Chemie in sehr bescheidenen Räumen seine Arbeit auf.

Auf die umfangreiche Forschungstätigkeit, die Liebig während seines Aufenthalts an der Universität Gießen entfaltete, soll im Folgenden nicht näher eingegangen werden. Der Blick soll vielmehr auf den von Liebig erfolgreich vorangetriebenen Ausbau des Wachhauses zu einem funktional eingerichteten Laboratorium gerichtet werden. Ein Erfolg, der angesichts der knappen Finanzmittel des Trägerstaats Hessen-Darmstadt keineswegs leicht zu erringen war. In einem zweiten Teil werden anschließend die Bemühungen um die Erhaltung des alten Liebig-Laboratoriums und dessen Umgestaltung in ein Museum skizziert, in deren Verlauf die Gründung der Gießener Liebig-Gesellschaft – vor 100 Jahren, im Februar 2011 – eine entscheidende Rolle spielte.

Allgemein bekannt dürfte sein, dass Justus Liebig ein hessisches Landeskind war, er stammte aus der Residenzstadt Darmstadt, wo er im Mai 1803 geboren wurde. Nichts deutete zunächst darauf hin, dass aus ihm einmal ein angesehener Wissenschaftler werden würde.² Nach dem vorzeitig abgebrochenen Besuch des

1 Für den Druck wurde der Vortrag, der diesem Beitrag zugrunde liegt und der auf der Mitgliederversammlung der Gießener Liebig-Gesellschaft im Mai 2011 aus Anlass des 100-jährigen Jubiläums der Gesellschaft gehalten wurde, nur leicht stilistisch überarbeitet und gekürzt. Die Anmerkungen beschränken sich auf die Angabe grundlegender Literatur und auf die Nennung von Belegstellen wörtlicher Zitate.

2 Zum Lebens- und Karriereweg von Justus Liebig (seit der Erhebung in den erblichen Freiherrenstand des Großherzogtums Hessen am 29. Dezember 1845 Justus von Liebig) vgl. u.a. William H. Brock, Justus von Liebig. Eine Biographie des großen Naturwissenschaftlers und Europäers, Braunschweig / Wiesbaden 1999 und Jakob Vollhard, Justus von Liebig, 2 Bde., Leipzig 1909 sowie die aus Anlass des Liebig-Jubiläums im Jahr 2003 vom Präsidenten der Justus-Liebig-Universität Gießen herausgegebenen drei Ausstellungs-

Gymnasiums seiner Heimatstadt und einer ebenfalls nicht zu Ende geführten Apothekerlehre in Heppenheim studierte er das damals noch recht seltene Hauptfach Chemie bei Karl Wilhelm Gottlob Kastner in Bonn und Erlangen. Durch Fürsprache Kastners hatte Liebig das Glück, ein Stipendium des hessendarmstädtischen Großherzogs zu bekommen und konnte sich vom Herbst 1822 bis Frühjahr 1824 zu Studienzwecken in Paris bei den führenden französischen Chemikern aufhalten. Ein Erlebnis, das zum entscheidenden Wendepunkt in seinem wissenschaftlichen Werdegang wurde. In den Laboratorien von Thénard und Guy-Lussac lernte er experimentelle naturwissenschaftliche Forschung kennen, die für ihn fortan zum Inbegriff von Forschung wurde. Liebigs Arbeiten über die Knallsäure machten seinen Namen in der chemischen Welt bekannt. In Paris wurde Alexander von Humboldt auf den jungen Mann aufmerksam, er empfahl ihn – ganz nach den Spielregeln frühneuzeitlicher Professorenrekrutierung – an dessen Landesherrn. Großherzog Ludwig I. berief den Nachwuchskemiker daraufhin zum Professor an die Landesuniversität in Gießen. Hier wirkte Liebig ab 1824 achtundzwanzig Jahre lang und entfaltete seine größte wissenschaftliche Schaffenskraft. Leicht war der Beginn seiner Tätigkeit in Gießen allerdings nicht.

Mit seiner Berufung gelangte der aufstrebende Wissenschaftler an eine typische kleine Landesuniversität, die noch weitgehend dem Lehrbetrieb alten Stils verhaftet war, d.h. die wesentlichen Lehrinhalte bestanden in der Weitergabe tradierten Wissens an die Studierenden. Von empirischer Forschung, wie sie Liebig in den Pariser Laboratorien kennen- und schätzengelernet hatte, war man dagegen an der Lahn noch weit entfernt. Entsprechend gering war das Verständnis der Kollegen für die Bedürfnisse moderner, experimentell arbeitender Naturwissenschaft, die auf eine Mindestausstattung der Institute und regelmäßige finanzielle Zuwendungen angewiesen ist. Nach anfänglichem Zögern stellte man den Neuankömmling das schon genannte Wachhaus einer ehemaligen Kaserne zur Verfügung, dessen Ausstattung der junge Chemieprofessor überwiegend aus eigenen Mitteln finanzieren musste. In der Rückschau beschrieb Liebig die Anfangssituation treffend damit, dass „man ihm vier leere Wände statt eines Laboratoriums gegeben habe“.³ Die Arbeitsbedingungen waren mehr als bescheiden. Abgesehen von einer offenen Säulenhalle, wo gefährliche Versuche im Freien durchgeführt werden konnten, verfügte Liebig über ein größeres Labor, in dem acht bis neun Arbeitsplätze eingerichtet werden konnten, über zwei nicht beheizbare Abstellräume, die als Wiegezimmer und als Magazin dienten, sowie über einen Spülraum und ein kleines Schreibzimmer. Im

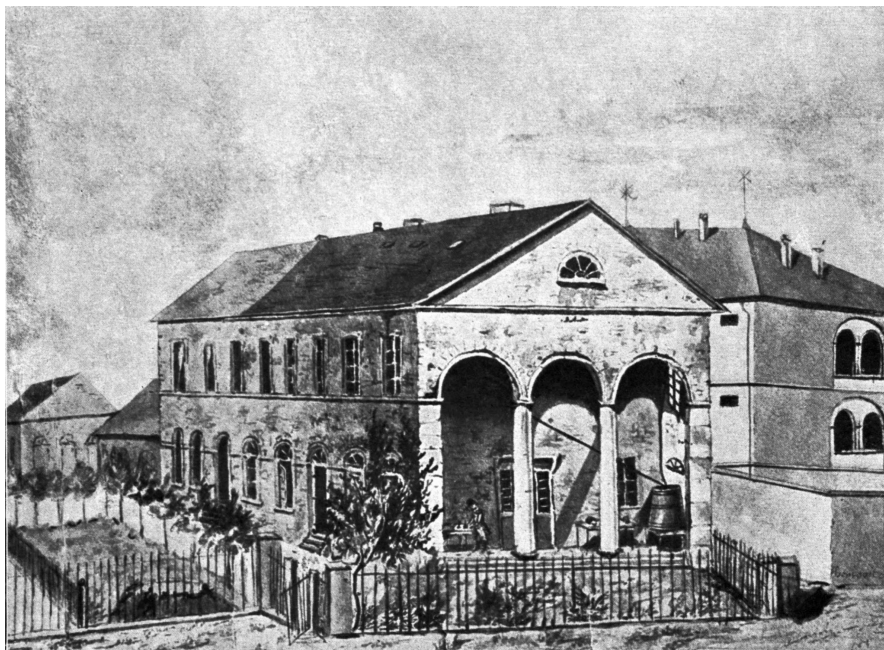
kataloge Justus Liebig (1803-1873), Bd. 1: Seine Zeit und unsere Zeit. Chemie – Landwirtschaft – Ernährung; Bd. 2: Der streitbare Gelehrte; Bd. 3: Die Chemischen Briefe, Gießen 2003. In den drei Ausstellungskatalogen finden sich zahlreiche weiterführende Literaturhinweise.

3 Justus Liebig an den Gießener Universitätskanzler Justin von Linde, 12. August 1833, in: Universität und Ministerium im Vormärz. Justus Liebigs Briefwechsel mit Justin von Linde, bearb. von Eva-Marie Felschow und Emil Heuser, Gießen 1992, S. 4.

Obergeschoss bezog Liebig seine Privatwohnung, wo er mit seiner Frau Henriette und zuletzt fünf Kindern lebte. Wie die meisten seiner Kollegen nutzte er anfangs eines seiner Privatzimmer zum Abhalten seiner Vorlesungen, dass er sich behelfsmäßig als Hörsaal einrichtete.

Ungeachtet dieser beengten Verhältnisse begann Liebig seine Tätigkeit in Gießen mit geradezu besessenem Arbeitseifer und hatte schon bald enorme wissenschaftliche Erfolge vorzuweisen. Sein vornehmliches Interesse galt dem noch weitgehend unerschlossenen Gebiet der organischen Chemie. Durch die Konstruktion des so genannten Fünf-Kugel-Apparates gelang ihm eine entscheidende Verbesserung der Elementaranalyse, die deren Durchführung erheblich vereinfachte. Die Bestimmung von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff in organischen Verbindungen – bis dahin eine Aufgabe für Spezialisten – wurde zur Routinearbeit. Nun konnte man die Zusammensetzung vieler organischer Verbindungen analysieren und so immer tiefere Einblicke in den Ablauf chemischer Reaktionen gewinnen. In Liebig's Gießener Chemischen Laboratorium wurden zeitweise pro Jahr mehrere hundert solcher Analysen abgeschlossen, was eine bis dahin unvorstellbare Vermehrung des Wissens in kurzer Zeit zur Folge hatte. Liebig und seine Schüler haben durch diese zum ersten Mal in großem Stil durchgeführten empirischen Forschungen der organischen Chemie gleichsam ein neues Gesicht gegeben. Durch das gemeinsame Arbeiten und Lernen mit den Studierenden im Laboratorium, worauf Liebig von Anfang an den größten Wert legte, wurden erstmals angehende Chemiker in großer Zahl durch praktische Unterweisung ausgebildet. Dieser neue Lehrstil, der empirische Forschung zur Grundlage hatte, bewirkte eine Revolutionierung nicht nur in der Chemie, sondern auch in angrenzenden naturwissenschaftlichen Fächern. Er wurde künftig zum Vorbild für die universitäre Ausbildung von Naturwissenschaftlern weltweit. Der ungeheure Lehrerfolg Liebig's wirkte sich schon bald positiv auf die Gesamtfrequenz der Universität Gießen aus. Immer mehr Studenten, auch aus dem Ausland (und hier vor allem aus Frankreich und England) drängten in die Gießener Forschungsstätte. War dieser Zustrom von Studierenden zwar einerseits sehr erfreulich, so machte die stetig größer werdende Schülerzahl das Arbeiten in dem kleinen Laboratorium immer schwieriger und anstrengender. Anfang der 1830er Jahre sah sich Liebig daher gezwungen, seinen inzwischen schon erreichten Bekanntheitsgrad in die Waagschale zu werfen und bei der großherzoglichen Regierung auf eine Verbesserung der Situation zu drängen. Seinem maßgeblichen Ansprechpartner in Darmstadt, dem Universitätskanzler Justin von Linde, drohte er in einem Brief vom August 1833 mit seinem Weggang aus Gießen, wenn ihm nicht die nötigen Mittel für eine Erweiterung des Laboratoriums bereitgestellt würden. Das im drastischen Ton formulierte Schreiben verfehlte seinen Zweck bei Linde nicht. Wie Liebig war der Universitätskanzler bestrebt, die Landesuniversität konkurrenzfähiger zu machen und die Studentenzahlen zu erhöhen. Er begegnete daher den Wünschen des eigenwilligen und so überaus erfolgreichen Wissenschaftlers aufgeschlossener und unvoreingenommener als dies dessen Kollegen in Gießen taten, die den wachsenden

Ruhm des Chemikers eher misstrauisch und neidisch zur Kenntniss nahmen. Linde setzte sich dafür ein, dass das Laboratorium um einen Anbau nach Südwesten hin erweitert wurde, wodurch Liebig das seit langem begehrte eigene Arbeitszimmer und ein Privatlabor erhielt. Im Jahr 1835 waren die Bauarbeiten hierzu abgeschlossen.



*Abb. 1: Ansicht des Laboratoriums um 1836
(Bildersammlung von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen).*

Schon wenige Jahre später zeigte sich jedoch, dass auch dieser Anbau bei weitem nicht ausreichend war. Wie schon mit seinem Wunsch nach einer ersten Erweiterung im Jahr 1833 wandte sich Liebig auch diesmal direkt nach Darmstadt an den Universitätskanzler, um eine weitere Baumaßnahme zugunsten seines Laboratoriums zu erreichen. In mehreren Briefen führte er Linde die unbefriedigende Situation eindrucksvoll vor Augen, sparte dabei nicht mit polemischen Äußerungen über die Universität und erreichte schließlich das Gewünschte. Bei der Verfolgung seines Zieles ging Liebig sehr geschickt vor. Erstmals brachte er die Angelegenheit in einem Brief vom 14. Oktober 1838 zur Sprache und schilderte seine Arbeitsbedingungen folgendermaßen:

„Sie erinnern sich vielleicht noch des Raumes, den man das hiesige Laboratorium nennt, es ist ein dunkler, mit Geräthschaften und Oefen überfüllter, des beständigen Zuges wegen sehr ungesunder Ort, in welchem im Allerhöchsten Falle zehn Personen arbeiten können. Dieses Lokal ist für gewisse Zwecke namentlich für alle Arbeiten mit Kohlenfeuer zur Dar-

stellung von Präparaten, auch für die Zukunft hin, noch passend, allein keiner von denen, die sich mit wissenschaftlichen Untersuchungen, mit Analysen und Arbeiten, wo es auf Reinlichkeit und Genauigkeit vorzugsweise ankommt, beschäftigen, kann diesem Raume zugetheilt werden. Es blieb mir, um diese Personen unterzubringen, nichts andres als das Auditorium übrig, was ich während des Wintersemesters auf meine Kosten zu einem Arbeitsraum zurichten ließ. Dieses Lokal ist aber für diesen Zweck von Anfang an nicht bestimmt gewesen, es eignet sich nur für gewisse Arbeiten, indem es nicht feuerfest ist und keine Abzüge für die gebrauchten Flüssigkeiten angebracht werden können. Die bey Analysen vorkommenden Verbrennungen und Destillationen müssen auf den Gängen des Hauses vorgenommen werden, wodurch das Haus mit schädlichen Dünsten angefüllt wird und ich in beständiger Angst wegen Feuergefahr erhalten werde ...“.⁴

Bereits zehn Tage nach dieser eindrucksvollen Schilderung wandte sich Liebig erneut an den einflussreichen Regierungsbeamten Linde und suchte diesen nun bei dessen Ehre und bei dessen Engagement für die ihm als Universitätskanzler anvertraute Landesuniversität zu packen:

„Ihr eigener Ruhm, ja der unseres Gouvernements ist zu eng mit dem der Universität verknüpft, als daß ich nicht aufs festeste an Ihre Bereitwilligkeit glauben sollte, ich bin nicht so verrückt, um Ihnen einen Vorwurf zu machen, wenn die Mittel fehlen, allein ich kann mir nicht denken, daß es an einer so unbedeutenden Summe mangelt. An diese aus lauter Düngerhaufen aufgeführte Universität ist seit drey Jahrhunderten nicht viel gewendet worden, soll es denn so bleiben? In dem letzten Jahrzehend ist mehr geschehen als seit hundert Jahren. Sie haben den Impuls gegeben und werden nicht stehen bleiben. In dem lumpigen Marburg wird eine neue Anatomie, eine neue Sternwarte gebaut, ich habe beide in Construction gesehen, das dortige anatomische Museum hat jährlich 2.100 f., das Laboratorium hat 1.050 f. und nur drey Eleven. In Tübingen wird ein neues und großartiges Universitätsgebäude errichtet, in Zürich, was 150 Studenten hat, ist ein Universitätsgebäude halb fertig, was über 600.000 f. kostet. So geht es denn eben an allen Orten ...“.⁵ Nicht zuletzt mit diesen drastischen Vorhaltungen erreichte der engagierte Chemiker auch diesmal sein Ziel. Linde befürwortete das Projekt in der Zweiten Kammer der Landstände, die für die Genehmigung der Gelder zuständig war, aufs wärmste und die Mittel in Höhe von 12.000 Gulden für die Erweiterung des Laboratoriums wurden vergleichsweise rasch, bereits im März 1839 bewilligt. Bei Liebig löste diese Nachricht Jubel aus und er bedankte sich umgehend bei Linde für dessen Einflussnahme: „Die Existenz und das

4 Justus Liebig an Justin von Linde, 14. Okt. 1838, in: Universität und Ministerium im Vormärz... (wie Anm. 3), S. 72.

5 Justus Liebig an Justin von Linde, 24. Okt. 1838, in: Ebenda, S. 75 f.

Fortbestehen des Laboratoriums ist nun gesichert, wir werden nicht das luxuriöseste, aber das beste und wohleingerichteste Laboratorium in Deutschland, ja ich kann ohne Bedenken sagen, in Europa haben, das Ministerium hat sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt und glauben Sie mir die Nachricht, daß ein neues Laboratorium in Gießen gebaut wird, wird auf große Entfernungen hin das lebhafteste Interesse erregen ...“⁶

Mit dieser Einschätzung sollte Liebig Recht behalten.

Noch im Frühjahr 1839 wurde nach den Plänen des Gießener Architekten Johann Philipp Hofmann an das vorhandene Laboratorium ein eingeschossiger Querflügel angebaut, der im darauf folgenden Jahr fertig gestellt war. In ihm wurde das Pharmazeutische Laboratorium, eine Bibliothek, ein zweites Wägemzimmer, ein Analytisches Labor und ein Hörsaal mit 70 Plätzen untergebracht.

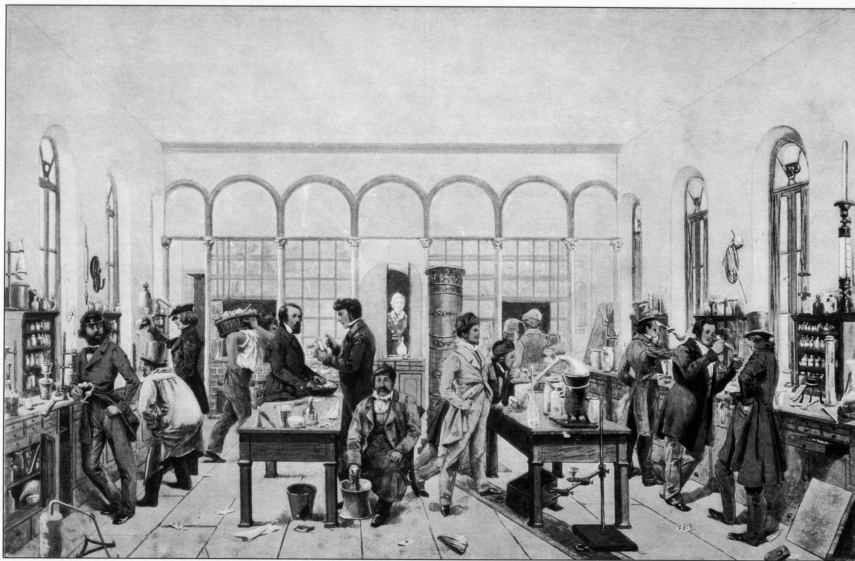


*Abb. 2: Ansicht des erweiterten Laboratoriums um 1840
(Bildersammlung von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen.*

Vor allem die Einrichtung des Analytischen Labors war für die damaligen Verhältnisse völlig neu und für die Zeitgenossen so ungewöhnlich, dass es in einer Zeichnung festgehalten wurde. Das von Liebig nach seinen Bedürfnissen gestaltete Laboratorium sollte richtungweisend werden, es war auf Jahrzehnte hinaus Vorbild für die Einrichtung chemischer Laboratorien nicht nur in Deutschland, sondern weltweit; unter anderem griff auch der Liebig-Schüler Eben Norton Horsford an der amerikanischen Universität Harvard beim Bau des dortigen Laboratoriums auf das Gießener Modell zurück. Wie Liebig vorausgesagt hatte,

6 Justus Liebig an Justin von Linde, 30. März 1839, in: Ebenda, S. 83.

erhöhte sich die Anziehungskraft des Gießener Laboratoriums durch die Neugestaltung noch erheblich.



nach einer Darstellung von W. Trautschold
Scherberg bei Gießen, um 1842

Justus Liebig's Laboratorium

Liebig Museum, Gießen

Abb. 3: Ansicht des Analytischen Labors nach der Zeichnung von Trautschold und von Ritgen, um 1840, in der Mitte der Laboratoriumsdiener Aubel (Bildersammlung von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen).

In der Mitte der 1840iger Jahre studierten etwa 10% aller Studenten der Universität Gießen das Hauptfach Chemie, was den ungeheuren Lehrerfolg Liebig's schlaglichtartig deutlich werden lässt. Aus dem einstigen Nebenfach der Medizin war eine attraktive eigenständige Studiendisziplin geworden. Mit den zwei Erweiterungsbauten hatte sich der Chemieprofessor äußerst komfortable Arbeitsbedingungen verschafft. Aber auch in finanzieller Hinsicht hatte Liebig dank seiner wachsenden wissenschaftlichen Reputation deutliche Vorteile erzielen können. Nachdem bereits bis 1835 sein ursprüngliches Ordinariengehalt von 800 Gulden auf 1.250 Gulden aufgestockt worden war, erhöhten sich seine Bezüge nach der Ablehnung von Rufen nach St. Petersburg (1837) und an die Universität Wien (1840) auf 1.650 Gulden und zuletzt auf 3.200 Gulden. Aus dem jungen Wissenschaftler, der 1824 als Außenseiter nach Gießen gekommen war, war der bestbezahlteste Professor der Landesuniversität geworden. Es verwundert daher nicht, dass er auch Rufe nach London und schließlich 1851 nach Heidelberg ablehnte. Erst einer ehrenvollen Berufung durch den bayerischen König an die Universität München, wo ihn wesentlich mehr Annehmlichkeiten erwarteten, konnte Liebig im Jahr 1852 nicht widerstehen. In Bayern ging man bereitwillig auf alle Wünsche ein, um den bekannten Chemiker zu gewinnen. Das bisherige chemische Laboratorium in München wurde zu einem großzügigen Wohnhaus

für Liebig umgebaut. Daneben wurde der von ihm geforderte Laboratoriumsneubau errichtet. Er enthielt im Zentrum den so genannten Liebigschen Hörsaal, der bis zu 300 Personen aufnehmen konnte, und daran angrenzend weitere Zimmer für Assistenten und Räume zur Materialaufbewahrung. Nichts erinnerte nun noch an die bescheidenen Anfänge im Wachhaus der Gießener Kaserne. Mit dem Wechsel in die bayerische Metropole ergaben sich nicht nur völlig neue Perspektiven für Liebigs Stellung als Universitätsprofessor, sondern der bekannte Wissenschaftler avancierte rasch zu einem Mittelpunkt der Münchener Gesellschaft und pflegte sogar Umgang mit der königlichen Familie.

Wie aber ging die Entwicklung mit dem chemischen Laboratorium in Gießen weiter? Nach dem Weggang Liebigs wurde dieses zunächst ohne wesentliche Veränderungen von dessen Nachfolger und Schüler Heinrich Will und seit 1882 von Alexander Naumann als Chemisches Institut genutzt. Allmählich aber begann sich abzuzeichnen, dass für die zeitgemäßen Anforderungen ein Neubau erforderlich war. 1888 erhielt Professor Naumann mit seinen Mitarbeitern ein neues Labor in der Ludwigstraße, in unmittelbarer Nachbarschaft des wenige Jahre zuvor errichteten Universitätshauptgebäudes. Das verlassene Laboratorium Liebigs wurde nun für andere Zwecke genutzt. Ein Teil seiner Räumlichkeiten wurde dem neu geschaffenen Lehrstuhl für Hygiene und Bakteriologie als Unterkunft zur Verfügung gestellt, der mit dem Robert-Koch-Schüler Georg Gaffky besetzt worden war. Wie so oft zog sich die ursprünglich als Provisorium gedachte Unterbringung des Hygienischen Instituts länger hin, erst 1896 konnte der Umzug in ein neu erbautes Hygiene-Institut an der Frankfurter Straße erfolgen. Noch im gleichen Jahr wurde das gesamte Areal der ehemaligen Kaserne mit der Alten Klinik und Liebigs Labor vom hessischen Staat an die Stadt Gießen verkauft, ohne dass für die künftige Nutzung Auflagen gemacht wurden oder der Gebäudeteil mit dem Laboratorium unter Denkmalschutz gestellt wurde. Der Gießener Magistrat war vorerst unschlüssig, was mit dem erworbenen Gelände geschehen sollte, unter anderem wurde erwogen, es für den Bau eines neuen Rathauses zu verwenden. Das alte Laboratorium Liebigs stand in den folgenden Jahren weitgehend leer, nur der ehemalige Hörsaal diente noch als Küche für die benachbarte Universitätsklinik.

In dieser Situation war es der erst kurz zuvor an die Universität Gießen berufene Psychiater Robert Sommer, der Bewegung in die Angelegenheit brachte. Sommer war nicht nur in seinem engeren wissenschaftlichen Wirkungsfeld äußerst aktiv und setzte sich engagiert für den Aufbau der sich in Gießen gerade etablierenden Psychiatrie ein, sondern er zeigte darüber hinaus auch ein großes Interesse für die Lokalpolitik. Er gehörte zu den wenigen Universitätsprofessoren, die sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Mitglieder des Stadtparlaments (Sommer gehörte diesem Gremium von 1911 bis 1922 an) mit kommunalpolitischen Belangen beschäftigten. Aber bereits vor seiner aktiven Zeit als Gießener Stadtverordneter bezog Professor Sommer in lokalpolitischen Fragen Stellung. 1898 hatte er im „Gießener Anzeiger“ und kurz darauf in einer kleinen Broschüre Vorschläge für die Verbesserung der Gießener Eisenbahnverhältnisse

unterbreitet. Seiner Ansicht nach war die bisherige Streckenführung, durch die die damals schon vielbefahrene Frankfurter Straße diagonal durchschnitten wurde, keineswegs günstig und er schlug stattdessen vor, den Gebäudekomplex mit der Alten Klinik und dem Laboratorium Liebig's abzureißen und an dieser Stelle einen Zentralbahnhof mit davor liegenden Grünflächen anzulegen. Die damit zur Diskussion gestellte Möglichkeit, die ehemalige Wirkungsstätte Liebig's zu zerstören, wurde in chemischen Kreisen sofort registriert und blieb nicht unwidersprochen. Nur wenige Wochen nach Sommers Zeitungsartikel erschien im Dezember 1898 in der „Chemiker-Zeitung“ ein Beitrag mit der Anregung, den einstigen Wirkungsort Justus Liebig's zu erhalten und zu einem Museum für Chemie umzugestalten. Ob es diese Intervention war oder ob andere Gründe ausschlaggebend waren, ist unklar, auf jeden Fall aber vollzog Sommer kurz darauf eine völlige Kehrtwende. Statt weiterhin für eine Entfernung des alten Liebig-Labors zu plädieren, setzte er sich in den folgenden Jahren unermüdlich für dessen Erhaltung ein, er wurde zu einem der maßgeblichen Verfechter der Idee, in Gießen ein Liebig-Museum ins Leben zu rufen. Dass Sommer sich als Mediziner so engagiert für das Andenken Liebig's einsetzte, war nicht zuletzt auf wissenschaftliche Motive zurückzuführen, er urteilte unter anderem folgendermaßen über ihn:

„Männer wie Liebig gehen in ihrer Wirkung weit über die Grenzen ihrer Fachwissenschaft hinaus und wirken bahnbrechend nicht nur durch ihre besonderen Forschungsergebnisse, sondern weit mehr noch durch ihre Methode. Liebig hat ein großes Gebiet der Natur durch sein analytisches Verfahren der Wissenschaft errungen; deshalb können über die Grenzen des chemischen Gebietes hinaus alle diejenigen an dem Werk eines Liebig-Museums Anteil nehmen, welche in der Methode den eigentlichen Ursprung des wissenschaftlichen Fortschritts auf allen Gebieten erkennen“.⁷ Hier hat Robert Sommer erstaunlich modern gedacht.

Zum Hauptmitstreiter Sommers wurde der Darmstädter Fabrikant Medizinalrat Dr. Emanuel August Merck. Als man die hundertste Wiederkehr von Liebig's Geburtstag im Jahr 1903 in seiner Heimatstadt Darmstadt zum Anlass nahm, gebührend an das Wirken des berühmten Chemikers zu erinnern, gehörte Merck zu denjenigen Stimmen, die sich bei dieser Gelegenheit entschieden für die Erhaltung und Restaurierung des Gießener Laboratoriums einsetzten. Die großherzogliche Regierung schien dem Projekt ebenfalls nicht abgeneigt zu sein. Mit einer Eingabe an den Engeren Senat der Universität Gießen im Januar 1903 suchte Sommer die Sache voranzubringen, indem er eine Spende von seiner Seite in Höhe von 300 Mark in Aussicht stellte,

„für den Fall, dass Großherzoggl. Ministerium die Errichtung eines Liebig-Museums (d.h. einer Sammlung zur Geschichte der Chemie unter spe-

7 Zitiert nach: Otto Behaghel, Robert Sommer und das Gießener Liebig-Museum, in: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 12, 1938, S. 39.

zieller Berücksichtigung des Einflusses desselben auf die wissenschaftliche Medizin) unter Verwendung des alten chemischen Laboratoriums beschliessen sollte ...“.⁸

So rasch sollte es dann aber doch nicht gehen. In den kommenden Jahren machte das Projekt keine Fortschritte, nur Professor Sommer hielt beharrlich an dem Museumsplan fest und warb immer wieder in der Öffentlichkeit dafür. Nach einem von ihm beim Oberhessischen Geschichtsverein im Dezember 1909 gehaltenen Vortrag, in dem Sommer wiederum die Erhaltung des Liebig-Laboratoriums angesprochen hatte, fiel seine Anregung schließlich auf fruchtbaren Boden. Es fanden sich genügend Anhänger für seine Idee und es kam zur Gründung eines „Arbeitsausschusses zur Erhaltung des Gießener Liebig-Laboratoriums“, der am 12. Dezember 1909 – also nur drei Tage nach Sommers Vortrag – zu einer ersten Sitzung zusammentrat. Dieser Arbeitsausschuss war der Vorgänger der späteren Liebig-Gesellschaft. Zu seinen Mitgliedern gehörten neben dem Initiator Sommer und dem bereits erwähnten Medizinalrat Merck der Liebig-Schüler Professor Jacob Volhard aus Halle, der Germanist und Vorsitzende des Oberhessischen Geschichtsvereins Professor Otto Behaghel, die Chemiker Dr. Max Buchner und Direktor Fritz Lütj aus Mannheim, Professor Krause aus Köthen, der Gießener Privatdozent und Schriftführer des Arbeitsausschusses Dr. Thomae sowie der Gießener Oberbürgermeister Mecum. Der Arbeitsausschuss bat sofort um Spenden für die Erwerbung des Laborgebäudes von der Stadt, damit es als „Kulturheiligtum“ erhalten bleiben könne. Neben der Wiederherstellung des Laboratoriums war man darüber hinaus von Anfang an bemüht, „auf den grossen Meister bezügliche Gegenstände, Bilder, Schriften u.s.w.“ zu sammeln.⁹ Damit war das Ziel abgesteckt: die ehemalige Wirkungsstätte Liebigs sollte zu einem Museum umgestaltet werden, das klar auf die Person des berühmten Chemikers bezogen sein sollte. Es sollte eine Erinnerungsstätte, eine „Liebig-Gedächtnishalle“ werden, wie ein Artikel im „Gießener Anzeiger“ vom 11. Dezember 1909 treffend formulierte. Die unter anderem von dem Heidelberger Professor Bredig geäußerte Anregung, mit der Erhaltung des Liebig-Laboratoriums die Einrichtung eines Museums für Entwicklungsgeschichte der Chemie zu verbinden, fand in den Reihen des Arbeitsausschusses keinen genügenden Anklang. Man hielt an dem engen Bezug zu Liebig und dessen Wirken fest, dies ist bis heute die Grundkonstante des Liebig-Museums geblieben.

Für die Werbung des Projekts veröffentlichte der Arbeitsausschuss Aufrufe in der lokalen und überregionalen Presse, die schon bald den erhofften Zuspruch fanden. Der Bekanntheitsgrad Justus Liebigs und das Wissen um dessen Verdienste für das Fach Chemie waren nicht nur in Chemiker-Kreisen ungebrochen. Fabrikanten, Professoren aus dem In- und Ausland und nicht zuletzt eine Reihe

8 Eine Abschrift dieser Eingabe vom 13. Januar 1903 ist in den Akten der Stadt Gießen überliefert: Stadtarchiv Gießen, N Nr. 237, Liebig-Museum, Teil I.

9 Vgl. Notiz im „Gießener Anzeiger“ vom 12. Dez. 1909.

Gießener Honoratioren schlossen sich den Befürwortern des Museumsplans an und unterstützten das Vorhaben mit großzügigen Spenden. Bereits ein halbes Jahr nach Gründung des Arbeitsausschusses waren 11.000 Mark an Spendengeldern eingegangen. Trotz dieses beachtlichen Erfolgs sollte diese Summe jedoch bei weitem nicht ausreichen, um die Erhaltung des alten Laboratoriums zu sichern. Probleme ergaben sich durch die Haltung der Stadtväter, die dem Museumsgedanken offenbar nicht allzu viel abgewinnen konnten. Medizinalrat Merck brachte dies gegenüber Schriftführer Thomae in einem Brief vom 25. Juli 1910 erstmals zur Sprache:

„Auf der Rückfahrt von Giessen gestern ist mir eingefallen, ob es nicht praktisch sei, vor allen Dingen auch einmal die Bürgerschaft von Giessen für unser Projekt durch besondere Zeitungsartikel zu interessieren. Der Theater-Neubau in Giessen hat ja s. Zt. bewiesen, dass das Geld dort für allgemeine Zwecke ziemlich locker sitzt und andererseits hätte man auch, wenn sich die Bürgerschaft für die Sache interessiert, ein Gegengewicht gegen den Oberbürgermeister, der, wie ich gestern gehört habe, den Zahnärzten das alte Liebig-Laboratorium auf drei Jahre zugesagt hat...“¹⁰

Um die Gefahr einer anderweitigen Nutzung des Laboratoriums abzuwenden, trat der Arbeitsausschuss daraufhin umgehend an die Stadt mit der Bitte heran, ihm die unteren Räume des Gebäudes mietweise zu überlassen und ihm zu gestatten, den ältesten Laborteil wiederherzustellen und für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Über dieses Gesuch beriet die Stadtverordneten-Versammlung in einer geheimen Sitzung am 4. August 1910 und fasste darin einen Beschluss, der bei den Museumsfreunden einen Sturm der Entrüstung auslöste. Die Vermietung an den Arbeitsausschuss wurde abgelehnt, stattdessen wurde ihm angeboten, das Gebäude für 60.000 Mark zu kaufen, aber nur unter der Bedingung, wenn bis Ende August eine bindende Zusage für den Kauf vorliege. Für den Fall, dass der Kaufvertrag nicht zustande kam, wurde der Oberbürgermeister ermächtigt, das Laboratorium dem Verein hessischer Zahnärzte zur Einrichtung einer Zahnklinik zu vermieten. Während man somit Professor Sommer und seinen Mitstreitern ein klares Ultimatum setzte, verhielt sich die Stadt gegenüber den Plänen der Zahnärzte weitaus entgegenkommender. Hier machte sich nun negativ geltend, dass der Staat seinerzeit das ehemalige Kasernengelände an die Stadt ohne Auflagen verkauft hatte, so dass diese nun völlig frei über die weitere Verwendung der Gebäude entscheiden konnte. Die geforderte Summe von 60.000 Mark konnte der Arbeitsausschuss unmöglich binnen der gesetzten Frist von gut drei Wochen aufbringen, auch vom „Verein deutscher Chemiker“ war keine ausreichende finanzielle Unterstützung zu erwarten. In dieser aussichtslos scheinenden Lage kam ein überraschendes Angebot von Seiten des Darmstädter Fabrikanten Merck. Er sprach sich für den Kauf des Gebäudes aus. Der Arbeitsausschuss sollte hierzu 10.000 Mark Anzahlung lei-

10 Akten des Gießener Liebig-Museums, Ordner 1: Liebig Museum 1910, 1. Hälfte.

sten, für die Restsumme von 50.000 Mark wollte Merck die Bürgschaft übernehmen. Da der Arbeitsausschuss kein eingetragener Verein und somit nicht als Vertragspartner in Frage kam, trat Merck gegenüber der Stadt als Käufer auf. Im Kaufvertrag, der am 29. August 1910 abgeschlossen wurde, war allerdings ausdrücklich vermerkt, dass der Erwerb ausschließlich „behufs Gründung einer öffentlichen Anstalt für wissenschaftliche Zwecke bzw. behufs Gründung eines Liebigmuseums“¹¹ erfolgt sei.

Schon wenige Wochen nach dem Kauf des Laboratoriums gingen die Mitglieder des Arbeitsausschusses daran, das Gebäude wiederherzustellen. Mit den Renovierungsarbeiten und der Rekonstruktion der Räume wurde der Gießener Architekt Hans Burg beauftragt. Zunächst musste der lange Zeit leer stehende Bau saniert werden, die Mauern wurden restauriert, der Außenputz erneuert und das Dach neu eingedeckt. Für die möglichst originalgetreue Wiederherstellung des Innenbereichs konnte ein Bauinventar von 1853 herangezogen werden, das Liebigs Nachfolger Heinrich Will angefertigt hatte und von Professor Naumann dem Arbeitsausschuss zur Verfügung gestellt wurde. Die Kosten für diese Baumaßnahmen waren beträchtlich, so dass man auf die Erschließung weiterer Geldquellen angewiesen war. Auf Initiative von Medizinalrat Merck wandte sich der Arbeitsausschuss im November 1910 an das großherzogliche Ministerium mit der Bitte, den Ausbau des Museums mit staatlichen Mitteln zu unterstützen. Das Antwortschreiben von Innenminister Hombergk fiel jedoch abschlägig aus und unmissverständlich stellte er darin klar, dass eine Beteiligung des Staates erst dann in Erwägung gezogen werden könnte, wenn die „nächstbeteiligte Stadt Gießen sich über Art und Maß ihrer Leistungen zur Erhaltung des historischen Laboratoriums“¹² geäußert habe. Auch weitere Eingaben, die in der Folgezeit an das Finanz- und Innenministerium sowie an die beiden Kammern der Landstände gingen, bewirkten keine Änderung dieser Einstellung, was Professor Sommer im Mai 1911 gegenüber Merck zu der Äußerung veranlasste:

„Ich muss Ihnen offen sagen, dass mir für dieses ganze Verfahren jedes Verständnis fehlt, und dass, wenn nicht vom hessischen Ministerium in der Sache endlich ein etwas energisches Wohlwollen für diese wahrhaft hessische Angelegenheit betätigt wird, ich die Absicht habe, meine mühevollen Funktion als Vorsitzender des Arbeits-Ausschusses mit einer öffentlichen Motivierung niederzulegen“.¹³

Dieses Wohlwollen blieb jedoch aus, zumindest was staatliche Zuwendungen betraf, und man war für die Einrichtung des Museums weiterhin vor allem auf Spenden von Privatleuten und Firmen angewiesen. Immer wieder wandte sich der Arbeitsausschuss mit entsprechenden Aufrufen an die Öffentlichkeit.

11 Akten des Gießener Liebig-Museums, Ordner 2: Liebig-Museum 1910, 2. Hälfte.

12 Ebenda, Schreiben Hombergks vom 12. Dez. 1910.

13 Schreiben von Robert Sommer an Merck vom 12. Mai 1911, Akten des Gießener Liebig-Museums, Ordner 3: Liebig-Museum 1911.

Bereits im August 1910, als der Kauf des Laborgebäudes zur Diskussion stand, hatte Medizinalrat Merck den Vorschlag unterbreitet, eine besondere Gesellschaft für die Erhaltung des Laboratoriums zu gründen, damit diese künftig als juristische Person als Eigentümerin auftreten könne. Sommer griff diese Anregung auf und im Februar 1911 wurde die „Gesellschaft Liebig-Museum“ ins Leben gerufen. Sie kann somit im Jahr 2011 auf 100 Jahre erfolgreiches Wirken zum Andenken an Justus Liebig zurückblicken. In ihrer Satzung stellte sich die neu gegründete Gesellschaft folgende Aufgaben: „Wiederherstellung und Erhaltung des Liebig-Laboratoriums, Einrichtung eines Liebig-Museums in den Räumen des Laboratoriums und Förderung der Chemie“.¹⁴ Diesen Zielen fühlt sich die Gesellschaft als Trägerin des Liebig-Museums heute noch nach wie vor verpflichtet, allerdings seit 1989 unter dem geänderten Namen „Justus-Liebig-Gesellschaft e.V. zu Gießen“. Verbunden mit dieser neuen Namensgebung ist die Absicht, neben der bisherigen Ausrichtung auf die Museumsarbeit weitere Aufgabenfelder in den Blick zu nehmen und durch Veröffentlichungen und Tagungen das Wissen über das Leben und Wirken Liebigs wach zu halten. Am 26. Juli 1911 hielt die neu gegründete Gesellschaft ihre erste Mitgliederversammlung im Liebig-Laboratorium ab und begründete damit eine Tradition, die bis heute beibehalten wird. Die Leitung der Gesellschaft wurde den beiden maßgeblichen Initiatoren des Museumsprojekts übertragen: Medizinalrat Merck wurde zum ersten Vorsitzenden gewählt, Professor Sommer wurde zweiter Vorsitzender. Als prominenter Schirmherr für das weitere Vorgehen konnte im Juni 1911 der Landesherr, Großherzog Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, gewonnen werden, er übernahm das Protektorat für das im Entstehen begriffene Liebig-Museum. Bereits im Frühsommer 1911 begann die Gesellschaft gezielt mit dem Ankauf von Briefen, Manuskripten und Publikationen Justus Liebigs und legte damit den Grundstein für die heutige umfangreiche Sammlung.

Turbulenzen aber sollten erneut von Seiten der Stadt ausgehen. Völlig überraschend kündigte Oberbürgermeister Mecum im September 1913 die aus dem Kaufvertrag des Liebig-Laboratoriums noch verbliebene Restsumme von 50.000 Mark mit Wirkung zum 1. Januar 1914, er begründete diesen ungewöhnlichen Schritt mit einem erhöhten städtischen Finanzbedarf. Vergeblich wandte sich daraufhin die Gesellschaft an den Gießener Magistrat mit mehreren Schreiben, um zumindest eine Verminderung des Restbetrags von 10.000 Mark auf 40.000 Mark zu erreichen. Auch der Hinweis, „dass das Liebigmuseum in fortschreitendem Masse zu einem Anziehungspunkt der Stadt werden wird und dass ein Entgegenkommen der Stadt in diesem Punkt auf die Dauer in ihrem eigenen Interesse liegt“,¹⁵ konnte die Kündigung nicht aufheben. Wieder war es Merck, der

14 Entwurf für die Satzung der Gesellschaft Liebig-Museum, § 2. Akten des Gießener Liebig-Museums, Mappe: Drucksachen und Zeitungsausschnitte betr. Entwicklungsgeschichte des Museums 1899-1929.

15 Undatierte Antwort des Arbeitsausschusses auf die Mitteilung des Gießener Oberbürgermeisters, Akten des Gießener Liebig-Museums, Ordner 4: Liebig-Museum 1912, 1913, 1914.

sich als Retter in der Not erwies. Er erstattete die noch ausstehende Kaufsumme fristgerecht aus eigener Tasche und sorgte im März 1914 als Eigentümer des Gebäudes dafür, dass es in die Denkmal-Liste des Landes eingetragen wurde.

Während des Ersten Weltkriegs kam die Umgestaltung des Laboratoriums zu einem Museum zwar ins Stocken, aber kleine Fortschritte konnten dennoch erzielt werden. Die Inneneinrichtung wurde Stück für Stück weiter ergänzt. Ein Großteil der Originalgerätschaften Liebig's und der ursprünglichen Möbel des Laboratoriums war 1888 in das neue Chemische Institut unter die Obhut von Professor Naumann verbracht worden und konnte nun von der Universität für das Museum erworben werden. Andere Laborgeräte wurden nach erhaltenen Zeichnungen nachgebaut. Wertvolle Zuwendungen erfolgten überdies aus dem Kreis der Liebig-Familie sowie von den Freunden und Schülern des Chemikers, die mit den Jahren immer mehr auf das Gießener Museumsprojekt aufmerksam wurden. Sie stifteten nicht nur Ausstattungsgegenstände für das Museum, sondern schenkten auch eine Reihe von Original-Dokumenten zum Lebens- und Karriereweg Liebig's und bereicherten so die begonnene Sammlung. Auf diese Weise konnten die meisten Räume, darunter auch Liebig's Arbeitszimmer und sein Privatlabor, nahezu originalgetreu eingerichtet werden. Das zweifellos größte Geschenk aber erhielt die „Gesellschaft Liebig-Museum“ durch Medizinalrat Merck, der das Laborgebäude im August 1918 der Gesellschaft schenkte. Sie ist seit diesem Zeitpunkt die Eigentümerin. Für diese großzügige Geste, zu der sich Merck erst allmählich durchgerungen hatte, bedankte sich Robert Sommer bei seinem langjährigen Mitstreiter mit einer akademischen Ehrung. Als Dekan der Medizinischen Fakultät veranlasste Sommer, dass Merck noch im Jahr 1918 für seine „opferwillige Tätigkeit für die Erhaltung des Liebig-Museums in Gießen“ den Ehrendoktor in Medizin von der Universität Gießen verliehen bekam.¹⁶

Der mit dem voranschreitenden Ausbau des Museums einhergehende Wunsch, dieses offiziell zu eröffnen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, musste infolge der Kriegsergebnisse immer wieder verschoben werden. Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs war ein Teil der Räumlichkeiten gezwungenermaßen als Reservelazarett und für Arbeiten des Roten Kreuzes abgetreten worden. Erst im Frühjahr 1920 schienen die politischen Verhältnisse wieder so weit stabil, dass an eine feierliche Eröffnung des Museums gedacht werden konnte. Der erfolgreiche Einsatz der „Gesellschaft Liebig-Museum“ für die Erhaltung des Laboratoriums veranlasste nun auch die Stadt Gießen, ihre bisherige Zurückhaltung aufzugeben und stattdessen durch großzügige Spenden ebenfalls ihren Teil zum Gelingen des Vorhabens beizutragen. Zwei Tage vor der offiziellen Eröffnungsfeier, die auf den 26. März 1920 anberaumt worden war, überreichte der Nachfolger von Mecum, der neue Oberbürgermeister Keller, der Gesellschaft einen Betrag von 5.000 Mark. Die Eröffnung des Museums fand im üblichen Rahmen mit einer akademischen Feier in der Aula der Universität statt,

16 Universitätsarchiv Gießen, Sign.: Med G 5: Ehrenpromotion von Merck 1918.

in deren Verlauf mehrere Festreden zu Ehren Liebigs gehalten wurden.¹⁷ Daran anschließend wurde die Möglichkeit zur Besichtigung des Museums geboten. Ungewöhnlich war eine für den Abend vorgesehene Aufführung im Gießener Stadttheater. Der vielseitig begabte Psychiater Sommer hatte es sich nicht nehmen lassen, eigens für diesen Zweck ein Theaterstück zu verfassen. Unter dem Titel „Die chemische Hexenküche“ wurde dem begeisterten Publikum die wissenschaftliche Biographie Liebigs und die Geschichte des Gießener Laboratoriums auf höchst amüsante Weise nahe gebracht. Das nun für die Öffentlichkeit zugängliche Museum bot dem Publikum einen anschaulichen Einblick in die Wirkungsstätte Liebigs und in die Funktionsweise früher experimenteller Forschung. Daran hat sich bis heute nichts geändert. Auch der heutige Besucher kann bei einem Gang durch das Museum in den nahezu unveränderten Räumlichkeiten des einstigen Laboratoriums die Anfänge moderner naturwissenschaftlicher Forschung unmittelbar nachvollziehen.

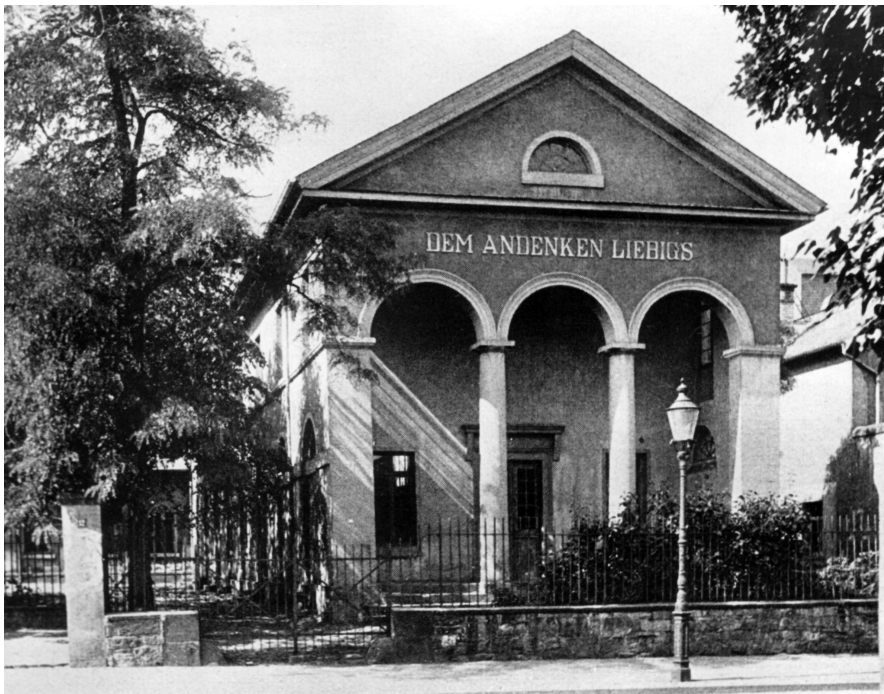


Abb. 4: Außenansicht des Liebig-Museums mit der Aufschrift „Dem Andenken Liebigs“ (Bildersammlung von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen).

¹⁷ Zu den Festrednern gehörten unter anderem der Gießener Ordinarius für Chemie, Karl Elbs, der über „Liebigs Bedeutung für die reine Chemie“ sprach und Professor Robert Sommer, der über die „Geschichte des Liebig-Laboratoriums“ berichtete. Vgl. hierzu die Einladung zur Eröffnungsfeier, Universitätsarchiv Gießen, Sign.: PrA Nr. 1380.



*Abb. 5: Blick in das Analytische Labor
(Bildersammlung von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen).*

Neben der Erhaltung des Liebig-Laboratoriums und dessen Umwandlung in ein Museum legte die Gesellschaft Liebig-Museum von Anfang an großen Wert darauf, Dokumente zum Lebens- und Karriereweg Justus Liebig's zusammenzutragen. Da der eigentliche Nachlass von Justus Liebig nach dessen Tode (er verstarb 1873 in München) an die Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek gelangt war, musste sich die Gießener Liebig-Gesellschaft beim Aufbau ihrer Sammlung auf den Erwerb einzelner Dokumente beschränken. Daher befindet sich der umfangreichere Teil des Materials zu Liebig in München, einen Hauptbestandteil bilden darunter Korrespondenzen mit befreundeten Wissenschaftlern (hingewiesen sei hier nur auf den mehrere hundert Briefe umfassenden Briefwechsel zwischen Liebig und Friedrich Wöhler). Eine besondere Kostbarkeit, die bislang noch weitgehend unerforscht ist, stellen die in München überlieferten Laborbücher Liebig's dar, die die Forschungsarbeit in seinem Gießener Laboratorium dokumentieren. Neben dem Nachlass in München bildet die von der Gesellschaft Liebig-Museum zusammengetragene Sammlung das zweitgrößte Material zu Leben und Werk des berühmten Chemikers. Wie oben bereits erwähnt, wurde mit dem Aufbau der Sammlung unmittelbar nach der Gründung der Gesellschaft im Frühsommer 1911 begonnen. In den folgenden Jahrzehnten wurde die Sammlung durch Schenkungen und Ankäufe stetig erweitert, unter anderem gelangte nach der Auflösung der Darmstädter Liebig-Vereinigung im Jahr 1950 ein Teil der dort vorhandenen Bestände (vor allem Briefe, Bücher, Plaketten und Photographien) nach Gießen. Zurzeit umfasst die

bedeutende Sammlung der Gießener Liebig-Gesellschaft mehr als 3.500 Einzelstücke, davon sind etwa die Hälfte Original-Dokumente. Im Jahr 1994 entschied sich die Liebig-Gesellschaft, die weitere Aufbewahrung dieser Unterlagen dem Universitätsarchiv Gießen als Depositum anzuvertrauen, d.h. Eigentümerin ist weiterhin die Gesellschaft. Ausschlaggebend für diesen Schritt war vor allem die Überlegung, auf diese Weise eine geregelte Benutzung der Dokumente zu ermöglichen. Im Universitätsarchiv firmieren die Unterlagen unter dem Titel „Liebig-Depositum“ und gehören hier zu den wertvollsten Beständen.

Wie der Nachlass Liebigs in München besteht auch die Gießener Sammlung zu einem Großteil aus Korrespondenzen, einen wesentlichen Bestandteil im Liebig-Depositum bilden Briefe Liebigs an seine Eltern, seine Kinder und an seine Ehefrau Henriette sowie seine umfangreichen Briefwechsel mit befreundeten Wissenschaftlern. Auch heute noch wird die Sammlung der Liebig-Gesellschaft nach Möglichkeit ergänzt, wenn interessante Stücke antiquarisch angeboten werden. So konnte vor einigen Jahren unter anderem ein Brief Liebigs an seinen amerikanischen Schüler Eben Norton Horsford vom 4. Juni 1848 erworben werden, der wegen seines Inhalts besonders wertvoll ist. Zum einen berichtet Liebig darin über die Ereignisse der 1848er Revolution in den deutschen Staaten und in Gießen, zum anderen gibt er Horsford darin Hinweise zum Aufbau eines chemischen Laboratoriums in Harvard. Neben Korrespondenzen sind im Liebig-Depositum auch eine Reihe von Manuskripten, Vertragsentwürfen und handschriftlichen Notizen vorhanden. Auch ein Kochbuch der Liebig-Compagnie mit Rezepten zur Verwendung des von Liebig entwickelten Fleischextrakts befindet sich in diesem umfangreichen Bestand.

Im Aufbau dieser wertvollen Dokumenten-Sammlung ist ein weiteres Verdienst der Gießener Liebig-Gesellschaft zu sehen. Während sie mit der Einrichtung des Liebig-Museums eine einzigartige Erinnerungsstätte erhalten konnte, trug sie mit ihrer Sammeltätigkeit dazu bei, wichtiges Material zur Aufarbeitung von Liebigs Leben und Wirken zur Verfügung zu stellen. Dieser Aufarbeitungsprozess ist immer noch im Gange, was angesichts der zahlreichen zu Justus Liebig vorliegenden Publikationen auf den ersten Blick erstaunen mag. Aber der umtriebige Wissenschaftler setzte nicht nur hinsichtlich seiner Forschungstätigkeit und der Verbreitung seiner Erkenntnisse im In- und Ausland Maßstäbe, sondern auch hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Kommunikation. In seinem Nachlass und im Gießener Liebig-Depositum sind insgesamt ca. 10.000 Einzelbriefe erhalten, die mit mehreren hundert Korrespondenzpartnern aus ganz Europa gewechselt wurden. Für die Erforschung der Anfänge moderner wissenschaftlicher Netzwerke bleibt hier noch viel zu tun. Auch die bereits erwähnten Laborbücher Liebigs harren noch einer eingehenden Bearbeitung und gerade von ihrer Auswertung kann ein tiefer Einblick in das Arbeitsfeld und die Vorgehensweise Liebigs erwartet werden.

Gießen 4^{ten} Juni 1848.

Mein theurer Freund, Eine Reihe von erschütternden
Ereignissen welche Deutschland in seinen Grundfesten zu
zerreißen drohen, liegt zwischen Ihnen und meinem
letzten Brief. Sie haben durch die Festungen erfahren
welchen Einfluss die neue französische Revolution
auf die Zustände in meinem Vaterlande gehabt haben.
Ein drückendes System das härtesten Polizeigewalts,
welche den politischen Geist gefesselt hielt ist gestürzt
und die Folge davon war ein Zustand der Auflösung
und Anarchie wie ihn keine menschliche Weisheit vorher
sehen konnte. Aber die Bauern zick gegen ihre Grund-
herren, so schloßen sich die Völker ihrer Fürsten
gegenüber, in Wien in Berlin, in Bonn &c., Menschen
in allen Theilen Deutschlands wurden die Regierungen
durch die Gewalt der Bajonette gezwungen, die Freiheit
zu gewähren welche ein unerschütterliches Gut eines
jeden Menschen sind. Alles dieses ist geschehen und steht
im Verhältnis nur wenig Menschenleben gekostet. Wir
haben eine unbedingte Pressefreiheit, ein öffentliches
Gerichtsverfahren durch Geschworne, Petitionsrecht und
das Recht Recht der Association, allgemeine Volks-
bewaffnung, alles in dem reichen Maße wie es
England und das glückliche Vaterland besitzt, und
wie alles werden gefunden sein wenn diesen wichtigen
Erwerbungen fest gestattet würde sich zu entwickeln ^{und} ~~und~~
zu befertigen. Was eine Revolution stets im Gefolge hat
ist auch bei uns eingetreten. Mit der Auflösung des
alten Zustandes, des alten Gesetzes erob die Hydra des
Communismus ihr vielköpfiges Haupt. Die große

Abb. 6: Erste Seite vom Brief Liebig's an Eben Norton Horsford vom 4. Juni 1848
(Universitätsarchiv Gießen, Liebig-Depositum Nr. 3155).

Die Gießener Kunstsammlung im Neuen Schloss

HANS-JOACHIM WEIMANN

Der Phönix erhebt sich aus der Asche. Der Verein mit diesem Zeichen wird im Jahr 2012 hundert Jahre alt. Manche Gefahren hat er überlebt. Zu Katastrophen wurden:

- die 1923 endende Inflation,
- die SA-Standarte 116,
- Krieg und Überschwemmung,
- langzeitige Diaspora,
- ein Museumsdirektor.



Die Geschichte der Gießener Gemäldegalerie umfasst 6 konstruktive, 15 dynamische, 47 kryptische und 30 statische Jahre. Vom schönen Anfang soll hier die Rede sein.

Aus der Mitte des 19ten Jahrhunderts gibt es Nachrichten über einen „Kunstverein zu Gießen“ mit Zusammenkünften im Hotel Einhorn und Ausstellungen in der Aula der Universität.¹



*Hugo von Ritgen, 1811-1889
Marmorrelief am Grabdenkmal*

Am 19.7.1886 ruft Geheimrat Professor Hugo von Ritgen zur Gründung eines Kunstvereins **für das Großherzogtum Hessen** auf. Dessen erste Hauptversammlung ereignet sich in Darmstadt am 12.1.1887. Man bezweckt die Veranstaltung öffentlicher Ausstellungen, den Ankauf und die Verlosung von Kunstwerken, die Ausschmückung öffentlicher Bauten und Plätze sowie die Verteilung von Kunstblättern. Ausstellungen in den Städten Offenbach, Gießen und Worms werden zugesagt, sobald die Zahl dortiger Vereinsmitglieder 99 überschritten hat.²

Eine „Gießener Abteilung des

1 Wohl nach Fertigstellung des Saalbaus der Universität am Brandplatz im Jahre 1857 - StdtAG Sammlungen 83/619.

2 Statuten des Kunstvereins für das Großherzogtum Hessen, § 4.

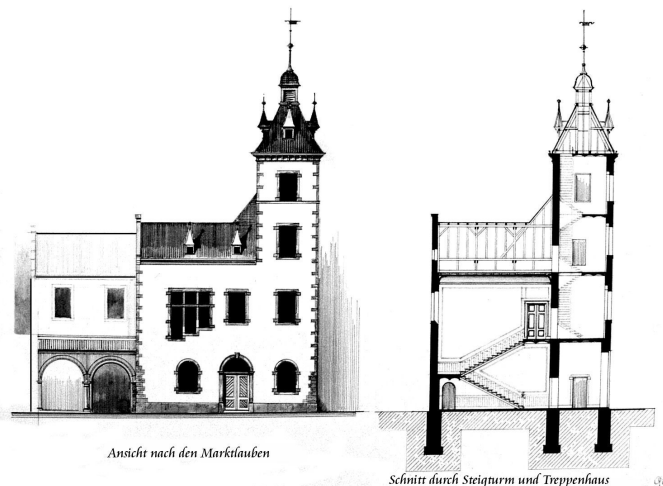


Hofgericht

ehemaligen Sitzungssaales des Criminal-Senats im alten Hofgerichtsgebäude am Brandplatz genehmigt.⁵ Das Gebäude wird von der Stadt übernommen und bis Ende 1894 umgebaut. Es heißt dann „Turmhaus am Brand“. Für den Verein wird ein 5 ¼ m hoher Ausstellungssaal mit 114 qm Fläche geschaffen. Die Architekten des Umbaus sind die Herren Blattner, Sickert und Schmandt vom Stadtbauamt.⁶

Kunstvereins für das Großherzogtum Hessen“ gibt es von Anfang an.³ Deren Briefkopf „Gießener Kunstverein“ ist in frühester bekannter Verwendung aus dem Jahre 1907 erhalten geblieben.

Für erste Ausstellungen in Gießen stellt Hugo von Ritgen einen Raum seines Instituts zur Verfügung.⁴ 1890 wird durch das Kreisbauamt eine Benutzung des



Südfassade des Turmhauses an der heutigen Marktlaubenstraße und Treppenhaus

3 R. Sommer 1918 und K. F. Ertel in: Heimat im Bild 1970 Nr. 5.

4 Pressemitteilung vom 17.2.1887 in: StdtAG Hist. Abt. 1364 I.

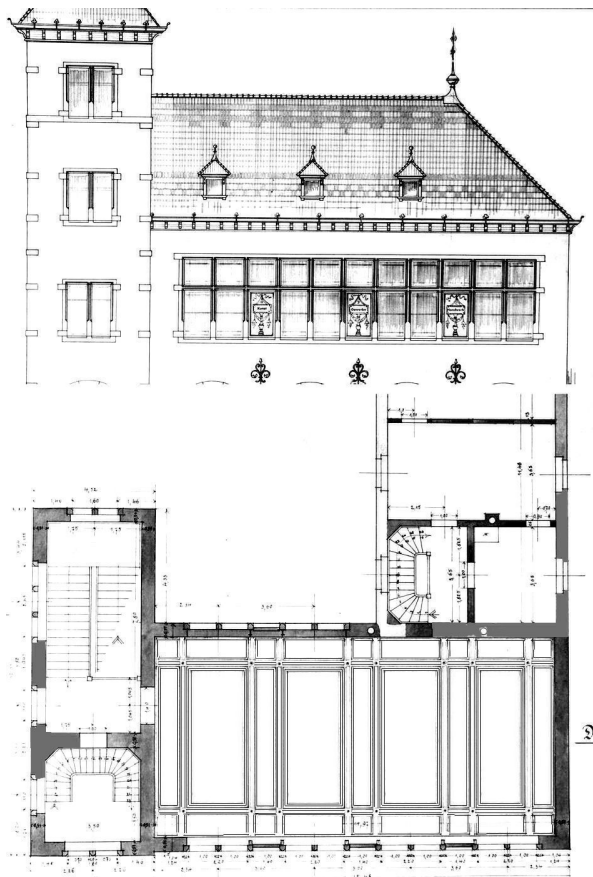
5 StdtAG Hist. Abt. 1364 I.

6 Denkmaltopographie ... Universitätsstadt Gießen, Wiesbaden 1993, S. 79.

Eine Mappe mit Plänen befindet sich im Stadtarchiv. Daraus werden hier wenige Bilder gezeigt: Auf der Südseite an der heutigen Marktaußenstraße befinden sich der Eingang und die Treppe zum Kunstvereinssaal. Dessen Fensterfront öffnet sich zum Brandplatz hin. Der Saal hat eine gegliederte Decke.

Über die feierliche Eröffnung wird in der Zeitung berichtet: *Das Ende des Jahres brachte dem Verein eine bleibende Stätte für seine Ausstellungen in Gießen. Die Stadt Gießen hat in dem umgebauten ehemaligen Hofgerichtsgebäude, dem „Thurmhaus am Brand“, das im übrigen für Feuerlöschzwecke bestimmt ist, einen großen schönen Saal im ersten Stock für Kunstausstellungen eingerichtet. Demzufolge hat auch das Gebäude die Doppel-Inschrift erhalten: „Der Stadt zum Schutz“ – „Der Kunst ein Heim“. Am 9. Dezember wurde der Ausstellungssaal von Herrn Oberbürgermeister Gnauth dem Kunstverein, in dessen Vertretung sich der Vorsitzende⁷ und die Herren Ausschussmitglieder Dr. Sahl und Schwab dahin begeben hatten, in Gegenwart der Stadtverordneten und Gießener Vereinsmitglieder zur Benutzung förmlich übergeben. Die anregende Wirkung dieser Veranstaltung hat sich durch die sehr erfreulich erhöhte Zahl der Mitglieder in Gießen bestätigt.⁸*

Die Gießener Mitgliederzahl war von 124 auf 179 gestiegen. Der Volksmund hat dann die Widmung in einen Reim verwandelt: *Unten steht die Feuerspritze / Oben hat die Kunst ihr'n Sitz.*



Vom Brandplatzgesehene Fensterfront und Grundriss des Kunstvereinssaals

7 Freiherr von Starck.

8 Ausschuß des Kunst-Vereins für das Großherzogtum Hessen: Rechenschaftsbericht für das Jahr 1894, S. 1 f.

Sezession der Sektion – Gründung des Oberhessischen Kunstvereins

Immer mehr empfindet man in Gießen die Darmstädter Vereinspraxis als unzureichend und benachteiligend. Am 26.2.1912 wendet sich Oberbürgermeister Mecum mit einer Druckschrift an die Mitglieder der hiesigen Abteilung. Darin werden die vier Ziele der Vereinsstatuten genannt und kritisch mit der Wirklichkeit verglichen.

Zum ersten Ziel: „die Veranstaltung öffentlicher Ausstellungen“.

Die vom Hauptverein überwiesenen Ausstellungen befriedigen häufig nicht ... Die Überweisung erfolgt auch nicht regelmäßig, sodaß wir öfters veranlaßt waren, durch direkte Inanspruchnahme von Künstlern und Kunsthändlern anderweit für Ausstellung guter Kunstwerke zu sorgen.

Zum zweiten Ziel: „den Ankauf und die Verlosung von Kunstwerken unter die Mitglieder“.

Die alljährlichen Verlosungen hatten kein befriedigendes Ergebnis, sowohl in ihrer früheren als in ihrer jetzigen Gestalt.

Zum dritten Ziel: „die Beschaffung von Kunstwerken zur Ausschmückung öffentlicher Bauten und Plätze, wofür 1/5 der Reinerträge als besonderer Fonds angesammelt wird.“

*Für die Beschaffung von Kunstwerken zur Ausschmückung öffentlicher Bauten etc. war ein in langen Jahren angesammelter Fonds vorhanden, der in 1908 in Höhe von 30.000 Mk, dem **Landesmuseum** überwiesen wurde, nachdem unser Antrag, einen Teil dieses Fonds zur Ausschmückung des Treppenhauses im alten Schloß zu Gießen zu verwenden, abgelehnt war. Die in Gießen eingehenden Beiträge ... werden an den Hauptverein abgeliefert. Ein Antrag des hiesigen Vorstandes, 1/5 der Gießener Überschüsse für den gleichen Zweck **hier** zu reservieren bzw. verzinslich anzulegen, wurde von der Hauptversammlung in Darmstadt mit großer Mehrheit abgelehnt.*

Zum vierten Ziel: „die Verteilung eines Kunstblattes“

... ist in der letzten Zeit nicht mehr erfolgt. Die früher ausgegebenen Kunstblätter haben sehr wenig befriedigt.

Die Gründung eines **selbständigen** Oberhessischen Kunstvereins geschieht im Stadtverordneten-Sitzungssaal zu Gießen am 10.11.1912. Oberbürgermeister Mecum wird erster Erster Vorsitzender. Als Zielsetzung wird festgelegt: *Der Oberhessische Kunstverein (eingetragener Verein) ... hat die Aufgabe, die Pflege von Kunst und Kunstgewerbe zu fördern. Der Erfüllung dieser Aufgabe sollen dienen*

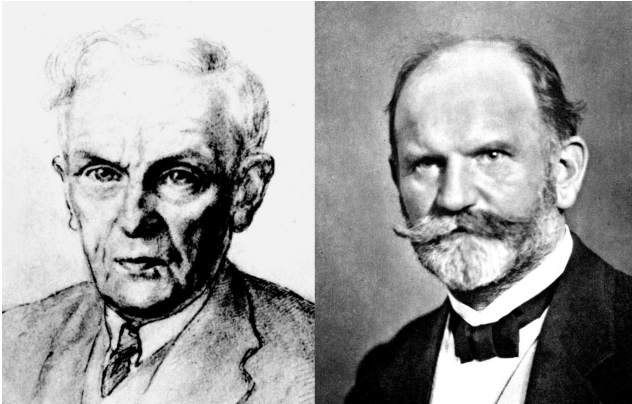
- a.) Ausstellungen von Kunstwerken,
- b.) Verlosungen von Kunstwerken,
- c.) Sonstige Veranstaltungen wie Vorträge usw.



Oberbürgermeister
Heinrich Anton Mecum

In Aussicht genommen ist ferner: der Ankauf von Kunstwerken für eine künftige ständige Kunstaussstellung.

Die Professoren Rauch und Sommer sorgen dann für einen ersten Schritt in diese Richtung durch den Erwerb eines ansehnlichen Gründungsbildes.



*Christian Rauch,
Robert Sommer*

Das Gründungsbild der Kunstsammlung

Der Kunsthistoriker Christian Rauch, liebt die Kunst von Otto Ubbelohde. Im Januar 1913 nutzt er das Turmhaus für eine Ubbelohde-Ausstellung. Das ist die zweite Veranstaltung des soeben gegründeten Oberhessischen Kunstvereins und die erste Einzelausstellung des Malers. Wenn man ihre Fortsetzung in seiner Heimatstadt Marburg hinzunimmt, bleibt sie seine einzige. Das wird ein großer Publikums- und auch Verkaufserfolg. Otto Ubbelohde gewinnt in diesem Jahr Gewissheit, dass er künftig von seinen Bildverkäufen leben können.⁹ Einen Ausstellungsbericht im Gießener Anzeiger schließt Professor Rauch mit einer *Anregung*: *Immer wieder hören wir von klugen und weiter ausschauenden Mitbürgern den Rat, in unserer Stadt „Anziehungspunkte“ zu schaffen. Ein solcher Anziehungspunkt vornehmster Art für Fremde und Einheimische wird die ständige hessische Galerie sein, die der oberhessische Kunstverein hier bei uns schaffen will. Ich möchte vorschlagen, daß wir unsere Ankäufe mit einem Werk von Ubbelohde beginnen. Vielleicht leisten uns unsere kunstsinnigen, wohlhabenden Mitbürger ihre Unterstützung dabei. Das Geld ist gut angelegt, denn wie jeder weiß, steigen gute Kunstwerke sehr im Preise. Solange wir noch keinen eigenen Raum für diese ständige Bildersammlung haben, müssen wir die Kunstwerke an einem der Allgemeinheit zugänglichen Ort unterbringen. Dafür dürfte das Foyer des Theaters am geeignetsten sein.*¹⁰

9 Freundliche Mitteilung von Herrn Ludwig Rinn, Heuchelheim.

10 Gießener Anzeiger am 11.1.1913, erstes Blatt.

Die *Anregung* wird verwirklicht. Man wirbt für eine „Hessische Landschaft“, ein 243 cm breites, 100 cm hohes Ölgemälde.



Otto Ubbelohde: Hessische Landschaft

Der Künstler erwartet 1000 (Gold)Mark, eine nach damaligen Wertverhältnissen große Summe. Beim Kunstverein berät man am 3.3.1914 über die Finanzierung. Professor Robert Sommer macht folgenden Vorschlag: *für den Ankauf sind von Privaten zur Verfügung gestellt 350 M, die Stadt soll gebeten werden, 250 M zuzuschießen, aus Vereinsmitteln werden jetzt 100 M hergegeben, Herr Sommer erklärt sich bereit, die noch fehlenden 300 M zinsfrei zu leihen unter der Bedingung, daß jährlich 100 M zurückgezahlt werden.* Dieser Plan wird gebilligt.¹¹

Die Stadtverordnetenversammlung, in der auch Professor Sommer Sitz und Stimme hat, beschließt am 16.3. über einen *Zuschuß an den Oberhessischen Kunstverein zum Erwerb eines Gemäldes: Zum Erwerb des Ubbelohdeschen Bildes wird ein Zuschuß aus der Stadtkasse von 250 M gewährt unter der Bedingung, daß der Stadt das Eigentumsrecht zu einem Viertel des Werts eingeräumt wird.*¹²

Von dem Standort, den das Gemälde zwischen 1918 und 1933 im Neuen Schloss gehabt hat, soll bald die Rede sein. Seine spätere Schicksalsgeschichte sei vorweggenommen: Nach 1933 fehlt lange ein Ausstellungssaal. Als 1965 am Dünsberg ein Erholungsheim für Bedienstete der Stadt gebaut worden war, hängt man das Bild dort in den Eingangsraum. Der schöne Rahmen wird mit Tapete überklebt. Das „Dünsbergheim“ wird 1980 an den seitherigen Pächter Winkelmann verkauft. Das Bild wird vergessen, bleibt, wo es war. Der neue Eigentümer behauptet, das Gemälde sei sein Eigentum als fester Bestandteil des Hauses. Bei dem nächsten Hauseigentümer wird Frau Ellen Möller, die mit großem Verständnis und Eifer die weithin verstreuten Bilder der städtischen und kunstvereinseigenen Sammlung zusammenträgt, schließlich erfolgreich. Sie nervt den Gastwirt so, dass er schließlich erschöpft aufgibt. *Nehmen Sie es mit. Ich*

11 StdtAG Sammlungen 1544.

12 StdtAG N 2866.

schenke es Ihnen! sagt er schließlich. Frau Möller requiriert ein Auto der städtischen Müllabfuhr und holt das Gemälde in die Stadt zurück. Der Rahmen wird sorgfältig restauriert.¹³ Nun hängt es im Treppenhaus des Alten Schlosses zwischen dem ersten und dem zweiten Stock, nicht optimal sichtbar.

Auch die Kennzeichnung ist problematisch. Man liest: „UBBELOHDE, Otto / 1867 Marburg – 1922 Goßfelden / Rudelsburg an der Saale / Öl auf Leinwand“. Es fehlt ein Hinweis auf die prominente Erwerbsgeschichte und die Eigentumsverhältnisse. Der Titel, den der Maler dem Bild gegeben hat, wird nicht genannt. Stattdessen: „**Rudelsburg an der Saale**.“ Ein Luftbild dieser Gegend konnte im Internet gefunden werden. Die Ähnlichkeit mit der Saalelandschaft ist verblüffend. Der Saalebogen passt, der Abhang dahinter auch, die Brückenbögen und selbst die Zweitürmigkeit der Burg. Nur: es handelt sich um die **Burg Saaleck**, nicht die Rudelsburg. Da stimmt einiges nicht.¹⁴

Unzweifelhaft aber sind die großen Verdienste von Frau Ellen Möller um die städtische und vereinseigene Bildersammlung, insbesondere das mühevollen Werk eines zuverlässigen Inventarverzeichnisses.¹⁵ Wenn man ihre erstaunlichen Berichte über skurrile Verhältnisse und schlimme Arbeitsbedingungen vernimmt,¹⁶ muss man sie - zeitlich nach Christian Rauch und Wilhelm Gravert - als Retterin der Galerie sehen. Der Vorsitzende des Kunstvereins Dekan Bernbeck hat es mit einer schönen Karte zu sagen versucht: *Sehr verehrte Frau Möller! Was sind wir doch in Gießen für feine Leute, daß wir jemand hatten, der noch so viel gefunden hat. Weiterhin Erfolg Ihr G. Bernbeck.* Sehr alt geworden schrieb sie kürzlich wie Ricarda Huch: *Matt im Schoß ruht die Hand, einst so tapfer am Schwert. War, wofür Du entbrannt, Kampfes wert?* Eine besondere Auszeichnung wegen dieser großen Lebensleistung ist nicht bekannt geworden.

Die besondere Zuneigung des Kunstvereins zu Otto Ubbelohde findet später eine schöne Ausdrucksform. 1919 oder etwas früher übergibt der Künstler die Radierplatte eines von der Hardt gesehenen Bildes von Gießen. Der Verein lässt unsignierte „Originalradierungen“ drucken, mit denen man für Stiftungen dankt und Beziehungspflege betreibt. Als Professor Karl Bantzer gelegentlich seines 70sten Geburtstags mit der Ehrenmitgliedschaft des Vereins gewürdigt wird, schenkt man ihm eine dieser Ubbelohde-Radierungen als besondere Aufmerksamkeit.¹⁷

13 Freundliche Mitteilungen durch Frau Ellen Möller am 23.2. und 4.4.2009.

14 Vier Wochen nach dieser öffentlich vorgetragenen Kritik war eine Berichtigung noch nicht gelungen.

15 „Oberhessisches Museum, Kunstsammlungen, Stand: 1974“ mit Unterschrift von Bürgermeister Dockhorn im April 1975, StdtAG 83/375.

16 Schreiben an den Autor im November 2010.

17 Protokoll vom 4.7.1927: „In der Hauptversammlung soll darüber Beschluß gefaßt werden, daß Herr Geh.R. Bantzer die Ehrenmitgliedschaft des Vereins angetragen und ihm eine Originalradierung von Ubbelohde überreicht oder übermittelt wird zu seinem 70. Geburtstag am 26. Aug. d. J.“, StdtAG 83/1544.



Otto Ubbelohde: Blick auf Gießen von der Hochwart, Federzeichnung

Dem Kunstverein gehört auch eine bisher unbekannte Federzeichnung von Otto Ubbelohde. Zwei Männer stehen an der Hochwart. Sie betrachten die Stadt Gießen und die Berge mit den Burgen. Auf der Rückseite steht: *Dieses Bild ist Eigentum des Oberhessischen Kunstvereins. Es wurde im Juni 1965 als Dauerleihgabe an das Oberhessische Museum überlassen. 351 KSN = Oku¹⁸ (Katalog 74¹⁹ S. 100).*

Schenkungen / Stiftungen

Zur Erinnerung an seinen gefallenen Sohn übergibt der Fabrikant Gustav Bock im Jahre 1915 der Heimatstadt eine große schöne Sammlung mit 52 Bildern als „Dr. Hans-Bock-Gedächtnis-Stiftung“.

Dazu kommen bald Schenkungen des Kommerzienrats Heinrich Cloos, des Kaufmanns Fritz Nowack und des Professors Ernst Leutert, im wesentlichen Grafik.

Einst hatte der Großherzog Ernst Ludwig ausgerufen: *Mein Hessenland blühe und in ihm die Kunst*. Zur Milderung der kriegsbedingten Notlage einheimischer Künstler wird gelegentlich seines 25-jährigen Regierungsjubiläums vom 14.7. bis zum 30.9.1917 die „Hessische Kunstaussstellung Darmstadt 1917“ veranstaltet. 14 Gießener Mäzene ermöglichen hierbei den Erwerb von 36 Bildern für den Kunstverein.²⁰

Im gleichen Jahr schenkt Frau Antonie Gail dem Kunstverein 13 Mappen des Berliner Vereins für Original-Radierung. Der Fabrikant Gustav Bock fügt der an die Stadt gegebenen Stiftung zum Gedächtnis seines Sohnes eine eigene

18 Inventarkürzel für „Oberhessischer Kunstverein“.

19 Möller-Verzeichnis 1974.

20 R. Sommer: Gießener Kunstsammlung, 1918, S. 8.

hinzu, die „Gustav-Bock-Stiftung“. Wegen dieser Großzügigkeit gegenüber der **Stadt** ernennt ihn der **Verein** zu seinem Ehrenmitglied.

Da im Folgenden gelegentlich von Geldbeträgen die Rede ist, sei angemerkt, dass die Mark innerhalb des Ersten Weltkriegs 50% ihres Wertes einbüßt. Erwähnt sei auch, dass eine Spende des Großherzogs Ernst Ludwig gelegentlich seines 25-Jahres-Thronjubiläums im März 1917 zur *Unterstützung unter dem Druck der Zeit leidender Künstler* 50000 Mark beträgt.²¹

Erwerb der Ritgen-Aquarelle durch den Kunstverein

Der in vielen Tätigkeitsbereichen sehr erfolgreiche Geheimrat Professor Dr. Josef Maria Hugo von Ritgen stirbt am 31.7.1889 in Gießen. Seit 1883 war er auch Vorsitzender des Geschichtsvereins. Er hat eine Tochter und zwei jüngere Söhne. Anna Klara Augusta von Ritgen lebt unverheiratet bis zum 6.4.1917 in Gießen und hütet die Aquarelle des Vaters. Einzelnen Besuchern wird ein Einblick gewährt. Da zwischen den Familien Sommer und v. Ritgen eine *nahe Beziehung* besteht,²² kennt Robert Sommer die Bilder. Nach dem Tod der Frau von Ritgen spricht er mit ihren Brüdern, vor allem dem Geheimrat Karl Otto von Ritgen. Er gewinnt die Erben für einen Verkauf der Aquarelle an den Kunstverein zum Freundschaftspreis. Eine Ausstellung der Bilder im Turmhaus wird zur Entscheidungshilfe für die Hauptversammlung am 27.6.1917. *Die Versammlung beschließt, die Aquarellsammlung (216 Aquarelle) zum Preise von 1300 M aus dem Nachlaß v. Ritgen zu erwerben. Der Vorsitzende wird ermächtigt, der Familie für das bei Überlassung der Sammlung bewiesene außerordentliche Entgegenkommen verbindlichsten Dank auszusprechen.*²³ Ein Journalist des Gießener Anzeigers hat den Namen des in Gießen keineswegs unbekannten Künstlers falsch verstanden. In seinem Bericht muss man am 28.6. lesen: ... *Die 200 Aquarelle zählende Sammlung von H. von Ritschel, deren Übernahme der Oberhessische Kunstverein in seiner gestrigen Sitzung beschlossen hat, ist vom Sonntag einschließlich jedermann zugänglich. Durch außerordentliches Entgegenkommen der Familie von Ritschel wurde es dem Verein möglich, die Sammlung zu übernehmen.* Der Kunstverein will für eine gute Präsentation sorgen. Eine Bitte des Geheimrats Otto von Ritgen, die Reproduktion einiger der Aquarelle im Burgverlag als Postkarten zu genehmigen, wird am 25.8.1921 gern erfüllt.

Eröffnung der Gemäldegalerie – „Kunstsammlung“ genannt – im Neuen Schloss

Das wertvolle Fachwerkgebäude „Neues Schloss“ mit einer Grundfläche von etwas mehr als 400 Quadratmetern war stets landesherrliches bzw. staatliches Eigentum. Nicht immer hat es schön ausgesehen. Die Nutzungsgeschichte ist unübersichtlich. Von 1835 bis 1899 ist die Universität Mieterin des Gebäudes. In den folgenden Jahren kommt es zu einer sorgfältigen Instandsetzung.

21 Knodt: Ernst Ludwig Großherzog von Hessen und bei Rhein, Darmstadt 1978, S. 364.

22 Brief von R. Sommer an den Vorstand des Kunstvereins, 11.5.1917.

23 Protokollbuch des Kunstvereins, StdAG 83/1544.



Der Bauinspektor Wilhelm Jost²⁴ berichtet darüber in einem Prachtband zu Ehren des Bauherrn, des Landgrafen Philipps des Großmütigen.²⁵

Das Fertigstellungsdatum 1907 ist kein Zufall. Die Ludoviciana soll die Festversammlung zu ihrem 300-jährigen Bestehen im einräumigen Erdgeschoss veranstalten. Sie feiert aber im Freien, hat bereits 1903 eine künftige Nutzung des Schlossgebäudes abgelehnt.²⁶ So beginnt nach einer Zeitspanne der Verlegenheit im Jahre 1910 eine andere Verwendung: Das Neue Schloss wird Heimstatt für privat-städtische Museen. Das von Kommerzienrat Wilhelm Gail gestiftete völkerkundliche Museum, das am 1.5.1910 im Turmhaus am Brand mit *vorläufiger Aufstellung* eröffnet wird, zieht bald in das schöne einräumige Erdgeschoss des Neuen Schlosses um.²⁷

Für die Kunstsammlung wird endlich das Obergeschoss nördlich des Treppenturms hergerichtet. Wegen der größeren Fläche und Fensterzahl ist dieser Teil günstiger als der südliche. Am 19.4.1918 wird geöffnet und gefeiert. Robert Sommer hat dies mit einer 16-seitigen Druckschrift begleitet, die einen guten Überblick über Geschichte und Bestand der Sammlung ermöglicht.²⁸ Im Gießener Anzeiger schreibt er über „Die Gießener Kunst-Sammlung“:

24 Auch Architekt der Jugendstil-Kurgebäude in Bad Nauheim.

25 Historischer Verein für das Großherzogtum Hessen: Philipp der Großmütige, Marburg (Elwert) 1904, S. 391-404.

26 Krüger H.: Das neue Schloß in Gießen, Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 30 (1961) S. 178.

27 H.-J. Weimann, in: MOHG 91 (2006) auf S. 412.

28 Nachdruck 2010 durch den Gießener Kunstverein 1912 e.V.

Gießener Kunstsammlung

Für den oberhessischen Kunstverein
zusammengestellt von
Prof. Dr. Robert Sommer
in Gießen

Nachdem im Obergeschoß des neuen Schlosses am Landgraf-Philipp-Platz geeignete Räume gewonnen und hergerichtet worden sind, ist darin die Gießener Kunstsammlung untergebracht worden und wird vom 21. April an dem öffentlichen Besuch zugänglich gemacht werden. Die vier zur Verfügung gestellten Räume sind überraschend hell und freundlich geworden und bieten für die ständige Sammlung und Ausstellung einen würdigen Rahmen. Den staatlichen und städtischen Behörden, die zur Bereitstellung

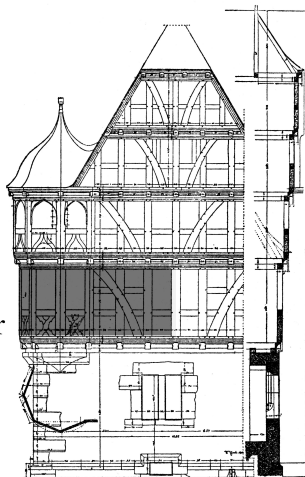
und Herrichtung dieser Räume beigetragen haben, gebührt der lebhafteste Dank aller Besucher der Sammlung und der weiteren Öffentlichkeit. Die Räume haben durch die breite Fensteranlage und die prachtvollen, z.T. auf rotem Sandsteinsockel ruhenden Eichensäulen einen architektonischen Schmuck und erweisen sich für die Zwecke der Sammlung durch die Gliederung der Wandflächen und das helle Licht als ausgezeichnet geeignet.

Dabei kommt weiterhin die Inneneinrichtung in Betracht, bei der durch Anlage von Quervänden an den Fensterseiten in den vorderen Räumen weitere Flächen zum Aufhängen von Bildern mit gutem Seitenlicht gewonnen worden sind.

Für die Sammlung von Aquarellen Hugo von Ritgens sind in dem einen Erkerzimmer 16 Schauschränken an den Wänden hergerichtet worden, so daß die ganze Sammlung gruppenweise ausgestellt werden kann. In dem zweiten Erkerzimmer nach dem Landgraf-Philipp-Platz zu befindet sich die Sammlung von Schwarzweißkunst mit besonders eingerichteten Schauschränken und Wandelrahmen für mehrere Stiftungen.

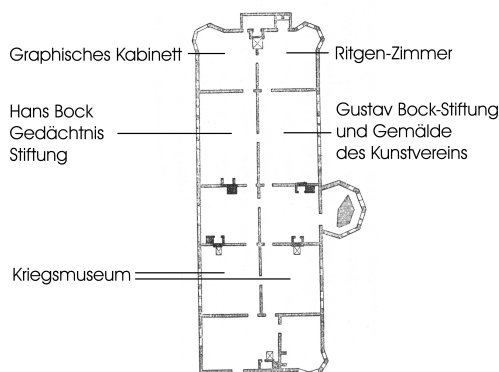
Die Dr.=Hans=Bock=Gedächtnis-Stiftung ist unter Gruppierung nach geschichtlichen Gesichtspunkten in dem nach dem Platz zu gelegenen Raum untergebracht und macht in dieser Zusammenstellung einen außerordentlich lebhaften Eindruck. Die zweite Stiftung von Herrn Gustav Bock, die mit seinem eigenen Namen belegt worden ist, befindet sich in dem nach Osten gelegenen hellen Saal, der mit seinen breiten Wandflächen und infolge der Quervände an den Fenstern ausreichenden Raum bot, um auch den eigenen Besitz des Oberhessischen Kunstvereins in guter Beleuchtung unterzubringen.

Ritgen-
Zimmer



Nordost-Erker des Neuen Schlosses
Ritgen-Zimmer

... Die ganze Sammlung stellt ein zielbewusstes Zusammenarbeiten der Stadt Gießen mit dem Oberhessischen Kunstverein dar und bildet einen wesentlichen Fortschritt in der Entwicklung unserer öffentlichen Sammlung. Dieser wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht durch die opferwillige Tätigkeit von einer ganzen Reihe von Stiftern in kurzer Zeit eine sehr beachtenswerte und interessante Sammlung von Kunstwerken zusammengekommen wäre.



Grundriß des Obergeschosses

vorhandenen Blätter der Schwarz-Weiß-Kunst sowie die 200 Aquarelle Hugo von Ritgens nach und nach sämtlich in Wechselrahmen zur Ausstellung gelangen.

Am 23.4. allerdings muss der Kunstverein im Anzeiger den Blick auf gewünschte Verhaltensweisen lenken: *Es wird ... noch einmal besonders darauf aufmerksam gemacht, daß es Kindern und Jugendlichen nur in Begleitung Erwachsener erlaubt ist, die Sammlung zu besuchen. Es besteht ferner die strenge Verordnung, daß Schirme und Stöcke am Eingang der Ausstellungsräume abgelegt werden müssen. Am Sonntag, bei starkem Andrang, hat sich gezeigt, daß einzelne Besucher mit brennenden Zigarren erschienen. Es sollte doch bekannt sein, daß man bei derartigen Gelegenheiten das Rauchen unterläßt.*

Im April 1918 umfasst der Bilderbestand nach dem Sommerschen Verzeichnis 685 Stücke:

	Gemälde	Grafik	Insgesamt
Städtisches Eigentum :			117
Hans-Bock-Gedächtnis-Stiftung	45	9	
Gustav-Bock-Stiftung	36	23	
Ankäufe der Stadt :	1	3	
Eigentum des Kunstvereins			568
Ritgen-Aquarelle	230		
Schenkungen / Stiftungen	17	321	29

29 Der Universitätsbibliothek ist für das in der folgenden Collage verwendete Bildnis von Frau Emmy Sommer zu danken.

Mäzene



Siegmund Heichelheim

ohne Bildnis :
Wilhelm Bücking
Fritz Nowack
Ludwig Adolf Spruck

Gustav Bock
gezeichnet von
Max Liebermann



Ernst Leutert

Heinrich Wilhelm
Cloos



Ludwig
Rinn

Emmy Sommer



Antonie und Wilhelm Gail

Kunstvereinsbilder

H. v. Ritgen: Altes Schloß in Gießen



C. Fries: Felder nicht magaziniert



C. Bantzer: Abendmahl



Adolf Beyer: Das grüne Halsband



R. Hoelscher: Katzenbergerinnen



Adolf Beyer: Lesendes Mädchen



Ph. Zeltner: Junges Glück



R. Hoelscher: Am Guckfenster



K. Scheld: Pferde



G. Roeder: Durchblick



O. Lipmann : Rast beim Pflügen



K. Lenz: Hinterländer Bäuerinnen



D. Chodowiecki
Rasender Roland



...verborgen
im Magazin

„Kunst-Pflege“ nach Darmstädter Art

Am 1.1.1918 wird ein „Ständiger Rat zur Pflege der freien und angewandten Kunst in Hessen“ gebildet. Von seinen sechs Mitgliedern sind je zwei Vertreter des Großherzogs, der Regierung und der Stadt Darmstadt. Zunächst ist im städtischen Ausstellungsgebäude auf der Mathildenhöhe eine Ausstellung geplant mit dem Titel „Deutsche Kunst Darmstadt 1918“. Wegen der großherzoglichen Kunstinitiativen zeichnen 28 Mitglieder des Oberhessischen Kunstvereins eine Gesamtsumme von 28.600 Mark. Die mit dem Darmstädter Kunstrat ausgehandelten Konditionen für die Verwendung gefallen den Gießener Mäzenen nicht, werden auch noch 1931 Gegenstand der Beratungen in einem „Ausschuss für die ständige Kunstsammlung in Gießen“ sein. Ein Viertel der in der Provinzhauptstadt gesammelten Summe muss für die hinsichtlich des Spendenaufkommens weniger erfolgreiche Residenzstadt freigegeben werden. Die noch möglichen Erwerbungen für Gießen werden städtisches, nicht Vereinseigentum.

Einer der Gießener Mäzene, Geheimrat Siegmund Heichelheim, knüpft an seine großzügige Zeichnung von 5000 Mark besondere Bedingungen. Von den auf Gießen entfallenden 75% = 3750 Mark soll ein bestimmtes Ölgemälde erworben werden: „Ernste Zeiten - Bauern in Tracht in ernster Unterhaltung“ von Wilhelm Thielmann, Willingshausen. Das Bild kostet 3500 Mark. Den Rest von 250 Mark gibt der Bankier in die *gemeinsam zu verwendende Summe*. In einer Protokollnotiz des „Ausschusses für die ständige Sammlung“ vom 27.4.1931 wird präzisiert: *Dieses Bild von Wilhelm Thielemann, Willingshausen, führt, wie bereits mitgeteilt, die Bezeichnung: „Ernste Zeiten - Bauern in Tracht in ernster Unterhaltung“. Bei diesem Bild ist als Stifter Herr Geheimrat S. Heichelheim zu bezeichnen. Er hat bei seiner Zeichnung ausdrücklich diesen Vorbehalt gemacht.* Der Bildtitel hat wegen des Zeitpunkts des Erwerbs einen besonderen Sinn. Ein Vierteljahr später wird der „Versailler Vertrag“ unterzeichnet. Seit 1980 bis zur Magazinierung zusammen mit den Kunstvereinsbildern hängt das Gemälde im ersten Stock des Alten Schlosses, mit der Bezeichnung „THIELMANN, Wilhelm / 1868 Herborn – 1924 Kassel / Der Gemeinderat / Öl auf Leinwand, 1918“. Eine Veränderung des Bildtitels und das Fehlen des unerlässlichen Hinweises auf den Stifter werden bemerkt.

Für das großformatige Ölgemälde „David“ des Münchener Malers Erich Erler wird die doppelte Summe ausgegeben – 7000 Mark –. Dies geschieht *auf Grund einstimmiger Wahl der bei der Eröffnung am 18.5.1918 anwesenden Gießener Zeichner*. Der sehr erfolgreiche Maler ist bekannt wegen Themen aus der germanischen Mythologie und Aufträgen der Obersten Heeresleitung. Auch diesem Bild könnte man angesichts der Zeit des Erwerbs symbolische Bedeutung geben. Gegen Goliath mochte er Schutz bedeuten, gegen die SA hilft es später nicht.



Wilhelm Thielmann: Ernste Zeiten



Erich Erler-Samaden: David

Ausschuss für die Kunstsammlung

Zur Klärung von Zweifelsfragen wird 1931 ein „Ausschuss für die ständige Kunstsammlung in Gießen“ gebildet. Er besteht aus Bürgermeister Dr. Seib, Stellvertreter Dr. Hamm, für die Stadtverwaltung, Prof. Dr. Sommer, Stellvertreter Prof. Dr. Rauch, für den Kunstverein, Landgerichtsdirektor Bücking, Stellvertreter Fabrikant Gustav Bock, aus der Reihe der Stifter. Man sieht zunächst die folgenden Aufgaben:

- 1.) *Klarstellung des Besitzstandes der ständigen Kunstsammlung in Bezug auf Stadt Gießen und Kunstverein.*
- 2.) *Ordnung und vollständige Unterbringung der Kunstsammlung, die über die jetzigen Räume hinausgewachsen ist.*

Die Herren einigen sich schnell. Das von Professor Sommer 1818 aufgestellte Verzeichnis wird bestätigt, das Ärgernis der Darmstädter Erwerbungen aus dem gleichen Jahre auch. Am 26.3.1931 protokolliert man die Ergebnisse: *Es wurde ausdrücklich festgestellt, dass der Besitzstand an Bildern, wie er in dem von Professor Dr. Sommer unter dem 2. Januar 1918 aufgestellten Verzeichnis „Giessener Kunstsammlung, für den Oberhessischen Kunstverein zusammengestellt von Professor Dr. Sommer“ niedergelegt ist, richtig steht.* Es folgt eine Liste von 8 Bildern, die der Oberhessische Kunstverein später für die Kunstsammlung erworben hat. Je ein weiteres Bild ist dem Verein von den Malern Carl Banzer und Rudolf Hellweg geschenkt worden.³⁰ Dazu kommt eine Campagna-Landschaft von Emil Preetorius (München) die der Landgerichtsdirektor Bücking 1918 in Darmstadt gesondert erworben hat und am 27.4.1931 dem Kunstverein zueignet.

Städtisches Eigentum sind sieben aus der Sammlung von 1918 finanzierte Bilder geworden: unter anderem der „David“ von Erich Erler, ein Rosenbild von Anna Bayer, „Ernste Zeiten“ von Thielmann – Stiftung des Geheimrats Heichelheim - , das „Füllen“ von Kay Nebel, der „Mondaufgang in den Abruzzen“ von Otto Sohn-Rethel.³¹ Hierzu schreibt Robert Sommer am 18.3. an die Herren Seib und Bücking: *Sicher hätten manche der Stifter von 1918 den Wunsch gehabt, daß wenigstens ein Teil der Bilder dem Kunstverein zugefallen wäre, aber die Rechtslage ist zweifellos so, wie wir sie beurteilt haben.*³²

Erwähnt wird auch der Zugang zu dem städtischen Bestand durch das Sprucksche Vermächtnis. Ferner soll als Ergänzung des von Herrn Dr. Sommer unter dem 2. Januar 1918 aufgestellten Verzeichnisses der Giessener Kunstsammlung ein Nachtrag gedruckt werden.

Zu den Fragen der Ordnung und vollständige Unterbringung der Sammlung, die über die jetzigen Räume hinausgewachsen ist, wird angemerkt: Der Ausschuss für die ständige Kunstsammlung schlägt vor, dass sobald Räume in der **alten Klinik an der Liebigstraße** nach Eröffnung der Pestalozzischule frei werden, zunächst das Kriegsmuseum in die alte Klinik verlegt wird, wobei Räumlichkeiten im Erdgeschoß verwendet werden können. ... Werden weitere ausreichende Räume in der alten Klinik frei, so kann das Oberhessische Museum dorthin verlegt werden. Die Räume des Kriegsmuseums sollen im Anschluss an

30 K. Bantzer, Öl, Abendmahls-Szene II / K. Bantzer, Öl, Abendmahl, Szene I, vom Künstler gestiftet / K. Lenz, Öl, Klatschbasen / K. Fries, Öl, Waldlandschaft / K. Scheld, Öl, 2 Pferde / W. Trautschold, Öl, Giessener Bürger / R. Hellweg, Küste von Cornwall, vom Künstler gestiftet / R. Hellweg, Kinder im Hydepark / P. A. Böckstiegel, Radierung, Mein Vater, 69 Jahre alt / Krd. Felixmüller, Holzschnitt, Selbstbildnis.

31 1918: Erich Erler-Samaden, Öl, David / Anna Beyer, Öl, Weisse Rosen / Wilh. Thielmann: Ernste Zeiten, Bauern in Tracht in ernster Unterhaltung, gestiftet von Geheimrat S. Heichelheim.

1919: Kay Nebel, Öl, Füllen / Eimer, Ernst, Aquarell, Musikanten im Schnee / Kleukens F. W., Aquarell, Der erste Fang / Sohn-Rethel, Otto, Öl, Mondaufgang in den Abruzzen.

Stiftung des Herrn Landgerichtsdirektors W. Bücking: Willy Preetorius, Öl, römische Campagnalandschaft.

32 StdtAG N 5006.

die Räume der ständigen Kunstsammlung zur Erweiterung von dieser benutzt werden, wobei mit einfachen Mitteln durch Holzwände Ausstellungsflächen gewonnen werden können. ...



Am 29.10.1931 wird vorgeschlagen, dass Stadtbaurat Gravert, nun Vorsitzender des Kunstvereins, die Aufsicht über die ständige Kunstsammlung mit Fürsorge für den periodischen Wechsel und Beaufsichtigung des Personals übernimmt.³³ Damit wird bestätigt, dass die Direktion des städtischen Museum für Geschichte und Volkskunst – „Oberhessisches Museum und Gailsche Sammlung“ – bis dahin für die Bildersammlung nicht zuständig ist.

Wilhelm Karl Gravert (1890 - 1965)

Bildersturm durch die SA-Standarte 116.

Der Beschluss eines erfolglosen Kunstmalers, Politiker zu werden, hat sich für die Gießener Gemäldegalerie schließlich schrecklich ausgewirkt.

Bei der Reichstagswahl am 5.3.1933 hat die NSDAP in Gießen eine Zustimmung von 51,9%. Die „Machtergreifung“ bringt den Kunstverein in große Schwierigkeiten. Am 29.7.1933 muss man sich mit der durch die Obrigkeit gebotenen *Umschaltung des Kunstvereins* befassen:

Herr Gravert berichtet an Hand der eingegangenen Briefe des Verbandes Deutscher Kunstvereine über den Stand der Verhandlungen und teilt mit, dass der Verband bis zum 1. August eine förmliche Erklärung wünscht, wonach Vorstandschaft und etwaige Sonderausschüsse in ihrer Zusammensetzung den Erfordernissen des neuen Staates entsprechen. ... Herr Gravert stellte darauf sein Amt als Vorsitzender zur Verfügung, und Herrn Geheimrat Olt wird einstimmig zum neuen Führer des Kunstvereins gewählt. Dieser bestimmte darauf Herrn Gravert zum Schriftführer und Herrn Lange zum Stellvertreter. Am 9.9.1933 gibt dann Stadtbaurat Wilhelm Gravert eingehend Kenntnis von den Vorwürfen,

³³ StdtAG N 5006.

die ihm in seiner Eigenschaft als früherer Vorsitzender des Oberhessischen Kunstvereins von seiten der Kreisleitung der N.S.D.A.P. gemacht worden sind mit dem Endziel, ihn aus dem Dienst der Stadt zu entlassen. Der Vereinsvorstand sieht, dass die einzelnen Vorwürfe vollkommen in sich zusammenfallen und wendet sich hilfesuchend an Bürgermeister Dr. Seib.³⁴

Die Gießener SA-Standarte ergreift die Macht in besonderer Weise. Im Herbst des Jahres 1933 stürmt sie das Obergeschoss des Neuen Schlosses und quartiert sich dort ein. Die Bilder der Kunstsammlung, auch die Ausstellungsstücke des Kriegsmuseums, werden hinausgeworfen und im Hof ins Freie gestellt.³⁵ Dass der größte Teil der stadteigenen Gemälde mit dem Namen des Stifters Gustav Bock und seines Sohnes verbunden sind wird zum antisemitischen Vorwand.³⁶ Ein prominentes Mitglied des **Kunstvereins**, Professor Christian Rauch, greift entschlossen rettend ein. Er bringt die Bilder, **vereins-eigene und städtische**,³⁷ zunächst im Dachgeschoss des Kolleggebäudes am Brandplatz unter. Die Exponate des Kriegsmuseums sind wohl von Museumsdirektor Dr. Krüger gesichert worden, kommen dann aber *ab nach Kassel*.

Der Vorsitzende des Kunstvereins muss dann als Baudirektor der Stadt amtierenden, weil die SA vor dem Schloss einen Exerzierplatz befestigen will. Der Standarte 116 wird das Baumaterial von der Stadt geschenkt.³⁸

Schlussbemerkungen

Am Brandplatz wird die „ständige“ Galerie von einer großartigen Ausstellungstätigkeit des Kunstvereins im Turmhaus begleitet. In den Rezensionen der Jahre 1912 bis 1942³⁹ werden insgesamt 1200 Künstlerinnen und Künstler erwähnt, darunter sehr berühmte Namen.⁴⁰ Gießen war oft zweite Station für Wanderausstellungen nach München, Berlin, Düsseldorf oder Karlsruhe. Das liegt außerhalb des hier besprochenen Themas, soll aber in einem zum 100-Jahres-Gedenken des Vereins – November 2012 - geplanten Buch betrachtet werden. Auch über die schwierige und verlustreiche Zeit der „Diaspora“ nach dem jähen Ende im Jahre 1933 bis zum Jahre 1978⁴¹ ist dann zu berichten.

Einige Bemerkungen zum Spannungsverhältnis zwischen Sichtbarkeit und Verborgenheit sind angebracht.

34 Protokolle vom 29.7. und 9.9.1933, StdtAG Sammlungen 1545.

35 Krüger 1961 S. 179.

36 kr: Der Kunstbesitz der Stadt Gießen – Das Schicksal der Bockschen Stiftungen, Gießener Freie Presse am 6.9.1949.

37 i.w. von Gustav Bock gestiftet,

38 StdtAG N 751.

39 Das Geschehen der Jahre 1943 bis 1945 ist noch unbekannt, weil sie in den Anzeiger-Filmen der Universitätsbibliothek fehlen.

40 In mehr als 10 Ausstellungen vertreten sind Carl Fries, Ernst Eimer, Wilhelm Barthel, J. Ködding, Heinrich Haberl, Heinrich Will, Hans Koberstein, Hans-Erwin Steinbach und Olga Hasselmann-Kurtz.

41 Fertigstellungen des „Möller“-Verzeichnisses.

Im Alten Schloss sind derzeit rd. 170 „ältere“ Bilder ausgestellt, davon mehr als 90 gehängt,⁴² 75 liegend in Vitrinen. Im Leibschen Haus hängen Bildnisse von Persönlichkeiten der Gießener Stadtgeschichte, vor allem die 79 Porträts der Ratsherren-Galerie.

Nach dem Möllerschen Verzeichnis gab es im Jahre 1974 einen Gesamtbestand von 2110 Bildern. Das Zahlenverhältnis zwischen ausgestellten und magazinierten Bildern hat sich dann durch zahlreiche Erwerbungen viel weiter in Richtung Magazin verschoben. Die Ausstellung der älteren Bilder blieb seit 30 Jahren im Wesentlichen unverändert. Die meisten in der Obhut der Museumsdirektion befindlichen Bilder sind seit sehr langer Zeit unsichtbar. Unsichtbare Bilder sind fragwürdiger Besitz. Der Herr Direktor sagt: *Es ist eine Verpflichtung jedes Museums, zu sammeln.*⁴³ Sammeln genügt nicht. Auch Zeigen muss sein!

Zur Zeit der Gemäldeausstellung im Neuen Schloss gab es einst ein Grafik-kabinett und einen Raum für Ritgen-Aquarelle mit ständigem Wechsel. In dem 1982 erschienenen Museumsführer verkündet der Direktor auf Seite 54 dann eine schöne Absicht: *Einige tausend Graphiken vom 16. bis 20. Jahrhundert sind im Besitz des Museums. Sie werden in wechselnden Ausstellungen gezeigt.* In den Jahren 1918 bis 1933 war dies Praxis.⁴⁴

Die Eröffnung der Bildergalerie im Alten Schloss wurde 1980 von einer schönen Riten-Ausstellung aus dem Bestand des Kunstvereins begleitet. In den folgenden 30 Jahren gab es dort noch 3 Expositionen aus dem Magazin, auch 9 weitere, die durch Magazin-Bilder ergänzt wurden.⁴⁵

Um dem am 5.11.1998 gegründeten „Neuen Kunstverein Gießen“ einen Gefallen zu tun und die Verwechslungsgefahr zu mindern hat sich der „Kunstverein Gießen“, der früher „Oberhessischer Kunstverein“ hieß, nochmals umbenannt. Er heißt jetzt „Gießener Kunstverein 1912“. Er hat die Stadt nach seiner Rettung aus einem Register-Attentat um eine harmonische Zusammenarbeit im Sinne seiner Tradition und Satzung gebeten, musste aber schlimme Erfahrungen machen. Seit dem 11.2.2009 hat sich der Verein darum bemüht, die von ihm erworbenen Bilder besichtigen zu dürfen. Dieser Wunsch wurde nach einer Wartezeit von 21 Monaten endlich erfüllt. Es kam zu einer schönen Überraschung. Bis auf wenige Bilder, die noch gesucht werden, wurde Vollständigkeit und bis auf wenige Stücke ein guter Zustand festgestellt. Weil der Kunstverein wieder in Erscheinung getreten ist, sind seine Bilder in der ständigen Exposition aber kürzlich abgehängt und durch andere ersetzt worden. Glanzstücke der Ausstellung, Stiftungen von Siegmund Heuchelheim, Ludwig Rinn, Heinrich Cloos

42 Davon 6 im Erdgeschoß, 65 im ersten Stock, 2 im Treppenhaus, 18 im zweiten Stock.

43 Gießener Anzeiger, 5.10.2010, S. 17.

44 Bei einem Gespräch im Rechtsamt der Stadt sagte der Museumsdirektor aber: „Für die Arbeit an der Ausstellung von Werken aus dem Bildermagazin habe ich keine Zeit“.

45 Das waren Ausstellungen zu Ernst Eimer 1982, Erhard Göttlicher 1982, 1987 und 1996, Hugo von Ritgen 1986, Walter Kröll 1992, Heinrich Will 1993, Jean George Wille 1997, Postkarten 1998, Justus von Liebig 2003, Ein Jahr in Gießen 2007, Großherzog Ernst Ludwig. Siehe Festschrift 2005, S. 98 – 123.

und Carl Bantzer wurden magaziniert. Eigentümer von Leihgaben empfinden solches als Höchststrafe.

Für freundliche Unterstützung bei der Materialsuche sehr zu danken ist der Universitätsbibliothek, dem städtischen und dem Universitätsarchiv sowie dem Denkmalpfleger der Stadt. Auf dankenswerte Gemeinsamkeit mit der Obrigkeit der Stadt im ursprünglichen Sinn wird gehofft.

Literatur (chronologisch)

Kar: Der Kunstbesitz der Stadt Gießen – Das Schicksal der Bockschen Stiftungen. Gießener Freie Presse am 6.9.1949.

Herbert Krüger: Das Schicksal der Städtischen Sammlungen, MOHG 39 (1953) S. 5-11.

Otto Koerber: Die Kunstgeschichte an der Universität Gießen, in: Ludwigs-Universität, Justus-Liebig-Hochschule 1607-1957, Gießen 1957, S. 253-266.

Karl Glöckner: Widmung einer Festgabe für Christian Rauch, MOHG NF 44 (1960).

Hans Roloff: Eine ungewöhnliche Kunstfahrt zu Ubbelohde nach Goßfelden, MOHG NF 44 (1960), S. 177-179.

Herbert Krüger: Das neue Schloss in Gießen, Nachrichten der Gießener Hochschulgeseellschaft 30 (1961), S. 165 ff.

Hermann Otto Vaubel: Christian Rauch zum 90. Geburtstag, MOHG NF 52 (1967) S. 4-7.

Kurt Friedrich Ertel: Die Sammlung Bock im oberhessischen Museum Gießen, Heimat im Bild 1970, Nr. 5.

Lisa Oehler: In Memoriam Christian Rauch, Gießener Universitätsblätter 09 (1976) Heft 2, S. 73-80.

Hermann Otto Vaubel: Christian Rauch zum Gedächtnis, MOHG NF 62 (1977), S. 249- 52.

Jost Benedum: Ernst Leutert, Otologe, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Marburg 1982, S. 612 ff.

Peter Metz: Christian Rauch (1877-1976) / Kunsthistoriker, in: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Marburg 1982, S. 735-744.

Geschichte des jungen Pfiffig von Carl Vogt

Herausgegeben von Heinz-Lothar Worm und Eva-Marie Felschow

Vorwort

Die Erzählung „Geschichte des jungen Pfiffig“ hat Carl Vogt wenige Jahre vor seiner Autobiographie „Aus meinem Leben – Erinnerungen und Rückblicke“ publiziert. Sie erschien 1889 in einem Sammelband mit dem Titel „Pfiffig und Genossen“ im Verlag von S. Schottlaender in Breslau. Die Autobiographie wurde 1896, ein Jahr nach dem Tode Vogts veröffentlicht.¹ Ein Vergleich der beiden Texte lässt erkennen, dass Vogt die „Geschichte des jungen Pfiffig“ offenbar in Vorbereitung seiner Autobiographie geschrieben hat. Einige Episoden begegnen nahezu wortgetreu in beiden Werken und die fiktive Figur des Pfiffig ist mit Wesenszügen ausgestattet, die auch dem Knaben Carl Vogt eigen waren. Während die Autobiographie sich bis heute großer Bekanntheit und Beliebtheit bei den Lesern erfreut, ist die „Geschichte des jungen Pfiffig“ inzwischen fast völlig in Vergessenheit geraten. Dies ist mehr als bedauerlich, denn Pfiffigs Geschichte bietet ähnlich großen Lesegenuss wie Vogts „Erinnerungen und Rückblicke“. Hier wie dort ist Vogts Erzählkunst zu bewundern, die den Leser mit ihren ironisch-witzigen Schilderungen und manchem boshaften Seitenhieb immer wieder zum Lachen bringt. Um den „Pfiffig“ wieder etwas bekannter zu machen, erfolgt hier ein erneuter Abdruck, ergänzt mit kommentierenden Anmerkungen. Der Text wurde unverändert gelassen, er wurde lediglich der heutigen Rechtschreibung angepasst.

Anders als in der Autobiographie, in der den Bewohnern der Universitätsstadt Gießen, den Freunden und Verwandten Vogts und vielen seiner Zeitgenossen ein humorvolles Denkmal gesetzt wird, hat Vogt in der „Geschichte des jungen Pfiffig“ Figuren porträtiert, die als fiktiv angesehen werden müssen. Für einige von ihnen dienten jedoch offenbar historische Vorbilder als Folie, so kann unter anderem in der Figur des Grafen von Mockheim² wohl der Graf von Isenburg-Büdingen ausgemacht werden. Vogt spielt in seiner Erzählung mit historisch belegten Fakten und rein fiktivem Geschehen, was den Leser herausfordert und zum Rätseln ermuntert. Soweit historische Bezüge recherchiert werden konnten, wurden diese in den Anmerkungen verdeutlicht.

1 Carl Vogt, *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke*, erschienen bei Nägele in Stuttgart 1896. Da die Erstauflage seit langem vergriffen war, wurde Vogts Autobiographie vor einigen Jahren als kommentierte Edition neu aufgelegt, herausgegeben von Eva-Marie Felschow, Heiner Schnelling, Bernhard Friedmann unter Berücksichtigung der Vorarbeiten von Gerhard Bernbeck, gedruckt Gießen 1997. Die in den Anmerkungen vorgenommenen Verweise auf Vogts Autobiographie beziehen sich stets auf die neue Ausgabe von 1997.

2 Mit hoher Wahrscheinlichkeit eine abgewandelte Bezeichnung für Mockstadt, ein Dorf in der ehemaligen Grafschaft Isenburg-Büdingen.



*Carl Vogt, geboren am 05.07.1817 in Gießen, gestorben am 06.05.1895 in Genf
(Bildarchiv von Universitätsbibliothek und Universitätsarchiv Gießen, Sign.: HR B 2b).*

Bewusste Verfremdungen finden sich nicht nur bei den Personen, sondern auch bei den auftauchenden Ortsnamen. Sie sind stets abgewandelt, lassen aber durchaus Namen von Ortschaften aus der näheren und weiteren Umgebung Gießens erkennen, so zum Beispiel Watzenstein und Annenstein, hinter denen sich Watzenborn-Steinberg und Annerod verbergen dürften. Auch Friedheim als Deckname für Friedberg begegnet. Bei dem in der Erzählung genannten Neuhof

handelt es sich wohl um den Hof gleichen Namens in Leihgestern, ebenso sind der Hangelstein und die Teufelskanzel im Wald erwähnt. Allerdings verfährt Vogt großzügig bei seinen geographischen Angaben. Watzenstein und Annenstein, deren reale Vorbilder in der unmittelbaren Nachbarschaft Gießens zu finden sind, werden kurzerhand in die Nähe von Mockheim alias Mockstadt und damit in die Nähe von Büdingen versetzt. Der Leser mit seiner Ortskenntnis und seinem historischen Wissen wird somit stets aufs Neue ins Grübeln gebracht und auf die Probe gestellt. Carl Vogt, dem es beim Erzählen vor allem auf die humorvollen Pointen ankommt, hat sich diesen Spaß beim Verfassen der „Geschichte des jungen Pfiffig“ sicher mit großem Vergnügen erlaubt.

Geschichte des jungen Pfiffig

Sein Vater war ein ehrsamer protestantischer Landpfarrer alten Schlages in einem kleinen Dörfchen Mitteldeutschlands. Die von den Bauern im Eigentum besessene Feldflur Mockheims war nur klein und zum Teil in ein großes herrschaftliches Gut eingekeilt,³ auf welchem die Bauern tagelöhnten und ihre Söhne und Töchter als Knechte und Mägde dienten. Die Gärten des Dörfchens gehörten meistens Juden, welche den Kleinhandel und den Vertrieb der Produkte der Umgegend nach der Stadt betrieben und in ihren Gärten vorzugsweise Zwiebeln und Knoblauch kultivierten. Die Bauern waren deshalb unter dem Spottnamen der „Mockemer Zwiebelhengste“ bekannt, was zu mancherlei Schlägereien auf den Kirchweihen Veranlassung gab. In Sicht von Mockheim lagen, durch eine reich bewässerte Wiesenflur getrennt, zwei andere Dörfer, ein reiches, Auheim, auf dessen Äckern der Roggen so hoch wuchs, dass man nur des Pfarrers schwarzen Hut die Halme überragen sah, wenn er Sonntag nachmittags auf seine über einem Hügel gelegene Filiale ritt, und ein ärmeres, Hahnheim, das sich unmittelbar an einen großen, wildreichen Wald lehnte, in welchem der Graf von Mockheim mit zahlreicher Gesellschaft im Spätherbste zu jagen pflegte. Auheim war die beste Pfarrei im Lande; die wohlhabenden Bauern schlachteten im Winter zahlreich Schweine, waren Meister im Fertigen von Würsten aller Art, und da sie den Majoran als vorzüglichste Würze derselben schätzten und anbauten, wurden sie die „Auemer Marunstripper“ genannt. Die Hahnheimer dagegen hatten nur steiniges Feld mit Hecken und Gestrüpp von wilden Rosen; sie fanden ihre Beschäftigung im Walde, teils auf ehrliche Weise als Holzhauer und Arbeiter in den Kulturen, teils auch als Holzfrevler und Wilderer, und der gräfliche Förster, der dort außer dem Pfarrer der einzige gebildete Mensch war, hatte manche Widerwärtigkeiten mit seinen „Hainbärten“, wie man die Hahnheimer hieß, weil man ihnen nachsagte, ihr einziges Gemüse seien

3 Das hier genannte Mockheim ist mit hoher Wahrscheinlichkeit ein abgewandelter Ausdruck für den Ort Mockstadt, heute Teil der Gemeinde Ranstadt im Wetteraukreis. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gehörte Mockstadt zur Grafschaft Isenburg-Büdingen. Historisch belegte Figur für den im folgenden geschilderten Grafen von Mockheim dürfte daher Graf Ernst Casimir III. von Isenburg-Büdingen (1781-1852) sein, der 1840 als Ernst Casimir I. in den Fürstenstand erhoben wurde.

die roten Hainbutten, die Früchte der wilden Rosen, die sie nicht einmal auskratzen, sondern aus dem Grunde, weil es „mehr ausbebe und besser vorhalte“, mitsamt den von Stacheln umgebenen Kernen verzehrten.

Pfarrer Pfiffig von Mockheim, unseres Helden Vater, unterhielt mit seinen beiden Amtsbrüdern und dem gräflichen Gutsverwalter einen regen Verkehr. Weshalb er Pfiffig genannt wurde, habe ich nie in Erfahrung bringen können. Er steckte zwar beständig in Geschäftchen und Händelchen aller Art mit seinen Juden, welche auf Stunden im Umkreise die Vermittler für Käufe und Verkäufe zwischen den Bauern und Pächtern waren; aber diese Beschäftigung konnte ihm den Spitznamen nicht eingebracht haben, denn er sollte ihn schon vom Gymnasium her durch die Universitäts- und Kandidatenjahre bis zur Pfarre durchgeschleppt haben. Und dann – womit hätte sich der gute Mann beschäftigen sollen, wenn nicht mit Händeln aller Art, guten und zweifelhaften, in und außerhalb des bürgerlichen und polizeirichterlichen Gesetzbuches, in dem er vortrefflich beschlagen und, wie die Bauern zu sagen pflegten, mit allen Hunden gehetzt war? Früher, wo die Pfarrer eine Ökonomie zu bewirtschaften, Zehnten und Gefälle einzuheimsen hatten und von dem Ertrage größtenteils leben mussten, gab es Arbeit, tägliche Arbeit, und die geistlichen Verrichtungen, die sonntägliche Predigt, einige Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen waren nur eine geringe Zubeuße zu den Mühen des Amtes. Aber jetzt, wo dieses alles abgelöst und dem Pfarrer nur ein Gemüsegarten verblieben war, in dessen Bestellung die Frau Pfarrerin sich nicht gern einreden ließ – was um's Himmels willen sollte der Pfarrer mit seinen sechs langen Wochentagen anfangen? Vater Pfiffig hatte viel mechanisches Talent; er besaß eine Drehbank und brachte es bald zur Meisterschaft im Drechseln. Die Feuerspritzen – das Dorf besaß eine und die Gutsherrschaft eine zweite – waren Gegenstände seiner unablässigen Fürsorge. Er organisierte die Mannschaft. Die Mockheimer Feuerspritze tat sich bei allen Bränden in der Umgegend hervor. Die Bürgermeister der Umgegend ließen ihre Spritzen vom Pfarrer Pfiffig inspizieren und in Stand setzen. Die Predigt machte ihm nicht viel Kopfzerbrechens; seine Präparation bestand darin, dass er Samstag abends mit der Bibel unter dem Arme eine Stunde früher zu Bette ging, wo man ihn bald ebenso kräftig schnarchen hörte, wie es die Bauern einige Stunden später in der Kirche taten. Zudem hatte ihm der gräfliche Verwalter, welcher den Titel „Domänenrat“ führte, zum Öfteren gesagt: „Pfiffig! Machens Sie's kurz! Sie wissen, dass ich auf Ihren Krimskräms nicht viel halte. Aber der Leute wegen muss ich in die Kirche gehen und anstandshalber darf ich nicht lullen, wie die Bauern oben auf der Bühne, weil alle Weibsleute unten in den Herrenstuhl hineinschauen können. Also eine kurze, bündige und hausbackene Moral! Sagen Sie den Männern, dass sie gehörig arbeiten, sich nicht betrinken, sondern ordentlich aufführen, ihre Weiber nicht anschnauzen und ihre Kinder nicht prügeln sollen; und den Weibern, dass sie ihre Kinder waschen und kämmen, die Kleider flicken, die Strümpfe stopfen und ihre Suppe nicht über endlosem Geschwätz anbrennen lassen sollen – und damit – Hollah! Das erleichtert Ihnen und mir das Amt und ich werde erkenntlich sein!“

Pfarrer Pfiffig ließ sich das nicht zweimal sagen. Er hatte eine magere Besoldung und mit gutem Appetit gesegnete Kinder, und je kürzer und eindringlicher die Predigt war, desto reicher waren die Spenden des Verwalters für den Haushalt. Aber zu kurz durften die Predigten auch nicht sein! Pfiffig hatte es einige Male versucht, war aber übel angekommen, denn der Domänenrat hielt darauf, dass Alles in gewohnter Ordnung vor sich gehen und die Predigt wenigstens zwanzig Minuten dauern müsse. Er hatte aber, wie Pfiffig recht wohl wusste, des gnädigen Herrn Ohr.

Überhaupt ein seltsamer Kauz, dieser Domänenrat Naumann! Mit dem ersten Morgengrauen sah er in geblütem Schlafrock und weißer Zipfelmütze aus dem Fenster seiner Studierstube in den Hof hinaus, immer zuerst nach der Wetterseite. Tagelöhner, Knechte und Mägde grüßten ehrfurchtsvoll im Vorübergehen, und er sagte jedem ein Wort. Dann schloss er das Fenster und die Türe seines Zimmers, und bis zum Frühstück saß er, immer in Schlafrock und Zipfelmütze, an seinem Schreibtische. Zum Kaffee erschien er aber gestieft und gespornt und ritt dann hinaus zu den Arbeitern. Erst nach seinem Tode entdeckte man, dass er eine Puppe mit Schlafrock und Zipfelmütze besaß, die er nach Schließung des Fensters vor den Schreibtisch rückte, während er sich wieder in das Bette legte. Die Vorbeigehenden aber, welche die Gestalt nur undeutlich durch das geschlossene Butzenscheibenfenster sehen konnten, glaubten den Verwalter zu erblicken und zogen die Mütze.

Mit seinen beiden Amtsbrüdern unterhielt Pfarrer Pfiffig regen Verkehr. In Auheim fand sich fast immer Gesellschaft; da der Pfarrer zwei schöne Töchter und ein gutes Einkommen hatte, so flogen heiratslustige Theologiekandidaten, Rechtspraktikanten, junge Ökonomen und hoffnungsvolle Doktoren um so mehr wie Tauben ein und aus, als die auf der benachbarten Landesuniversität studierenden Söhne oft Kameraden für die Ferien mitbrachten.⁴ Der Pfarrer in Hahnheim war ein wohlhabender Witwer, der sein einziges Töchterchen in Pension gegeben hatte und seinen Kummer mit gutem Essen und Trinken bekämpfte. Pfiffig war ihm immer zu einer Schachpartie mit obligatem Imbiss willkommen, und wenn Pfiffig den Herrn Amtsbruder, dem er weit überlegen war, eine Partie recht eklatant gewinnen ließ, so gab ihm der erfreute Sieger oft noch „eine kleine Herzstärkung für die Frau Liebste“ mit auf den Weg.

Eines Tages war der Pfarrer von Hahnheim in besonders guter Laune. Er hatte Pfiffig schon mit dem zwölften Zuge matt gesetzt und, um diesen überraschenden Sieg zu feiern, seinem Gegner ein Abendbrot von seinem Privat-Schwartemagen mit Burgunder vorgesetzt. Als Feinschmecker hatte der Pfarrer nämlich zwei Arten von Schwartemagen im Rauchfange hängen: gewöhnliche, für Gäste und den Hausgebrauch, mit einem einzigen Schweinezünglein in der Mitte, und andere, für besondere Gelegenheiten, die zwei oder gar drei Zünglein enthielten. Man war sehr heiter gewesen, und als Pfiffig spät am Abend Abschied nahm, zwang ihm der Pfarrer zwei Flaschen auf für die Frau Liebste.

4 Bezieht sich auf die Universität Gießen, die seit ihrer Gründung im Jahr 1607 Landesuniversität für die Landgrafschaft (seit 1806 Großherzogtum) Hessen-Darmstadt war.

„Man hat mir drei Flaschen geschenkt“, sagte er, „mit der Behauptung, es sei Lacrimae Christi. Ich habe eine probiert, die mich sehr an die Leiden des Heilands erinnert hat. Ich kann das süße Zeug nicht saufen, aber Deiner Frau wird es schmecken.“

Pfiffig hatte je eine Flasche in seine tiefen Rocktaschen versenkt und sich auf den Weg gemacht, quer über die Wiesen, die von Bewässerungsgräben durchschnitten waren. Beim Überspringen eines solchen Grabens klappten die beiden Taschen gegen einander, und ein lautes Klirren nebst einer Flut über die Hosen herunter gab Pfiffig die traurige Überzeugung, dass ein Schaden geschehen sei. Die eine Flasche war zerbrochen, die andere noch ganz. Rasch entschlossen, entkorkte sie Pfiffig, trank sie bis auf die Nagelprobe aus und sagte mit einem tiefen Seufzer. „Die wäre gerettet!“

Aus den Schachpartien mit dem Hahnheimer Pfarrer entwickelte sich nach und nach eine Doppelpartie, bestehend aus den drei Pfarrern und dem Verwalter, die sich den Namen des „Mitteldeutschen Schächerbundes“ beilegte. Man kam fast allwöchentlich zusammen, abwechselnd bei dem Einen und dem Andern, aber in Mockheim nur beim Domänenrat, denn Pfiffigs Pfarrhäuschen war zu eng und des Kinderlärmens zu viel. Man hätte auch gerne den Förster von Hahnheim mit in den Bund gezogen, aber man konnte keinen Partner für ihn finden, und dann war auch der Förster seit einiger Zeit sehr mürrisch und stets übler Laune. Er hatte eines Tages, vom Pürschgange heimkehrend, den Schuss, den er nicht in der Büchse lassen wollte, auf einen vorüberfliegenden Kolkkraben abgegeben. Die Kugel hatte den Flügel durchbohrt, aber nur einige Schwungfedern herausgerissen. Mit furchtbarem Geschrei hatte der Rabe sich in den nahen Wald geflüchtet. Der Schuss war ein Verhängnis für den Förster. Sobald er aus dem Hause trat, empfing ihn der durch die Lücke an dem einen Flügel kenntliche Rabe mit lautem Geschrei und verfolgte ihn krächzend auf Weg und Steg. Bald kannten alle Holzfreveler und Wilddiebe des Försters Raben und seine Bedeutung. Der Förster ertappte keinen mehr, trotzdem Frevel und Wilddieberei in schrecklicher Weise zunahmen. Der unglückliche Waidmann bot alles auf, des Tieres habhaft zu werden, aber umsonst; der Rabe hielt sich stets außer Schussweite und entging allen Nachstellungen. Da der gräfliche Amtmann keine Beschäftigung mehr aus dem Reviere erhielt, so kam der Förster in den Verdacht, als vernachlässige er seinen Dienst. Der Mann wurde trübsinnig, und seine Schwermut nahm umso mehr zu, als der Graf die Geschichte vom Raben nicht glauben wollte. Endlich gelang es dem Förster, den hohen Herrn mit seiner ganzen Jagdgesellschaft von der Existenz des Raben zu überzeugen. Man hetzte sich einige Tage lang im Wald herum hinter dem Raben drein, aber vergebens. Der Graf musste sich entschließen, den Förster in ein anderes, entlegenes Revier zu versetzen. Nun hatten beide Ruhe, der Förster und der Rabe.

Der mitteldeutsche Schächerclub sollte bald seinen Teilnehmern einige Verlegenheiten bereiten. Er hatte sich ausgedehnt. Einige, in größerer Entfernung wohnende Amtsbrüder waren ihm als „zugewandte Orte“ beigetreten, stets paarweise, und es konnten von Zeit zu Zeit größere „Fehden“ angesagt und

ausgefochten werden. Über dem Mockheim benachbarten Bergzuge lagen auf steiniger Hochebene zwei Pfarreien, Watzenstein und Annenstein, deren Inhaber nur dadurch mit der übrigen gebildeten Welt in Verbindung standen, dass im Sommer zuweilen einige „Steinprofessoren“, wie die Bauern sie nannten, nämlich die Professoren der Mineralogie und Geologie der nahen Landesuniversität mit einigen Schülern anrückten, um in den verwitterten Basalten, aus welchen das Hochplateau bestand, Mineralien zu suchen. In Ermangelung von Wirtschaftshäusern fielen sie bei den Pfarrern ein, hatten aber stets die Vorsicht, Proviant und Getränk vorauszusenden, denn der Pfarrer von Watzenstein konnte ihnen nur Tauben, die er in großer Zahl züchtete, und der Pfarrer von Annenstein nur ausnahmsweise einen Wildbraten vorsetzen.

Die beiden Amtsbrüder waren sehr verschiedenen Charakters. Der Watzensteiner war ein gläubiger Orthodoxer, der seine Glatze mit einer vom Alter fuchsrot gewordenen Perücke deckte und hässliche Narben am Halse, die von skrophulösen Geschwüren herrührten, an welchen er in der Jugend gelitten hatte, hinter einer bis zu den halben Ohren reichenden weißen Halsbinde verbarg. Er hatte nur wenig Berührung mit seinen Bauern, welchen er durch seine Ermahnungen zu frommem Lebenswandel langweilig wurde, und fühlte sich auch seinerseits nicht zu ihnen hingezogen, weil sie, wie er behauptete, grob und ungeschlachtet seien. Der Schäfer, der alte Hannes, galt im Dorfe weit mehr als der Pfarrer und gerade dieser hatte ihn, ohne es zu wollen, tödlich beleidigt. Der Pfarrer hatte sich nämlich, kurz nachdem er in Watzenstein angekommen war, dem alten Hannes nähern wollen. Eines Tages, als er ihn draußen bei seinem Pferche traf, hatte er ihn mit freundlicher Herablassung angedet. „Sagt einmal, Hannes, Ihr seid schon ein älterer Mann und habt noch Euer ganzes braunes Haar; und bei mir, der ich doch weit jünger bin, sind die wenigen Haare, die mir noch übrig bleiben, schon ganz grau! Woher mag das kommen?“ Der Pfarrer hatte auf ein Kompliment gerechnet: das komme von der vielen Kopfarbeit, oder etwas Ähnliches – Hannes aber sagte trocken: „Oh! Herr Pfarrer, das kömmt von der Art! Ein Lamm kommt schwarz, das andere weiß auf die Welt, und der Esel graut schon im Mutterleib!“

Der Pfarrer fühlte sich in seiner pastoralen Würde tödlich beleidigt und zog sich mehr und mehr in seinen Taubenschlag und in sein Haus zurück, wo er einigen hübschen Töchtern vergebens die Verachtung alles weltlichen Tandes einzuimpfen versuchte. Der Domänenrat verglich ihn seiner näselnden und quiekenden Stimme wegen mit einem unangenehm schrillenden Heimchen, das in einer Spalte des warmen Herdes sitze und seine Feilentöne um so lauter erschallen lassen, je ungestörter man sich seinen Gedanken hinzugeben wünsche. Da ihm aber Tauben- und Kinderzucht noch manche freie Stunde übrig ließen, so ergab sich der Watzensteiner Pfarrer in größter Heimlichkeit der Schriftstellerei. Niemand, selbst seine Frau nicht, ahnte, dass er in den langen Winterabenden, wo er sich in seine Studierstube einschloss, statt Postillen und Erbauungsbücher zu Rate zu ziehen, Novellen und Erzählungen schreibe, für die ihm

Tromlitz und van der Velde Anregung gegeben hatten.⁵ Er setzte diese Fabrikate in einem Lokalblättchen der Residenz ab, das den Titel „Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüth und Publizität“⁶ führte und von den Köchinnen und Ladengjungfern, die es mit Begierde verschlangen, gewöhnlich nur „die Askalia“ genannt wurde. Selbst die Redaktion kannte ihren Mitarbeiter, der auf höchst verschlungenen Wegen mit ihr verkehrte, nur unter dem Pseudonym „Lorenzo Rivalta“, das schon um deswillen sehr passend gewählt war, als die Novellen meist in Italien, die Erzählungen in Spanien spielten. Der Pfarrer war nie in diesen Ländern gewesen; er hatte einmal als Student eine Reise nach einer größeren deutschen Stadt gemacht, war aber den ganzen Tag nicht aus dem Gasthofe gewichen, da ihn der Freund, der ihn herumführen sollte, im Stiche ließ und er sonst niemand kannte. Ebenso wenig kannte er das Leben außerhalb seines Dorfes und der benachbarten Pfarrhäuser. Aber das verschlug wenig; einige Reisebeschreibungen gaben das nötige Lokalkolorit und das Schema der Novellen blieb stets dasselbe mit wenigen Variationen. Die Erzählungen gefielen in dem Leserkreise der „Askalia“ ungemein. Sie spielten stets in den höheren Regionen der Gesellschaft, die der Verfasser, der sich nie darin bewegt hatte, so zeichnete, wie er und die Ladengjungfern sie sich vorstellten. Da die fromme Unschuld und das gläubige Gottvertrauen stets über die Nachstellungen der verdorbenen Weltkinder den endlichen Sieg davon trugen und meist die Heirat der den Fallstricken des Satans glücklich entronnenen, engelreinen Helden mit einem, durch diese Reinheit angezogenen und bezwungenen Caballero (wenn das Stück in Spanien spielte) oder Marchese (wenn Italien der Schauplatz war) den Schluss bildete, so wuchs die Nachfrage nach Novellen von Lorenzo Rivalta so sehr an, dass sich die Redaktion veranlasst sah, dem Verfasser aus freien Stücken das Honorar für den Bogen von einem Tale auf einen Dukaten zu erhöhen.

Der Pfarrer von Annenstein bildete den ausgesprochenen Gegensatz zu seinem schriftstellernden Kollegen. Ein Bild der Gesundheit, trug der hochgewachsene, aus etwas grobem Holze geschnitzte Mann den buschigen Krauskopf auf mächtigem Stiernacken und wuchtigen Schultern. Saß der andere ruhig zu Hause; so war der Annensteiner ständig in Bewegung; hielt jener Tauben, so züchtete und dressierte dieser Hunde mit anerkannter Meisterschaft. Er hatte beständig eine Meute um sich: Dächsel, Hühnerhunde, ja sogar einen Saufänger, denn er betrieb mit Leidenschaft die hohe und die niedere Jagd. Das Pfarrhaus sah einem Forsthause ähnlich, so war es mit Flinten, Büchsen, Jagdranzen und Geweihen angefüllt. Der Pfarrer war anerkannt der stärkste Mann im Dorfe, ja weit in der Umgegend, was den Bauern gewaltig imponierte, während seine raue

5 A. von Tromlitz war das Pseudonym des Schriftstellers Karl August Friedrich von Witzleben (1773-1839), der als Verfasser von unterhaltsamen Novellen mit historischem Hintergrund erfolgreich war. Carl Franz van der Velde (1779-1824) arbeitete als Stadtrichter und betätigte sich nebenbei als Autor von historischen Romanen.

6 Didaskalia, Blätter für Geist, Gemüth und Publizität, erschien in Frankfurt am Main bei Heller und Röhm.

Gutmütigkeit ihre Herzen gewann. In Annenstein hatten Advokaten und Richter nichts zu tun; der Pfarrer schlichtete alle Streitigkeiten, und wenn es nötig war, so ließ er den „Lausbuben“, zu welcher Kategorie für ihn alle jungen Männer unter dreißig gehörten, eine körperliche Züchtigung angedeihen, nach deren Wiederholung keinen gelüstete. Die Weiber sahen in ihm ihren Beschützer gegen gröbliche Misshandlung von Seiten ihrer Eheherrn, denen der Pfarrer mit doppelter Münze heimzahlte, und gingen in ihrer Bewunderung für ihn so weit, dass sie sogar seinen Gesang in der Kirche schön fanden. Der Schulmeister, der die Orgel spielte, war freilich sehr abweichender Meinung, denn der Pfarrer hatte durchaus kein musikalisches Gehör und sang alle Choräle ohne Ausnahme nach der Melodie: „Freut Euch des Lebens, Weil noch das Lämpchen glüht“ – aus dem einfachen Grunde, weil dies die einzige Melodie war, die er hatte in den Kopf bringen können.

Der Annensteiner war der stets gern gesehene Jagdgenosse des Grafen und sämtlicher Förster und Jagdfreunde der Umgegend: Während der Schonzeit beschäftigte er sich mit der Vertilgung des Raubzeugs. Man erzählte mancherlei Geschichten von seinen Jagdabenteuern. Es läutete zur Kirche, aber die Gemeinde erwartet vergebens den Pfarrer. Man erfährt, dass er vor Sonnenaufgang mit dem Dächsel die Pfarrei verlassen habe. Man läuft, man sucht und erblickt endlich in einem felsigen Tobel die langen Beine des Pfarrers, die in der Luft herum fuchtelten, während der Körper in der Erde steckt. Man zieht den Pfarrer, der dem Ersticken nahe ist, heraus und mit ihm den Dächsel, den er am Schwanze gepackt hat. Der noch junge Hund hatte sich in einen Dachsbau eingelassen und bald Laut gegeben.

Der Pfarrer verstand sich besser auf Hundelaute als auf Kirchenmusik; er erriet sofort, das sein Hund mit einem alten Dachse im Kampfe sei und ohne Hilfe erliegen werde. Da die Röhre weit genug war, kroch er nach abgeworfenem Rocke mit vorgestrecktem Arme hinein, packte auch glücklich den Hund am Schwanze, konnte aber nun in der engen Röhre nicht wieder zurück kriechen und wäre erstickt, wenn man ihn nicht beizeiten entdeckt hätte. Der Pfarrer dankte, lief eilig nach Hause zog den Chorrock an, der Küster läutete zum zweiten Male und der Pfarrer sang den Choral 110 nach der Melodie „Freut Euch des Lebens!“ mit ganz besonderer Inbrunst, was von der Gemeinde sehr wohlgefällig bemerkt wurde.

Ein ander Mal trat er eben, im Ornat, die Bibel unter dem Arme und gefolgt von seiner Familie, aus der Türe der Pfarrei, um in die Kirche zu gehen, als er einen Habicht wahrte, der sich die Gelegenheit zu Nutze machen zu wollen schien, sich eine Beute zu holen. „Frau“, sagte er, „die Flinte!“ Ohne den Kirchengang zu unterbrechen, nahm er die Flinte, schoss den Habicht herab, stellte das noch rauchende Gewehr an die Kirchentür und hielt seine Predigt über die Abwehr des Bösen, welcher der Unschuld nachstellt, in so eindringlicher Weise, dass ein alter Bauer meinte, wenn der Teufel selbst in dem Habicht gesteckt hätte, so wäre es unmöglich gewesen, ihn eine bessere Leichenrede zu halten.

An einem schönen Sommernachmittage saß der Pfarrer von Annenstein in einer Laube seines Gartens neben der strickenden Gattin, schmauchte seine Pfeife, nahm zuweilen einen Schluck kalten Milchkaffees aus einer großen Henkeltasse und schaute seinen Kindern und seinen Hunden zu, die sich auf dem Rasen umher tummelten. Das waren ihm seine liebsten Ruhestunden; er schlug die Beine übereinander und klappte mit dem Pantoffel, der aus einem alten Stiefel hergestellt war, den Takt zu den Sprüngen der zwei- und vierbeinigen Lieblinge. Zuweilen ging sogar die Pfeife aus. Dann schlug er sich Feuer und hielt den brennenden Zunder, bevor er ihn auf den Tabak legte, so lange zwischen Daumen und Zeigefinger der Linken, bis er keinen Rauch mehr gab. In dieser idyllischen Ruhe störte ihn der Postbote durch Übergabe eines großen amtlichen Schreibens. Als er es gelesen hatte, perlten ihm zwei dicke Tränen aus den Augen und mit einem tiefen Seufzer reichte er es der Gattin: „Lies!“

Die Frau wurde blass und zitterte heftig. Im dem Schreiben stand eine lange Auseinandersetzung von Seiten der kirchlichen Oberbehörde, dass die Jagd für den geistlichen Stand nicht angemessen sei; dass dieselbe zwar in Anbetracht des Umstandes, dass viele würdige Diener der Kirche dieselbe bis jetzt, teilweise aus Gesundheitsrücksichten, ohne Beanstandung betrieben hätten, nicht gänzlich verbieten wolle, aber die Betreffenden doch darauf aufmerksam mache, dass diejenigen, welche fernerhin dem Jagdvergnügen frönen wollten, auf keine weitere Beförderung Anspruch zu machen hätten.

„Wir bleiben also zeitlebens in Annenstein“, sagte die Frau fest und bestimmt, obgleich man ihrer Stimme anhörte, dass sie mühsam nach Fassung rang.

„Das kannst du nicht wollen, Luise“, sagte der Pfarrer. „Du weißt, dass Annenstein eine der schlechtesten Pfarreien im Lande ist und wir jetzt schon Mühe haben, uns durchzubringen. Die Kinder wachsen in's Geld! Nein, nein! Ich gebe das Jagd auf! Das bin ich dir und unseren Kindern schuldig!“

„Du bist mir und unseren Kindern vor allen Dingen schuldig, dich am Leben zu erhalten“, sagte die Pfarrerin, indem sie ihn umarmte. „Du würdest, bevor du eine Beförderung erzieltest, vor Kummer und Herzweh zu Grunde gehen. Wir werden uns schon durchhelfen. Überlass mir die Antwort; ich will den Herren an deiner Stelle schreiben.“

„Sie verlangen keine Antwort! Da ist mit Schreiben nichts zu machen. Ich muss entweder mein ganzes Leben ändern oder hier ausharren bis zum Ende!“

„So wollen wir ausharren, Hans, aber zusammen: Das Übrige wird sich schon finden. Du gehst also übermorgen zur angesagten Rehjagd nach Hahnheim? Die Hand darauf!“

Die Sache war bald „übernuppt“, wie der Annensteiner zu sagen pflegte. Es gingen einige Jahre darüber hin, schwere Jahre, deren jedes eine Vermehrung des Kindersegens brachte, so dass der Pfarrer zuletzt in Verlegenheit wegen der Wahl von Gevattern kam, da die ganze Gegend auf Stunden im Umkreise schon in Anspruch genommen war und die Leute behaupteten, in Ermangelung passender Paten und Namen habe der Pfarrer seine Kinder nummeriert.

Es war große Jagd auf Edelmwild und Sauen im Hahnheimer Forst, an welcher der Erbprinz teilnahm.⁷ Ein angeschossener Kapitalhirsch hatte sich in ein Dickicht geworfen. Der Pfarrer schloss aus dem dunklen, wenig schaumigen „Schweiß“, dass die Kugel etwas hinter dem Blatte in die Leber eingeschlagen sei. Der Pfarrer schritt neben dem Erbprinzen, der ungestüm gegen das Dickicht vordrang. „Zurück, Hoheit!“, rief er, indem er den Prinzen am Kragen packte. „Der Hirsch hat genug! In einer Viertelstunde ist er verendet. Aber jetzt kann er noch Unglück anrichten.“ Der Prinz, im höchsten Grade ärgerlich, wollte sich losreißen, aber in demselben Augenblicke brach der todwunde Hirsch aus dem Gebüsch hervor und warf sich mit einem Satze auf einen alten Förster, der eben einen Hund loskoppeln wollte. Ein Angstruf, ein Schlag - der Mann lag am Boden; der Hirsch, der ihm eine Augenzinke seines Geweihs in die Brust gerammt hatte und bei dem Stoße in die Knie gefallen war, raffte sich auf. Aber mit ein paar Sätzen war der Annensteiner über ihm, wie ein Blitz fuhr der Genickfänger herab und der Hirsch rollte zur Seite als leblose Masse. „Bravo, Pfarrer! Das haben Sie gut gemacht“, rief der Graf, herbeieilend. Der Förster war nicht unerheblich verletzt. Er lag bewusstlos. Der Prinz starrte, steif wie eine Bildsäule, den röchelnden Mann an, um welchen einige andere Förster, die mit Unglücksfällen dieser Art vertraut waren, sich bemühten. Der Pfarrer nahm seine Büchse wieder auf, die er im Feuer der Aktion von sich geworfen hatte, näherte sich dem Prinzen und zog die Mütze: „Ich bitte um Entschuldigung, Hoheit“, sagte er. „Aber Sie sehen, dass mit einem todwunden Tier nicht zu spaßen und auch keine Zeit zu verlieren ist!“ Der Erbprinz fiel dem Pfarrer um den Hals, küsste ihn auf die Wange und stammelte: „Ich danke.“

Der Pfarrer erhielt zu Weihnachten einen hübschen Briefbeschwerer aus oxydiertem Silber, einen sterbenden Hirsch darstellend, und ein Schreiben des Erbprinzen, worin dieser sich erbot, bei dem nächsten Knaben Patenstelle zu vertreten. Aber vor dem vom Prinzen gewünschten Patenkinde kamen noch einige Mädchen, und der Pfarrer kratzte sich öfter hinter den Ohren, wenn er in Tagen der Not die Anwandlung bekämpfen musste, seinen Silberhirsch in Silbermünze zu verwandeln.

Nach einigen Jahren beschloss ein „Nestbutzel“ die lange Reihe der Annensteiner Pfarrkinder. Aber unterdessen hatte der Erbprinz den Thron seines höchstseligen Vaters eingenommen.⁸ „Darf ich dem gnädigen Herrn auch jetzt noch den Patenbrief zuschicken?“, fragte der Pfarrer den Domänenrat, dem er eigens deshalb einen Besuch machte.

„Wie können Sie nur so fragen?“, schnauzte der Domänenrat. „Glauben Sie, der hohe Herr werde als Fürst verleugnen, was er als Erbprinz versprochen? Geben Sie her, ich werde Ihr Schreiben selbst besorgen. Ich bin zum Vortrag

7 Bezieht sich vermutlich auf Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt (1777-1848), ab 1830 Großherzog Ludwig II. von Hessen und bei Rhein.

8 1830 folgte Erbprinz Ludwig seinem Vater Großherzog Ludwig I. (1753-1830) auf den Thron als Großherzog Ludwig II. von Hessen und bei Rhein.

über die landwirtschaftliche Krisis, die jetzt herrscht, nach der Residenz befohlen.⁹ Bei der Gelegenheit kann ich ja die Sache besorgen.“

Einige Wochen verstrichen ohne Antwort. Es war im Lande nicht gebräuchlich, eine Taufe so lange zu verschieben. Der Domänenrat, den der Pfarrer bei einer Sitzung des Schächer-Clubs unter vier Augen befragte, rieb sich vergnüglich lächelnd die Hände und sagte: „Nur nicht drängeln, lieber Pfarrer. So hohe Herren lassen sich Zeit. Es handelt sich ja nicht um einen todwunden Hirschen, sondern um einen gesunden Buben!“

Endlich kam ein Brief des Domänenrates, des Inhaltes, Seine Hoheit nähmen die Patenstelle an, ersuchten, die Taufe an einem bestimmten Sonntage, und zwar nachmittags vorzunehmen, und bestellten, da Hoheit voraussichtlich nicht persönlich daran teilnehmen können werde, den Domänenrat Naumann zum Stellvertreter, dem die weiteren Befehle zugehen würden.

Der Termin der Taufe war ziemlich weit hinausgerückt. Der Pfarrer merkte wohl ein gewisses, geheimnisvolles Treiben in seinem Dorfe, achtete aber nicht weiter darauf.

Aber am Tauftage riss er die Augen auf. Im Dorfe wimmelte es von Besuchern; unter der Linde wurde eine Bühne für die Musikanten hergerichtet, auf der Dorfweise ein Zelt aufgeschlagen, Tische und Bänke im Freien aufgestellt, das Schulhaus, das Rathaus und die Kirche mit grünen Sträuchern und Kränzen geschmückt. Die Amtsbrüder kamen zu Hauf mit Frauen, Söhnen und Töchtern, und endlich erschien, auf dem Wege von Mockheim her, eine lange Kolonne von Reitern und Wagen, voraus, hoch zu Ross, der Domänenrat in Gala-Uniform.

Aber er blieb stumm wie ein Fisch, nachdem er den Pfarrer begrüßt und gebeten hatte, die Taufe sofort vorzunehmen. Während der Zug in die Kirche ging, schwenkten die sorgfältig gedeckten Wagen ab, die einen auf die Dorfweise, die andern in den Pfarrhof.

Der Pfarrer vollzog die Taufhandlung; die Kinder des Dorfes sangen nach einer Melodie, welche ihm bekannt vorkam. Es war „Freut Euch des Lebens“ mit einem vom Schulmeister untergelegten Texte, der sich auf das Fest bezog. Dann trat der Domänenrat vor den Altar und sagte: „Hört alle! Seine Hoheit, der regierende Fürst hat mir als seinem Stellvertreter die Taufe so auszurichten befohlen, als ob er Höchstselt selbst persönlich dabei sei. Hier, lieber Herr Pfarrer, das Dokument, wonach seine Hoheit die Patenstelle annimmt, das dem Kirchenbuche einzuverleiben ist. Das ist eine Freudenbotschaft für euch alle! Vergnügt euch, so gut ihr könnt, und so gut ich es euch im Namen des Fürsten bieten kann. Dann aber“, fuhr er fort, ein zweites Dokument hervorziehend, „habe ich noch Ihnen, Herr Pfarrer, das Patengeschenk zu überreichen. Es ist wohl eine Freudenbotschaft für Sie, aber zugleich vielleicht eine Trauerbotschaft für euch, meine lieben Annensteiner. Ihr verliert euren Pfarrer, dem ihr, ich weiß es, an-

9 Die Residenzstadt des Großherzogtums war die Stadt Darmstadt.

hänglich seid, er ist zum Pfarrer von Pfungsheim ernannt.¹⁰ Hier das Dekret! Auf dem Hofe stehen die Wagen mit den Möbeln und dem übrigen Hausrat, die ihm der Fürst zu seiner Einrichtung dort schenkt, und auf der Wiese werden die Wagen abgepackt sein, deren Inhalt uns schmecken soll! Ein dreifach donnernes Hoch auf den Fürsten und ein Hoch dem Pfarrer von Pfungsheim!“

Dem Pfarrer schwindelte es: Pfungsheim war eine der besten Pfarrstellen im Lande. Der Domänenrat hielt den Pfarrer, der auf seinen Beinen schwankte, während unendlicher Jubel losbrach. „Domänenrat“, sagte der Pfarrer, „jetzt gehe ich nicht mehr auf die Jagd!“ Und er hat Wort gehalten. –

Kehren wir zum Schächerbund und seinen Anfängen zurück. Es war damals die Zeit der Spionenriecherei und es wimmelte im Lande von feinen Spürnasen, diensteifrigen Strebern, die den schwächtesten Strohalm als Sprosse in der Leiter ihres Emporklimmens zu benutzen verstanden.¹¹

Der Graf war in die Hauptstadt zu den Sitzungen der Kammer abgereist, deren erbliches Mitglied er war.¹² In gewohnter Weise hatte er sich sofort nach seiner Ankunft im engsten Familienzirkel des regierenden Herrn eingefunden, mit dem er die Universität besucht und damals Schmollis getrunken hatte. Der regierende Herr hatte durchaus darauf bestanden, dass die Dutzbruderschaft auch nach seiner Thronbesteigung fortgesetzt werde, und der Graf war stets ein willkommener Gast im engsten Familienkreise, zu welchem nur die obersten Hofchargen zugezogen wurden.

Es ging dort sehr gemütlich zu. Die Herren rauchten lange Pfeifen, tranken Bairisches Bier und zupften um die Wette mit den Damen Lappen von bunter Seide zu Charpie, aus welcher dann Plüsch zu Phantasiegerätschaften gemacht wurde. Das große Wort in dem Damenkreise führte eine alte, verhutzelte, aber immer noch quecksilbrige Französin, eine Art Erbstück aus der Armee des

10 Pfungsheim ist vermutlich eine Abwandlung für Pfungstadt, 10 Kilometer südwestlich von Darmstadt gelegen.

11 Vogt spielt hier auf die politisch unruhige Zeit des Vormärz an. Während die großherzogliche Regierung in Darmstadt strikt an der Metternichschen Politik festhielt und alle nationalen und freiheitlichen Bewegungen zu unterdrücken suchte, setzte sich das liberale Bürgertum und große Teile der Studentenschaft an der Landesuniversität Gießen für politische Veränderungen ein. Diese „revolutionären Umtriebe“ boten immer wieder Anlass zu Denunziationen und für die hier angesprochene „Spionenriecherei“.

12 Nach der Einführung einer landständischen Verfassung im Großherzogtum Hessen im Jahr 1820 waren die Landstände in zwei Kammern vertreten. Die Mitglieder der Ersten Kammer gehörten dem Adel und den Standesherrn an, zu ihnen gehörten einige der ehemals regierenden Fürsten, die 1815 durch den Wiener Kongress ihr Land an das Großherzogtum Hessen hatten abgeben müssen, nicht aber ihren Privatbesitz. Die Zweite Kammer wurde von den gewählten Volksvertretern gebildet. Mitglied der Ersten Kammer war auch der Graf von Isenburg, dessen Grafschaft zwar den Reichsdeputationshauptschluss zunächst noch überstanden hatte, 1816 aber dem Großherzogtum Hessen zugeschlagen wurde. Das historische Vorbild für den hier geschilderten Grafen von Mockheim, der zu den Sitzungen der Kammer reist, dürfte in Graf Ernst Casimir III. von Isenburg-Büdingen (1781-1852) zu sehen sein.

Prinzen von Condé.¹³ Sie wohnte im Schlosse, erschien unausbleiblich bei jeder Mahlzeit, entwickelte einen fabelhaften Appetit und packte nebenbei in einer großen Ridicule alles Dessert ein, dessen sie habhaft werden konnte. Sie hatte keine Stellung, nicht einmal eine nominelle Sinecure bei Hofe; man hatte niemals erfahren können, ob sie ihren hochtönenden Emigrantennamen mit Recht trage oder ob sie vielleicht nur Marketenderin gewesen sei; aber trotz aller Spötteleien des Erbprinzen, der ihr manchen Schabernack antat, behauptete sie standhaft ihren Platz, gestützt auf die Gunst des regierenden Herrn, dem sein Bier offenbar nicht schmeckte, wenn er nicht das Spinnrad hörte, von welchem Frau von Ricourt ihren unendlichen Phrasenschwall abhaspelte.¹⁴

Diese erfindungsreiche Französin hatte einigen Sinn in das langweilige Charpiezupfen gebracht. Die Farben und Nuancen der Läppchen welche verteilt wurden, hatten ebenso ihre Bedeutung wie der Stoff des Gewebes selbst; es war eine Art Blumensprache, die auf diese Weise Geltung und Beachtung fand.

Der Graf, dem schon beim Eintritte der kühle Empfang des regierenden Herrn aufgefallen war, fühlte sich nicht wenig betroffen, als ihm die „französische Hexe“, wie er Frau von Ricourt zu nennen pflegte, mit hämischem Grinsen ein Läppchen bot, das nur „Hochverräter“, oder wie man damals zu sagen pflegte, „Krawaller“ bedeuten konnte. Er sah den regierenden Herrn an, als wollte er fragen: „Bist du damit einverstanden?“ Der Fürst nahm eine grimmige Miene an, sagte nichts, blies einige große Wolken aus der Pfeife und beschäftigte sich solange mit einem Bierglase, dass man hätte glauben können, er wolle darin übernachten. Frau von Ricourt öffnete nun alle Schleusen ihrer Beredsamkeit und ließ wahre Sturzbäche von Phrasen über Loyalität, Gesinnungstüchtigkeit, Opferfreudigkeit für den Monarchen und das monarchische Prinzip nieder- rauschen, untermischt mit Wehschreien über die Verderbtheit der Zeit und die Ruchlosigkeit aufrührerischer Gesinnungen, die sich sogar in der höheren Gesellschaft, und namentlich bei einigen, früher reichsunmittelbaren Mitgliedern des höchsten Adels einzuschleichen drohten.

Der Graf war wie vom Donner gerührt, konnte aber doch so viel Herrschaft über sich gewinnen, dass er in freundlicher Weise, Ermüdung von der Reise vorschützend, Abschied nahm, nicht ohne dem regierenden Herrn dabei leise zuzuflüstern, er werde vielleicht schon morgen etwas unter vier Augen mit ihm zu besprechen haben. Er fuhr unmittelbar, da es noch früh am Abend war, zum Minister der Justiz und Polizei. Er traf den Minister noch an der Arbeit, in einem Haufen von Papieren vergraben.¹⁵

13 Louis Joseph von Bourbon (1736-1818), Prinz von Condé, Anführer einer französischen Emigranten-Armee.

14 Marie Luise Antonie von Ricour, geborene Freiin von Türckheim, war eine der beiden Schlüsseldamen im Hofstaat der Großherzogin von Hessen und bei Rhein, vgl. Hof- und Staats-Handbuch des Großherzogtums Hessen für das Jahr 1835, Darmstadt 1835.

15 Minister des Innern und der Justiz im Großherzogtum Hessen war im fraglichen Zeitraum Karl Wilhelm Heinrich Du Bos Freiherr du Thil (1777-1859), 1820 hessen-darmstädtischer Minister, 1821 Leiter der Ministerien der Auswärtigen Angelegenheiten und des Großher-

Eine gewichtige Persönlichkeit, dieser Minister, der seine Überlegenheit einigen physischen, in das psychologische Gebiet übertragenen Eigentümlichkeiten verdankte. Er hatte eine ungeheure Glatze, die mit weißem Wachsglanze so auffallend strahlte, dass man behauptete, er lasse sich jeden Morgen von seinem Kammerdiener den Schädel mit einer Paste polieren, deren Beschaffung, neben der des Schuhwerkes und der neuesten Modeartikel für den Hof, eine der wesentlichsten Obliegenheiten des fürstlichen Gesandten in Paris bildete. Unter dieser, ein unheimliches Licht verbreitenden Glatze funkelten große, achteckige, blau angelaufene Brillengläser. Der Minister war ein leidenschaftlicher Spaziergänger; aber nach der Behauptung der etwas illoyal angehauchten Residenzbewohner ging er nicht zum Vergnügen oder aus Gesundheitsrücksichten, sondern bügelte mit seinen unendlichen Plattfüßen die Promenaden um die Residenz glatt, damit die hohen Herrschaften keinen Anstoß litten.¹⁶ Außer der Glatze war seine Hauptwaffe in der Diskussion eine runde Schnupftabakdose aus Buchsbaumholz, deren Deckel einen kreischenden Ton beim Aufdrehen gab. Wenn ein Mitglied der Opposition einen Angriff beabsichtigte, so brachte ihn der quietschende Ton des Dosendeckels aus der Fassung. Erhob sich dann der Minister, um nach genommener Prise zu antworten, so ließ er erst den Schein seiner Glatze durch leichtes Beugen und Drehen des Hauptes über die Bänke gleiten, was auf die Abgeordneten eine hypnotisierende Wirkung übte, und bügelte dann mit Phrasen, ebenso breit wie seine Füße, die von der Opposition erhobenen Einwürfe ebenso glatt wie die Promenaden um die Residenz. Die Reden machten um so mehr Eindruck, als sie in echtem münsterländischem Dialekte vorgetragen wurden. Mensk, Disk, Skinken klangen den Abgeordneten vom Lande sehr absonderlich, und wenn der Minister von der „Verskimpfung des monarkischen Prinzipes“ sprach, so gruselte es ihnen.¹⁷

Der Graf kannte seinen Mann von Jugend auf, wo er noch die nicht hypnotisierende Glatze besaß, die jetzt mit einer Samtmütze bedeckt war. „Was für eine

zoglichen Hauses sowie der Finanzen, seit 1829 statt der Leitung des Finanzministeriums Direktor des Innen- und Justizministeriums, 1829 dirigierender hessen-darmstädtischer Staatsminister. Du Thil vertrat eine äußerst restriktive Politik und gehörte zu den eifrigsten Verfechtern des Metternichschen Unterdrückungskurses.

- 16 Diese Schilderung des Glattbügelns mit Plattfüßen findet sich ganz ähnlich in der Autobiographie von Carl Vogt, allerdings ist sie dort nicht bezogen auf Du Bos du Thil, sondern diese Eigenschaft wird vielmehr dem Gießener Rechtsprofessor Friedrich von Lindelof (1794-1882) zugeschrieben, der mit seinen großen platten auswärtsgestellten Füßen in Gießen „die Schoor glatt gebügelt“ haben soll (vgl. Carl Vogt, *Aus meinem Leben*, S. 52/53). Vogt hat hier offenbar in dichterischer Freiheit Wesenszüge von Lindelof auf Du Bos du Thil übertragen.
- 17 Auch hier charakterisiert Vogt den hessen-darmstädtischen Justizminister Du Bos du Thil in dichterischer Freiheit mit einer Eigenschaft – dem münsterländischen Dialekt –, die dieser gar nicht haben konnte, denn Du Bos du Thil stammte aus Braunfels und nicht aus Westfalen. Vogt greift hier abermals auf eine Schilderung in seiner Autobiographie zurück, mit ganz ähnlichen Worten wird darin der Dialekt des gebürtigen Westfalen und Gießener Medizinprofessors Johann Bernhard Wilbrand (1779-1846) ins Lächerliche gezogen (vgl. Carl Vogt, *Aus meinem Leben*, S. 60).

Teufelei ist denn wieder los, Exzellenz?“ herrschte er den Minister an, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte und ihn verhinderte, aufzustehen und die Glatze zu entblößen. „Was geht vor? Heraus mit der Sprache! Ich komme eben aus dem Schlosse, wo ich sonderbare Dinge gehört habe und ich will wissen, was dahinter steckt.“

Der Minister, aller seiner Hilfsmittel beraubt, denn auch die Dose hatte der Graf weggeschoben, fiel in sich zusammen wie ein Taschenmesser und beichtete. Es seien seltsame Berichte über gefährliche Agitationen, besonders in den ehemals reichsunmittelbaren Gebieten, eingegangen und die Fäden schienen in dem Lande des Herrn Grafen zusammenzulaufen. „Hier“, sagte der Minister, „habe ich einen Bericht über den Mittelpunkt der geheimen Verbindungen, der sich in Mockheim befinden soll. Der Pfarrer und der gräfliche Verwalter dort seien die Chefs und einige benachbarte Pfarrherren Mitglieder des Komitees.“ – „Warum nicht gar“, stammelte der Graf. „Pfffig? Naumann?“ – „So heißen sie in der Tat“, sagte zustimmend der Minister. „Ich bin genau unterrichtet. Morgen Nachmittag um vier Uhr soll eine Versammlung der Zentralbehörde, die sich den Namen ‚Mitteldeutscher Schächerbund‘ beilegt, in Mockheim und zwar in Ihrem eigenen Schlosse stattfinden, wo an den Dachgiebeln rote Fahnen ausgehängt werden, um den aus der Umgegend herbeikommenden Verschworenen anzuzeigen, dass die Luft frei sei.“ – „Nachmittags vier Uhr, sagen Sie?“ – „So steht es in dem Berichte.“ – „Nun, dann habe ich Zeit hinzukommen“, sagte der Graf sich erhebend. „Ich will selber über die Kerle herfallen. Ihr Wort darauf, Exzellenz, dass Sie bis zu meiner Rückkehr nicht eine Silbe über die Sache verlauten lassen!“ – „Verschwiegen wie das Grab, Herr Graf.“ – „Ich verlasse mich auf Ihr Wort! Leben Sie wohl!“

Während seiner Fahrt stellte der Graf tiefsinnige Betrachtungen an, die stets auf dasselbe Resultat hinausliefen. Unmöglich! Sagte er sich. Der Verwalter hängt durch alle Fasern seines innersten Wesens mit den bestehenden Verhältnissen zusammen. Er sollte auf Umsturz sinnen und sogar Hand an das Werk legen? Und Pfffig, den ich durch Verleihung meines Patronats auf ewig verpflichtet habe und dem die Erziehung seiner Kinder und einiger Pächtersöhne kaum Zeit lässt, sich mit den Feuerspritzen und seiner Drehbank zu beschäftigen! Der Pfarrer von Hahnheim, der nur an seine Tochter und seine Schwartemagen denkt und der Pfarrer von Auheim, der erst im letzten Jahr wegen „seiner besonderen Würdigkeit“ den Titel „Dekan“ erhielt! Unmöglich, Unmöglich!

Als sie in die Nähe von Mockheim kamen, beugte sich der alte Kammerdiener des Grafen, der hinten aufsaß und sich schon ein Wort erlauben durfte, etwas vor und sagte: „Der Herr Graf kommen ganz recht; Sie treffen die Herren beisammen!“ Der Graf fuhr auf, als wäre er von einer Natter gestochen. „Was? Wieso? Woher weißt du das, Christian?“ – „Die rote Fahne hängt ja aus dem Giebelfenster! Wollen der Herr Graf selbst sehen?“, fügte Christian hinzu, indem er den Feldstecher reichte. „Wenn die heraushängt, dann kommen der Herr Dekan von Auheim und der Herr Pfarrer von Hahnheim und dann setzen sie sich mit dem Herrn Domänenrat und dem Herrn Pfarrer Pfffig in eine Stube

auf dem Schlosse zusammen und niemand darf hinein, und die Magd muss den Wein, den sie trinken, vor die Türe stellen, und es dauert oft sehr lange, bis einer der Herren ihn holt. Ich glaube, wenn Feuer ausbräche, würden der Herr Domänenrat, der doch sonst immer bei der Hand ist, und der Herr Pfarrer, ohne den die Spritze nicht in Tätigkeit kommen kann, lange auf sich warten lassen.“ – Was treiben sie denn so heimlich?“, fragte der Graf, seine Bewegung be-masternd. – „Kein Mensch weiß es. Sie schleppen aber einen Kasten, auf dem mit roten Buchstaben ‚Bundeslade‘ geschrieben steht, an den Ort, wo sie sich versammeln. Der Herr Domänenrat lässt das durch die Knechte besorgen, die ja, wenn sie auf die Vorwerke fahren, ihren Weg über Auheim oder Hahnheim nehmen müssen.“ – „Es ist gut, Christian“, sagte der Graf, „gib mir eine andere Pfeife, diese zieht nicht!“

Der Graf sprang mit einem Satze aus dem Wagen, stürmte die Treppe hinauf, ehe jemand ihn anmelden konnte und wie eine Windsbraut in das Zimmer hinein. Die vier Herren fuhren überrascht von ihren Sitzen auf. Der Graf sah zwei Schachtische und im Hintergrunde den ominösen Kasten der Bundeslade. Er fasste sich schnell. „Bitte, meine Herren, lassen Sie sich nicht stören. Wie ich sehe, sind beide Parteien ja schon lebhaft engagiert. Ich hatte ein Geschäft in Friedheim, und da es unerwartet schnell erledigt war, wollte ich lieber den Abend und die Nacht hier in Mockheim zubringen als in der schlechten Dorfschenke.“ Er überflog die beiden Schachbretter. „Wie geht es, lieber Herr Dekan? Gut, wie ich sehe, denn der Domänenrat ist schon so gut wie geschlagen und matt gesetzt. Und die beiden Herren Geistlichen? Die Partie wird sich in die Länge ziehen, wie alle Streitigkeiten zwischen Theologen.“

Der Domänenrat hatte sich zuerst von der Überraschung erholt. „Sie sehen, meine Herren“, sagte er, „der Herr Graf ist Meister in unserem edlen Spiele, wie ich schon seit langer Zeit aus schmerzlicher Erfahrung weiß. Da uns nun der Herr Graf heute die Ehre seines Besuchs gönnt, so schlage ich vor, wenn der hohe Herr dies gnädigst annehmen will, ihn feierlichst zum Ehrenmitgliede unseres mitteldeutschen Schächerbundes zu ernennen und lade unsern Herrn Dekan ein, wenn dies anders dem Herrn Grafen genehm ist, mit demselben die Bundespartie zu spielen!“ Der Graf nickte lächelnd seine Zustimmung. „Pfiffig“, fuhr der Domänenrat fort, „öffnen Sie die Bundeslade und stellen Sie Ihr Spiel auf, denn Sie haben ja die Figuren gedrechselt und geschnitzt!“

Pfiffig kramte eine seltsame Zusammenstellung grotesker Schachfiguren aus. Dann klappte er ein wunderlich geschnörkeltes, großes Spielbrett auseinander. „Das Brett bedarf einer Erklärung, Herr Graf“, sagte der Domänenrat. „Es ist das Werk der beiden würdigen Pfarrherren, die Sie hier vor sich sehen. Wie Ew. Gnaden wissen, ist der Superintendent unserer Kirchenprovinz durch seine unglaublichen Naivetäten mehr berühmt als durch seine Weisheit. Hunderte von Anekdoten sind über ihn im Umlauf. Die Herren haben sich nun den Spaß gemacht, aus seinen im Drucke erschienenen Kanzelreden die passenden Worte auszuschneiden und so auf die schwarzen Felder aufzukleben, dass jedes eine charakteristische Anekdote enthält. Wollen der Herr Graf sich selbst über-

zeugen? Hier auf dem ersten Felde die berühmte Examenfrage: ‚Wann wurde Christus geboren?‘ mit der einzig richtigen Antwort: ‚Gerade zur rechten Zeit, wie es der Wille war seines Vaters im Himmel.‘, und hier auf dem letzten Felde die denkwürdigen Worte: ‚Die schönsten Passagen ausgelassen!‘ Diese Worte sprach der Herr Superintendent, als seine Kollegen die Probepredigt eines Kandidaten unter alle Kritik befunden und dadurch dem Kandidaten das Geständnis abgepresst hatten, dass er eine gedruckte Predigt des Herr Superintendenten auswendig gelernt und hergesagt habe. ‚Ja!‘, sagte der würdige Herr, ‚ja! Aber die schönsten Passagen ausgelassen!‘,

Der Graf lachte aus vollem Halse. „Nein“, sagte er, „auf solchem Brette spiele ich nicht! Ich könnte nicht umhin, die Anekdoten zu lesen, statt auf die Züge meines Gegners zu achten. Aber ich möchte den Herren einen Vorschlag machen. Ich gestehe, dass ich einigen Appetit verspüre. Naumann wird uns wohl etwas Solides vorsetzen können, und wenn die Herren damit einverstanden sind, so feiern wir meine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Schächerbundes statt mit einem Spiele mit einigen Flaschen Steinberger Kabinett, den ich der Güte des Herzogs von Nassau verdanke.“¹⁸

Man trennte sich erst spät in heiterster Stimmung. Der Graf hatte seinen Wagen für eine frühe Stunde bestellt. Vor Schlafengehen hatte er aber noch eine lange Unterredung mit dem Verwalter, und ehe er abfuhr, wurde die Bundeslade so sorgfältig verpackt, dass selbst Christian sie nicht erkennen konnte, in den Wagen gebracht.

Der alte Christian versicherte in dem sogenannten „Hunds-Club“ der Residenz, der größtenteils aus Bediensteten des Hofes bestand und deshalb auch der „Rothosen-Club“ genannt wurde, dass er seinen Herrn noch niemals in solcher Stimmung gesehen habe wie auf der Rückfahrt von Mockheim. Er sei auf dem Bock fast unablässig beschäftigt gewesen, Pfeifen zu stopfen und Feuer zu schlagen; der Herr Graf habe geraucht wie der Schlot seines Eisenhammers, was immer ein Zeichen besonderer Erregung sei. Dazwischen habe er bald geflucht wie ein Heide, bald gelacht oder gar Schelmenlieder geträllert und ganz sinnlose Phrasen gesprochen wie: „Russen und Polen, ein Volk!“ „Gerade zur rechten Zeit!“ „Das Zentrum überflügelt!“ „Dir werde ich ein Skinkenstulle mit Pumpernickel streichen, an der Du deine Freude haben sollst!“ – Wir begreifen, was Christian nicht begreifen konnte.

Der Graf ließ sich die Bundeslade in das Schloss tragen, wo er unangemeldet Eintritt hatte. Er fand den Fürsten in heiterster Stimmung; der Hofmarschall hatte soeben gemeldet, dass eine frische Sendung vorzüglichen bairischen Bieres angelangt sei. „Du warst über Land?“, redete der Fürst den Grafen an. – „Ja, ein unaufschiebbares Geschäft“, antwortete dieser. „Ich habe dir etwas mitgebracht. Du spielst doch noch zuweilen Schach?“ – „Selten“, antwortete der Fürst. „Es regt mich zu sehr auf. Manchmal mit dem Justizminister, wenn seine Vorträge gar zu langweilig werden.“ – „Dann bitte ich dich, deine nächste Partie mit ihm

18 Dies ist vermutlich eine Anspielung auf Herzog Wilhelm I. von Nassau (1792-1839), Herzog von 1816 bis 1839.

auf diesem Brette zu spielen“, sagte der Graf, die Bundeslade öffnend. Der Fürst schüttelte sich vor Lachen, als er die Devisen las. „Meisterhaft“, sagte er. „Ich sehe den würdigen Prälaten vor mir mit seinem wohlgemästeten Bäuchlein, den kurzen Beinchen und den drallen Waden, wie er dem armen Schulmeister, der ihm klagt, er müsse verhungern, tröstend sagt: ‚Tun Sie das! Sie werden Aufsehen erregen! Ihre Nachfolger werden es besser haben!‘ Wahrhaftig, Louis“, fuhr der Fürst fort, dem Grafen die Hand schüttelnd, „du hättest mir keine größere Freude machen können. Aber wo hast du das Kabinettstück mit den dazu gehörenden kostbaren Figuren aufgetrieben?“ – „Wenn dir deine Regierungssorgen Zeit lassen, erzähle ich dir’s! Aber es ist eine lange Geschichte.“ – „Nimm den Ulmerkopf und erzähle mir’s. Der Justizminister kommt erst in einer Stunde zum Vortrage. Bis dahin wirst du wohl fertig sein.“

Der Graf setzte den Ulmerkopf in Brand und erzählte. Der Fürst wurde anfangs sehr ernst, aber allmählich erheiterte er sich und sagte: „Bravo! Das hast du gut gemacht!“ – „Ich bin noch nicht ganz zu Ende“, meinte der Graf. „Was willst du mit diesem Gespenster sehenden Kreuzkopfe machen, der dir sogar gegen mich einen Floh hinter das Ohr gesetzt hat? Ich hab’s wohl gemerkt vorgestern Abend! Ich hätte gedacht, du kenntest deinen Jugendfreund besser!“ – „Na, nimm mir’s nicht übel! Sie hatten mich in der Tat verhetzt!“ – „Gib dem Schleicher seinen Abschied!“ – „Hm! Das geht nicht! Aber wenn du damit zufrieden bist, werde ich ihm einen Denkkzettel anhängen, den er nicht hinter den Spiegel stecken wird.“ – „Auch recht!“, meinte der Graf, die Asche aus dem ausgerauchten Ulmerkopfe schüttelnd, „Auf Wiedersehen!“

Die Promenaden blieben acht Tage lang ungebügelt. Dann erschien der Justizminister wieder, aber die Glatze warf nicht mehr den alten Schein. Der Graf machte sich seit dieser Zeit in der Kammer zuweilen den Spaß, eine hypnotisierende Rede des Ministers dadurch zu stören, dass er ein Zeitungsblatt vornahm und halblaut, doch dem Minister vernehmlich, das Wort „Schächerbund“ aussprach. Der Minister verwirrte sich dann, warf einen hilfeschreitenden Blick nach dem Präsidenten, der, wie eine Sphinx, in stummer Ruhe verharrte, und um den Effekt der Rede war es getan.

Dies war die Rache des Grafen und das Ende war die Pensionierung des Ministers, die er aus Gesundheitsrücksichten nachsuchte und die ihm in Gnaden gewährt wurde.¹⁹

Es ist jetzt Zeit, zu dem jungen Pffiffig zurückzukehren, der in der bezeichneten Umgebung zum ersten Male, als einziger Stammhalter nach Vortritt einer erklecklichen Anzahl von Mädchen, die Wände aus einer kunstvoll vom Vater gedrechselten Wiege beschrie. Bei dem ersten Kinde hatte der mit den Feuerspritzen zu sehr beschäftigte Vater dieses Möbel nicht vorgesehen; da es aber im Frühjahr kam, so hatte die Frau Pfarrerin als kluge und praktische Hausfrau den Wursttrog, der ja doch nur im Winter Verwendung fand, zur Wiege ausersehen.

19 Du Bos du Thil wurde im Rahmen der Märzrevolution von Großherzog Ludwig II. von Hessen am 5. März 1848 entlassen, die hier genannten gesundheitlichen Gründe können also für seine Pensionierung nicht die ausschlaggebenden gewesen sein.

Es war ein gemütliches Familienbild: die Frau Pfarrerin am Tische, mit Zurechtung des Gemüses beschäftigt, mit dem Wursttrog vor sich, den das kleine Wesen darin durch seine Bewegungen selbst in beständiges Schwanken versetzte. Als der Doktor seinen ersten Besuch nach den gebräuchlichen acht Tagen machte (man berief ihn nur in sehr schwierigen Fällen, begnügte sich aber sonst mit der Hebamme), fand er die Wöchnerin in dieser Situation. Achtlos und hastig, wie er war, warf er seinen Überrock über das „Butterbülche“, in der Meinung, es enthalte Kinderwäsche. „Herrjeh!“, rief die Pfarrerin entsetzt, „herrjeh! Herr Doktor, da ist ja das Kind drin.“

Das Mädchen war in dem Wursttrog so gut geraten, dass die Frau Pfarrerin auch bei ihren späteren Kindbetten, die sich nach fast regelmäßigen Zwischenpausen einstellten, keine Wiege wollte. Erst als der Stammhalter erschien, gab sie, wenn auch nicht ohne einige bange Ahnungen, dem Drängen ihres Gemahls nach. Aber das ungewohnte Möbel stand ihr überall im Wege; es knackte zuweilen unheimlich in den Fugen, wenn der kleine Pffiffig ungefügg mit den Beinchen strampelte, und so wurde bald eine der jüngeren Schwestern als „Kuhschwanz“ angestellt, wie Vater Pffiffig sich scherzhaft ausdrückte, indem er damit auf die bekannte Geschichte aus Hebels Schatzkästlein anspielte,²⁰ der zufolge eine Bäuerin die Wiege ihres Sprösslings an den Schwanz der Kuh in dem Stalle daneben so kurz angebunden hatte, dass diese die Wiege ins Schaukeln brachte, wenn sie den Schwanz an den Leib zog.

Während des Kinderlebens unseres Helden wuchsen die älteren Schwestern heran, verlobten sich mit Kandidaten und Studenten der Theologie, die dem Vater zuweilen beim Predigen aushalfen, oder mit jungen Forstgehilfen, die zu den Jagden des Grafen beigezogen wurden, und warteten geduldig als liebende Bräute auf die Versorgung des Geliebten und die Heirat, die im glücklichsten Falle nach Ablauf von sechs bis acht Jahren stattfinden konnte. Sie halfen der Mutter im Haushalt, erlaubten sich ein Tänzchen bei der Kirchweihe mit dem Bräutigam, der meist seine Ferien in dem Hause des zukünftigen Schwiegervaters zubrachte, machten sentimentale Spaziergänge bei Mondenschein, wenn die Witterung es zuließ, strickten eine ungeheure Anzahl von Strümpfen, schneiderte ihre eigenen und die Kleider der Geschwister nach alten Modezeitungen, häkelten Börsen für das Geld, welches der Bräutigam jetzt zwar noch nicht hatte, aber später verdienen würde, und stickten die unglaublichsten Dinge für Namens- und Geburtstage, für Weihnachten und die Wiederkehr des Verlobungstages: Tabaksbeutel, Zunderbüchsen, Griffe für den Feuerstahl, Briefbeschwerer, Turngürtel, Hosenträger, Gitarrenbänder, Pfeifenquasten und ähnliche Sachen. In den Stickmustern spielte das Vergissmeinnicht die Hauptrolle, aber auch Männertreu, Efeu, Winde, Jelängerjelieber und anderes bedeutsames Kraut wurde nicht vergessen, und zwei sich schnäbelnde Turteltauben auf blühenden

²⁰ Johann Peter Hebel (1760-1826) gilt als der bedeutendste alemannische Mundartdichter. Bei dem „Schatzkästlein“ handelt es sich um eine Sammlung der interessantesten Kalendergeschichten Hebels, die 1811 unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes“ erschienen.

Rosenzweigen bildeten gewöhnlich dann Mittelpunkt des sinnbildlichen Gerankes.

Vater Pffiffig fand indessen, dass die lange Zeit des Brautstandes seiner Töchter auf diese Weise nicht vorteilhaft für sie ausgefüllt sei und er trachtete, sie einstweilen und zwar „anständig unterzubringen“. Die Mädchen hatten durch ihren Vater den nötigen Unterricht erhalten; die Mutter hatte ihnen mitgegeben, was sie selber von Haushaltung und weiblichen Arbeiten wusste und jeweilige Besuche bei einer Tante in der Residenz waren dazu benutzt worden, ihnen einen „höheren Schliff zu geben.

Mit Hilfe der Frau Gräfin, des Domänenrates und dessen Schwagers, der das weitläufige Gut eines adligen Fräuleinstiftes in einiger Entfernung bewirtschaftete, wo einige verhutzelte „gnädige Freifräuleins“ öfter ihre Sommertrocknung abhielten (denn Sommerfrische konnte man es wohl nicht nennen), gelangte Vater Pffiffig ziemlich leicht und rasch zum Ziele. Die verlobten Pfarrerstöchter krochen als „Fräuleins“, ja selbst als Vorleserinnen und Gouvernanten in Stellen unter, wo sie in der Tat nur höhere Kammerjungfern, Krankenwärterinnen oder Kindermägde waren, das letzte sogar nicht einmal nach Fröbel'schem System, das damals zwar vielleicht schon erfunden, aber noch nicht allgemein bekannt war.²¹ Elend bezahlte und dornenvolle Stellungen; – aber Vater Pffiffig versicherte, seine Töchter sähen nicht so sehr auf hohen Lohn, als auf anständige und liebevolle Behandlung; sie wünschten, als Glieder der Familie angesehen zu werden. Wenn auch die Herrinnen „gut gegen sie“ waren, so blutete das Herz der armen Dinger doch beständig aus tausend Wunden. Sie waren, wie Fitchers Vogel im Märchen, nicht in der Familie, aber auch nicht außer der Familie; nicht unter der übrigen Dienerschaft, aber auch nicht über derselben; sie wurden in die Ecken gestopft, in welchen ein Gummibaum zur Dekorierung fehlte, und von den Freunden des Hauses entweder übersehen oder mit jener bemitleidenswerten Herablassung behandelt, die umso tiefer kränkt, je größer das Bewusstsein des eigenen Wertes ist. „Sie armes, deutsches Huhn!“, sagte einmal eine kecke Amerikanerin, welche eine der Töchter Pffiffigs bei einer Freundin traf, der sie ihr Leid klagte. Ihr einziger Trost war die Korrespondenz mit den Eltern, den Geschwistern und namentlich mit dem Verlobten; aber auch diese wurde auf das geringste Maß beschränkt, schon wegen des teuren Portos, dann aber auch, weil die vielfachen Geschäfte, zu welchen sie herangezogen wurden, nur wenig Zeit zur Sammlung der Gedanken und Gefühle ließen. Aber sie hielten standhaft aus, immer in Hoffnung auf baldige Anstellung des Verlobten.

Der Domänenrat Naumann war in Folge einer ausgezeichneten Ernte, die den gräflichen Finanzen um so kräftiger unter die Arme griff, als das bevorstehende 25-jährige Jubiläum des regierenden Fürsten mancherlei außerordentliche Ausgaben in Aussicht stellte, zum Geheimen Domänenrat ernannt worden.

21 Anspielung auf den Pädagogen Friedrich Wilhelm August Fröbel (1782-1852), der das Spiel als typische kindliche Lebensform und den Bildungswert des Spiels ins Zentrum seiner Pädagogik stellte. Auf Fröbel geht die Bezeichnung „Kindergarten“ für Einrichtungen zur Kinderbetreuung zurück.

Er hatte sich persönlich bei dem Grafen bedankt, war zur Tafel gezogen worden (als Verwalter und gewöhnlicher Domänenrat hatte er nur mit dem Haushofmeister gespeist), hatte beim Kaffee ein Gespräch mit der Frau Gräfin gehabt, die zu den Frauen gehörte, welche überhaupt nur Bedeutendes sprechen, und war dadurch zu Plänen angeregt worden, die ihm so höchst vernünftig schienen, dass er, ohne zu Hause abzusteigen, sofort bei der Rückkehr auf den Pfarrhof ritt, wo Pfiffig sich beeilte, ihm beim Absteigen behilflich zu sein und zu dem neuen Titel zu gratulieren.

„Was ich mir dafür kaufe?“, brummte der neugebackene Geheime Domänenrat. „Aber darum handelt es sich nicht! Es kann ja gut sein wegen der Leute die törichter Weise vielleicht mehr Respekt vor dem ‚Geheimen‘, als vor dem Domänenrat haben werden. Aber, wie gesagt, darum handelt es sich nicht! Ich komme wegen Ihrer Luise!“

„Meine Tochter! Doch nichts Ungerades?“, fragte ängstlich Pfiffig.

„Im Gegenteil, alter Freund“, sagte der Domänenrat, ihm auf die Schulter klopfend. „Ich denke, ihr Glück ist gemacht. Hören Sie nur. Das Gespräch kam auf Ihre Luise. Der Graf und die Gräfin lobten das Mädchen über alle Bäume hinaus. Es sei ein wahres Talent in Beziehung auf Toiletten und Weißwaren. Nicht allein, dass sie alle einschlagenden Arbeiten auf's Gründlichste verstehe und jede Angabe eines Modejournals untadelhaft auszuführen wisse, betätige sie auch einen feinen Geschmack in eigenen Erfindungen. Neulich habe sie der Gräfin und einigen Freundinnen derselben zu einem Jagdmahle im Freien so reizende Toiletten komponiert, dass alle Damen aus der Residenz ganz baff gewesen seien und sich nach der Adresse der Pariser Putzmacherin erkundigt hätten, welche diese Kostüme geliefert haben müsse.“

„Ja“, sagte Pfiffig, sich aufblähend, „Luise hat schon von Kind auf künstlerische Anlagen gehabt. Es freut mich, dass sie Anerkennung findet.“

„Und wie!“, rief der Domänenrat. „Merken Sie denn nicht, wo das hinaus will? Als die Damen hörten, wer diese graziösen Toiletten erfunden habe, bedauerten sie allgemein, dass solche Talente sich nicht auf einer größeren Bühne entfalten könnten.“

„Ich begreife nicht, wie sich das machen könnte“, unterbrach Pfiffig.

„Aber ich begreife es“, sagte der Domänenrat ungeduldig. „Ich habe mir das auf der Herreise überlegt. Luise muss aus dem Dienstverhältnis heraus und ein Mode- und Weißwarengeschäft in der Residenz gründen. Ich mache mich anheischig, das nötige Kapital zu schaffen. Die beste Kundschaft der Residenz ist ihr gesichert. Ich stehe Ihnen dafür, Pfiffig, dass sie am Ende des ersten Jahres einige Dutzend Arbeiterinnen beschäftigt und nach Ablauf eines zweiten Jahres das ihr vorgestreckte Geld zurückzahlen kann. Ihr Glück ist gemacht! Aber was haben Sie, Mann?“

Pfiffig war blass geworden wie ein Tuch und zitterte an allen Gliedern wie Espenlaub. „Sie machen sich einen grausamen Spaß mit mir“, stammelte er endlich.

„Bewahre!“, versicherte der Domänenrat, „es ist mein blutiger Ernst!“

„Unmöglich!“, sagte Pfiffig, sich erholend. „Bedenken Sie doch! Meine Tochter! Ein Weißwarengeschäft! Eine Modistin! Luise ist ja mit Herrn Kreuzdorn verlobt, der eben sein Fakultäts-Examen bestanden hat, nächstes Jahr sein Staatsexamen machen und dann zum Gerichts-Referendar ernannt werden wird!“

Nun kam die Reihe des maßlosen Erstaunens an den Domänenrat. „Ich begreife nicht“, sagte er; und er konnte in der Tat nicht begreifen, denn er war lange Zeit, bevor er in Mockheim „sich settelte“, wie er zu sagen pflegte, im Auslande, sogar in Amerika gewesen und hatte sich dort Anschauungen geholt, die mit denen seiner Nachbarn wenig harmonierten. „So, so!“, sagte er, „daran habe ich nicht gedacht! Ja, richtig! Luise ist mit dem jungen Kreuzdorn verlobt. Im nächsten Jahr wird er Referendar, sagen Sie?“

„Ganz gewiss“, beteuerte Pfiffig. „Er ist in seiner Jurisprudenz sehr wohl beschlagen und wird das Staatsexamen ohne Schwierigkeit bestehen.“

„Davon bin ich überzeugt. Wie lange muss er denn Referendar bleiben und welche Bezüge hat er als solcher?“

„Damit sieht es freilich scheu aus“, meinte Pfiffig. „er muss wenigstens drei Jahre umsonst dienen. Als Gratifikation erhält er zu Weihnachten ein Federmesser, einen Bund Schreibfedern und ein Buch Aktenpapier. Wenn ihm der Landrichter wohl will, nimmt er ihn zuweilen zu Kommissionen und Augenscheinen mit, wo er Diäten erhält.“

„Und dann?“

„Dann wird er Assessor *sine voto* mit dreihundert Gulden Gehalt!“

„Aber damit kann er doch nicht heiraten?“

„Denkt auch nicht daran“, sagte Pfiffig. „Erst als Assessor *cum voto* mit 600 Gulden, was er, wenn er Glück hat, drei Jahre später werden kann.“

„Rechnen wir einmal“, sagte der Domänenrat. „Ein Jahr, drei Jahre und noch drei Jahre – macht sieben Jahre nach Adam Riesens Rechenbuch?“

„Stimmt!“, sagte Pfiffig.

„Und so lange soll das arme Mädchen warten“, brauste der Domänenrat auf, „und nachher in diese Misere von 600 Gulden hineinheiraten? Denn soviel ich weiß hat dieser Kreuzdorn keinen roten Heller und Sie können auch Ihrer Tochter höchstens ein paar gedrechselte Tisch- und Stuhlbeine mitgeben! Und bis dahin soll sich die Luise im Dienste herum hunzen lassen, während sie, wenn Sie meinen Vorschlag annähmen, ein freies, selbständiges Leben führen und ihre eigene Herrin sein könnte?“

Pfiffig hob flehend die Hände. Der Domänenrat hatte sich durch seinen Zornausbruch abgekühlt. „Nun gut“, sagte er, „ich will Luisen ihrem Verlobten nicht abspenstig machen. Das hindert ja nicht, meinen Vorschlag anzunehmen. Sie kann sich bis zu ihrer Verheiratung ein hübsches Vermögen verdienen und damit den Armensündergehalt des Herrn Assessors *cum voto* Kreuzdorn in angenehmer Weise aufbessern.“

„Es geht nicht, es geht wirklich nicht“, jammerte Pfiffig. „Ich erkenne ja Ihren guten Willen, Ihre fast väterliche Fürsorge für meine Tochter an – aber

bedenken Sie doch, lieber Domänenrat, Kreuzdorn wird ja nicht immer Assessor bleiben, er wird Landrichter, später Hofgerichtsrat werden!“

„Wir wollen’s hoffen“, brummte der Domänenrat. „Aber was tut das zur Sache, dass Ihre Luise später einmal Frau Hofgerichtsrätin werden kann?“

„Doch, verehrtester Freund, tut das zur Sache!“, sagte Pfiffig entschieden. „Eine Frau Hofgerichtsrätin aus guter Familie kann nicht Modistin gewesen sein, kann keinen offenen Laden gehabt haben. Das ist platterdings unmöglich!“

„Ich werde mit Luisen selber sprechen, sobald ich sie sehe. Einstweilen Gott befohlen!“, sagte der Domänenrat, sich zur Türe wendend.

Die Gelegenheit fand sich bald. Das Mädchen weinte, rang die Hände, war aber ebenso fest wie ihr Vater. Der Domänenrat fuhr, wie er sagte, mit Glanz ab. Er wütete einige Zeit gegen die Dummheit der Menschen, führte giftige Stachelreden über Standesvorurteile, dämliche Albernheiten und ähnliche Dinge, spielte dann aber sein Schach weiter und schlug sich die Sache aus dem Sinne. –

Der junge Pfiffig tummelte sich, während seine Schwestern geduldig der Verheiratung und Versorgung entgegen dienten, mit den Dorfjungen in und außer der Schule herum. Er verdiente seinen Namen. Vom Vater hatte er das mechanische Talent geerbt, von der Mutter eine gewisse Zähigkeit im Ertragen kleiner Mühseligkeiten. In der Schule lernte er wenig, immerhin aber so viel, als ihm der Schulmeister geben konnte; von dem Vater etwas mehr, da dieser ihm einigen weiteren Unterricht, sogar im Lateinischen, angedeihen ließ. Am meisten aber lernte er von den Kindern der Juden, mit welchen er am liebsten umging, obgleich sie von den andern Jungen gemieden, ja selbst misshandelt wurden. Dafür waren ihm diese anhänglich und treu ergeben. Bald war „Pfarrers Wilhelm“ in allen Judenfamilien gern gesehen und als offener Kopf und schlagfertiger Antworter beliebt. Alt und Jung förderte ihn nach Kräften; und wenn es galt, ein gutes Wort für ihn einzulegen, oder ihn von der Strafe für begangene Bubenstreiche loszuschwatzen, so waren seine semitischen Freunde stets bereit. Es gab Händel und Schlägereien genug, sowohl im Dorfe, als auch mit der Schuljugend der benachbarten Dörfer, bei welchen der junge Pfiffig nie fehlte. „Für meinen Wilhelm ist mir nicht bange“, pflegte Vater Pfiffig zu sagen, wenn man ihm von Schrammen, Beulen und Löchern im Kopfe berichtete; „für meinen Wilhelm ist mir nicht bange, der ist immer auf einen klugen Rückzug bedacht. Das hat er von seinen alttestamentlichen Kameraden gelernt!“

Es war in der Tat ein schlauer Junge, der stets auf Mittel und Wege sann, sich gute Freunde zu machen. Er hatte des Domänenrates ganzes Herz in sehr einfacher Weise gewonnen. Wohl wissend, dass dieser morgens früh aus dem offenen Fenster die Tätigkeit des Gesindes kontrollierte, dann das Fenster schloss und erst gegen neun Uhr hinaus auf das Feld ritt, eilte er in Zeiten, wo die Arbeit pressierte, über den Hof. „Guten Morgen, Herr Domänenrat!“ „Ei! Guten Morgen, Wilhelm! Wohin so früh?“ „Ach, Hammartins Hannikel (Johann Martins Johann Nikolaus – man nannte im Dorfe die Bauern nur mit dem Vornamen, dem man den Vornamen des Vaters vorsetzte) war gestern Abend bei uns und klagte sehr über Müdigkeit – Arme und Beine seien ihm wie zer-

schlagen. Da wir nun keine Schule haben, so habe ich gedacht, ich wollte ihm ein bisschen beim Kartoffel-Ausmachen helfen!“ „Recht!“, sagte der Domänenrat, „geh nur!“, und schloss das Fenster. Der junge Pfiffig ging schnell über den Hof, schlug einen Bogen um die Gartenhecken, schlummerte zu Hause noch ein paar Stündchen und schlenderte dann auf das Feld zu Hannikel. Wenn der Domänenrat hoch zu Ross erschien, war der Junge neben dem befreundeten Tagelöhner in eifrigster Arbeit. „Du bist ein braver Jungel“, sagte der Domänenrat, indem er ihm mit der Reitpeitsche sanft auf den Kopf tippte. „Ich werde dir’s gedenken. Verlass dich auf mich!“

Der Pfarrer in Auheim beschäftigte sich in seinen Mußestunden, deren er sehr viele hatte, mit höherer Mathematik. Er suchte seine algebraische Formel für das „große X des Weltalls“, freilich ohne Erfolg und gab sich alle erdenkliche Mühe, den Schulmeister, der nur mit Mühe bis zur Regel de tri durchgedrungen war,²² und den Küster, welcher die Armenrechnungen zu führen hatte, in der edlen Wissenschaft weiter zu bringen. Vergebliche Anstrengungen! Der Pfarrer steckte offenbar das Ziel zu hoch. Dem Schulmeister hatte er ein Lehrbuch der Geometrie zum Studium gegeben, das von den Winkeln ausging und in dem viel von Sinus und Cosinus die Rede war. Nach einiger Zeit brachte der Schulmeister das Buch wieder. „Haben Sie es verstanden?“, fragte der Pfarrer. „Manches wohl“, antwortete der Schulmeister, „aber mit der Regel Cos. konnte ich nicht in das Klare kommen.“ Noch schlimmer erging es ihm mit dem Küster. „Hundertsechszunddreißig Gulden dreißig Kreuzer und drei Heller Einnahmen, eben so viel Ausgaben“, sagte der Pfarrer, nachdem er die Rechnung durchgelesen, „bleibt Null.“ „Nein, Herr Pfarrer“, sagte der Küster, „geht auf!“ „Jawohl“, meinte der Pfarrer, indem er sein ‚Vidi‘ unter die Rechnung setzte; „und für einen Kreuzer Schnupftabak bleibt übrig!“ „Mag wohl sein“, sprach der Küster, der sich viel auf seine Wetterbeobachtungen einbildete, „aber oft bleibt noch mehr übrig, wenn Wind ist. Sehen Sie einmal, Herr Pfarrer, jetzt bläst es schon seit drei Wochen immer aus demselben Loche! Man sollte meinen, es müsste doch endlich einmal alle werden! Aber nichts da, es bleibt immer noch Wind übrig!“

Der Pfarrer wandte sich an die jüngere Generation, indem er einigen Pachtersöhnen der Umgegend und seinen eigenen Kindern mathematischen Privatunterricht gab. Der Domänenrat drang darauf, dass der junge Pfiffig ebenfalls an diesem Unterrichte teilnehme, und setzte es trotz des anfänglichen Widerspruches des Vaters durch, der lieber die zwei Nachmittage, während welcher Wilhelm nach Auheim pilgerte, dem Lateinischen gewidmet hätte. „Mit Eurem Latein“, polterte der Domänenrat, „kann er keinen Hund aus dem Ofen locken! Ich weiß wohl, Ihr lasst gern fünf gerade sein und elf ein Dutzend! Ich zahle die Stunden und damit Basta! Rechnen und zählen ist wie Essen und Trinken; es hält Leib und Seele zusammen!“

22 Regeldetri, aus lat. regula de tribus (numerus), bedeutet die Regel von den drei Zahlen, die Dreisatzrechnung.

Wenn der Vater Pfiffig das Drechseln und Spritzen-Putzen, der Pfarrer von Auheim die Mathematik als Liebhaberei betrieb, so beschäftigte sich der Domänenrat leidenschaftlich mit Naturgeschichte, besonders mit den auf Landwirtschaft und Gartenbau sich beziehenden Zweigen derselben. Er sammelte Schmetterlinge, Käfer, allerlei „Klewwern“, wie die Bauern sagten, verstand Vögel auszustopfen, hatte eine Tiersammlung, zu deren Bereicherung die Dorfjungen gegen kleinen Entgelt gern behilflich waren und lag mit der ganzen Gemeinde beständig im Streit wegen der Maulwürfe, Spitzmäuse, Eulen, Igel, Fledermäuse, Neuntöter und Kröten. Die Gemeinde zahlte einen Maulwurf-fänger; der Domänenrat aber verweigerte die Entrichtung der auf ihn fallenden Quote und es kam bis zu einer Beschwerde gegen ihn bei dem Landrat, welche der Bürgermeister in einem weitläufigen Dokumente auseinander setzte, das den Titel führte: Acta in Sachen der Maulwürfe der Gemeinde Mockheim gegen den gräflichen Geheimen Domänenrat Herrn Naumann, Wohlgeboren.

Der junge Pfiffig ging dem Domänenrate mit Eifer zur Hand: Dieser beschenkte ihn mit Schmetterlingsgarnen und Raupenzwingern, lehrte ihn das Abbalgen und Ausstopfen der Vögel, leitete ihn zu selbstständigen Beobachtungen an, verstattete ihm die Benutzung seiner Bibliothek, die ziemlich reich an naturgeschichtlichen Werken und Reisebeschreibungen war und verfehlte nicht, ihn zu Weihnachten und an seinem Geburtstage mit guten Büchern dieser Art „anzubinden“. Vater Pfiffig klagte auch über diese Zeitverschwendung; aber Wilhelm streifte lieber in Feld und Wald herum, als dass er zu Hause hinter lateinischen Grammatiken gesessen hätte und wusste besser die Namen der Schmetterlinge, die er aufspannte, als diejenigen der Apostel oder der römischen Kaiser. „Sie verderben mir den Jungen ganz und gar, Domänenrat“, jammerte der alte Pfiffig. Der Domänenrat aber schüttelte den Kopf: „Lassen Sie's gut sein“, beschwichtigte er; „was er bei Ihnen lernt, verschwitzt er im Handumdrehen, das andere bleibt ihm, weil er es sich selber in den Kopf festgenagelt hat.“

So kam die Zeit, wo man sich entscheiden musste, welche Wege der junge Pfiffig einzuschlagen habe, um später zu einer „Versorgung“ zu gelangen. Es gab hitzige Debatten zwischen dem Domänenrat und dem Vater Pfiffig; aber dieser behielt umso mehr die Oberhand, als er von den übrigen Schächerbündlern sowohl, wie von der Mutter energisch unterstützt wurde. Der Domänenrat plädierte umsonst für eine technische und realistische Ausbildung; er ward überstimmt. Alle waren darin einig, dass der junge Pfiffig studieren, Theologie studieren und dass er deshalb so bald als möglich auf das Gymnasium geschickt werden müsse.

Aber hier lag, wie der Förster von Hahnheim versicherte, seines Gevatters Pfiffig Hase sehr stark im Pfeffer. Wie sollte man den Jungen in dem kleinen Landstädtchen erhalten, in welchem von Alters her ein Gymnasium vegetierte, das zur Zeit eine gewisse Bedeutung hatte als Landes-Gymnasium für das Gebiet

des Grafen, der damals noch reichunmittelbarer Souverän war:²³ Woher das Geld nehmen, ohne zu stehlen?

Zwar bot gerade dieses Gymnasium manche Vorteile. Man lebte dort wohlfeil; der Graf disponierte über einige kleine Stipendien von zwanzig oder dreißig Gulden jährlich, was immerhin genügte, Zimmer und Frühstück während der Studienmonate des ganzen Jahres zu bezahlen; das Städtchen war nur zwei Stunden Weges von Mockheim entfernt, so dass der Junge Samstag abends in das väterliche Haus sich zurückziehen, dort den Sonntag zubringen und sogar montags, wenn er frühmorgens ausmarschierte, noch rechtzeitig zu den Unterrichtsstunden einrücken und in seinem Ranzen Würste, gesalzene Butter und Handkäse mitschleppen konnte, so dass er für seine Abendmahlzeit nur ein Kreuzerbrötchen nötig hatte. Auch gingen die Juden in Geschäften fleißig zwischen Mockheim und dem Städtchen hin und her, nahmen gerne von der Frau Pfarrerin ein Päckchen für den Sohn mit, fügten auch wohl im Winter für ihren jungen Freund ein Töpfchen Gänsefett bei, das morgens zu dem schalen Milchkaffee, den seine Wirtin aus gerösteten Gelbrüben-Würfeln und Eicheln vortrefflich zu brauen verstand, ausgezeichnet mundete. Auch spendete der Domänenrat, welchem der junge Pfiffig sonntags beim Ordnen seiner Sammlungen an die Hand ging, stets ein kleines Taschengeld; „denn“, pflegte er zu sagen, „Wilhelm muss sich beizeiten daran gewöhnen, hier und da einen Schoppen Bier zu trinken, damit er als Fuchs auf der Universität seinen Stiefel vertragen kann.“ Ferner hielt sich der Graf alljährlich in dem Städtchen einige Monate auf, und dann steckte Schwester Luise, die nebenbei für einige Modehandlungen in der Residenz arbeitete, ihm die wenigen Groschen zu, welche dem Bräutigam nicht zugewendet wurden, der als Referendar an dem Landgerichte Trübsal nach Noten blies und an seinem Bund Federn kaute, statt an einem saftigen Beefsteak.

Außerdem bot das Gymnasium noch andere Vorteile, die Vater Pfiffig zu würdigen wusste. Da es nur von sogenannten „Kümmeltürken“ besucht war, nämlich Knaben aus den gräflichen Landen, die nicht viel des Holzes lieferten, aus welchen man Beamte oder gar Gelehrte schnitzen konnte, so sahen die drei Lehrer, welche die ihnen anvertraute Jugend bis zur Schwelle der Universität führen sollten, sehr darauf, so viele Zöglinge als möglich unter ihre väterliche Obhut zu bekommen. Es war unerhört, dass ein Knabe in der Aufnahmeprüfung durchgefallen wäre und alle Abiturienten bestanden das Maturitätsexamen glänzend, vorausgesetzt, dass es dem Herrn Gymnasiarchen in der Residenz nicht einfiel, dem Examen beizuwohnen, wo dann freilich Holland in Not war. Nun war der junge Pfiffig gehörig in Mathematik geschult und sogar dem Lehrer, der diese übernommen hatte, weit überlegen. Dieser, ein ehemaliger Kandidat der Theologie, hatte nach dem Grundsatz *„Docendo discimus“* (Durch das Unterrichten lernen wir) sich dieses Lehrfach zu seinen philologischen Stunden nur aus dem Grund erbeten, weil er absolut gar nichts davon

23 Bezieht sich ganz offenbar auf das Gymnasium zu Büdingen, das seit 1601 bestand und im Jahre 1822 unter der Bezeichnung „Landesgymnasium“ eine grundlegende Erneuerung erfuhr.

verstand und auf diese Weise sich einige Kenntnisse in der Mathematik anzueignen hoffte. Als er inne ward, dass der junge Pfiffig schon Algebra getrieben hatte und Gleichungen des ersten Grades spielend löste, erbot er sich, demselben unentgeltlich Privatstunden in den alten Sprachen und in der Mathematik zu erteilen. In Latein und Griechisch war Wilhelm sehr zurück, hier lernte er von seinem Lehrer; in der Mathematik dagegen lernte der Lehrer von ihm – und so war beiden geholfen.

Man konnte wohl sagen, dass in dem Gymnasium nur Lateinisch und Griechisch getrieben wurde. Die drei Lehrer waren hartgesottene Philologen; Deutsch, Geschichte, Geographie, Mathematik waren missliebige Nebenfächer, und von Naturwissenschaften war gar nicht die Rede. In der Geschichte gelangten die Schüler der Prima höchstens bis zu Karl dem Großen, gewöhnlich aber blieben sie schon mit Varus im Teutoburger Walde stecken; der Unterricht im Deutschen umfasste ein Philologisches Studium des ersten Gesanges des Nibelungenliedes und das Auswendiglernen ausgewählter Fabeln von Gellert, Pfeffer und Lichtwer; bei dem feierlichen Aktus zum Schlusse des Schuljahres deklamierte ein besonders befähigter Schüler eine Ballade von Schiller oder Bürger. Hier aber entstand fast regelmäßig ein kleiner Zwist; der Schüler begeisterte sich scheinbar für „Möros, den Dolch im Gewande“, der Direktor aber, ein Zelote für Monarchie und Luthertum,²⁴ wollte von einem solchen revolutionären Gedichte nichts hören und entschied für den „Taucher“, den „Kampf mit dem Drachen“ oder „Lenore“, wenn auch diese letztere einen gewissen erotischen und mystischen Beigeschmack hatte. Pfiffig wurde einmal bei Wasser und Brot in das Carcer gesperrt, weil er sich erfrecht hatte, statt der Lenore das schöne Gedicht „Frau Schnipsen hatte Korn im Stroh – Und hielt sich weidlich lecker“²⁵ deklamieren zu wollen. Der fromme Direktor geriet in große Aufregung ob dieser lasterhaften Auflehnung eines Schülers gegen geheiligte Traditionen; er brachte den betrübenden Vorfall vor die Lehrer-Konferenz und beantragte die Ausmerzung des rüddigen Schafes, das die ganze Herde anstecken könne. Der junge Pfiffig verteidigte sich nicht ohne Geschick. Er spielte den Naiven und Unschuldigen. Der Herr Doktor (dies war der Lehrer der deutschen Sprache und Literatur) habe ihm einen Band Gedichte mit der Aufforderung zugestellt, eines derselben auswendig zu lernen, ohne aber ein bestimmtes Gedicht näher zu bezeichnen. Diese Angabe musste der Herr Doktor als wahrheitsgetreu bezeugen. Er, Pfiffig, habe nun den Band über den Sonntag mit nach Hause genommen und ihn dem Herrn Domänenrat Naumann mit der Bitte vorgelegt, ihm ein geeignetes Stück zu bezeichnen. Dieser habe ihm „Frau Schnips“ ausgewählt und er habe es gelernt im Vertrauen auf den guten Geschmack des Domänenrats.

24 Die Zeloten waren eine jüdische Partei im Palästina des 1. Jahrhunderts n. Chr., die dem Anbruch der Messiaszeit mit Kampfbereitschaft näher zu kommen suchte. Sie rief schließlich zum offenen Aufstand und entfesselte den jüdischen Krieg gegen die Römer in Galiläa.

25 Gedicht von Gottfried August Bürger (1747-1794).

Der Direktor wurde blass vor Ärger, denn er lag in beständigem kleinem Kriege mit dem Domänenrat, der ihm schon manchen Schabernack gespielt, sich an öffentlichen Orten über seine Pedanterie lustig gemacht und sogar einmal an der gräflichen Tafel sich erlaubt hatte, bei Gelegenheit eines Gespräches über amerikanische Verhältnisse, wo der Direktor einige abfällige Urteile über „banausische Erziehung“ gefällt hatte, ihm in das Gesicht zu sagen, dass er davon keine blasse Ahnung habe und auch gänzlich unfähig sei, dieselben zu beurteilen. Aber immerhin war die Berufung auf den Domänenrat, von dem alle wussten, dass er bei dem Grafen einen großen Stein im Brette habe, ein hoher Trumpf, der das Spiel sofort zu Pfiffigs Gunsten entschied. Man ließ Gnade für Recht ergehen und bestrafte ihn nur mit Einsperrung während eines Sonntages im Karzer bei Wasser und Brot und mit einer eindringlichen Rede des Direktors, worin dieser besonders gegen die Verführungen donnerte, welche unerfahrene Schüler von Seiten der Gottlosen und der Spötter ausgesetzt seien.

Dem jungen Pfiffig erging es bei der Rede, wie es schon manchem seiner Mitschüler ergangen war – „er glaubt‘ es gern, auch ohn‘ es gern zu hören“; er hielt sich stets in wohlgemessener Entfernung, weil er wusste, dass dem Direktor im Eifer die Hand ausfuhr und in schmerzliche Berührung mit der Backe kam; und als er endlich glücklich die Türe hinter sich geschlossen hatte, sprang er die Treppe zu Vieren hinab und rannte zu einem Kameraden, dessen Vater Bierbrauer war und den durstigen Jungen, die keine Kneipe besuchen durften, die nötigen Erfrischungen auf die Stube seines Sohnes bringen ließ.

Mehr Sorgen machte dem jungen Pfiffig der Fasttag im Karzer bei Wasser und Brot. Aber der Bierbrauer, dem sein Sohn den Spaß erzählt hatte, war ein joviales Gemüt und dem Direktor, schon wegen des Wirtshausverbots, nicht grün.

„Wenn du mit deinem Vater wegen des Ausbleibens am Sonntag auskommen kannst“, sagte er, „so brauchst du dir wegen des Fastens keine grauen Haare wachsen zu lassen. Nimm dir einen Strick mit, der vom Fenster bis auf den Boden reicht. Ich werde den Pedell zu einem Extraschoppen einladen, dem er nicht gram ist, und während der Zeit, wo er bei mir sitzt, kann dir mein Karl einen Henkelkorb mit Essen und Trinken bringen, den du am Stricke hinaufziehst. Dem Pedanten von Direktor wollen wir schon eine Nase drehen! Es ist ja schändlich, einem Jungen, der gerade im besten Wachstum ist, seines Leibes Nahrung und Notdurft verkümmern zu wollen.“

Gesagt, getan. Der junge Pfiffig versicherte später, er habe noch niemals besser gelebt als im Karzer bei Wasser und Brot.

Er war also im Gymnasium und arbeitete sich langsam hinauf, von Bank zu Bank, von Ordnung zu Ordnung. Aber damit waren die Sorgen des alten Pfiffig nicht gehoben. Woher Geld nehmen und nicht stehlen? Die Frage beschäftigte den Pfarrer unablässig. Er wurde missmutig, zerstreut, schlich gesenkten Hauptes umher, zeigte nicht mehr den früheren Lebensmut und sah so gelb im Gesichte aus, dass seine Frau anfang, Besorgnis um ihn zu empfinden. Sie fragte den Doktor.

„Bah“, sagte dieser, „Ihrem Manne fehlt gar nichts als eine bessere Pfarre!“

Endlich kam eine unerwartete Hilfe. Der Graf hatte einen entfernten Verwandten; der, wie man zu sagen pflegte, nicht recht bei Troste war. Ein stiller Idiot, gutmütig, gehorsam, willenlos, der eine unbändige Freude an allem Federvieh hatte und tagelang auf dem Hofe sitzen konnte, um den Hühnern, Gänsen und Enten zuzuschauen, die ihn bald als guten Kameraden erkannten.

„Der junge Baron Krähenau soll, nach dem Urteile der Ärzte, irgendwo auf dem Lande untergebracht werden“, sagte eines Tages der Domänenrat zu Pfiffig. „Der Graf hat mir davon gesprochen. Wie wäre es, Pfarrer, wenn Sie ihn in Pension nähmen? Platz haben Sie genug im Hause, seitdem die Kinder ausgeflogen sind; Ihre Frau ist gerade die rechte, um ihn zu bemuttern, und Sie können dann auch ein Glas Bordeaux mit ihm trinken, das ihm zur Kur vorgeschrieben ist. Wenn's ihm nicht hilft, so tut es Ihnen doch gut, und das Geld, was neben ab fällt, ist auch nicht zu verachten. Von der Pension, die für ihn gezahlt wird, können zwei Pfarrer leben. Überlegen Sie's mit Ihrer Frau und sagen Sie mir bald Antwort!“

Der Handel war schnell abgeschlossen und eines Tages sahen die Mockheimer mit einiger Verwunderung, dass ihr Pfarrer „sich einen Narren angeschnallt“ habe. Das Experiment gelang über Erwarten gut. Der Idiot saß seelenvergnügt sommers wie winters auf dem Hofe unter dem Federvieh, wenn er nicht an der Schürze der Frau Pfarrerin hing, der er folgte wie ein Hündchen; er war nie krank oder auch nur verschnupft und machte den Pfarrersleuten in dieser Beziehung keine Sorgen. Der alte Pfiffig wurde wieder munter, bekam rote Backen und predigte von dem Wechsel des irdischen Glückes; und der junge Pfiffig wurde stattlich in Kleidern, trug sogar eine Polonaise mit Schnüren und im Winter einen sogenannten „Schmuser“, einen langen Überrock mit Samtkragen. Freilich nagte das Bewusstsein, dass seine Eltern nur seines Studiums wegen sich die Last mit dem Idioten aufgehast hätten, einigermaßen an der fröhlichen Benutzung des dadurch errafften Geldes; aber dieses Bewusstsein trat nur in jenen, zuweilen bei Studenten vorkommenden Zuständen hervor, welche sehr bezeichnend „das trunkene Elend“ genannt werden. Inmitten der ausgelassensten Fröhlichkeit wurde dann der junge Pfiffig plötzlich traurig, senkte den Kopf und „heulte wie ein Schlosshund“ in Jammertönen über das Elend seiner Eltern, die das Unglück hätten, einen verlotterten Sprössling zu besitzen, der das sauer erworbene „Narrengeld“ in lustiger Gesellschaft verkneipe, statt auf seiner Bude zu hocken und zu ochen. Die Kameraden trösteten den in Tränen zerfließenden Pfiffig so gut, als sie in solchen Momenten selbst dazu imstande waren, durch Salamanderreiben und Vorkneipen, zogen aber aus diesen Vorkommnissen den Schluss, dass Pfiffig sehr viel deutsches Gemüt und Innerlichkeit besitze.

Wilhelm war unterdessen achtzehn Jahre alt geworden und an der Schwelle der Selektta angelangt, wo er sich für sein künftiges Universitätsstudium definitiv entscheiden sollte. Dies war schon deshalb nötig, weil es für die Eltern keine Frage war, dass Wilhelm Theologie studieren und wie sein Vater Pfarrer werden

müsse. Vater Pfiffig hatte freilich einige Zweifel über den Beruf des Jungen zu dem heiligen Ministerium empfunden, welche durch den Domänenrat und den Doktor, der einmal wöchentlich zum Besuche des Idioten kam, unterstützt und genährt wurden; aber er kämpfte diese Zweifel nieder, als er durch die Indiskretion eines Kameraden Wilhelms gehört hatte, wie viel Gemüt dieser besitze. Aber auch wenn Vater Pfiffig seinen Freunden hätte Gehör schenken wollen, so wäre er nicht imstande gewesen, seinen Willen seiner Frau gegenüber durchzusetzen. Die Pfarrerin war das gutmütigste Wesen von der Welt; sie ordnete sich in allen Dingen, welche nicht das Küchenregiment, den Haushalt, das Stopfen der Strümpfe und das Flickern der Kleider betrafen, ohne Murren der höheren Einsicht des Mannes unter; aber in diesem Punkte, erklärte sie, fürchte sie sich vor keinen Mannsleuten. Sie habe den Sohn zum Pfarrer geboren und Pfarrer müsse er werden, selbst wenn sie noch drei Narren ins Haus nehmen müsse.

Der junge Pfiffig fügte sich den Bitten und Tränen seiner Mutter, obgleich ihn die Vorbereitungen zum Studium der Theologie hart ankamen und die Aussichten nicht sehr lockend erschienen. Er hatte bei dem Domänenrat einige praktische Lebensweisheit gelernt und rechnete: Drei Jahre Studium auf der Universität – nicht unangenehm; zwei Jahre im Seminar – höchst langweilige Dressur; zwei oder drei Jahre Kandidat zur Aushilfe bei einem griesgrämigen alten Pfarrer auf dem Lande, von dem man gar nicht voraus wissen kann, ob er auch eine Tochter hat, der man zum Zeitvertreib ein wenig die Cour schneiden kann; dann eine elende Pfarre, auf der man sich jämmerlich herumschlagen muss – Itzig würde sagen: „Ä schlecht Geschäft, bleib vunn sel“, meinte Pfiffig in seinem Selbstgespräche. Aber er machte der Mutter die Freude, ihr beizustimmen, immerhin in der stillen Hoffnung, dass vielleicht irgend ein unvorhergesehenes Ereignis ihn dem geistlichen Stande doch noch entrücken könne.

Das Hebräische war besonders ein Stein des Anstoßes und des Ärgernisses. Derselbe Herr Doktor, welcher die Mathematik übernommen hatte, weil er nichts davon verstand, führte auch die zukünftigen Theologen in das Tohuwabohu des Alten Testaments ein. Vielleicht aus demselben Grunde. Er hatte sich zwar einige Brocken der Grammatik, etwelche auserwählte Stellen des ersten Buches Moses und ein paar Psalmen Davids mit unterlegtem deutschen Text (anders hätte er sie nicht lesen können) aus seinem früheren theologischen Studium in die Laufbahn eines Gymnasiallehrers hinüber gerettet; aber als echter klassischer Philologe verachtete er gründlich die hebräische Sprache schon deshalb, weil sie keinen Aorist²⁶ wie das Griechische und keine Konstruktion des Akkusativs mit dem Infinitiv wie das Lateinische hatte. Er konnte deshalb seinen Schülern keine große Leidenschaft für eine Sprache einflößen, die zwar die des auserwählten Volkes Gottes war, aber doch dem verfluchten Stamme der Semiten angehörte. „Pfiffig“, sagte der Doktor vorwurfsvoll, „warum haben Sie die hebräischen Buchstaben schon wieder nicht gelernt?“ – „Herr Doktor, sie sind mir zu garstig!“ – „Ach was, Ihre Raupen sind auch garstig und doch klopfen Sie

26 Der Aorist ist eine altgriechische Zeitform, die die Verbalhandlung als Einheit, also ohne Rücksicht auf ihre Dauer fasst.

alle Bäume und Sträucher danach ab!“ – „Freilich, Herr Doktor! Aber es werden schöne Schmetterlinge daraus!“ – „Nun wohl, Pffiffig“, sagte der Doktor salbungsvoll, „aus der hässlichen hebräischen Raupe kommt auch ein schöner Schmetterling oder vielmehr ein gesalbter Besorger der Seele, Psyche, deren Sinnbild ja ein Schmetterling ist!“ Die ganze Klasse lachte, Pffiffig fühlte sich geschlagen und beschämt und lernte aus Ärger nicht nur die hebräischen Buchstaben, sondern auch einen Psalm Davids, „zur Harfe zu singen“, was ihm das Lob seines Lehrers und das Zeugnis „Macht Fortschritte“ eintrug.

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen und im Herbst sollten die Maturitätsprüfungen abgenommen werden. Pffiffig wurde von einem seiner Klassenkameraden eingeladen, bei ihm die Pfingstferien zuzubringen. Dieser wurde, weil sein Vater, fürstlicher Forstinspektor, das Forsthaus bei Möschel²⁷ bewohnte, allgemein nur der „Möschel“ genannt. Als zukünftiger Forstbeamter durfte sich Möschel einen Hund halten, der Caro hieß und von dem der gute Möschel behauptete, er habe mehr Verstand wie er, sein Herr, könne es aber nicht von sich geben, weil er taubstumm sei, obwohl er bellen könne. Möschels Geistesgaben waren, wie aus dieser Kundgebung derselben erhellt, nicht gerade die glänzendsten; aber man hegte nicht den geringsten Zweifel, dass er dem Vater im Amt nachfolgen werde, da dieser bei dem Fürsten wie bei dem Erbprinzen, die dort häufig Hofjagden abhielten, sehr wohl gelitten war. Der Erbprinz brachte oft Wochen im Forsthaus zu, das reizend am Saume eines großen Waldes gelegen war und wo er sein eigenes Zimmer hatte, das unter strengem Verschlusse gehalten wurde und nur von dem jungen Möschel betreten werden durfte, der die Eigenheiten des jungen Herrn genau kannte. Dieser hielt nämlich ungemein auf Ordnung, so sehr, dass ein silbernes Schreibzeug, mit einem balzenden Auerhahne als Aufsatz, genau in der Linie stehen musste, die man von dem Türschloss zum Fensterkreuze ziehen konnte. Jedes Mal, wenn der Erbprinz ankam, visierte er, ehe er den Schlüssel einsteckte, durch das Schlüsselloch den Auerhahn gegen das Fensterkreuz. Wehe, wenn das Schreibzeug nicht in der Visierlinie stand! Die Residenzler schlossen aus dieser Gewohnheit, die bald allgemein bekannt wurde, auf die eminente Begabung des Erbprinzen für Regierungsgeschäfte.

Pffiffig ging umso lieber mit Möschel, als der Domänenrat, der ihn besonders nach Mockheim zog, in Geschäften abwesend war und Landrichters Minchen durch ihr flatterhaftes Betragen ihm den Aufenthalt in dem Gymnasialstädtchen einigermaßen vergällt hatte.

Landrichters Minchen war der gefeiertste Florbesen des Städtchens; und da der junge Pffiffig dank dem Narrengelde jetzt zu denen gehörte, welche einen „guten Wechsel“ hatten, so war es gewissermaßen seine Pflicht und Schuldigkeit, ihr den Hof zu machen. Weit war er freilich nicht gekommen. Zwar verbeugte sich Minchen, die stets am Fenster zwischen zwei blühenden Geranien, sogenannten „Gassenglänzern“, mit einer Stickerei beschäftigt saß, sehr graziös,

27 Möglicherweise ein Hinweis auf das Dorf Moischt (gesprochen: Möscht) im Marburger Land.

wenn Pfiffig bei seiner vier Mal täglich wiederholten Fensterpromenade sie grüßte; zwar hatte Minchen ihm einige Male erlaubt, ihr das niedliche Töpfchen zu tragen, mit dem sie am frühen Morgen auf der Promenade erschien, wo die jungen Damen des Städtchens eine Kur mit Selterswasser und Milch zu machen pflegten; zwar hatte Minchen sich einmal von ihm bei einer Maipartie, wo viel Maitrank genippt worden war, zärtlich die Hand küssen lassen ... aber!

Minchen war entschieden flatterhaft. Ihr Herz war zwar noch nicht versagt, aber auch nicht mehr frei. Es schwankte zwischen einem Assessor, der noch kein Votum, und einem jungen Doktor, der noch keine Praxis hatte. „Ich weiß nicht“, hatte Minchen zu einer Freundin gesagt, „welchen von beiden ich nehmen soll. Sie schneiden mir ganz ernsthaft die Cour, aber eigentlich ist mir der Doktor zu kurz und der Assessor zu lang! Was meinst du?“ – „Weißt du was“, hatte die Freundin geantwortet, „nimm den, der zuerst eine Versorgung hat. Bis dahin kannst du sie beide warm halten!“ So geschah es auch – Minchen nahm kurz darauf den Assessor, der das Votum und die zur Heirat nötige Besoldung erhielt, ehe der Doktor zu einer Praxis gekommen war. Der Doktor tröstete sich später wie ein Mann, indem er eine andere nahm.

Pfiffig, dem die Freundin dieses Gespräch sofort hinterbracht hatte (vielleicht war sie auf Minchen eifersüchtig), suchte in der stillen Waldeinsamkeit des Möscheler Forsthauses Balsam für sein wundes Herz.

Er fand ihn.

Die beiden Freunde waren zwischen Licht und Dämmerung mit dem treuen Caro auf den Anstand gegangen, um einer wilden Katze aufzulauern, die dem Oberförster schon manchen Ärger verursacht und der dieser öfter nachgestellt hatte, ohne sie zum Schusse bekommen zu können. Sie hatten sich zu beiden Seiten einer Schneise, die von einer großen, teilweise bepflanzten Lichtung in den Wald führte, hinter Buschwerk verborgen. Der Forstgehilfe hatte ihnen gesagt, dort lauere die Katze oft den jungen Hasen auf, die in der Dämmerung auf die Lichtung sich zur Äsung begäben. Wohlgedeckt standen die beiden Schützen bewegungslos in Erwartung der Katze, die da kommen sollte. Caro, der sich an Pfiffig seit einiger Zeit enge angeschlossen hatte, lag scheinbar schlafend zu dessen Füßen. Plötzlich hob er den Kopf, schnupperte leise, nahm aber dann seine vorige Stellung wieder ein. Pfiffig sah eine auffallende Erscheinung, eine Frauengestalt in weißem Kleide, aus dem Waldesdunkel hervor schweben und sich gegen die Lichtung bewegen. Dort angekommen, stand die Gestalt einige Augenblicke still, von dem Mondlichte mit hellem Silberglanze überflossen. Pfiffig unterschied einen weißen großen Rembrandhut mit breitem Rande, kokett auf eine Schläfe gedrückt, eine rote Schärpe, von der Schulter zur Hüfte übergeworfen, einen großen Strauß von Feldblumen auf dem Hut, einen andern auf der Schulter. Die Gestalt blieb eine kurze Weile stehen, hob den Kopf verzückt gegen den Himmel, streckte die Arme nach dem Monde aus, als ob sie den Mann darin küssen wolle, stieß einen tiefen Seufzer aus und schwebte über die Lichtung weiter. Sprachlos vor Erstaunen schaute ihr Pfiffig nach; er war im

Zweifel, ob er sein Versteck verlassen und ihr nacheilen sollte. War es eine Waldfee, ein überirdisches Wesen?

In diesem kritischen Augenblicke krachte ein Schuss aus Möschels Flinte; die Gestalt stieß einen gellenden Schrei aus und verschwand mit Windeseile an dem gegenüber liegenden Rande des Waldes. Caro war aufgefahren, duckte sich aber sofort wieder. Pfiffig sah nur unbestimmt in der Dämmerung ein Tier, das mit hochgehobenem Schwanze über die Schneise sprang und an ihm vorüber eilte. Die Flucht ging über einen vom Mondlicht erleuchteten Fleck zwischen den Büschen. Pfiffig gab Feuer. Das Tier war verschwunden. Aber nun gab Caro laut und rannte nach der Lichtung, wo er Stand hielt und beständig bellte. Pfiffig spannte mechanisch den Hahn seines zweiten Laufes und schaute der verschwundenen Frauengestalt nach, ohne sich vom Flecke zu bewegen. Möschel rannte hervor. „Wo liegt sie?“, rief er. „Wer?“, stöhnte Pfiffig, wie aus einem Traum erwachend, „die Frauengestalt?“ – „Ach was! Frauenzimmer!“, rief Möschel, „die Katze meine ich! Oder hast du nicht auf die Katze geschossen? Komm, wir wollen sehen! Wenn Caro so Laut gibt, ist es nicht umsonst!“

Sie gingen vorsichtig, die Flinten mit gespannten Hähnen schussfertig in den Händen, auf den Ort zu, wo Caro laut gab. Auf einer kleinen Lichtung wälzte sich ein prachtvoller Wildkater mit den letzten Todeszuckungen in seinem Blute. Caro hielt sich in respektvoller Entfernung und stieß jetzt, wo seine Herren neben ihm waren, nur von Zeit zu Zeit einen heiseren Ton aus. „Siehst du“, sagte Möschel, „was für ein gescheites Vieh der Caro ist? Wäre es ein Hase, so hätte er ihn schon längst im Maule, um ihn uns zu apportieren; aber er weiß, dass eine wilde Katze Zähne und Klauen hat, mit denen er nicht gern Bekanntschaft macht. Couche, Caro! Lass die Bestie verenden. Aber“, sagte Möschel zu Pfiffig sich wendend, „du hast das Raubzeug gut getroffen. Das wird meinem Alten eine riesige Freude machen. Er wird höllisch vergnügt sein und uns heute Abend eine Flasche von seinem alten Rauenthaler wichen, den er sonst nur zum Besten gibt, wenn der Fürst kommt. Ich hatte gefehlt. Aber daran war nur die verrückte Clotilde schuld, die der Teufel reiten musste, dass sie mir gerade in die Schusslinie rannte, als ich die Katze sah, die sich auch wie wir auf den Anstand an dem Wechsel aufgestellt hatte. Aber nun ist sie tot! Siehst du, jetzt geht Caro heran und beschnuppert sie. Er weiß, dass sie ihm nichts mehr zuleide tun kann. Nicht wahr, ein gescheites Hundelchen? Apporte, Caro! Aber du wirst sehen, er apportiert sie nicht! Die Bestie hält etwas auf sich und apportiert kein Tier, das nicht gegessen wird. Schon die wilden Karnickel apportiert er nicht gern. Er weiß sehr wohl, der Caro; dass nur der alte Fritz, der Forstgehilfe sie isst, der mit der Armee in Frankreich gewesen ist und sie dort essen gelernt hat. Was sie doch in diesem Frankreich für Zeug fressen! Frösche, Schnecken und Kaninchen! Aber was hast du denn, Pfiffig?“

Dieser hatte den Monolog Möschels, obgleich derselbe eine für den Studien-genossen höchst außerordentliche Leistung war, nicht gehört. Er krallte seine Hand krampfhaft um Möschels Arm und keuchte: „Habe ich die Katze oder das Frauenzimmer geschossen? Wo ist sie hin?“ – Ich glaube wahrhaftig“, lachte

Möschel, „dir rappelt es im Kopfe! Komm mit nach Hause! Denk an den Rauenthaler!“

Er hob die Katze auf und steckte sie in den Jagdranzen. „Komm, Caro“, sagte er zu seinem Hunde, „wir wollen auf dem Heimwege ein bisschen zusammen plaudern. Mit dem Pfiffig ist ja doch nichts anzufangen. Ich glaube, der Schuss hat ihm das Konzept verrückt. Ich werde ihm zu Hause ‚Cotta’s Waldbau‘²⁸ zu lesen geben. Das schläfert ihn unfehlbar ein. Wenn ich nur zwei Seiten darin gelesen habe, schlafe ich im Stehen ein wie ein Rhinoceros.“

Es ging wie Möschel gesagt hatte. Der Rauenthaler löste endlich Pfiffigs Zunge, den der Vater Möschel mit Glückwünschen und Freudenbezeugungen fast erdrückt hatte. „Morgen schreibe ich’s dem Fürsten und dem Erbprinzen! Das macht Ihnen einen gewaltigen Stein im Brette bei den Herrschaften, Pfiffig! Darauf können Sie Gift nehmen! Und gerade ins Genick geschossen, das bei den Katzen der empfindlichste Punkt ist. Ja in der Anken, da sitzen die Kranken! Warte, Kerlchen, du erwürgst mir künftig keine jungen Rehe mehr und lässt mir die Fasanen in Ruhe! Ihre Gesundheit, Pfiffig! Sie sollten Förster werden statt Pfarrer! Mit der Bibel lassen sich die wilden Katzen nicht totschießen und mit der Flinte dürfen Sie, wenn Sie einmal Pfarrer werden, nicht mehr umgehen. Ganz wie es im Hieronymus Jobs steht:²⁹ Dieweil ein Geistlicher niemals nicht – anders als mit der Bibel ficht!“

Pfiffig hatte unterdessen seine Fassung wiedergewonnen. Er hielt das Glas gegen das Licht, blinzelte hinein und sagte in scheinbar nachlässigem Tone, dem ein aufmerksamer Beobachter aber die innere Erregung hätte anmerken können: „Wer war denn das weißgekleidete Frauenzimmer, das uns in die Quere kam? Heinrich nannte sie Clotilde.“

„Was, die Clotilde? Hatte sie ihren Pollak bei sich?“, fuhr zornig der Oberförster auf.

„Nein, Vater“, unterbrach der junge Möschel, „den hatte sie heute zu Hause gelassen. Seitdem du ihr gedroht hast, du würdest den Hund erschießen, wenn du ihn im Walde anträffst, schließt sie den Pollak immer ein, ehe sie ihre sentimental Streifzüge antritt.“

„Aber wer ist sie? Wo wohnt sie?“, drängte Pfiffig.

„Das ist eine lange Geschichte“, sagte der Oberförster, indem er die Flasche ergriff und ihren Inhalt prüfend beschaute. „Wenn ich die erzählen soll, wirst du wohl noch Succurs im Keller holen müssen, Heinrich. Aber der Wildkatze

28 Heinrich Cotta’s Anweisungen Zum Waldbau. Bis heute unverzichtbares Werk, jüngstes Erscheinungsjahr 2010.

29 Bezieht sich auf eine Satire in Knittelversen, die der Bochumer Bergarzt Carl Arnold Kortum (1745-1824) verfasste. Die Erstausgabe des Werks erschien im Jahr 1784 unter dem Titel „Leben, Meynungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Kandidaten, und wie er sich weiland viel Ruhm erwarb auch endlich als Nachtwächter zu Sulzburg starb“. 1799 erschien eine überarbeitete und um zwei Teile erweiterte Fassung unter dem Gesamttitle „Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen“, daher ist das Werk vor allem unter dem Titel „Jobsiade“ bekannt.

wegen kommt es mir auf einige Flaschen Rauenthaler mehr nicht an. Also die Clotilde war auch dabei?“

„Freilich“, grommelte der junge Möschel, „Vor der ist man ja nirgends sicher. Nachts bis zwölf wandert sie, und morgens spukt sie schon wieder im Haus herum, wie Hans sagt. Sie war schuld daran, dass ich die Katze fehlte. Hol sie der ...“

„Nun, nun“, sagte der Oberförster begütigend. „Sie ist doch eine gute Seele und hat noch niemand etwas zuleide getan, wenn sie auch ein bisschen übergeschnappt ist. Aber dafür kann sie nicht. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber da schwatzen wir in den Tag hinein und Pffiffig zappelt vor Ungeduld, dass ich ihm die Geschichte erzähle. Dazu muss ich aber erst ausholen.“ Er tat einen kräftigen Schluck.

„Haben Sie schon das Dorf und Schloss Dartingen³⁰ gesehen, das etwa eine halbe Stunde von hier in einem schönen, fruchtbaren Tale liegt? Nein? Sie sind noch nicht auf jener Seite gewesen? Nun, Heinrich kann Sie morgen hinführen!“

„Prost die Mahlzeit!“, sagte der junge Möschel. „Ich will der Clotilde nicht begegnen! Sie hängt sich sonst an mich wie eine Klette und ich kann sie nicht wieder los werden!“

„Auch gut! So werde ich dem Herrn Pffiffig den Weg zeigen. Ich muss doch früh dort hinüber, um die Pflanzungen zu besichtigen, die ich letzten Herbst habe anlegen lassen.“

„Ich werde indessen ‚Cottas Waldbau‘ studieren. Ich habe ohnedem ein Pensum von zwei geschwänzten Tagen nachzuholen.“

„Sehr löblich, mein Sohn“, sagte lächelnd der Oberförster. „Also, Herr Pffiffig, Dartingen ist das reichste Dorf auf weit und breit und die Bauern sitzen darin wie die Vögel im Hanfsamen. An einem Ende liegt das Schloss, jetzt fast eine Ruine. Im Dreißigjährigen Kriege haben sie sich wacker dort herum geklopft, Schweden und Kaiserliche; und auch in den napoleonischen Kriegen zogen sich die Kolonnen gerne dorthin, denn der Hahn steht nicht umsonst auf dem Kirchturme.“

„Wieso?“, meinte Pffiffig.

„Wie ich sage“, antwortete der Oberförster. „Die alten Kriegsknechte wissen recht gut, dass man in protestantischen Dörfern, wo der Hahn auf dem Turme sich dreht, bessere und reichlichere Verpflegung hat als in katholischen, wo das Kreuz auf dem Turme festgenagelt ist. Nun gut! Das Schloss war früher befestigt und hat noch einige Ecktürme, die fast ebenso verfallen sind wie die mit Efeu überwachsene Ringmauer. Der Graben ist ausgefüllt und die Courtinen³¹ sind in Terrassen und Gärten umgewandelt worden, welche Clotilde, das muss man ihr lassen, recht sorglich pflegt. Sie könnte freilich mehr Gemüse und weniger Blumen ziehen, aber das ist ihre Sache. Das Schloss gehörte den Freiherren von

30 Für das Schloss Dartingen und die im folgenden geschilderte Grafenfamilie von Dartingen konnte kein historisches Vorbild ermittelt werden.

31 Courtine (frz.) bzw. Kurtine: Bezeichnet in der älteren Befestigungskunst den Teil eines Festungswalls, der zwei Bastionen miteinander verbindet.

Dartingen, früher reichsunmittelbare Raubritter, deren Nachkommen meist in fremde Kriegsdienste traten. Das Geschlecht ist jetzt ausgestorben, aber Clotildens Großvater von mütterlicher Seite stand zur Zeit der Revolutionskriege³² in österreichischen Diensten bei den Esterhazy-Husaren.³³

Das Regiment hatte eine Art Cartell mit einem französischen Chevauxlégers-Regimente,³⁴ dessen Oberst ein Esterhazy gewesen war. Sie taten sich nichts zuleide und die kommandierenden Generale wussten recht wohl, dass sie Esterhazy und Esterhazy nicht gegen einander schicken durften. Sobald die Regimenter nahe genug an einander waren, um die Uniformen zu erkennen, schwenkten die einen rechts, die andern links ab, während sie gegen andere Regimenter wacker ihre Schuldigkeit taten.

Nun war einmal in den Revolutionskriegen während eines Waffenstillstandes eine Demarkationslinie gezogen längs des Baches, der das Tal von Dartingen durchfließt und die beiden Regimenter sollten die Grenze bewachen. Die Franzosen lagen in Dartingen und waren lustig und guter Dinge, denn sie hatten gutes Quartier, Essen und Trinken in Hülle und Fülle und machten sich den Weibslenten angenehm, indem sie ihnen allerlei kleine Dienste und Gefälligkeiten erwiesen und mit ihnen kokettierten. Die Kaiserlichen aber, deren Standort eine gute Stunde entfernt in einem ärmlichen katholischen Dorfe war, mussten in elenden Erdhütten läng des Baches kampieren, sich mit ihrer Menage behelfen und bliesen Trübsal nach Noten. Unter ihnen befand sich der Freiherr von Dartingen, der in den ersten Tagen manchmal sehnstchtig nach seinem Schlosse hinüber schaute, in welchem die französischen Offiziere ihr Wesen trieben.

Aber das dauerte nicht lange. Warum hätten sich die Feinde, die doch im Cartell mit einander standen, nicht näher kennen lernen sollen? Um es kurz zu sagen, eines Abends kam unangemeldet der kommandierende österreichische General, um seine Wachen zu inspizieren. Er fand seine Baracken leer, drüben in Dartingen aber tanzten Husaren und Chasseurs³⁵ bunt durcheinander mit den Dorfschönen, wobei die Musik der Husaren aufspielte und auf dem Schlosse tafelten die Herren Offiziere und der Rittmeister von Dartingen präsiidierte an einem Ende des Tisches, während der Kapitän Comte Mirabord³⁶ am andern Ende die Honneurs machte und die Trompeter der Chasseurs zu den Toasten

32 Bezieht sich auf die „Französischen Revolutionskriege“, die das revolutionäre Frankreich von 1792 bis 1802 gegen die europäischen Koalitionen führte.

33 Die Esterhazys waren ein ungarisches Magnatengeschlecht. Angehörige dieser Familie bekleideten seit dem 17. Jahrhundert wichtige politische Ämter in habsburgischen Diensten, u.a. war Nikolaus Fürst von Esterhazy (1765-1833) österreichischer Feldmarschall.

34 Chevauxlégers-Regiment, auch Chevaulegers, ist die Bezeichnung für eine Gattung der leichten Kavallerie und kommt über das Französische (chevaux: Pferde, leger: leicht) ursprünglich aus dem Italienischen (cavalleggeri). Begründet wurden die Chevaulegers als eigenständige Waffengattung durch den französischen König Ludwig XII: im Jahr 1498.

35 Chasseurs bezeichnet die Jäger in der französischen Armee.

36 Für den Grafen Mirabord konnte kein historisches Vorbild ermittelt werden.

Tusch bliesen. Der General trat mit gerunzelter Stirne ein, wurde aber sofort durch den Grafen Mirabord heiter gestimmt, der mit dem Glase in der Hand aufsprang und nach höflichem Gruße sagte: ‚General, Sie sind, wie diese Herren, für heute Nacht unser Gefangener! Herr von Dartingen hat uns seinen Keller zur Verfügung gestellt und wie laden Sie geziemend ein, mit uns ein Glas auf das Wohlergehen der beiden Esterhazy-Regimenter zu leeren‘.

Der General war ein gutmütiger alter Herr, Freund eines guten Trunkes, und als man spät nach Mitternacht das Lager aufsuchte, sagte er lächelnd: ‚Gute Nacht, meine Herren! Ich nehme die Gefängniszelle, die mir Herr von Mirabord anbietet (der höfliche Franzose hatte sein Zimmer für den General einrichten lassen) mit Dank an, werde aber doch wohl künftig meine Inspektionen vorher anmelden lassen, um meine Leute in den ihnen angewiesenen Quartieren zu finden.‘

Einige Jahre verstrichen. Herr von Dartingen hatte in Folge einer Verwundung seinen Abschied genommen, sich in sein Schloss zurückgezogen, eine Dame aus der Nähe geheiratet und mit ihr einen Sohn gezeugt, der bald ein Tausendsassa wurde, fähig, dem Teufel aus der Hotte zu springen, um ihn dann auf freiem Felde zu fangen, wie der Schafhirt zu sagen pflegte.

Herr von Dartingen lebte ziemlich einsam auf seinem Schlosse und bewirtschaftete sein Gut. Sein Frau starb früh; er brachte seinen Jungen in die Residenz auf das Gymnasium, besuchte ihn jährlich einmal bei Gelegenheit des großen Wollmarktes, dem er regelmäßig, schon seiner Geschäfte wegen, beizuwohnen pflegte, und ließ ihn in den Ferien nach Hause kommen, wo dann der Junge das Oberste zu Unterst kehrte, um sich vom anstrengenden Studium des Lateinischen zu erholen, das ihm gänzlich wider den Strich ging.

Bei einem solchen Besuche in der Residenz begegnete Herr von Dartingen einem sauberen Manne in etwas fadenscheinigen Kleidern, dem man auf den ersten Blick den Militär ansah, um so mehr, als er nur einen Arm hatte. Er erkannte sofort seinen ehemaligen freundlichen Feind, den Grafen Mirabord.

Dem war es schlecht ergangen unterdessen. Er hatte bald nach dem Zusammentreffen in Dartingen den Arm in einem Gefechte verloren, später aber mit Frau und Tochter, ich weiß nicht mehr aus welchem Grunde, aus Frankreich flüchten müssen und saß nun in der Residenz im Elend, da man seine Güter sequestriert hatte. Ein Wort gab das andere; Herr von Dartingen suchte die Gräfin Mirabord in einer Dachkammer auf, wo sie mit einem kleinen, schwarzäugigen, putzigen Ding von Töchterchen hauste, das dem Herr von Dartingen einen allerliebsten Knix machte und ihn sofort ‚Mon oncle!‘ nannte. Kurz und gut! Des anderen Tages fuhren die beiden Kriegsfeinde mit Frau von Mirabord und dem kleinen Hexlein in dem Zweispänner des Herrn von Dartingen nach dem Schlosse und die Pferde hatten nicht viel zu ziehen, obgleich die Mirabords ihr sämtliches Gepäck mitnahmen.

Nach etwa einem Monat war es Herrn von Dartingen, als gehörten die Franzosen zur Familie. Er spielte mit seinem Gaste Piquet und Trictrac; Frau von Mirabord bereitete vortreffliche Extraschüsseln, die ihm besser mundeten als die

Hauskost der ländlichen Köchin, die voll Staunens über die Kochkünste der gnädigen Gräfin war und das kleine Mädchen amüsierte ihn aufs Höchste mit seinen drolligen Versuchen in der deutschen Sprache.

Nichtsdestoweniger machten die Franzosen Anstalten zur Abreise. Herr von Dartingen war außer sich und stellte den Grafen zur Rede. ‚Warum wollen Sie weiter, in das Blaue hinein?‘, sagte er. ‚Gefällt es Ihnen nicht bei mir?‘ – ‚Nur zu gut‘, antwortete der Graf. – ‚Nun, so bleiben Sie bei mir, solange es Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin gefällt‘. – ‚Das geht nicht! Unser Besuch hat schon zu lange gewährt. Es ist nicht anständig, Ihre Gastfreundschaft länger in Anspruch zu nehmen.‘ – ‚Aber in drei Teufels Namen!‘, rief hitzig Herr von Dartingen, ‚wenn ich Ihnen nun sage, dass ich nicht mehr leben kann ohne Sie?‘ – ‚Erhitzen Sie sich nicht, lieber Freund‘, unterbrach ihn Mirabord, ‚so ist es nicht gemeint. Wir möchten ebenfalls gerne bleiben, aber nicht als Ihre Gäste. Es gibt ein französisches Sprichwort: *Les bon comptes font les bons amis*³⁷ Wenn wir bleiben sollen, müssen wir uns ihnen nützlich machen können. Wenn Sie uns dazu die Gelegenheit zu geben gewillt sind, so bleiben wir.‘ – ‚Ich begreife nicht‘, rief Dartingen. ‚Eine französische Schrulle!‘

Die beiden Herren haderten fast miteinander während einiger Tage, kamen aber endlich, da der Franzose ebenso unerschütterlich blieb wie seine Frau, dahin überein, dass Graf Mirabord Intendant, seine Frau Haushälterin werden soll, mit einer kleinen Besoldung für jedes und freier Station für beide und ihr Töchterchen. ‚Es ist wahrhaftig lächerlich‘, meinte der Schlossherr, ‚dass ich einen solchen Vertrag mit Ihnen abschließe. Was Sie und Ihre Frau tun werden, hätten Sie auch als gute Freunde besorgen können.‘ – ‚Das will ich zugeben, aber es ist nicht dasselbe‘, antwortete der Graf. ‚Setzen wir den Fall, wir wären einige Jahre bei Ihnen geblieben als Gäste und es wäre irgend eine Zwistigkeit entstanden, die Sie vielleicht veranlasst hätte, mir eine tadelnde Bemerkung zum machen oder gar die Tür zu weisen. Dann standen wir uns als zwei Gleichberechtigte gegenüber, und es hätte dazu kommen können, dass wir uns in unserer Eigenschaft als alte Offiziere hätten herumschießen müssen. Jetzt sind wir, meine Frau und ich, Ihre angestellten Beamten; Sie können uns Bemerkungen machen, Aufträge geben, selbst einen Rüffel erteilen und uns entlassen; wir können Ihnen aufsagen; Der Ehrenpunkt kommt dabei nicht in das Spiel. Glauben Sie mir, klare Dienstverhältnisse sind besser als schrankenlose Freundschaften.‘

Dabei blieb es und Herr von Dartingen merkte bald, dass er nicht besser hätte fahren können. Der Graf verstand sich vortrefflich auf Land- und Gartenwirtschaft; er zog feine Gemüse und Zwergbäume, die damals in dem Lande noch völlig unbekannt waren und hielt die Knechte zu soldatischer Pünktlichkeit an; das Hauswesen gewann unter der Leitung der Frau von Mirabord eine andere Gestalt. Man speiste besser und lebte doch wohlfeiler; die Zimmer wurden netter und freundlicher und die kleine französische Hexe brachte viel Leben ins

37 Gute Rechnungen machen gute Freunde.

Haus. Schön sei sie nicht gewesen, hat man mir gesagt, denn ich habe sie nie gekannt, vielmehr klein und unansehnlich, aber ausnehmend graziös in ihren Bewegungen und ein Paar Augen habe sie im Kopfe gehabt wie glühende Kohlen. Ihrem ‚Papachen‘ und ihrem ‚Onkelchen‘ sah sie alles an den Augen ab, konnte sie dafür aber auch um den Finger wickeln.

Louis von Dartingen, der Freiherrn Sohn, kam regelmäßig in den Ferien nach Hause. Es konnte also nicht fehlen, dass er sich sterblich in Louison, wie ihre Eltern die Kleine nannten, verliebte. Er war ein wilder Bursche, zu allen Tollheiten aufgelegt; aber vor Louison strich er die Segel. Das Studieren wollte ihm nicht in den Kopf. Da er Pferde leidenschaftlich liebte, so hängte er die Klassiker an den Nagel und bereitete sich vor, Stallmeister zu werden. Als Louison soweit herangewachsen war, verlobte er sich mit ihr und heiratete sie schließlich, sobald er „Fürstlicher Marstall-Aspirant erster Klasse“ mit 600 Gulden Gehalt, freier Wohnung im Marstalle nebst einer Pferderation geworden war. Louis wurde um das schnelle Avancement und die vorteilhafte Versorgung sehr beneidet.

Das junge Paar bezog in der Residenz seine Stallwohnung, die jedenfalls den Vorzug der Wohlfeilheit, sonst aber manche Unbequemlichkeiten hatte. Louisons feine Nase wurde beständig durch die Düfte beleidigt, welche aus dem Erdgeschosse aufstiegen; vor Mitternacht war an keinen Schlaf zu denken, denn da die ersten Sängerinnen, besonders aber alle Damen des Balletts, die bei dem Fürsten in höchster Gunst standen, in Hofwagen zu Proben und Vorführungen geholt und wieder von dort nach Hause gebracht werden mussten, so war des Getöses in den unteren Räumen kein Ein Ende. Außerdem war es gewissermaßen administratives Prinzip der fürstlichen Obermarstall-Direktion, dass die Aspiranten Junggesellen und erst ihre Vorgesetzten, vom Stallmeister aufwärts, verheiratet sein sollten. Für den jungen Herrn von Dartingen hatte der Oberhofmarschall erst nach langem Widerstreben deshalb eine Ausnahme gestattet, weil seine aus einer Pension in der französischen Schweiz heimgekehrten Töchter auf diese Weise die beste Gelegenheit fanden, mit Louison ihre Konversationsstunden unentgeltlich fortzusetzen. Da aber den übrigen Aspiranten erster und zweiter Klasse gegenüber das Prinzip festgehalten wurde und außerdem die Führung und Begleitung der Theaterdamen zu ihren amtlichen Obliegenheiten gehörte, so konnte es nicht fehlen, dass die langen Korridore, durch welche die Aspirantenwohnungen miteinander zusammenhingen, oft noch in später Nachtstunde von Gestalten durchhuscht wurden, mit welchen eine ehrbare junge Frau aus höheren Ständen nicht gerne zusammentrifft.

Louison hatte sofort, als sie diese Übelstände erkannte, Absperrung ihres Quartiers und Isolierung desselben durch Herstellung eines gesonderten äußeren Einganges und einer eigenen Aufgangstreppe verlangt. Die Obermarstall-Direktion hatte aber dieses Ansuchen „im Interesse des Dienstes“ und, wie der Direktor ihr persönlich versicherte, „mit blutendem Herzen“ abgeschlagen.

So fand sich die gnädige Frau Marstall-Aspirantin erster Klasse in das Unvermeidliche. Wie das gewöhnlich zu gehen pflegt, gewann sie den angenehmen Seiten des etwas zigeunermäßigen Marstalllebens einigen Geschmack ab und

stand endlich, da sie lebhaften Geistes, lustigen Humors und wohlwollenden Gemüts war, an der Spitze der etwas lockeren Gesellschaft, welcher die ganze Residenz mit Ausnahme einiger alter Betschwestern umso gewogener war, als sie ihr steten Stoff zu Kaffeeschwatz und Teeklatsch gab.

Bald aber fanden die im Schloss von Dartingen Zurückgebliebenen, dass der Marstall zwar ein Eden für die dort Weilenden sein könne, dass aber nichtsdestoweniger das Pflaster der Wege, die dorthin führten, ein sehr teures sei. Die Besoldungsquartale des Aspiranten verflüchtigten sich, noch ehe sie in einer Schublade Quartier genommen hatten; die Pferderationen setzten ihnen nach, wurden aber schwindstüchtig, noch ehe sie die Flüchtlinge einholten und Louison und ihr Mann hetzten mit der ganzen übrigen Gesellschaft unermüdlich hinterdrein, zu Ross und zu Wagen, im Schlitten und im Kahne, verloren aber die Ausreißer nur umso schneller aus dem Gesichte. Nun gingen die Brandbriefe nach Dartingen. Der Schlossherr verpuffte furchtbare Quantitäten von Tabak, der ihm den Magen ruinierte, denn um zu sparen ersetzte er den holländischen Kanaster durch schwarzen AB; Herr von Mirabord wettete und fluchte hinter den Knechten drein, konnte aber dadurch ebenso wenig die Zahl der Garben vermehren als Frau von Mirabord die Zahl der Eier, welche ihre Hühner legten, durch Verschiebung ihrer Haube verdoppeln konnte, deren Bänder ihr über die Nase herunter flatterten. Man sparte furchtbar, das französische alte Ehepaar lebte sozusagen von der Luft, ohne ein Wort der Klage fallen zu lassen, und Herr von Dartingen fluchte über ‚schlechten Fraß‘ und Magenweh. Man feilschte derart mit den Juden, dass diese, die doch die einzigen Vermittler für Handel und Wandel waren, nicht mehr zum Schlosse gehen wollten; man quälte die Dienstboten dermaßen, dass sie ihre Bündel schnürten. Und dies alles nur, um den ‚Marstall zu füttern‘, wie der Herr von Dartingen sich ausdrückte.

Zuweilen holte der Herr von Dartingen sich selbst seine Atzung. Die hohen Herrschaften waren auf Reisen, im Bade, das Theater, Oper und Ballett, geschlossen, Ross und Wagen disponibel, und plötzlich fiel der Heuschreckenschwarm in Schloss Dartingen ein, wo es dann ärger herging als zu den Zeiten des Waffenstillstandes zwischen den feindlichen Esterhazy-Regimentern. Diese Überfälle fanden zwar immer unter sehr kurzer Anmeldefrist statt, aber Frau von Mirabord roch meistens schon vorher Lunte durch verdächtige Besuche von Antiquaren, Händlern mit alten Möbeln und Gemälden, Hofschlächtern und ähnlichem Volke, die um das Schloss herumschnüffelten, wo noch manche Schätze aus früheren Zeiten vernachlässigt waren. Der alte Herr von Dartingen war nämlich ein sonderbarer Kauz; er glaubte, nicht nur seine Antiquitäten, sondern auch alle Erzeugnisse seiner Güter seien unvergleichlich mehr wert als alles, was von andern stamme, und so forderte er, wenn er nur irgend bei Gelde war, die unsinnigsten Preise, verweigerte sogar am Abend die Lieferung von Dingen, die er am Morgen verkauft hatte, einfach unter dem Vorwande, er habe sich geirrt. Wenn er aber in Geldnot war, so verschleuderte er alles, was niet- und nagellos war, um jeden Preis dem ersten Besten, der sich zeigte. Das wussten die Händler, die jedenfalls mit dem Marstall Fühlung hatten und sich in

die Nähe des Schlosses zogen, wo sie auf gute Geschäfte vor und nach dem Besuche hofften.

Frau von Mirabord kannte aber ihre Leute. Sie war wunderbar bei solchen Gelegenheiten; flog treppauf, treppab wie ein junges Mädchen, warf alles, worüber sie auch nur entfernt Macht hatte, auf den Markt und schwatzte die Händler „rein um“, bis sie blödsinnig wurden und schließlich, übertäubt und überrumpelt, zu den höchsten Preisen kauften und ihre Waren spottbillig verkauften. Wohlgerüstet und verproviantiert erwartete Frau von Mirabord nach solchen Kämpfen die Gäste, welche Schwiegersohn und Tochter in das Schloss führten. Aber den Empfang hätten ihr sehen sollen! Hatte sie eine Stunde vorher dem Besen ähnlich gesehen, an dem die Spinnweben hingen, welchen sie zu Leibe gegangen war, so erschien sie jetzt in vollem Staate auf der Höhe der Freitreppe in der Eingangstüre, grüßte mit vollendeter Grandezza, ließ sich äußerst zeremoniell von Schwiegersohn und Tochter umarmen und hinter die Ohren küssen, wie auf dem Theater, und dann die Damen und Herren vorstellen, die sie nach einigen Begrüßungsworten mit graziöser Handbewegung einem dienenden Geiste überwies, der sie in das ihnen bestimmte Zimmer führte. Dort verschwand freilich, besonders in späteren Zeiten, der erste majestätische Eindruck beim Anblick eines Lehnstuhles, der ein Bein verloren hatte und nun mit schief zu Seite gesenktem Wappenschild die fehlende Stütze auf der Erde zu suchen schien, oder eines vom Alter getigerten Waschtisches mit gespaltener Schüssel und grifflosem Wasserkruge, über welchem ein blind gewordener venezianischer Spiegel mit zersplittertem Rahmen bei dem geringsten Luftzuge in Pendelbewegungen geriet. Die meisten der Gäste fochten aber solche Reste verschwundener Herrlichkeit wenig an – sie mochten es wohl in der eigenen Lotterwirtschaft nicht besser haben. Sie waren froh, dass sie gutes Essen und Trinken und alle nur irgend erdenkliche Freiheit zu Spiel und Kurzweil hatten.

Der alte Freiherr von Dartingen hielt standesgemäßen Empfang und Unterhalt für ein Gebot der ritterlichen Ehre. Er hätte eher das letzte Hemd vom Leibe versetzt, als dass er es seines Sohnes Gästen an etwas hätte fehlen lassen. Man zechte, jubilierte von morgens bis abends, und wenn die tollen Gäste wieder ausgeflogen waren, dann lagen die beiden alten Herren, die es für eine Pflicht hielten, an allen Gelagen teilzunehmen, mit Gicht und Zipperlein krank auf dem Schragen und Frau von Mirabord hinkte im Schlosse herum wie eine angeschossene Hirschkuh und kochte Tisane³⁸ aus allerlei „simples“, wie sie es nannte, nämlich aus Kräutern vom Felde, deren Kenntnis sie dem „göttlichen Bürger von Genf“ verdankte.³⁹

Eines Tages aber halfen alle Rousseau'schen Kräutersäfte nicht mehr. Die Herren blieben auf dem Schragen liegen. Herr von Dartingen wurde schon nach wenigen Tagen in die Schlosskapelle getragen, aufrichtig bedauert von der

38 Tisane: Kräutertee.

39 Der „göttliche Bürger von Genf“ bezieht sich auf Jean Jacques Rousseau (1712-1778), der nicht nur ein bedeutender Philosoph und Pädagoge war, sondern sich als Naturforscher auch mit botanischen Studien beschäftigte.

ganzen Umgegend, weil er, wie die Bauern sagten, ein ‚guter, niederträchtiger Herr‘ gewesen war; Herr von Mirabord siechte noch einige Monate, folgte aber dann dem Kriegskameraden nach.

Ludwig von Dartingen hatte sofort nach des Vaters Tode seinen Abschied als Marstall-Aspirant genommen und mit seiner Frau und einem Töchterlein, Clotilde, sich im väterlichen Schlosse eingenistet.

Seht ihr, nun bin ich doch endlich bei der Clotilde von Dartingen angekommen; wenn auch auf langen Umwegen, die vielleicht nicht nötig gewesen wären, die aber doch den Herrn Pffiffig interessiert zu haben scheinen. Mir hat das Geschwätz die Kehle etwas ausgetrocknet. Lasst uns einen guten Schluck nehmen, damit es schneller zum Ende rutscht!

Die Lage der Dinge auf dem Schlosse war schon schlimm genug, als die verabschiedete Stall-Aspiranten-Familie einzog. Es wäre vielleicht noch möglich gewesen, einen leidlichen Faden abzuspinnen, wenn man sich der äußersten Sparsamkeit befleißigt und mit der Zähigkeit und Energie eines sein Gut selbst bestellenden Bauern die Wirtschaft geführt hätte. Aber die einzige, welche dieses in das Werk hätte setzen können, Frau von Mirabord, verfiel bald einer seltsamen Krankheit. Ihr Gedächtnis wischte sich nach und nach so aus, dass sie jede Erinnerung bis in die Mädchenjahre zurück vollständig verlor und auf dem Schlosse ihres Vaters in Frankreich zu leben glaubte. Sie schwärmte in der guten alten Zeit, kommandierte Dutzende von Domestiken, Zofen, Kutschern und Köchen, putzte mit allerlei Flitterwerk an sich herum, malte und schminkte sich, klebte Schönheitspflasterchen auf und spielte Cercle, indem sie Stühle im Kreise stellte, Marquisen und Duchessen in ihrer Einbildung darauf setzte und mit diesen Konversation machte.

Ludwig von Dartingen hatte von seinem Vater die adligen Marotten geerbt und lebte nur dem Vergnügen und seiner Liebhaberei für Pferde. Statt eines tüchtigen Paares Ackerpferde standen stets Reit- und Wagenpferde im Stalle; und wenn er nicht auf Rennen und Märkten umher schnurrte, wo er stets Wetten verlor oder von den schlaun Rosskämmen⁴⁰ über das Ohr gehauen wurde, so fuhr er, oft mit Weib und Kind, wie ein Irrwisch im Lande umher unter dem Vorwande, dass er ein paar neue Pferde einfahren oder einem Bekannten einen Besuch wiedergeben müsse. Louison war keine Haushälterin. Sie spielte prachtvoll Klavier, sang recht angenehm, zeichnete und malte ganz hübsch und deklamierte französische Gedichte ausgezeichnet. Wenn sie nicht mit ihrem Manne auf der Fahrt war, so unterrichtete sie zu Hause ihre kleine Clotilde, welche sie sonst der verrückten Großmutter mit ihren Schnurrpfeifereien überließ.

Eines Tages brachten sie das Ehepaar auf einem Leiterwagen in Stroh gebettet. Sie waren im Phaeton mit einem schönen Pferde ausgefahren, dass den Koller hatte. Die Bestie war durchgegangen, über einen hohen Rain hinabgesprungen, hatte den Hals gebrochen, den Wagen zertrümmert und die Insassen auf einen Haufen von großen Abweissteinen geschleudert, die man zur Aus-

40 Pferdehändler, Rosstäuscher

peilung der Straße vorbereitet hatte. Ludwig von Dartingen lag tot mit zerschellter Hirnschale. Louison konnte von den Chirurgen wieder notdürftig zusammengestoppelt werden; als sie aber nach langem Krankenlager wieder erstand, war sie krumm wie ein Fiedelbogen und hinkte ärger als ein Bettler.

So war denn die arme Clotilde als Backfisch allein auf dem Schlosse mit der verrückten Großmutter und der siechen Mutter, die zwar die Wegsteuer nicht mehr hatte, aber immer noch Herrin ihrer Glieder war. Es wurde natürlich ein Vormund und Verwalter in der Person des Landrichters bestellt. Als dieser aber den Schaden bei Lichte besah, fand er, dass eigentlich nicht viel mehr zu verwalten sei. Schloss und Garten, soweit die Ringmauer sie umschloss, waren Fideicommiss;⁴¹ Acker, Wiesen und Wälder aber waren verkauft, verpfändet oder schon seit längerer Zeit in fremde Hände übergegangen.

Das war eine schlimme Zeit und sie dauerte noch fort. Aber das muss man sagen, Clotilde hat trotz unsäglichter Entbehrungen ihre Großmutter und Mutter bis zu ihrem Ende mit rührender Sorgfalt gepflegt und es ihnen an nichts fehlen lassen, worin sie freilich von den Nachbarn und den Bauern des Dorfes, die ja alle recht wohlhabend sind, nachhaltig unterstützt wurde. Jetzt haust sie in dem Schlosse allein mit einer alten, ihr treu ergebenen Magd, ist eine alte Jungfer geworden trotz aller Bestrebungen, unter die Haube zu kommen, und verfällt allmählich wie das Schloss. Sagen Sie einmal, Herr Pfiffig, ist es wahr, dass es ganz weiße Eulen gibt?“

„Gewiss, Herr Forstinspektor“, antwortete Pfiffig. „Domänenrat Naumann besitzt eine sehr schöne, ausgestopfte Eule, groß wie ein Uhu, die schneeweiß ist und nur im hohen Norden vorkommt. Man nennt sie dort Harfang, d. h. Schneeeule.“

„Recht“, sagte der alte Möschel. „Nun sehen Sie, Clotilde kommt mir in ihrem verwitterten Schlosse fast wie eine solche Schneeeule vor, denn sie kleidet sich immer in Weiß, weil sie außer ihrem Hauptnamen auch von irgend einer Ältermutter den Namen Blanche in der Taufe erhielt. So sitzt sie denn weiß angezogen in dem alten Gemäuer oder torkelt in Feld und Wald herum, als ob sie schneblind wäre. Weißt du vielleicht, ob sie jetzt Krokodilchen oder Kaiman ist?“, fragte er seinen Sohn.

Dieser schüttelte lächelnd den Kopf. Pfiffig aber, dem der Rauenthaler zu Kopf gestiegen war, fragte lebhaft: „Was soll denn das bedeuten?“

„Heinrich mag ihnen das erklären“, sagte der alte Möschel. Der Sohn aber brummte unwirsch: „Du solltest mich mit diesem Meidinger endlich in Ruhe lassen, Papa!“

„Na“, begütigte der Alte. „Wenn du's krumm nimmst, so muss ich es Herrn Pfiffig schon selber erklären. Sehen Sie, das gute Clotildchen hat ein sehr liebebedürftiges Herz und da sie jetzt schon über die Grenze der reiferen Jugend

41 Fideikommiss bezeichnet ein unveräußerliches und unteilbares, einer bestimmten Erbfolge unterliegendes Vermögen, das üblicherweise auch nicht belastet werden durfte. Die Erbfolge erfolgte in den adeligen Familienfideikommissen meist nach den Regeln der Primogenitur.

hinausgekommen ist, so ließe sich eine ziemlich lange Liste nicht nur von oberflächlich abgenutzten Liebhabern, sondern auch von eingegangenen und wieder aufgelösten Verlobungen aufstellen. Da den Bauern der Name Clotildchen nicht ganz mundgerecht war, wurde sie im Dorf meist das Krokodilchen genannt. Ein arger Spötter behauptete aber, so heiße sie nur so lange, als sie verlobt sei. Wenn das Verhältnis aber zurück gegangen sei, dann müsse man sie „Kaiman“ nennen. Nun, das ist hängen geblieben. Heinrich wird aber allemal wild, wenn ich davon spreche, denn er war einmal ganz nahe dran, als Krokodilerich einzutreten.“

Der junge Möschel schüttelte sich vor Lachen; Pffiffig lächelte verlegen.

„Ein seltsames Frauenzimmer bleibt sie doch, dieses Krokodilchen“, fuhr Vater Möschel fort. „Sie lebt beständig in Phantasien und Hirngespinnsten, niemals in der wirklichen Welt. Aus ihren Liebhabern schafft sie sich Idealgestalten, welchen sie alle erdenkliche, in den von ihr frei erfundenen Charakter passende Vorzüge andichtet und deren Fehler sie so lange in ihrem Spatzenhirn aufputzt und mit Flittertand zudeckt, bis sie ihr selber endlich als Tugenden erscheinen. Da hatten sie mir einmal aus der Residenz einen himmellangen, spindeldürren Baron als Forstgehilfen zugeschickt, den sie in der Residenz den „Wagehals“ nannten, weil sie behaupteten, man könne nicht begreifen, wie er mit seinen dünnen, zerbrechlichen Spazierhölzern sich hinaus auf die Straße wagen könne. Dieser lange Dreidraht hatte einen wahren Abscheu vor Wald und Wild; er saß den ganzen Tag auf seiner Stube, den sehnsüchtigen Blick nach der Himmelsggend gerichtet, wo die Residenz liegt und blies auf einem Klapphorn die Melodie: Den lieben langen Tag – Hab ich nur Angst und Plag! Die klagenden Töne hatten einen tiefen Eindruck auf Clotildchen gemacht, die gerade in elegischer Stimmung wegen der Lösung einer Verlobung als Kaiman am Hause vorüber schwebte; sie rannte heim und sang den ganzen Abend mit solcher Inbrunst ‚Des Mädchens Klage‘, dass sie über dem Brausen des Eichwaldes ihr Nachtessen vergaß.

Das konnte der Wagehals freilich nicht hören, aber nichts desto weniger fanden sich die Herzen umso leichter, als Clotilde einigen Trostes und er einiger Zerstreuung bedurfte.

Nun machten sie sentimentale Spaziergänge zusammen, wobei er nicht viel sagte, in den Himmel guckte und häufig über die Baumwurzeln im Wege stolperte, was Clotilde erlaubte, notdürftig mit ihm Schritt zu halten. Bei ihrer Leidenschaft für Blumen verfehlte sie nicht, sich und den Geliebten damit zu bekränzen und ihm ganze Bündel in den Büchsenranzen zu packen, die er auch geduldig schleppte. Kaum aber hatte Clotilde den Rücken gedreht, so warf er das ‚sentimentale Gras‘, wie er es nannte, der Kuh im Stalle vor. ‚Er ist so zartsinnig‘, sagte Clotilde, als sie solches erfuhr, ‚er will nicht, dass diese stummen Zeugen seliger Stunden in profane Hände fallen‘. Nun, eines Tages waren sie nach dem Hangelsteine, einer dort im Walde gelegenen Basaltkuppe gegangen, in deren Umgegend viele schöne und selbst seltene Blumen angesiedelt sind. Clotilde sieht an dem steilen Absturz dieser ‚Teufelskanzel‘, wie die Bauern den Felsen nennen, eine Blume, die sie haben möchte. Der Wagehals klettert hin, gleitet aus,

fällt etwa dreißig Fuß hoch hinunter und bricht sich richtig eines seiner dünnen Beine. Clotilde fliegt auf einem Umwege zu ihm, sucht ihn so weich zu betten als möglich und rennt fort, Hilfe zu suchen. Nach einer Stunde etwa erscheint sie wieder, schwer bepackt mit Blumen und grünem Laubwerk. Unterwegs war ihr eingefallen, dass der Wagehals die Blumen so sehr liebe. Sie hatte also auf den Fluren das Schönste gesucht, um ihre Liebe damit zu schmücken! Jetzt, nachdem sie das getan, will sie abermals fortrennen, um Hilfe zu suchen. Der Wagehals ist, wie ihr euch denken könnt, außer sich vor Schmerzen und Wut. „Bitte“, sagt er, „reiche mir die Flinte und den Büchsenranzen.“ – „Um’s Himmels willen“, schreit Clotilde, „du wirst doch nicht ...“ „O nein“, stöhnt der Wagehals „aber du begreifst, wenn während deiner Abwesenheit ein wildes Tier auf mich hilflos Daliegenden ...“ „Du hast Recht, mein Held“, ruft Clotilde, ihn umfassend. „Wehre dich, Tapferer!“ Sie reicht ihm Flinte und Pulverhorn und rennt fort.

Der Wagehals hatte kalkuliert, dass seinem geliebten Krokodilchen wieder ein anderer Gedanke durch den Kopf fahren könnte. Er machte also ein wahres Rottenfeuer, so schnell als seine Schmerzen es ihm erlaubten und so lange als sein Pulver reichte. Man ging dem Schalle nach, fand ihn noch vor Einbruch der Nacht und trug ihn auf einer aus grünen Zweigen zusammen gestoppelten Bahre nach Hause. Der Bruch war ein einfacher Bruch und heilte umso besser, als der Verband durch Abmagerung nicht gelockert wurde. Clotilde wollte den Teuren pflegen, aber der Wagehals hatte der Blumen genug und als er geheilt war, kehrte er in seine geliebte Residenz zurück und quittierte den Forstdienst und Clotilden zu gleicher Zeit.

Ein andermal tauchte in Schloss Dartingen ein etwas rätselhafter Verlobter auf. Er war, wie das Mädchen in der Fremde – man wusste nicht, woher er kam, und später stellte sich auch heraus, dass seine Spur verschwunden war, noch ehe er Abschied genommen hatte. Er behauptete, er sei von Adel, aber niemand wollte es ihm glauben. Ich bin überzeugt, er war ein versprengtes Mitglied einer herumwandernden Schauspielertruppe oder eines Zirkus von englischen Reitern, denn er war ein hübscher Kerl, gewandt in allen Leibesübungen und sehr stark in gewissen Kraftausdrücken. Er war sehr zerrissen in Schloss Dartingen hereingefallen, nahm mit einem sehr lotterigen Quartier vorlieb, verlangte aber gutes Essen und Trinken. Das war nun freilich sehr knapp geworden; aber Roland, wie ihn Clotilde nannte, wusste sich zu helfen. Er verkaufte, was nur irgend noch zu verkaufen war, bis zu den Sparren und Ziegeln des Daches der Scheune, die ja ohnehin außer Gebrauch war, da es nichts mehr einzuheimsen gab. Mit den jungen Burschen im Dorfe stand Roland ausgezeichnet; Clotilde bewunderte das Talent, womit er sich in ihren Ton, ihre Sprechweise zu finden wusste. Wenn er spät bis in die Nacht mit den Burschen kneipte, so war sie entzückt, dass Roland einem so schweren Leben noch heitere Augenblicke abgewinnen könne.

Der liebe Roland hatte aber viel Unglück. Eine Pastorfrau in der Nähe hatte Clotilde, ihre Schulfreundin, bei ihrem letzten Zusammentreffen sehr mager gefunden und ihr einen schönen gebratenen Truthahn geschickt, damit sie sich wieder ein bisschen heraus füttern könne. Clotilde hatte in Abwesenheit

Rolands, der mit einigen Burschen auf den Krebsfang gegangen war, ein Stückchen verzehrt und den fast noch vollständigen Braten in einem freilich sehr defekten Speiseschranke im Keller aufbewahrt. Da musste es zum Unglücke Roland, der ihrer Meinung nach von dem Truthahn kein Sterbenswörtchen wusste, am frühen Morgen einfallen, er wolle seiner Clotilde eine Freude machen und zu ihrem bevorstehenden Namensfeste den Keller mit grünen Kränzen schmücken. Er arbeitet, dass ihm der Schweiß von der Stirne troff. Clotilde kommt in den Keller. ‚Wo ist der Truthahn? Er ist fort!‘ Roland weiß von nichts. In der Ecke sitzt Clotildens Lieblingskater, emsig mit seiner Toilette beschäftigt. Der hat’s getan. Roland schwingt den Hammer und schlägt den Verräter nieder. Clotilde wird von nervöser Aufregung krank, legt sich zu Bett und trinkt Kamillentee. In der Dorfkneipe hatten am Abend einige Freunde Rolands ein fröhliches Gelage bei Krebsuppe, Hasenpfeffer, zu dem der Kater das Material geliefert hatte, und kalten Truthahn mit Salat. Man ließ Clotilde hoch leben.

Wenn nun auch Clotilde steif und fest an die Wahrhaftigkeit ihres lieben Roland glaubte, so hatten doch einige Gerüchte über das Gelage in der Dorfschenke, die ihr zu Ohren kamen, einige Zweifel in ihr argloses Gemüt eingepflanzt. Da der Kater tot war, so konzentrierte sie die liebenden Gefühle, welche die Neigung zu Roland ihr übrig ließ, auf eine rüdische Amsel, die nur noch die Hälfte ihre Federn besaß, aber leidlich zahm war und eine Phrase aus ‚Heil dir im Siegerkranz‘ pfiff und auf zwei Schaflämmer, welchen sie die Namen Daphnis und Cloe beigelegt hatte und die sie an himmelblauen und rosenroten Halsbändern spazieren führte.⁴² Um ganz in der Rolle zu sein, hatte sie an dem Griffe ihres Sonnenschirmes eine Art Kelle wie an einer Schäferschippe angebracht.

Sie war zu einer mehrere Tage dauernden Hochzeit in der Umgegend eingeladen und kam spät abends nach Hause. Am frühen Morgen rannte sie in den Stall. Nur Cloe meckerte ihr entgegen. Roland hatte Daphnis sofort nach ihrer Abreise dem unersättlichen Magen geopfert, das Fell verkauft und nur das rosenrote Halsband übrig gelassen. Clotilde durchstürmte das Schloss mit Angstrufen: ‚Wo ist Daphnis?‘

Endlich erschien Roland mit kummervoll gefurchter Stirne. ‚Denke dir, Teure‘, sagte er, ‚dass Daphnis den Hals gebrochen hat. Sie wollte wahrscheinlich ihrer Herrin nach, sprang über die Mauer und stürzte mit dem Kopfe auf jenen großen Stein, der im Graben liegt. Wir haben das treue Tierchen, im Garten unter jenem Strauche von gelben Rosen, die du so sehr liebst, begraben.‘

Clotilde ließ ihren Tränen freien Lauf. Als aber Roland; seiner Gewohnheit gemäß, sich zum Frühschoppen entfernt hatte, nahm sie den Spaten und grub an der frisch aufgekratzten Stelle nach, die Roland ihr bezeichnet hatte. Sie fand natürlich nichts. Ihre Entrüstung war grenzenlos. Es gab eine heftige Szene, in

42 Humorvolle Anspielung auf einen antiken Liebesroman, der die Geschichte von Daphnis und Chloe zum Gegenstand hat, die ihre Kindheit elternlos bei Hirten erleben, voneinander getrennt werden, wieder zueinander finden, sich lieben und schließlich bei ihren Eltern glücklich leben.

Folge deren Roland seinen Wanderstab weiter setzte und Krokodilchen als Kai-man im Schlosse zurückblieb.

So“, schloss Vater Möschel, „nun ist es gut! Jetzt wollen wir zu Bette gehen und wenn wir ausgeschlafen und gefrühstückt haben, dann stehe ich Ihnen zu Diensten, Herr Pfiffig, um Sie auf den Weg nach Dartingen zu führen!“

Am andern Morgen führte Vater Möschel den noch immer träumenden Pfiffig, dem die gestrige Abendunterhaltung einigermaßen das Konzept verrückt hatte, auf die Höhe, welcher gegenüber Schloss Dartingen auf einem Hügel lag. Vater Möschel schlug sich seitwärts in die Büsche, nach seinen Pflanzungen zu sehen, Pfiffig wanderte schnurstracks dem Schlosse zu.

Das Dorf, am Fuße des Hügels in Gärten gelegen, machte einen freundlichen, behäbigen Eindruck. Die Bauern waren jedenfalls wohlhabend. Die Häuser aus Sparrenwerk drehten ihre Giebel gegen die Dorfstraße, die Miststätten waren besonders gepflegt, und Pfiffig wusste aus den vom Domänenrat empfangenen Lehren, dass die Haltung der Miststätten der Maßstab sei, an dem man die Wohlhabenheit und Sorgsamkeit der Bauern messen könne.

Das Schloss war eine halbe Ruine, die Ringmauer von Efeu und wildem Hopfen überrankt, der Weg zu dem eingestürzten Tore vernachlässigt. Pfiffig trat ein. Innerhalb der Ringmauer einige wohl gepflegte Gartenbeete mit Blumen und Rosenbüschen. Nirgends ein lebendes Wesen. An den Mauern des Hauses rankten sich Schlingrosen und kanadische Reben empor. Hie und da ein Fenster, dessen Läden im Winde schaukelten, mit blinden oder zerbrochenen Scheiben. Eine offene Türe, über welcher ein mächtiges Wappenschild hervortrat, führte in eine weite Halle, die als Kapelle gedient haben mochte, denn an der einen Breitseite war eine Orgel angebracht, von welcher aber nur noch einige, aus ihrer Stelle gerückte Holzpfeifen übrig waren. Die wertvolleren Metallpfeifen waren verschwunden. Roland hatte ihnen den Weg zum Trödler gezeigt. An der einen Schmalseite ein ungeheurer Kamin, in welchem man einen ganzen Ochsen hätte braten können, ebenfalls mit mächtigem, in Stein gemeißeltem Wappenschild. Pfiffig fühlte sich seltsam bewegt. Er war in der Verehrung von hohen und höchsten Herrschaften auferzogen. Schauernd betrachtete er den Zerfall eines früheren Glanzes.

Er trat durch eine Türe unter der Orgel in einen weiten, mit Marmorfliesen gepflasterten Raum, aus welchem eine schön gewundene Doppeltreppe mit massiven, steinernen Brüstungen nach oben führte. An den Pfosten der Treppen waren dieselben Wappenschilde angebracht. Er hatte noch nie eine solche Treppe gesehen. Im gräflichen Schlosse zu Mockheim gab es nichts Ähnliches. Während er auch hier staunend betrachtete, klapperte ein ärmlich gekleidetes, altes Mütterchen auf Holzpantoffeln die Treppe herab. Er trat ihr entgegen. „Fräulein von Dartingen?“, fragte er. „Oben in ihrem Zimmer sind das gnädige Fräulein. Gehen Sie nur hinauf! Ich muss schnell fort!“ Damit huschte die Alte hinaus.

Pfiffig stieg auf den oberen Flur, von dem lange Korridore sich nach beiden Seiten erstreckten. Er scharrte, hustete - nur das dumpfe Echo der Korridore

antwortete. Er glaubte, leises Wimmern und Schluchzen zu hören. Er schlich näher bis zu einer Türe, wo die Töne deutlicher wurden. Er klopfte an - keine Antwort. Er klinkte leise die Türe auf.

Clotilde lag in einem weißen, stark fleckigen, schlafrockähnlichen Gewande, dessen Garnierung einst rosenrot gewesen, jetzt aber vergilbt war, mit aufgelöstem Haar über ein zerschlissenes Ruhebett hingegossen, mit ihrem Leibe einen Gegenstand verdeckend, den sie leidenschaftlich umarmte. Pfffig machte eine heftige Bewegung. Clotilde richtete sich auf. Ein hässlicher brauner Köter lag auf dem Ruhebett mit aus dem Rachen hervor hängender Zunge, wie es schien, in den letzten Zügen. Clotilde schluchzte und weinte, die herabrinnenden Tränen hatte tiefe Rinnen in die Schminke ihrer Wangen gefurcht. Sie schien Pfffig in diesem Augenblicke unbeschreiblich schön, wenn er gleich sich unwillkürlich des klassischen Distichons von König Ludwig I. erinnerte:⁴³

O wie schön ist's in Rom. Doch Rom ist nicht Rom, wenn es regnet;
Gleich wie ein Weib, wenn es weint, selbes die Schönheit verliert.

„Entschuldigen Sie“, stammelte Pfffig. Aber er konnte nicht weiter fortfahren. Mit einem Sprunge warf sich Clotilde ihm entgegen. „Sie Engel in der Not! Helfen Sie! Retten Sie! Pollak stirbt!“ – „Wer stirbt?“, fragte Pfffig, scheu um sich blickend. „Pollak! Sehen Sie nicht? Pollak!“, schrie Clotilde, ihn zum Ruhebett reißend.

In diesem Augenblicke und ehe noch Pfffig seiner fünf Sinne mächtig geworden war, trat die Alte keuchend herein, eine Flasche mit einer braunen Flüssigkeit in der Hand. „Das hat mir der Hans Jörg gegeben“, sagte sie, „das sei gut für alles Gebreite bei Menschen und Vieh!“ Clotilde riss ihr die Flasche aus der Hand. „Geschwind! Geschwind! Halten Sie ihm den Kopf!“ Sie goss dem Hunde das Mittel ein. Dieser erbrach sofort große Mengen eines grasgrünen, fetten Breies, der sich über das Ruhebett ergoss. „Gott sei Dank! Er ist gerettet! Wie kann ich Ihnen danken? Aber er zittert! Geschwind, Anna, einen warmen Krug!“ Die Alte trippelte fort. „Bitte holen Sie den Krug, Pollak stirbt sonst vor Kälte! Eine Decke!“ Sie wickelte den Hund ein. „Bitte den Krug! O Gott! Welcher Fieberfrost! Stirb nicht, lieber Pollak, stirb nicht! O Himmell! Arsenik! Spangrün! Der Krug!“

Sie schob Pfffig zur Türe hinaus und dieser stürzte der Alten nach, die im Erdgeschoss in einer großen Küche verschwunden war.

„Ach du mein Herr Jesuschen“, seufzte die Alte, „wenn es nur dein Wille wäre, dass der Pollak davon käme! Ohne das Hundsvieh kann ja mein gnädiges Fräulein nicht leben! Was sie an ihm hat, weiß ich nicht; aber sie wird gewiss verrückt, wenn er krepirt.“

„Was ist es denn mit dem Köter?“, fragte Pfffig.

„Ach, sehen Sie, mein liebes Herrchen, das gnädige Fräulein wollte die alten Gartenbänke mit grüner Ölfarbe anstreichen, die ihr Herr Philipp geschenkt

43 Gedichte von König Ludwig I. von Bayern, München 1. und 2. Teil 1829, 3. Teil: 1839, 4. Teil: 1847. Distichon (griechisch: Zweizeiler) ist ein Verspaar bestehend aus einem Hexameter.

hatte. Während sie nun nach einer Schürze suchte, hat sich der Pollak über die Farbe hergemacht und sie gefressen. Da hat er sich wohl vergiftet. Ich habe schnell beim Hans Jörn, der sich auf Hunde versteht, etwas geholt. Aber jetzt bitte ich schön“, sagte sie, indem sie Pfiffig einen großen, mit kochendem Wasser gefüllten Steinkrug in die Arme schob, „bringen Sie das hinauf! Der Schreck ist mir so in meine alten Glieder gefahren, dass ich mich kaum auf den Beinen halten kann. Ach Gott!“, seufzte die Alte in Tränen ausbrechend, „ach Gott, das Fräulein! Ach Gott, der Pollak!“

Pfiffig trug den Krug, der unerträglich heiß war, eilig hinauf. Der Hund zitterte noch immer am ganzen Leibe. Alles war mit grüner Farbe und brauner Flüssigkeit übergossen, das Ruhebett und Clotildens Schlafrock schillerten in allen Farben. Von Tränen überströmt ergriff Clotilde unter krampfhaftem Schluchzen den Krug und schob ihn unter den Bauch des Hundes. Kaum aber fühlte dieser die kochende Hitze, als er wie rasend aufsprang, mit entsetzlichem Angstgeheul ein paar Mal in die leere Luft hinein schnappte und durch die geöffnete Türe mit zwischen die Beine geklemmtem Schwanz Reißaus nahm. Wie ein Wirbelwind fuhr Clotilde, Pollak! Pollak! rufend, hinter ihm drein, die Treppe hinab. Ehe Pfiffig noch sich von seiner Überraschung erholt hatte, waren Hund und Herrin seinen Augen entschwunden. Pfiffig nahm seine Mütze, rannte die Alte fast um, die noch immer weinend die Treppe hinauf zu steigen sich bemühte, und stürmte den Fliehenden nach. Er sah nur noch von der Höhe der Ringmauer aus einen weißen Schemen in dem Walde verschwinden.

Pfiffig kehrte nach dem Forsthause zurück und ärgerte sich beim Mittagessen über die beiden Möchel, Vater und Sohn, die sich vor Lachen ausschütten wollten über die Geschichte seines Besuches, welche er notgedrungen beichten musste. Pfiffig fand eine solche Herzensgüte in dem Benehmen des Fräuleins von Dartingen, dass er nicht umhin konnte, seiner vollen Anerkennung in begeisterten Worten Ausdruck zu verleihen. Er lehnte nachmittags eine Aufforderung zum Besuche eines Nachbarn unter dem Vorwande ab, dass er noch einiges für das bevorstehende Maturitätsexamen nachzuholen habe, und ging allein in den Wald, wo er emsig nach Pollak und seiner Herrin ohne Erfolg suchte.

Am andern Morgen machte er sich auf den Weg nach Dartingen. Im Garten angelangt, wurde er auf das Angenehmste durch Clotilde überrascht, die ihm in reizender Morgentoilette, den großen Rembrandthut keck auf die Seite gestülpt, mit dem gewinnendsten Lächeln entgegentrat. Ihre Haut war weiß, wie ihr Kleid, ihre gestern so gerunzelten Wangen glatt und schön rot geschminkt, die Augen durch schwarze Untermalung vergrößert, das Haar in zierliche Löckchen gekräuselt. Eine dunkelrote Rose auf der linken Achsel und ein Sträußchen von gelben Rosen an der vollen Brust erhöhten den Reiz ihrer geschmackvollen und doch einfachen Toilette. Sie erhob sich von einer Bank, vor welcher Pollak, sauber gewaschen und gekämmt, auf einem Kissen mit verblichener Stickerei lag.

Clotilde erschöpfte sich in blumenreichen Redensarten und Danksagungen. Erst nachdem sie einen ganzen Schwall über den „großmütigen Retter ihres Lieblings“ ergossen hatte, lud sie den sehr hölzern dastehenden Pfiffig ein, Platz

neben ihr auf der Bank zu nehmen und fragte ihn in diskreter Weise über seine Lebensverhältnisse aus. Der gute Pfiffig, der bis dahin nur einigermaßen unbeholfene und einzig mit ihren natürlichen Reizen geschmückte Mädchen kennen gelernt hatte, wurde nach und nach warm und zutraulich, erzählte von seinen bisherigen Lebensschicksalen, von den Aussichten, die er habe, und zuckte, wie von einem elektrischen Funken getroffen, als Clotildchen im Feuer der Unterhaltung einmal seine Hand ergriff und warm drückte. „Es wäre herrlich,“ sagte sie, „wenn Sie einmal Pfarrer in Dartingen werden könnten! Wie würde ich mich freuen, denn mein Herz sagt mir, dass Sie es gut mit mir meinen, mit mir und meinem Pollak, der dank Ihrer Hingebung jetzt zwar wieder hergestellt, aber noch sehr ermüdet ist. Gönnen wir dem lieben Tierchen die Ruhe!“

Es wurde für den Nachmittag ein Stelldichein im Walde verabredet an einem stillen, lauschigen Plätzchen, wie Clotilde versicherte, wohin sie sich oft begeben, um in Tiedge's *Urania*⁴⁴ oder in Matthissons *Elegieen*⁴⁵ zu lesen, denn diese seien die Dichter, welche ihr am meisten zusagten.

Pfiffig stellte sich zum Rendezvous ein und kehrte am Abend in das Forsthaus als Verlobter zurück. Er konnte sein Glück den beiden Möschel nicht verhehlen. „Hm!“, sagte Vater Möschel, „wie alt sind Sie? Achtzehn? Clotilde geht stark in den Dreißigern, aber ihr Herz ist immer noch jung. Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Pfiffig. Wir beide, Heinrich und ich, geben Ihnen unser Ehrenwort, dass wir niemand weiter etwas von Ihrer Verlobung sagen. Tun Sie auch so, wenn ich Ihnen raten kann. Erinnern Sie sich des Versleins:

Kein Feuer, keine Kohle
Kann glühen so heiß,
Als heimlich stille Liebe,
Von der niemand nichts weiß.

Sie werden noch manches Köhlchens auf Ihre Liebespfeife bedürfen, um sie brennend zu erhalten. Und nun schlafen Sie wohl. Sie werden es wohl tun können, denn heute Nacht scheint der Mond nicht.“

Als die beiden jungen Leute an Pfiffigs Tür angelangt waren, sagte der Sohn Möschel: „Gute Nacht, Pfiffig. Es ist doch recht hübsch von Dir, dass du das Deine getan hast, um Clotildchen wieder zum Krokodilchen zu machen, nachdem sie so lange Kaiman war.“

Es folgten einige selige Tage. Pfiffig schwärmte in dem Hochgefühl seiner ersten Liebe. Er fand alles schön in dem verwitterten Schlosse, die dreibeinigen Stühle, die wackeligen Tische, die zerrissenen Tapeten, deren Fetzen an den Wänden herabhingen, die blinden oder mit Papier verklebten Fensterscheiben, die halb ausgehängten Fensterladen, die leeren Säle, durch welche der Wind strich - er suchte sogar Pollak eine lebenswürdige Seite abzugewinnen, obgleich dieser stets gegen ihn knurrte und ihm nach der Hand schnappte. Clotilde war so

44 Christoph August Tiedge (1752 – 1841): *Urania*, Halle 1801.

45 Friedrich von Matthisson (1761 – 1831): *Elegie an Sophie von Seckendorf und Eleonore von Kalb*, Mannheim 1787.

liebevoll, so zärtlich! Er bewunderte ihre hochfliegende Phantasie, war entzückt von ihrer Naivität und lauschte atemlos ihren Erzählungen, in welchen ihre Ahnen, die Freiherren von Dartingen und die Grafen von Mirabord eine vorragende Rolle spielten. Er träumte sich als zukünftigen Schlossherr von Dartingen.

Einige Grafen von Mirabord waren verschollen, der eine in Kanada, der andere in Pondichery.⁴⁶ Er zweifelte nicht, dass aus Amerika oder Indien eines Tages die Nachricht von einer unermessliche reichen Erbschaft für seine Clotilde anlangen werde, dass diese ihm dann ihre Hand reichen, dass sie beide das Schloss in seiner alten Herrlichkeit wiederherstellen und Clotilde durch ihre Verbindungen bei Hofe ihn adeln lassen werde. Freiherr Pfiffig von Dartingen!

Die raue Wirklichkeit griff störend in diese Träume und das ganze selige Zusammenleben ein. Die Ferien endeten, es musste geschieden sein. Clotilde hatte ihm bis dahin nur erlaubt, ihre Hand zu küssen. „Es schicke sich nicht für ein Freifräulein“, sagte sie, „sich auf den Mund küssen zu lassen wie eine Bürgerliche; selbst in der Überwallung der Gefühle müsse der Adel seine Würde zu wahren wissen.“ Nur bei dem Abschiede erlaubte sie ihm einen Kuss, rannte dann aber die Hände ringend davon und als Pfiffig mit kaum verhaltenen Tränen den Schlosshügel hinab schritt, sah er Clotilde in einem hohen Turmfenster, mit einem Roten Umschlagtuch ihn Lebewohl winkend.

Die Schulkameraden erkannten ihren lustigen, heiteren Pfiffig nicht wieder. Er nahm einen Umweg, um nicht bei Landrichters Minchen Fensterparade machen zu müssen; statt draußen herum zu schweifen oder die Kneipe zu besuchen, schloss er sich auf seine Stube ein, um die Briefe zu lesen, welche Clotilde ihm schrieb und die er mit nicht minder langen Episteln beantwortete. „Pfiffig ochst schauderhaft“, sagten die Kameraden und ließen ihn in Ruhe.

So kamen die Tage des Maturitäts-Examens heran. Pfiffig bestand es glücklich wie alle anderen Kandidaten und wie es an dem Gymnasium feststehender Brauch war, aber die Kameraden wunderten sich doch, dass er trotz des vielen Ochsens nur mit knapper Not durchkam. Die Lehrer schrieben seine zuweilen recht verkehrten Antworten auf Rechnung des allzu angestregten Studiums; und da er zugleich abgefallen und hohläugig aussah, so gaben sie ihm den Rat, sich zu Hause zu erholen und bis zum Beginn des Universitätsstudiums keine Bücher mehr anzusehen. Das taten die Kameraden Pfiffigs ebenfalls, auch ohne Empfehlung. Die meisten vertrödelten sogar unmittelbar ihre Klassiker, denen sie für immer Lebewohl sagten, an einen Antiquar, und bestritten damit die Kosten eines solemn Kommereses.

Pfiffig fand zu Hause in Mockheim manche Veränderungen, die sich langsam vollzogen hatten, auf die er aber jetzt erst nach längerer Abwesenheit aufmerksam wurde. Bei seinem Vater bereitete sich eine Gehirnerweichung vor. Zwar arbeitete er noch immer an seiner Drehbank und inspizierte noch immer die Feuerspritzen, aber seine Zunge war schwerfällig geworden und er hatte offen-

46 Pondicherry, heute Puducherry: eine Stadt in Südindien.

bar Mühe, seine Gedanken zu konzentrieren und ihnen Ausdruck zu verleihen. Die Mutter war noch immer rüstig und überall im Hause tätig, aber sie hatte sich fast ganz dem Narren gewidmet und überließ die Oberleitung des Haushaltes und der Küche ihrer Tochter Luise, die den schweren Kummer des Verlustes ihres Verlobten erlitten und sich aus der gräflichen Hofhaltung zurückgezogen hatte. Der Verlobte war nach achtjähriger treuer Liebe und als Luise sich schon am Ziele ihrer Wünsche glaubte, als Reserve-Offizier eingezogen worden und nicht auf heroische Weise, sondern an der Ruhr in Holstein gestorben. Luise hatte den Verlobten innig betrauert, aber es schien Pffiffig, als ob die Tröstung nicht ferne sei. Vater Pffiffig hatte sich, da ihm das Predigen schwer fiel, einen Kandidaten zur Aushilfe erbeten und es hatte sich getroffen, dass der junge Mann, ein seltener Fall! ein noch freies Herz besaß. Es ist immerhin ein Verdienst, ein weibliches, in Trauer versunkenes Wesen zu trösten und dem Kandidaten wurde dies umso leichter, als er es gewissermaßen als seine Pflicht ansah, nicht nur bei der Gemeinde, sondern auch in der Familie seines Pfarrherren als Helfer sich zu betätigen. Zudem hatte der Kandidat an dem Domänenrate nicht dieselbe Stütze, wie Vater Pffiffig sie gehabt hatte. Er war aus der neueren theologischen Richtung hervorgegangen, hatte einige Jahre nach Vollendung seiner Universitätsstudien im Seminar zugebracht und zeigte eine entschiedene Abneigung gegen Naturwissenschaften und Landwirtschaft, welche des Domänenrates ganzes Interesse in Anspruch nahmen. Der Kandidat hatte also wenige Berührungspunkte mit dem trefflichen Manne, zumal dieser auch seine Predigten lang und langweilig fand und ihm schon mehrmals in seiner derben Weise wegen der in der Gemeinde zunehmenden Kopfhängerei zur Rede gestellt hatte. Auch gefiel es dem Domänenrate nicht, dass der Kandidat von seinen antisemitischen Ansichten kein Hehl hatte und so die Spaltung zwischen den zahlreichen Juden Mockheims und den christlichen Bauern noch vergrößerte.

Aber der Domänenrat konnte auch nicht mehr, wie er gerne wollte. Er litt häufig an Gichtanfällen, humpelte an einer Krücke umher, konnte nicht mehr zu Pferde steigen und musste die Puppe, die früher nur morgens diente, oft auch tagsüber an den Schreibtisch rücken, während er mit verbundenem Fuße im Lehnstuhle saß. Der Domänenrat bäumte sich zwar gegen diese ihm aufgezwungene Untätigkeit auf wie ein störriges Ross, aber das Podagra war stärker als er, trotz allen Wetterns und Fluchens. Er hatte sich von Hohenheim einen dort ausgebildeten Ökonomen zur Aushilfe kommen lassen,⁴⁷ der es ihm aber in keinem Stücke recht machen konnte. „Mist!“, schrie der Domänenrat, „Phosphate und Nitrate“, antwortete der Hohenheimer, und oft erhitzten sie sich über künstlichen und natürlichen Dünger dermaßen, dass der Domänenrat einen heftigen Anfall bekam und den Doktor musste holen lassen, während der Hohenheimer, mit seinen übermäßig langen Armen gestikulierend, in den Wald

47 In Hohenheim war 1817 eine landwirtschaftliche Unterrichts- und Versuchsanstalt gegründet worden, die bald als zentrale Lehr- und Forschungsstätte der Agrarwissenschaft galt. 1904 wurde sie zu einer landwirtschaftlichen Hochschule erhoben und erhielt 1967 den Rang einer Universität.

hinein lief und den Bäumen sein Leid klagte, dass er mit einem solchen „alten Rindvieh“ ackern müsse. Nach schlafloser Nacht tat es dann dem Domänenrat doch leid, dass er den jungen Menschen so bärbeißig angeschnauzt habe; er ließ ihn rufen und sagte, sich das Bein reibend: „Ich bin gestern Abend etwas heftig gewesen – die verfluchte Gicht! Lassen Sie in’s Teufels Namen zwanzig Säcke von Ihrem Stinkzeug kommen und verbrennen Sie damit einige Morgen Weizen – ich will es darauf ankommen lassen!“

Der Besuch Pfiffigs tat dem Domänenrate wohl. Er ordnete mit seiner Beihilfe seine Sammlungen aufs Neue, debattierte mit ihm über den Nutzen der Eulen, der Fledermäuse, der Maulwürfe, der Kröten und sogar der Füchse, die er, entgegen dem Urteile seiner früheren Jagdgenossen, für sehr nützliche Tiere hielt, weil sie fast ausschließlich von Mäusen lebten, und wenn ihm der Hohenheimer Assistent die Galle aufgeregt hatte, so wirkte ein Gespräch mit Pfiffig etwa in gleicher Weise auf ihn wie ein niederschlagendes Pulver. Pfiffig befand sich ebenso behaglich bei dem Domänenrate wie bei seinen alten Freunden unter den Juden, die ihm ihre treue Anhänglichkeit bewahrt hatten, ihm aber doch zuweilen durch ihre Neugierde lästig fielen. Mit ihrer hoch entwickelten Findigkeit und Kombinationsfähigkeit hatten sie bald herausgebracht, dass Pfiffig sein Herz an irgend ein weibliches Wesen verloren haben müsse, aber allen weiteren Kreuz- und Querfragen gegenüber blieb der angehende Student der Theologie stumm wie ein Fisch. „Er macht sich nichts wissen“, sagten sie, „er wird schon kommen, wenn er uns nötig hat.“

Der Kandidat, der schon als zukünftiger Schwager Pfiffigs sich berufen glaubte, diesen auf die Wege des Heils zu geleiten, sah die langen Besuche beim Domänenrat, dem er als erklärtem Ketzer nicht grün war, und bei den Juden sehr ungern und gab sich alle erdenkliche Mühe, aus Pfiffig den alten Adam auszutreiben. Er war von dem Kulturkampfe, der gerade ausgebrochen war und in hellen Flammen loderte, ganz erfüllt, hielt lange Reden über die Geistesbefreiung des deutschen Volkes und über die Pflicht eines jeden Wohlgesinnten, sich durch Buße und Gebet zu der neuen Ära vorzubereiten, welche nicht nur über Deutschland, sondern über die ganze Christenheit hereinbreche. Aber je heftiger er seine Thesen verfocht, desto weniger fand er bei Pfiffig geneigtes Gehör.

Dieser war sehr unerquicklich angemutet. Er erhielt von der Geliebten lange Briefe, wahre Broschüren, aus deren Gefühlsschwall sich immer als Kern die Aufforderung herauschälen ließ, er möge seinen Eltern reinen Wein einschenken und seiner geliebten Clotilde die Möglichkeit verschaffen, sich mit diesen und seinen Schwestern in nähere Verbindung zu setzen. Sie schrieb, sie möchte ihr Glück gern in alle Welt hinaus schreien und sie begreife nicht, warum ihr Geliebter nicht das gleiche Bedürfnis fühle. Pfiffig wusste sich selbst nicht genügende Rechenschaft darüber zu geben, warum er das süße Geheimnis in seinem Herzen verschließe; aber so oft er mit seiner Mutter davon reden wollte, verschloss ihm eine unerklärliche Scheu den Mund. Dem Domänenrat und seinen jüdischen Freunden gegenüber hielt er sich aus guten Gründen auf der Reserve.

Er wusste sehr wohl, dass Ersterer sagen würde: „Dummes Zeug! Lern erst dein Christentum, wenn du es denn doch einmal lernen sollst!“ Die semitischen Freunde aber kannte er zu gut, um nicht zu wissen, dass sie ihm, besonders aus schwerwiegenden finanziellen Gründen den Rat geben würden, sobald als möglich seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen, wenn er auch einige Haare dabei lassen müsste. „Fort mit Schaden“, würde Moses gesagt haben. „Was tu ich mit einem Schatze, den ich nicht heben kann? Ist das ein Geschäft?“

Das Studium der Theologie, das er nach den Ferien beginnen sollte, lag dem guten Pfiffig wie ein Alp auf der Brust. Er hatte mehrmals bei seiner Mutter angeklopft, um zu erfahren, was diese zu einer Berufsänderung sagen würde, die Antwort war aber wenig tröstlich ausgefallen. Der Kandidat hatte zu großen Einfluss auf das Gemüt der Frau Pfarrerin gewonnen. Ohne direkt gegen Pfiffigs Pläne zu reagieren, hatte er so viel von der hohen Mission des Geistlichen, von dem christlichen Lebenswandel zu welchem derselbe vor allen andern berufen und auserwählt sei, gesprochen, dass Pfiffig sehr wohl einsah, es würde seiner Mutter das Herz brechen, wenn er umsatteln würde.

Pfiffig war sehr unglücklich. Er wusste kaum, wo Zeit und Muße hernehmen, um die Briefe seiner geliebten Clotilde zu beantworten. Der Kandidat hatte nach kurzem Zetern seine Batterien geändert. Er verfolgte den zukünftigen Schwager förmlich mit Liebe und Zärtlichkeit. Kaum hatte sich Pfiffig auf seine Stube zurückgezogen, so trat der Kandidat ein, verwickelte ihn in lange Gespräche über seinen Studienplan oder bat ihn um seine Meinung über eine Predigt, die er ihm vorlas. War der Kandidat beschäftigt, so kam Schwester Luise, um ihr Herz auszuschütten, oder die Mutter, um nach seiner Ausstattung zu sehen. Flüchtete sich Pfiffig aus dem Hause in den Wald, um dort seine Korrespondenz aufzunehmen, so war ihm der Kandidat schon auf dem Nacken, noch ehe er eine Zeile zu Papier gebracht hatte. Und als Pfiffig das Suchen nach Raupen, Schmetterlingen und Käfern zum Vorwande für seine häufigen und langen Exkursionen in den Wald nahm, da schien der Kandidat sich plötzlich auch für diese Geschöpfe zu interessieren, wenn er auch noch Zweifel darüber hegte, ob sie von dem Herrn des Weltalls oder von dem Verderber der Schöpfung erschaffen seien.

So verflossen die Tage und Wochen der Ferien in ungemütlichster Weise und Pfiffig war froh, als ihr Ende herannahte. Aber unterdessen war auch sein Widerstand erlahmt. Es ging ihm wie dem Hans von Katzenfingen:⁴⁸

Erst ward um aller seiner Sünden Menge
Um jede einzeln dann zu Mut ihm kläglich!
Der Pastor triumphierte ganz unsäglich!

Als die Stunde der Abreise geschlagen hatte, war Pfiffig vollständig überzeugt, dass er sein Seelenheil nur in dem gläubigen Studium der Theologie finden könne. Mit dem Behagen eines verzweifelten Entschlusses gab er dem Kandi-

48 Reinhold Solger (1817 – 1866): Hanns von Katzenfingen und seine Frau Tante.

daten das Ehrenwort, sofort nach seiner Immatrikulation in die Verbindung „Wingolf“ einzutreten,⁴⁹ an deren Senioren ihm der Kandidat einige Empfehlungen mitgab. Der Abschiedsbesuch bei dem Domänenrat hätte ihn freilich fast wankend gemacht. „Du weißt“, sagte der alte Herr, „dass ich von den Schnurrpfeifereien der ‚Mappenbuben‘, wie sie der selige Fürst nannte, von den Maskeraden mit Cereviskappen und bunten Bändern, mit Schlägern und Kanonienstiefeln nicht viel halte, ja, dass sie mir in der Seele zuwider sind. Aber die Kopfhänger, Ducker und Mucker sind mir noch widerwärtiger. Nun meine ich gerade nicht, dass der Pedell Wagner Recht gehabt habe, als er einen Studenten dahin definierte: ‚Das ist ein junger Mann, der sich meinetwegen manchmal besäuft‘; aber ich bin der Meinung des Oberförsters von Eschwege, der seinem Sohne schrieb: ‚Von einem Studenten habe ich die Idee: Morgens ins Kolleg, nachmittags in den Wald und abends in die Kneipe für ein oder zwei Schoppen.‘ Also, wenn du den gelehrten Krimskrams dann doch einmal hinunterwürgen musst, so schlucke ihn tapfer ein, sieh zu, dass er dir den Appetit zum Mittagessen nicht verderbe und spüle ihn abends hinunter, aber mit Maß, damit du den Kopf oben behältst, der dir ohnehin ganz wirr werden muss von den theologischen Spitzfindigkeiten. Lebe wohl, Junge, und behalte mich in gutem Andenken, wenigstens so lange, als die paar Goldfuchse dauern, die ich dir mit auf den Weg gebe.“ Pfiffig wollte gerührt danken, aber der Domänenrat winkte ihm ab. „Geh nur“, sagte er, „in diesem Händedruck liegt alles, was ich für dich fühle!“, und dabei ließ er ihm eine Rolle in die Hand gleiten.

„Herr Pfiffig“, sagte Moses beim Abschiede, „der Gott Israels geleite sie auf Ihren Wegen! Wenn dieselben aber sollten führen in die Kreuzgasse, so wissen Sie, dass dort der Löb Itzig wohnt. Er handelt zwar mit alten Kleidern, aber er ist ein gemachter Mann, und wir haben ihn wissen lassen, was er zu tun hat. Er ist ein braver Mann und er kennt den Moses von Mockheim und der Moses kennt ihn. Wenn Sie etwas brauchen, gehen Sie zu ihm. Er ist ein kluger Mann und er kann Ihnen sagen, wo Barthel den Most holt, wenn Ihre Professoren es Ihnen nicht können sagen. Mehr brauche ich Ihnen nicht zu sagen.“

Einige Kommilitonen, von dem Kandidaten bereits benachrichtigt, nahmen den „Fuchs“⁵⁰ gleich bei der Ankunft in Empfang und geleiteten ihn in eine christliche Familie, wo er für teures Geld eine erbärmliche Stube und eine magere Kost, dafür aber viel Frömmigkeit und gottselige Tischgespräche fand. Der Hausvater war ein magerer, im Dienste des Herrn ergrauter Mann mit langem, straffem, in der Mitte gescheiteltem Haupthaar, in dessen tiefliegenden Augen zuweilen ein unheimliches Feuer aufloderte. Er trug einen langen Rock

49 Der Wingolf entstammt dem Vormärz und der deutschen Romantik. In Anlehnung an die in dieser Zeit vielgelesenen Oden Klopstocks über den Tempel der Freundschaft, den Wingolf, übernahmen religiös motivierte Verbindungen diese Bezeichnung. Die erste Wingolfverbindung entstand im Dezember 1841 in Bonn aus einer christlich-pietistischen Theologenkneipe. Der Wingolf in Gießen gründete sich am 15. August 1852 als christliche und farbentragende Studentenverbindung.

50 Mit Fuchs oder Fux wird in Verbindungen ein neues Mitglied bezeichnet.

mit enormen Taschen, wahren Speichern für Traktätlein und wohlgesinnte Zeitungen, betete beim Morgenkaffee, beim Mittagstische und beim Abendessen vor und leitete an den Abenden, wo er sich nicht in Versammlungen oder Komitee-Sitzungen der Heilsarmee begeben musste, die häuslichen Andachten, bei welchen die ältere Tochter mit schriller Stimme vorsang. Die Hausmutter war meistens so sehr mit der Wirtschaft beschäftigt, dass sie kaum Zeit fand, ihre Hände zu falten, die sie stets an einer unsauberen Schürze abtrocknete. Einer von den Söhnen war leider! von den Wegen der Tugend, die ihm der Vater zuweilen mit dem Stocke wies, gänzlich abgewichen und schon ein vollendeter Taugenichts, wie sein Erzeuger versicherte, obgleich er noch in Quarta über lateinischen Wörtern und Satzbildungen schwitzte. Seine Kameraden versicherten, er sei der beste Spielgenosse, stets heiter auf der Straße, in Feld und Wald; aber sobald er sich dem Hause seiner Eltern näherte, komme eine furchtbare Langeweile über ihn, die erst weiche, wenn er der Türe wieder den Rücken kehre. „Ich will sehen“, sagte der Junge mit kindlicher Offenheit zu Pfiffig, „ich will sehen, wie lange du es bei uns aushältst. Du siehst mir nicht danach aus, als ob es dir hier gefallen könne. Oder bist du auch einer von den Kalfaktern,⁵¹ die dem Papa gleich hinterbringen, was ich tue oder nicht tue?“

Solcher Empfang heimelte den guten Pfiffig um so weniger an, als er bald merkte, dass er auf Schritt und Tritt überwacht sei. Doch kam ihm diese Erkenntnis nur nach und nach; erst nach einiger Zeit verstand er den Sinn mancher Anspielungen, die der Herr Sekretär, wie der Hausvater genannt wurde, in seinen erbaulichen Reden machte.

Als er sich zu verschiedenen Kollegien meldete; merkte er bald, dass in der Fakultät selbst nicht alles im Einklang war.⁵² Der Dekan, in dessen Hände er sein Gelöbnis ablegte, war trotz der hohen Würde eines Superintendents, die er bekleidete, ein jovialer alter Herr, rationalistisch angehaucht und aller Kopfhängerei abhold. Er sah seine theologischen Kollegen nur in den Fakultäts-sitzungen, trank seinen Schoppen und rauchte seine Pfeife im Club mit Medizinern und Juristen, ließ Gott einen guten Mann sein und erzürnte sich nur, wenn die Kandidaten ihm Probepredigten brachten, in welchen, wie er zu sagen pflegte, zeitlich Ehre und ewige Verdammnis zusammengekoppelt und der Teufel zum Schrecken für Frauen und Jungfrauen an die Wand gemalt war. „Ihre Predigt ist ganz nett für einen Anfänger“, hatte er einem Kandidaten bei Zurückgabe seines über und über von ihm mit schwarzen Strichen gespickten Manuskriptes gesagt, „aber wenn es ihnen nichts verschlägt, so wollen wir ,das

51 Ein Kalfaktor (lat. calefactor: Heizer) ist eine Hilfskraft oder ein Bediensteter, der einfache Arbeiten verrichtet.

52 Vorbild für die folgenden Schilderungen des Universitätslebens war zweifellos die Universität Gießen, die Carl Vogt aus eigener Anschauung gut kannte. Er hatte in Gießen vom Oktober 1833 bis zum Sommersemester 1835 studiert. In seiner Autobiographie „Aus meinem Leben“ gibt Vogt einen sehr lebendigen und äußerst humorvollen Einblick in das Leben und Treiben in der kleinen Universitätsstadt an der Lahn und zeichnet amüsante Charakterbilder der Gießener Professoren.

schwarze Kerlchen‘ herausstreichen!“ Die Predigt hatte freilich durch das Wegstreichen des Teufels alles Salz verloren.

„Herr Pffiffig von Mockheim?“, hatte der Dekan gesagt, indem er seinem jungen Freund derb auf die Schulter klopfte. „Ja, ja! Ich bin immer gern auf Kirchenvisitation nach Mockheim gegangen! Wir haben recht vergnügte Stunden dort verlebt! Grüßen Sie mir bestens Ihren Herrn Vater und den Herrn Domänenrat. Ein ausgezeichnete Landwirt, nicht wahr? Er hat in Frankreich gelernt, wie man Kapaunen und Indians mästet. Ja“, sagte der Dekan, mit der Zunge schnalzend, „grüßen Sie mir die beiden würdigen Herrn recht sehr und lassen Sie es sich wohl sein bei uns. A propos! Wo wohnen Sie denn? Bei Herrn Sekretär Meyer? Da sind Sie vor die rechte Schmiede gekommen! Wenn Sie sich bei dem gehörig beschlagen lassen, dann werden Sie auf der Himmelsleiter nicht ausgleiten!“

Ganz anders war der Empfang bei Sr. Ehrwürden, dem Professor der alttestamentlichen Exegese und Universitätsprediger, Konsistorialrat Pfannkuchen.⁵³ „Ich habe mit Freuden vernommen“, sagte dieser, „dass sie sich unserem kleinen, aber opferwilligen Häuflein angeschlossen haben. Fahren Sie fort, sich zu festigen im Glauben, der uns vor allem Not tut! Ich bete zum Herrn, dass seine starke Hand Sie zurückhalten möge vor den Versuchungen dieser eitlen Welt. Der Herr hat Sie vielleicht zu seinem Werkzeuge ausersehen, um in den vordersten Reihen der Glaubensstreiter zu kämpfen gegen den Hochmut seiner Verleugner, gegen die Maßlosigkeit der Materialisten, die sich auf eine nichtige Wissenschaft stützen und die ewigen Wahrheiten nicht erkennen wollen, die er durch den Mund der Propheten verkündet hat. Ich weiß, dass Sie sich früher auch zu solchen Bestrebungen haben mitreißen lassen, dass Sie aber das Blendwerk des Bösen abgeschüttelt und ihm den Rücken gekehrt haben. Der Herr segne Ihren Eingang in den Tempel, und sein Antlitz leuchte über Ihnen in der Stunde der Versuchung.“

Dem guten Pffiffig wirbelte der Kopf und je weiter er sich in das Studium der Theologie versenkte, je eifriger er an den Andachtsübungen und frommen Gesprächen Anteil nahm, in die seine Hausgenossenschaft und die Debatten des Wingolf ihn verstrickten, desto stärker wurden die Nebel, welche in seinem Hirne aufstiegen. Einmal fasste er sich ein Herz und klagte dem Dekan, der ihn stets wohlwollend aufgenommen hatte, seine Not. „Freundchen“, sagte der Dekan mitleidend lächelnd, „was soll ich Ihnen sagen? Es gibt ein altes Sprichwort: Wer unter den Wölfen ist, muss mit ihnen heulen. Sie sind unter den Wölfen – heulen Sie mit, so lange Sie können, wenn Sie Ihren Weg machen wollen! Sie sehen mich an, als wollten Sie fragen, warum ich nicht auch mitheule? Ich habe meinen Weg gemacht, habe es also, Gott sei Dank, nicht nötig!“

53 Einen Professor namens Pfannkuche (Heinrich Friedrich Pfannkuche, 1766-1832) hat es zwar an der Universität Gießen gegeben, er war allerdings ordentlicher Professor des Griechischen und der orientalischen Sprachen und hatte nicht die hier genannte Professur der alttestamentlichen Exegese inne. Vogt, der Pfannkuche auch in seiner Autobiographie als Lehrer des Hebräischen erwähnt, hat hier die Fakten ganz offenbar bewusst entstellt.

Pffiffig fand diese Antwort des Dekans wenig tröstlich – um so weniger, als er sich in einer verzweifelten Gemütslage befand. Clotilde bestürmte ihn mit Briefen und unglaublichen Aufträgen, die ihn bald zu einem ständigen Kunden der Parfümerieläden und Modegeschäfte der kleinen Universitätsstadt machten. Man munkelte darüber im Wingolf und die Senioren desselben begannen schon zu beraten, ob es nicht am Platze sei, ihm eine Verwarnung zu geben. Der Herr Sekretär machte bei den Abendgebeten stets deutlicher werdende Anspielungen, sprach von „Fallstricken der Tugend“ und „Abgründen des gottgefälligen Lebenswandels“ und deutete vorsorgend an, er werde gezwungen sein, Ehrwürden über die Räude zu berichten, welche eines seiner Schafe zu befallen drohe.

Pffiffig hätte diese Sticheleien vielleicht mit stoischem Gleichmut ertragen, wenn er nicht mit Bedauern bemerkt hätte, dass seine finanziellen Verhältnisse auf stark geneigter Ebene abwärts glitten. Die Pension war teuer und schlecht; der Wingolf kostete trotz des asketischen Lebenswandels der Genossen fast mehr Geld als ein fröhliches Kneipleben. Der Sekretär sammelte bald für diesen, bald für jenen frommen Zweck und da man wusste, dass Pffiffig von dem Grafen unterstützt wurde, also über einen in den Augen der übrigen Genossen bedeutenden Wechsel zu verfügen hatte, so wurde er ausgiebig in Anspruch genommen. Die Goldfuchse des Domänenrates flogen um die Wette für die Ansprüche der frommen Gemeinde und für die Besorgung der Aufträge Clotildens auf Nimmerwiedersehen aus. Pffiffig hatte sogar eine Mantille „auf Pump“ nehmen müssen, und die Putzmacherin, welche dieselbe geliefert hatte, drohte mit Klage. Ein Wingolfbruder bei einer Putzmacherin verschuldet! Unerhört! Welcher Skandal in der frommen Gemeindef! Welcher Jammer im elterlichen Hause!

Pffiffig ging zu Löb Itzig.⁵⁴ Einem Wingolfbruder, dem er an der Türe des kleinen Ladens begegnete, sagte er, er wolle einen alten Flaus kaufen, um seinen noch ziemlich neuen Rock zu schonen. „Ein Wingolf“, sagte sein Freund, „kauft bei keinem Juden!“ – „Kannst du mir einen Christen nennen, der mit alten Kleidern handelt?“, fragte Pffiffig. Der Wingolf schüttelte den Kopf, spuckte aus und ging weiter. Pffiffig trat in den Laden.

Es sah darin nicht sehr einladend aus. Ein alter Mann in schmutzigem Rocke, mit einer vergriffenen Samtmütze auf dem Kopfe, hantierte zwischen alten Kleidern und Geräten aller Art. Kaum, dass Pffiffig in dem Halbdunkel des Gewölbes die Umrisse seiner Gestalt erkennen konnte. „Ich möchte den Herrn Löb Itzig sprechen“, sagte Pffiffig. – „Nun“, antwortete der Angeredete, „wer kennt nicht den Löb Itzig? Nur die Fuchse kennen ihn nicht. Wer ist der Herr?“ – „Ich heiße Pffiffig!“ – „Gott soll's wissen! Herr Pffiffig von Mockheim? Der Moses hat mir geschrieben! Aber nicht hier. Kommen Sie mit!“

Der Alte nahm Pffiffig an der Hand und führte ihn durch einige dunkle, mit Waren gefüllte Räume in ein kleines, elegant möbliertes Zimmer. „Setzen Sie

54 Einen Juden namens Löb gab es in Gießen im fraglichen Zeitraum tatsächlich. Das Adressbuch der Stadt Gießen von 1840 verzeichnet einen Kaufmann Löb in der Marktstraße sowie einen Marcus Löb in der Walltorstraße.

sich! Erlauben Sie einen Augenblick! Essen Sie Mazzes? Ich glaube, der Moses hat mir gesagt, er schicke jedes Jahr welche Ihrer Frau Mutter, die habe sie für's Leben gern! Sar'chen“, rief der Alte zur Türe eilend, „bring Mazzes und ein Fläschchen von dem Chios-Wein! Ein lieber Gast! Erlauben Sie einen Augenblick. Machen Sie sich's bequem unterdessen.“

Löb Itzig verschwand für kurze Zeit. Pfiffig sah sich verdutzt in dem behaglichen Zimmer um. Einige Bronzen, chinesisches Porzellan auf Etagèren, einige niedliche Ölgemälde in alten Rahmen, ein türkischer Teppich, ein eingelegter Tisch, bequeme Sessel darum, - welcher Unterschied von dem Laden!

Löb Itzig tauchte wieder auf in feinem Rocke, mit einem goldgestickten Samtmützchen auf dem Kopfe, gefolgt von einer Magd, die das Ostergebäck und eine seltsam geformte Flasche mit einigen venezianischen Gläsern trug. Löb Itzig schenkte ein. „Zum Willkomm, Herr Pfiffig! Er ist echt! Lassen Sie sich's schmecken! So, jetzt können wir sprechen mit einander! Der Moses hat mir geschrieben. Ich weiß alles! Der Moses ist mein Freund, ein braver Mann! Und er hat mir gesagt, ich soll Ihnen raten und soll Ihnen helfen, weil Sie seien sein junger Freund. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Es dauerte nicht lange und Pfiffig war ausgequetscht wie eine Zitrone. Selbst das Geheimnis mit Clotilden war enthüllt, obgleich Löb Itzig bedenklich das Haupt geschüttelt hatte. „Ist kein Geschäft, Herr Pfiffig“, hatte er gesagt. „Mit dem Vater und dem Großvater habe ich gute Geschäfte gemacht - aber mit der Tochter ist kein Geschäft mehr. Aber ich will nichts gesagt haben. Was tu ich mit einem Schloss, wenn nichts darin verschlossen ist? Aber die Mantille war zu teuer! Gott, Herr Pfiffig, warum kamen Sie nicht vorher zu mir?“ Er schellte. „Sar'che, sag dem Rebekk'che, es soll kommen einen Augenblick. Es ist meine Tochter, Herr Pfiffig! Sein Sie nur ruhig! Das Rebekk'che ist ein verständiges Mädchen und verlobt mit einem Juwelier in Paris, ein gutes Haus!“

Rebekka war nicht schön, aber anziehend. Schlanker Wuchs, feiner olivenfarbiger Teint, dunkle Augen, aber etwas aufgeworfene Lippen und scrophulös geschwollene Nasenspitze. Nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln sagte Löb: „Rebekk'che, du sollst dem Herrn Pfiffig behilflich sein. Du wirst für ihn kaufen, was er braucht für seinen Schatz und wirst Buch führen über seinem Geld. Du wirst buchen, was ich dir sage und nicht buchen, was er dir sagt. Und du wirst der Henriette Schneider sagen, sie soll dir die Rechnung über die Mantille geben und ich werde sie zahlen, wie es recht ist. Du verstehst mich?“ – „Ja, Vater!“ „Und Herr Pfiffig wird uns die Ehre antun, nächsten Donnerstag abends bei uns zu essen. Nicht wahr, Herr Pfiffig?“

Pfiffig stutzte. Es lief ihm eiskalt über den Rücken. Was würden der Wingolf, der Sekretär, der Konsistorialrat sagen, wenn sie erführen, dass er eine Einladung zu einem Semiten angenommen habe?

Löb Itzig lächelte. „Ich weiß, Herr Pfiffig! Aber Sie wissen, in dem Hause neben uns wohnt der Aktuar Müller. Der ist von Ihren Leuten. Sie werden zu ihm gehen am Donnerstag und jedes Mal, wenn Sie zu uns kommen wollen, was uns eine große Ehre sein wird, und Sie werden dem Manne sagen, Sie seien ein-

geladen und er wird Sie führen. Sie sollen nicht gesehen werden, dass Sie in mein Haus gehen.“

Pfiffig kannte den Aktuar als einen der Eifrigsten in der stillen Gemeinde, der sich besonders durch seinen Antisemitismus bemerklich machte. Er unterdrückte einen Aufschrei der Verwunderung. Löb sprach aber ruhig weiter: „Ich werde den Herrn Müller berichten. Er ist so schlimm nicht, als er aussieht. Der Mann hat viele Kinder und schmalen Verdienst. Was soll er machen? Er muss heulen mit den Wölfen. Wie ist es, Herr Pfiffig, wollen Sie nicht sich beteiligen an den Aktien für die Zeche ‚Gotthelf‘? Das Papierchen wird gut - in vierzehn Tagen wird es machen zehn Prozent Prämie; Rebekke, schreib den Herrn Pfiffig für zwanzig Aktien ein. Mit so jungen Leuten, die nichts verstehen vom Geschäft, hat man immer Glück; Gott segnet ihren Eingang!“

Der Aktuar empfing Pfiffig, als dieser zur bestimmten Stunde bei ihm vorsprach, mit einem stummen Gruße, geleitete ihn, ohne ein Wort zu sprechen, in ein Hinterhaus und öffnete eine doppelt verriegelte Tür, die in einen kleinen Hof führte. Dort erwartete ihn eine Magd, die ihm in Löb Itzigs Hinterhaus vorleuchtete. Er fand fröhliche Gesellschaft, vortreffliche Speisen, die ihm nach der mageren Kost bei dem Sekretär besonders mundeten, gute Weine, denen er tapfer zusprach, feine Havannah-Zigarren und nach türkischer Art bereiteten Kaffee, der die Nebel einigermaßen niederdrückte, welche in seinem Kopf aufzusteigen begannen. Rebekka spielte nach dem Essen einige Stücke von Chopin, eine ihrer Freundinnen sang sogar eine französische Romanze. Pfiffig unterhielt sich vortrefflich, trotz der Zudringlichkeit einer alten, in hell schreienden Farben aufgeputzten Matrone, die ihm hart mit Fragen aller Art zusetzte. Als die Gesellschaft aufbrach, wurde Pfiffig gebeten, noch einige Minuten zu verweilen und wurde dann durch das Müllersche Haus auf demselben Weg entlassen, auf dem er gekommen war. „Niemand braucht zu wissen, dass Sie bei mir waren“, sagte Löb Itzig beim Abschiede, „und die bei mir waren, die machen sich nichts wissen.“

Nach einiger Zeit, während er öfter Gast bei Löb Itzig gewesen war, bemerkte er mit Erstaunen, dass der Wind im Wingolf sich zu seinen Gunsten gedreht habe. Man sprach von speziellen Abendandachten, die er mit dem Aktuar Müller habe, der als eine feste Säule im Glauben betrachtet wurde, und einige eifrige Wingolfiten drangen sogar in den Aktuar, sie an diesen Übungen Anteil nehmen zu lassen. Aber Müller wehrte ab mit der Bemerkung, es sei ein gottgefälliges Werk, an dem er mit Pfiffig arbeite und das nur sie allein zu Ende führen könnten.

Nach einigen Wochen meldete Löb Itzig, dass Gott die Papierchen Pfiffigs gesegnet habe. „Mit Ihrer Erlaubnis“, sagte er dem jungen Manne, „habe ich sie verkauft. Ich sage Ihnen nicht, wie viel Sie dabei verdient haben; aber das Rebekkechen hat’s gebucht, mit Abzug von Kommission und Zinsen und ich glaube, Sie haben wohlgetan, sie zu verkaufen, denn ich fürchte, die Kohlen werden flau. Aber Sie haben etwas vor sich gemacht und das Rebekkechen wird sorgen, dass es Ihnen erhalten bleibt.“

Pfiffig befand sich, trotz des angenehmen Eindrucks, den ihm diese Worte machten, in höchst schwankendem Gemütszustande. Die Nachrichten von Hause lauteten nicht tröstlich. Die Hirnerweichung seines Vaters hatte so zugenommen, dass der Kandidat zum Pfarrverweser hatte ernannt werden müssen und die Hochzeit mit seiner Schwester Luise war anberaumt. Clotilde wollte durchaus als erklärte Braut an dem Familienfeste Anteil nehmen, schrieb die überschwänglichsten Briefe und machte unsinnige Bestellungen. Rebekka, welche die Besorgung dieser Aufträge übernommen hatte und sie in billigster Weise gewissenhaft ausführte, ließ hie und da einige spöttische Bemerkungen fallen, die immer einen wunden Fleck trafen. Sie hatte zuweilen unter dem Vorwande, Pfiffigs Angaben nicht recht zu verstehen, Einsicht von Clotildens Briefen genommen und in sarkastischer Weise den Stil und die „schönen Gedanken“ belobt. Aus den Gesprächen mit Rebekka und einigen ihrer Freundinnen hatte Pfiffig aber bald entnommen, dass ihm dieselben in der Kenntnis der klassischen deutschen Schriftsteller wie der neueren Literatur weit überlegen waren und dass neben manchen verschrobenen Urteilen auch viel gesunde Kritik mit unterlief. Je mehr er in diesem Kreise verkehrte, der so viel praktischen Sinn betätigte, je mehr er an den Unterhaltungen teilnahm, die mit scharfem Witze gepfeffert waren, desto hohler tönnten ihm die aufgebauchten Phrasen in Clotildens Briefen, desto gekünstelter erschien ihm ihr ganzes Wesen. Er antwortete kurz, barsch, verdrossen; lachte grimmig zufrieden über die Vorwürfe, welche ihm die Post brachte und kam endlich zu dem Entschlusse, mit Clotilden zu brechen und sie, wie der Förster sich ausdrückte, wieder Kaiman werden zu lassen.

Zu der Unruhe, in welcher dieser Entschluss allmählich reifte, gesellte sich das peinliche Gefühl, welches ihm seine Doppelstellung zwischen Semiten und Antisemiten einflößte. Der Konsistorialrat hatte ihn rufen lassen, ihn höchlichst wegen seines gottgefälligen Wandels belobt und in seiner Rede durchblicken lassen, dass er weitergehende Pläne für seine Zukunft habe; der Dekan hatte ihm in seiner derben Art gesagt, Heulen sei zwar zweckmäßig, man müsse es aber nicht zu weit treiben, sonst werde es der Gesundheit schädlich und den Ohren der Nachbarn unangenehm; sein Freund Möschel warf ihm die ärgerlichsten Dinge in das Gesicht, schimpfte über die „Duckmäuser“ und „Gottesträppeler“, denen er sich angeschlossen habe und erging sich in faulen Redensarten über die Art und Weise, wie sein Vater Pfiffig empfangen werde, wenn dieser in der Absicht, mit dem Krokodilchen einige Schäferstündchen abzuhalten, in dem Forsthaus einkehren sollte.

Pfiffig suchte die quälenden Gedanken durch fleißigen Besuch der Kollegien, durch eifriges Studium der Hefte und durch lärmende Beteiligung an den Andachtsübungen zu bekämpfen. Es gelang ihm nicht. Er fühlte sich verstrickt in Heuchelei und Lüge, er sehnte sich hinaus aus der dumpfen Luft, die auf ihm lastete. Er trug sich zuweilen mit dem Gedanken, mit einem Rucke die Bande, die ihn umstrickten, zu sprengen, Theologie, Wingolf und Clotilden zu gleicher Zeit abzuschütteln und ein neues Leben anzufangen. Aber wenn er glaubte, den

Entschluss gefasst zu haben, wenn er im Begriffe war, den entscheidenden Schritt zu tun, dann trat ihm die Erinnerung an seine Mutter schreckend entgegen. Er wusste, dass ihr dieser Schritt ihres Sohnes das Herz brechen würde und er ergab sich in sein Schicksal, ging in die Vorlesungen, schrieb seine Hefte, betete mit dem Wingolf, ersuchte Rebekka, Schminke und allerlei Tand für Clotilde zu kaufen und rauchte, wenn es ihm gar zu trübe zu Mute wurde, eine Havannah von Löb Itzig, die ihm dieser beim Abschiede in die Taschen seines Paletot zu stecken pflegte. Er gefiel sich in dem Gedanken, dass seine Zukunftspläne den feinen Rauchwölkchen glichen, welche sich nach und nach in der Luft auflösten, und fand in der weißen Asche, die fest an der brennenden Zigarre haftete, einige Ähnlichkeit mit dem Zustande seines Gemütes. Er prägte sich die Worte des Dekans und Löb Itzigs tief ein; und wenn er heulte, so heulte er innerlich, wie einst die Grenadiere Friedrichs des Großen innerlich räsonierten.

Ein unerwartetes Ereignis rüttelte ihn auf.

Der Idiot, der sein stillvergnühtes Leben in dem Pfarrhause gemüthlich weiter geführt hatte, war in einem unbewachten Augenblicke einer Ente, die er zärtlich liebte, in den Bach nachgewatschelt und wäre dort ertrunken, wenn Pfiffigs Mutter ihn nicht mit eigener Gefahr gerettet hätte. Die alte Frau war entschlossen in den Bach gesprungen, hatte sich eine starke Verkältung und eine Lungenentzündung zugezogen, die sie in wenigen Tagen wegraffte. Pfiffig, eiligst herzu gerufen, fand sie mit dem Tode ringend. Die Gehirnlähmung seines Vaters war schon so weit vorgeschritten, dass dieser kein Gefühl von dem Verluste hatte, der ihn betraf. Nachdem er die Mutter, an der er mit ganzer Seele hing, zu Grabe geleitet, kehrte Pfiffig auf die Universität zurück.

Während der Reise reifte sein Entschluss. Aber er hatte durch den Umgang mit Löb Itzig und dessen Familie gelernt, den tatsächlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen. Die Pension, welche man für den Idioten zahlte, hatte größtentheils zu seinem Unterhalte auf der Universität gedient. Seines Vaters Tod war, wie ihm der Doktor versichert hatte, binnen kurzer Frist vor auszusehen. Er konnte zwar mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass man den Idioten auch fernerhin in seinem elterlichen Hause unter der Obhut Luisens und ihres zukünftigen Gatten belassen werde. Andererseits aber schien es ihm nicht minder gewiss, dass sein Herr Schwager unmittelbar die Hand von ihm abziehen werde, sobald er seine bisherige Laufbahn mit einer andern vertauschte. Das „Narren-geld“, wie Freund Möschel in seiner derben Manier zu sagen pflegte, blieb dann in den Händen desjenigen, dem der Idiot anvertraut war. Pfiffig kannte seine Wingolfbrüder zu gut, um nicht zu wissen, dass das rüdische Schaf von einem Tage zum andern mittellos in die Welt hinaus gestoßen werden würde, wenn es sich gelüsten lassen sollte, Nebenwege zu betreten. Er knirschte vor Zorn; aber die raue Wirklichkeit, die keinem ohnmächtigen Grimm wich, stand vor ihm und hielt ihn fest in den nur zu gut genieteten Fesseln.

Pfiffig erbat sich ein Gespräch mit Löb Itzig unter vier Augen. Sie saßen lange zusammen in der gemüthlichen Stube, wo er zum ersten Male empfangen

worden war, und „diwwerten“,⁵⁵ wie Löb sich ausdrückte, eingehend über die Lage der Dinge, die Pfiffig bis in die geringsten Einzelheiten ausmalen musste. Als Löb sich genügend unterrichtet glaubte, sagte er: „Es eilt nicht, Herr Pfiffig! Lassen Sie mir ein paar Tage Zeit um darüber nachzudenken. Aber erst noch eine Frage: Was wollen Sie werden, wenn Sie umsatteln?“ – „Ich möchte Medizin studieren.“ – „Waih geschrien!“, sagte Löb. „Es dauert lang und kostet viel! Muss ich das Rebekk’che fragen, wie Ihre Geschäfte stehen. Es hat ein bisschen spekuliert für Sie, aber ich weiß nicht, ob Sie viel dabei gewonnen haben. Was tu ich mit einem Landarzt? Er muss sich abschinden bei Tag und bei Nacht; die Bauern zahlen schlecht und die kleinen Beamten noch schlechter und die Pfarrer bezahlen ihn, indem sie seine Kinder umsonst taufen. Bringt er am Jahresschluss die beiden Enden zusammen, so kann er froh sein. Aber ich will sehen!“

Nach einigen Tagen sagte Löb: „Ich glaube, es kann gehen, Herr Pfiffig, aber mit knapper Not. Ich hab’s überdacht. Es wäre besser, nicht auf den Doktor zu studieren. Sie könnten’s machen, aber es bleibt am Ende nicht so viel übrig, um eine Lanzette zum Aderlassen zu kaufen. Sie sind noch jung und brauchen sich nicht zu übereilen. Eins nach dem andern. Sie wollen das Frauenzimmer mit seinem verwunschenen Schloss abdanken? Tun Sie das gleich! Sind immer wenigstens hundert Mark im Jahre gespart! Und dann machen Sie gleich Ihr Jahr als Freiwilliger. Es muss sein. Ich wollte, es wäre nicht, aber es muss sein. Mein Sohn ist auch Freiwilliger gewesen und ist Vize-Feldwebel geworden und soll werden Reserve-Offizier. Er wird’s, er wird’s auch nicht, weil er ist von unsere Leut! Aber Sie müssen werden Reserve-Offizier! Das macht seinen Mann und gilt zehntausend Mark mehr für die Mitgift, wenn Sie wollen machen eine Partie. Für Sie ist der Dienst sehr gut. Verloren ist das Jahr, so wie so. Es ist nichts während der Zeit mit dem Studium. Und der Dienst ist eine gute Entschuldigung. Das wissen die Herren so gut wie ich. Bis das Jahr herum ist, kann sich vieles ändern und Sie können dann zusehen, ob sie wollen weiter rühren die Harfen von Zion.“⁵⁶

Pfiffig fand, dass der Rat gut sei. Er hatte zwar schon erfahren, dass der Konsistorialrat und der Wingolf den Dienst in der Universitätsstadt nicht sehr gerne sahen, weil der dortige Kommandant den Frommen nicht hold war und ihnen hartnäckig den zu Andachtsübungen unerlässlichen Urlaub versagte, so dass sie es meist vorzogen, eine andere Universität zur Ableistung ihres Dienstjahres aufzusuchen. Aber Pfiffig führte, als man ihn auf diese Verhältnisse aufmerksam machte, siegreich seine Stipendien, die er nur hier beziehen könne, und

55 Diwwern bedeutet ursprünglich im Jiddischen „sprechen“. Der Ausdruck hat Eingang in den oberhessischen Dialekt gefunden und bezeichnet dort etwas abgewandelt „aufgeregt miteinander sprechen“.

56 Zion bezeichnete ursprünglich eine Turmburg der Jebusiter an der südöstlichen Stadtgrenze des vorisraelitischen Stadtstaates Jerusalem. Seit deren Eroberung durch König David und dem Bau des ersten Jerusalemer Tempels unter Salomo wurde der Zion im Tanach, der heiligen Schrift des Judentums, zum Synonym für den Wohnsitz des Gottes der Israeliten.

die Krankheit seines Vaters in das Feld, die ihm die Pflicht auferlege, so nahe als möglich bei seinem Heimatorte zu bleiben. Man würdigte diese Gründe in der Zuversicht, dass man nach Ablauf des Dienstjahres die Zügel um so schärfer werde anziehen können.

Der Bruch mit Clotilden vollzog sich leichter, als Pfiffig es erwartet hatte. Während einer ganzen Woche hatte er sich zermartert, um den richtigen Ton und ausreichende Gründe zu finden; ein Dutzend Briefe hatte er vernichtet, um endlich ein absurdes Schreiben abgehen zu lassen, von dem sein Freund Möschel, wenn er es hätte lesen können, versichert haben würde, es sei mit Blödsinn gespickt wie der Hase in der Bratpfanne mit Speck. Mit einigem Herzklopfen erwartete Pfiffig eine Antwort, voll der bittersten Vorwürfe, Schwüre, Beteuerungen und Anklagen. Er erhielt ein unfrankiertes Schreiben, in das ein vertrocknetes Vergissmeinnicht eingelegt war, mit den Worten: „Möge das Bewusstsein, ein jungfräulich liebendes Herz gebrochen zu haben, nicht allzu schwer auf Ihrer Seele lasten! Clotilde von Dartingen.“

Pfiffig fasste sich wie ein Mann. Er rollte das Vergissmeinnicht mit dem Briefe zu einem Fidibus zusammen, steckte sich eine Löb'sche Havannah damit an und las zu seiner Beruhigung das Lenau'sche Lied von den drei Zigeunern,⁵⁷ während er sich in eine dichte Wolke duftenden Rauches hüllte. Als er den Schluss gelesen, schien es ihm, als ob ihm das Leben weit weniger nachte, und bei genauer Überlegung fand er, dass er keinen Grund habe, es dreifach zu verachten. Zufrieden mit sich und der Welt legte er sich zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten, sogar ohne von Clotilden zu träumen.

Er fand Geschmack am Dienste, schon aus dem einfachen Grunde, weil er nicht mehr täglich beten und Hymnen singen musste. Von Zeit zu Zeit zeigte er sich in den Kollegien in Uniform und bat um Entschuldigung seiner Versäumnisse wegen Dienstabhaltungen. Im Vollgefühl des Kontrastes begeisterte er sich für Tirailleurdienst und Schnellfeuer, ja sogar für den Parademarsch und den Stechschritt. Seine Vorgesetzten bedauerten, dass er Theologe sei, und er erwiderte ehrerbietig: es sei noch nicht aller Tage Abend und man könne das Beste von ihm hoffen.

Der Kandidat hatte die definitive Bestellung als Pfarrverweser mit der Zusage der Nachfolge erhalten und war nun mit Luise in den Stand der Ehe getreten. Da die Trauerzeit für die Mutter noch im Anfange war, so wurde die Hochzeit in aller Stille gehalten. Pfiffig hatte Dienstabhaltung; er sandte schriftlich die besten Wünsche mit einem hübschen Geschenke für Luise, das Rebekka wohlfeil auf einer Auktion erstanden hatte.

Kurze Zeit darauf starb sein Vater. Der Hauptmann erteilte ihm für einige Tage Urlaub. Pfiffig eilte nach Hause und besuchte nach Erfüllung seiner

57 Bezieht sich auf Nikolaus Lenau (1802-1850), eigentlich Nikolaus Franz Niembsch (seit 1820) Edler von Strehlenau. Lenau ist der bedeutendste lyrische Dichter Österreichs im 19. Jahrhundert, viele seiner Werke zeichnen sich durch einen einzigartigen melancholischen Ton aus. Zahlreiche seiner Lieder wurden vertont, unter anderem von Robert Schumann, Felix Mendelssohn Bartholdy und Franz Liszt.

Sohnespflicht seine alten Freunde, worüber sein Schwager, jetzt Pfarrer, ein schiefes Gesicht schnitt.

„Ich habe gehört“, sagte Moses, „dass Sie zu Löb Itzig ein Freund geworden sind. Nicht wahr, ein braver Mann? Schade, dass sein Rebekk’che schon verlobt ist! Ich habe sie besucht und beide haben mir viel gesagt von Ihnen und ich habe mich gefreut, habe Sie aber nicht besucht, weil ich nicht wollte, dass Sie werden kompromittiert! Aber wenn Sie wieder zurückgehen auf die Universität, grüßen Sie den Löb Itzig und das Rebekk’che von mir. Und was Sie betrifft – was ich gesagt habe, das hab ich gesagt und der Moses hält sein Wort!“

Der Domänenrat saß im Lehnstuhl und rieb sich das eingewickelte Bein. „Ich habe meinen alten Freund, deinen Vater, nicht zu Grabe geleiten können“, sagte er. „Das tut mir leid. Aber sprechen wir nicht davon! Du steckst ja im bunten Rocke! Immerhin besser als im Talar! Wie ist es? Hast du dein Christentum bald gelernt? Man hat mir gesagt, du stecktest tief darin. Schade! Ich hätte sonst ein kleines Plänchen für dich gehabt!“

„Bitte, reden Sie!“

„Du musst dich aber nicht ärgern“, sagte treuherzig der Alte. „Siehst du, wenn man so in den Lehnstuhl gebannt ist, macht man sich allerlei Gedanken, für sich und andere. Mit mir geht es nicht mehr lange. Vielleicht noch ein paar Jährchen, dann wird es eines schönen Tages heißen: Das Zipperlein ist dem Geheimen Domänenrate ganz heimlich zum Herzen getreten. Nun, siehst du, möchte ich Mockheim nicht in den Händen der Sausewinde lassen, wie man mir deren in der letzten Zeit einige auf den Hals gehetzt hat. Du bist doch zum Pfarrer verdorben, mein Junge, und tätest besser, Weizen zu säen, als dein Korn auf unfruchtbares Erdreich auszustreuen. Deine Eltern sind tot, du bist nicht mehr verbunden, ihnen zuliebe Pfarrer zu werden. Ich habe schon mit dem jungen Grafen gesprochen. Der war anfangs Feuer und Flamme für die Hohenheimer und Konsorten; aber als er die Jahresrechnung sah und statt harter Taler hohle Ziffern erhielt, da kam ihm die Sache weniger plausibel vor. Er lässt mir freie Hand für die Ausbildung meines Nachfolgers. Willst du zu dem Amtmann Steiner auf den Neuhof gehen? Der versteht die Landwirtschaft aus dem Grunde, und wenn du dich ein paar Jährlein gut bei ihm hältst, so kriegst du den Rummel los und kannst dann hier die Sache für mich besorgen, bis ich abgehe. Was meinst du dazu?“

Pfiffig sprang auf und fiel mit lautem Schluchzen dem Domänenrat um den Hals. „Sachte, meine Junge“, sagte dieser, „bedenke mein Bein! So lass doch los! Willst du mich jetzt schon erwürgen? Das wäre zu früh. Warte damit, bis dir die Nachfolge gesichert ist. Dazu muss der Steiner erst sein Wort sagen, von dem hängt alles ab. Er verlangt sehr viel von seinen jungen Leuten; aber wenn sie sich gut rauchen, dann sorgt er auch für einen Deckel auf die Pfeife. Also willst du?“ Pfiffig war zu überwältigt, um ein Wort finden zu können. Er nickte nur mit dem Kopfe, während er die Tränen zu trocknen suchte, die ihm über die Wangen rollten.

„Ich hab mir’s wohl gedacht“, sagte der Domänenrat. „Aber deshalb brauchst du nicht zu heulen wie ein Schlosshund und zu schluchzen wie eine alte Jungfer, der ihr letzter Liebhaber durchgebrannt ist. Lass uns jetzt überlegen, was zu machen ist. Ich halte es vor der Hand für das beste, dass du die Sache nicht an die große Glocke hängst. Diene dein Jahr aus, halte reinen Mund und tue so, als wolltest du nach vollendeter Dienstzeit deine Studien fortsetzen. Mit dem Steiner werde ich unterdessen alles ins Reine bringen. Dann kommst du in den Ferien hierher, bringst deine Siebensachen mit unter dem Vorwande, du wolltest sie zu Hause in Ordnung bringen lassen, kündigst von hier aus dein Logis und verlangst deine Exmatrikulation. So verschwindest du von der akademischen Bildfläche, *sans tambour ni trompette*,⁵⁸ wie die Franzosen sagen. Ich werde dir dann ein Zimmer hier im Schlosse einrichten lassen, wo du bleiben kannst, bis du auf den Neuhof abgehst. Abgemacht!“

„Aber Herr Domänenrat“, wandte Pfiffig ein, „ich kann ja bei meiner Schwester – „

„Ja wohl“, brauste der Domänenrat auf. „Hat das ‚Rechtsum! Linksum!‘ dir das Gehirn schon so vernagelt, dass du nicht einsiehst, wie es dann kommen wird? Meinst du, dein Schwager würde dich nicht trotz aller christlichen Sanftmut sofort aus dem Hause werfen? O heilige Einfalt! Nun, du hast einige Monate Zeit, dich darauf vorzubereiten. Lehr’ mich die Sorte kennen! Wenn sie Wind von der Sache bekommen, so werden sie Mittel und Wege finden, dem Steiner, dem jungen Grafen und allen, die mit ihnen in Berührung kommen, Flöhe in die Ohren zu setzen und die Sache zunichte zu machen. Du kannst dir dann das Maul wischen, nachdem du es hast spazieren lassen!“

Pfiffig sah ein, dass der Domänenrat recht hatte. Er gelobte beim Abschiede seinem Schwager, dass er auf dem Wege des Heils fortwandeln werde, besuchte noch eilig, ehe er wieder in den Dienst trat, den Konsistorialrat, sprach zu dem Sekretär einige salbungsvolle Worte und benutzte die erste freie Stunde, um Löb Itzig aufzusuchen.

„Sprechen wir nicht von dem Toten, Herr Pfiffig“, sagte dieser. „Ich bin schon ein alter Mann und hab’s nicht gern. Der Moses hat mir gesagt, Ihr Herr Vater war ein braver Mann und alle unsere Leute in Mockheim trauern um ihn, haben ihre Kleider zerrissen und Asche auf ihr Haupt gestreut. Sie haben Recht, um ihn zu trauern. Aber wer kann’s ändern? Sprechen wir von Ihnen. Sie sind jetzt ein freier Mann, soweit Ihnen nicht hat zu befehlen der Hauptmann. Immer noch Doktor?“

„Nein, Herr Itzig. Ich habe mir die Sache überlegt. Ich will Landwirt werden!“

Löb sprang auf, als ob er einen Stich erhalten hätte. „Landwirt?“, sagte er. „In Kamerun? Weiß ich doch, dass es gibt in den Karten einen König ohne Land, aber ich habe noch nicht gehört, dass es kann geben einen Landwirt ohne Land! Wie komme ich mir vor?“

58 Ohne Trommel und Trompete.

Pfiffig wusste, dass er auf die Verschwiegenheit Löbs Häuser bauen könne. Er setzte seinem Berater den ganzen Plan auseinander, nannte ihm die Namen und bat ihn zugleich, niemandem etwas davon zu sagen, selbst Moses und Rebekka nicht. Löbs Gesichtszüge glätteten sich nach und nach, er atmete tief auf, wiegte den Kopf, nickte beistimmend und als Pfiffig geendet hatte, stieß er mit ihm an und sagte: „Ein gescheiter Mann, der Herr Domänenrat Neumann und ein braver Mann! Ich kenn’ ihn wohl! Mache ich doch viel Geschäfte mit ihm, das heißt, nicht ich, aber doch ich! Sie verstehen mich. Er ist grob wie Sau-bohnenstroh; aber was er sagt, ist gesagt und was er spricht bleibt gesprochen! Und den Herrn Amtmann Steiner kenne ich auch. Ein feiner Mann und ein kluger Mann! Er kann mehr als Brot essen und versteht das Vieh wie keiner im ganzen Lande, Kleinvieh und Großvieh und auch die Pferde. Sie werden sein in guten Händen, und wenn wir werden erhalten Ihre Karten, ich und das Rebekk’che, die dann wird sein Frau Juwelier Rosenthal in Paris, die Karten, worauf zu lesen sein wird: Pfiffig, Reserveleutnant und Gutsverweser in Mockheim – nun, ich sage nichts, aber ich denke mir mein Teil!“

Für Pfiffig begann jetzt ein neues Leben. Er entwickelte einen fast übermäßigen Eifer für das Exerzieren, meldete sich zu allen besonderen Dienstleistungen, hielt sich „stramm und proper“ wie kein anderer, war stets fröhlich und guter Laune, trillerte wie eine Heidelerche in den Ruhepausen, und da keine Ausgaben für die Schminktöpfe von Clotilde auf ihm lasteten, so konnte er den Korporälen und Feldwebeln zuweilen einen guten Trunk „wichsen“, wofür diese im Dienste erkenntlich waren. Er wurde bald so beliebt, dass ihn der Hauptmann bemerkte und eines Tages bei einer lebhaften Debatte im Club als Exempel benutzte. Der Führer der Opposition, ein bissiger Advokat, der in allen politischen Prozessen als Verteidiger auftrat,⁵⁹ war so weit gegangen zu behaupten, dass die allgemeine Militärpflicht einen verderblichen Einfluss auf die Fortschritte der Zivilisation übe. „Sehen Sie sich doch den Vize-Gefreiten Pfiffig an“, schnauzte der Hauptmann. „Kam zu uns als ein gänzlich unzivilisierter Duckmäuser, hielt sich schlecht, hing den Kopf, schlotterte mit den Beinen – kaum ist er sechs Monate und noch obendrein als Freiwilliger in der Kompanie, so ist er zivilisiert wie nur ein Offizier es sein kann, stramm und proper, dass es eine Freude ist! Bringen Sie einmal so etwas zustande mit den Krüppeln auf Ihrem Büro und dann sprechen Sie wieder von Zivilisation!“

Nach vollendetem Dienstjahre wurde Pfiffig als zukünftiger Reserve-Offizier in das Auge gefasst, wie der Hauptmann sich ausdrückte, und in den Kontroll-Listen vorgemerkt. Er war überglücklich im Bewusstsein seiner zukünftigen Würde und schaffte sich das klassische Buch von General Clausewitz über den Krieg an,⁶⁰ um es in seinen Mußestunden auf dem Neuhof zu studieren. Manch-

59 Anspielung auf die liberale Opposition im Großherzogtum Hessen-Darmstadt, zu deren Wortführern häufig Rechtsanwälte gehörten, die die liberalen Interessen auch in der Zweiten Kammer der Landstände vertraten.

60 „Vom Kriege“, Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz, Bde. 1-3, erschienen Berlin 1832 bis 1834. Carl Philipp Gottlieb von Clausewitz (1780-1831) war ein

mal war ihm sogar der Gedanke gekommen, in die aktive Armee überzutreten, und vielleicht hätte er den Schritt getan, wenn ihm nicht die Havannah-Zigarren Löb Itzigs hindernd in den Weg getreten wären. Pfiffig hatte rechnen gelernt. Zu solchen Zigarren reichte der Sold eines Leutnants nicht aus und Löb, das wusste er nur zu wohl, würde keine mehr in die Taschen des zweifarbigen Rockes stecken. „Schlechtes Geschäft!“, musste er sich sagen – „Zeitliche Ehre und ewige Verdammnis“, pflegte der Domänenrat zu brummen, wenn er auf das Militär zu reden kam.

Pfiffig blieb bei dem vom Domänenrate vorgezeichneten Plane und führte ihn energisch durch. Es kostete einen harten Kampf mit seinem Schwager und mit seiner Schwester. Fast wäre er weich geworden, als Luise, von Tränen überströmt, händeringend vor ihm auf die Knie fiel und ihn bei dem Andenken seiner Mutter beschwor, nicht den Lockungen der Weltkinder zu folgen. Aber die donnernden Reden und unverhüllten Drohungen seines Schwagers richteten ihn wieder auf. Er verließ das Elternhaus, wo er die Jahre seiner Kindheit und ersten Jugend verbracht hatte, mit dem Gefühl des innigsten Mitleids für seine Schwester und der tiefsten Abneigung gegen seinen Schwager. Glücklicherweise brauchte er nur eine Nacht unter dem Dache des Domänenrates zuzubringen. Er sollte am nächsten Tage im Neuhof eintreffen.

Amtmann Steiner war ein kleines, kugelrundes Männchen, aus dessen feistem Antlitze zwei kleine, lebhaft Äuglein hervor blitzten. Trotz seiner Belebtheit ein wahres Quecksilber von Beweglichkeit, ein Überall und Nirgends, Hans Dampf in allen Gassen. Das Gut, das er verwaltete, war sehr ausgedehnt; fruchtbare Gründe und fette, gut bewässerte Wiesen wechselten mit steinigen Hügeln und dünn bestandenen Waldgruppen. Knechte und Mägde wussten sehr wohl, dass Steiners scharfen Augen nichts entging; sie mussten stets gewärtig sein, den kleinen Mann aus einer Bodenfalte oder einem Busche auftauchen zu sehen. Die Frau Amtmännin überragte ihren Gemahl um Kopfhöhe und da sie nicht minder wohlgenährt war als dieser, so schien ihr Herr und Meister nur eine Art Anhängsel. Sie herrschte ebenso unbeschränkt auf dem Hofe wie ihr Mann auf dem Gute; der Gänsejunge, der Schweinehirt und die Milchmägde bildeten ihr Departement des Auswärtigen, die Küchen- und Stubenmägde dasjenige des Inneren. An Sonntagen, wo man zu der weit von dem Gute entfernten Kirche ging, erschien die Frau Amtmännin mit einem großen Stachelstocke, an welchem eine kleine Schippe angeschraubt werden konnte, mit einer Botanisirbüchse und in hohen Stiefeln. Sie trieb mit Leidenschaft Botanik und benutzte die Zeit vor und nach der Predigt, um die Gegend zu durchstreifen und zu herborisieren. Ein Arzt kam nur selten auf den Neuhof; die Frau Amtmännin hatte für jedes Gebreite ein besonderes Kräutlein und wenn, das Kräuterbuch nicht bestimmte Anleitung gab, so war Tee von Lindenblüten für Fieber und Tee von Holunder-

preußischer General, Heeresreformer und Militärtheoretiker. Durch sein hier genanntes Hauptwerk „Vom Kriege“, das sich mit der Theorie des Kriegs beschäftigt, wurde er weit-
hin bekannt.

blüten für kältende Krankheiten die allgemeine Panacee.⁶¹ Man hätte den Neuhof auch den Lindenhof nennen können, denn an allen Wegen hatte die Frau Amtmännin Linden pflanzen lassen, wie an allen Waldsäumen Holunderbüsche.

Pfiffig war zu strenger Arbeit angehalten. Es waren neben ihm noch einige junge Leute da, welche sich unter Steiners Leitung praktische Kenntnisse aneignen sollten, unter diesen auch ein Amerikaner, den der Zufall hierher verschlagen hatte. Mit diesem wurde Pfiffig „ingejocht“, wie Steiner zu sagen pflegte, und da der junge Mann nur einige deutsche Brocken radebrechte, so musste Pfiffig notgedrungen den Clausewitz zur Seite schieben und das englische Wörterbuch zur Hand nehmen.

Steiner lobte Pfiffig wegen seiner Anstelligkeit und die Frau Amtmännin bevorzugte ihn bald, da er ihr bei ihren botanischen Sonntagsvergnügungen eifrig zur Hand ging. Das Insektensuchen mit dem Herrn Domänenrat hatte seinen Blick geschärft, seine Beobachtungsgabe entwickelt. Steiner war so zufrieden mit ihm, dass er ihm zu Weihnachten eine Woche Ferien gestatten wollte, um nach Hause zu gehen.

„Komm lieber nicht“, schrieb ihm der Domänenrat. „Bei mir könntest du nur Trübsal blasen und in dem Dorfe sieht es traurig genug aus. Alles wie Hunde und Katzen! Die Betbrüder rempeln die Juden und diese rächen sich, indem sie ihnen den Brotkorb hoch hängen und ihnen Prozesse an den Hals werfen. Advokaten und Richter haben jetzt in einem Monat mehr bei uns zu tun, als früher in Jahren. Was willst du in dem Wirrwarr? Warte, bis das Feld sauber ist. Ich glaube, der Graf denkt daran, deinen Schwager an eine andere Stelle zu versetzen, wo keine Semiten seinen Bekehrungseifer aufstacheln. Hilf lieber dem Steiner beim Abschlusse seiner Jahresrechnungen, damit er sich den Humor und den Appetit nicht verderbe!“

Pfiffig verlebte zwei glückliche Jahre auf dem Neuhof. Die Beschäftigung, so angestrengt sie war, sagte ihm zu; er brauchte sich keinen Zwang anzutun in Äußerungen von Meinungen und Ansichten, wurde weder von Konsistorialräten beaufsichtigt, noch von den Launen einer Geliebten geplagt und hatte keine Muße, trüben Gedanken nachzuhängen. Von Zeit zu Zeit erhielt er durch die jüdischen Handelsleute, mit welchen Steiner fast ausschließlich Geschäfte machte, Nachrichten von Mockheim oder aus der Universitätsstadt, die gerade nicht geeignet waren, ihn Reue über seinen Entschluss empfinden zu lassen. Die Einberufungen zum Militärdienste und den Manövern bildeten die Glanzpunkte seiner Existenz. Er konnte es sich nicht versagen, je einen Tag vor seiner Stellung zum Dienste und nach seiner Rückkunft in Uniform auf dem Hofe herum zu stolzieren und sich von männiglich bewundern zu lassen. Der glücklichste Tag seines Lebens war vielleicht, als der Oberknecht, der eine Kampagne mitgemacht und die Medaille nebst einem steifen Knie davongetragen hatte, bei seinem Anblicke ehrerbietig salutierte, weil Pfiffig nach dem letzten Manöver zu einem höheren Range avanciert war. Bis dahin hatte der Mann etwas gering-

61 Panacee: mythisches Heilmittel

schätzig von den Friedenssoldaten gesprochen, die noch kein Pulver gerochen hätten; jetzt erkannte er, obgleich er schon längst als dienstuntauglich reformiert worden war, in Pfiffig den Vorgesetzten.

Die Geschichte des jungen Pfiffig schließt mit seiner Ernennung zum Seconde-Leutnant in der Reserve. In dem Schussgefechte eines Kaisermanövers hatte er mit seinem Zuge einen heftigen Anprall der roten Husaren durch ein wohlgenährtes Schnellfeuer zurückgeschlagen. Der Erbprinz war herangesprengt. „Wie viele Salven haben Sie gegeben, Herr Leutnant?“ – „Sieben, Hoheit, zu Befehl!“ – „Was? Sieben? Sind die Husaren toll?“ – „Zu Befehl, sieben!“ – „Notieren Sie den Fall“, hatte der Prinz dem Adjutanten gesagt und mit den Worten „Adieu, Herr Leutnant, Sie haben sich brav gehalten!“, seinem Pferde die Sporen gegeben.

Pfiffig war übergücklich. Als er am anderen Tage bei der Schlussparade äußerst stramm, Augen rechts, an der Generalität vorbeidefilerte und etwas auffällig salutierte, hörte er, hörte er, wie der Prinz zu seinem Adjutanten sagte: „Ih! Das ist ja mein Sieben-Salverich!“

Die Geschichte war bald in aller Munde. „Ein kolossaler Kerl, der Pfiffig!“, sagten die Leutnants. „Erbprinz hat sogar einen famosen Witz über ihn gemacht! Pyramidall!“

Otto Rahn - ein „Gralsucher“ aus Gießen und seine Beziehung zu Hessen

SANDRA FRANZ

Die Werke des hessischen Schriftstellers Otto Rahn (1904-1939) werden heute noch rezipiert und aufgelegt, und dies nicht nur in alternativ-religiösen und esoterischen Kreisen, sondern auch im rechten Spektrum.¹ Überdies war Rahn bereits Gegenstand mehrerer Film- und Fernsehproduktionen.² Das Interesse an der Person Rahn, um die sich mittlerweile zahlreiche Mythen und Legenden ranken,³ mag - selbst abseits des einschlägigen Milieus - damit zusammenhängen, dass er als eine Art „Gralssucher“ in SS-Diensten einen frühen und mysteriösen Tod fand.⁴

Am 18. Februar 1904 in Michelstadt im Odenwald als Sohn eines Justizbeamten geboren, wuchs er zunächst in Bingen am Rhein und anschließend in Gießen auf. Nach dem Abitur und einem an der Universität Gießen begonnenen Studium war er als Handelsvertreter für verschiedene Verlage sowie als Sprachlehrer in der Schweiz tätig. Anfang der 1930er Jahre reiste er auf Anregung

-
- 1 Vgl. etwa Rose, Deltlev: Auf den Spuren von Luzifers Hofgesind, in: Junge Freiheit vom 13. Juni 1997, Nr. 15, S. 14 anlässlich einer Neuauflage von Rahns Werken im neurechten Arun-Verlag im thüringischen Engerda. Seit der Jahrtausendwende erscheinen seine Werke im esoterischen Verlag Zeitenwende in Dresden.
 - 2 So z.B.: Oostra, Roel: Mythen und Mysterien. Die großen Rätsel unserer Welt: Teil V: Der Gral - sagenhafter Schatz oder göttlicher Mythos?, WDR ca. 1996; Sünner, Rüdiger: Schwarze Sonne. Mythologische Hintergründe des Nationalsozialismus, arte/WDR 1998; Weltreisen - Gralssucher und Troubadoure, WDR 1998.
 - 3 Vgl. dazu auch Franz, Sandra: An der Grenze von Geschichtsschreibung und Phantastik. Die Kryptohistorie im Zeichen des Grals, in: Figatowski, Bartholomäus/Grande, Jasmin (Hrsg.): Grenzen und Grenzgänger des Phantastischen, Wetzlar (in Vorbereitung).
 - 4 Zu Rahns Biographie vgl. Lange, Hans-Jürgen: Otto Rahn und die Suche nach dem Gral. Biografie und Quellen, Engerda 1999. Langes Buch erschien ebenfalls im erwähnten Arun-Verlag (vgl. Anm. 1); es verzichtet auf platte Apologien, aber auch auf eine eingehende, kritische Analyse von Rahns Büchern. Historisch wenig zuverlässig und sehr spekulativ ist die Arbeit des Franzosen Bernadac, Christian: Montségur et le Graal. Le Mystère Otto Rahn [sic !], Paris 1994 (1. Aufl.: 1978). Dazu kritisch: Mohler, Armin: Der doppelte Rahn und sein heiliger Gral. Wie ein toter deutscher Dichter als Botschafter weiterlebte - Fahr-lässige Zeitgeschichte aus Frankreich, in: Die Welt vom 12. Mai 1979, Nr. 110, S. III. Seriöse Angaben zu Rahn liefern ferner die Aufsätze von Köhn, Rolf: Eine deutsche Mystifikation der Albigenser. Otto Rahns 'Kreuzzug gegen Gral' (1933), in: Kühnel, Jürgen u.a. (Hrsg.): Mittelalter-Rezeption III. Gesammelte Vorträge des 3. Salzburger Symposions: ‚Mittelalter, Massenmedien, Neue Mythen‘, Göppingen 1988, S. 295-311 sowie von Müller, Daniela: Otto Rahn und die Rezeption des Katharismus im Spiegel der nationalsozialistischen Propaganda, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt. 111 (1997), S. 431-443.

französischer Literatenkreise in die Region Midi in den südfranzösischen Pyrenäen.

Hier wandelte er auf den Spuren der mittelalterlichen Katharer, einer einst in halb Europa verbreiteten religiösen Bewegung, die im 13. Jahrhundert in einem blutigen Kreuzzug durch die Kirche und die Inquisition ausgerottet worden war.⁵ Unter dem Einfluss von Lokalpatrioten und Heimatforschern verband er diese Geschehnisse um den sogenannten Albigenserkreuzzug mit dem mittelalterlichen Mythos vom heiligen Gral und identifizierte u.a. die südfranzösische Ketzerfestung Montségur mit der von Wolfram von Eschenbach in seinem Epos „Parzival“ beschriebenen Gralsburg Munsalvaesche.

Wieder in Deutschland veröffentlichte er im Herbst 1933 seine Katharer- und Gralsstudien unter dem Titel „Kreuzzug gegen den Gral“.⁶ Im Mai 1935 wurde der SS-Führer Karl Maria Wiligut alias Weisthor (1866-1946), ein esoterischer Berater Heinrich Himmlers, auf Rahns Buch aufmerksam. Obwohl seine Thesen wissenschaftlich nicht haltbar sind und sein Werk noch frei von nazistischen Tendenzen war, bot es sich doch für eine ideologische Verwertbarkeit im Sinne einer SS eigenen Wissenschaft und Ersatzreligion an.⁷ Sicher mehr aus Opportunismus und mit der Aussicht auf eine gesicherte Existenz trat Rahn 1936 der SS bei und war als Referent in einer Abteilung des Rasse- und Siedlungshauptamtes tätig, die zum Persönlichen Stab Heinrich Himmlers gehörte. Eine besondere Vertrauensposition bei Himmler erlangte er nicht zuletzt dadurch, dass er diesem bei der Erstellung seines Ahnennachweises, für den Dokumente aus der französischsprachigen Schweiz benötigt wurden, behilflich war. Der SS-Chef wiederum förderte Rahns im April 1937 erschienenen Reisetagebuch „Luzifers Hofgesind“, das nun ganz auf NS- bzw. SS-Linie lag und in dem er die Geschichte der Ketzer in Deutschland und weiteren euro-

5 Zu den Katharen (vom griechischen Wort „katharoi“, d.h. „die Reinen“, davon abgeleitet das deutsche Wort „Ketzer“) vgl. Borst, Arno: Die Katharer, München 1952 (= Schriften der Monumenta Germaniae Historica, Bd. 12); Baier, Lothar: Die große Ketzerei. Verfolgung und Ausrottung der Katharer durch Kirche und Wissenschaft, Neuaufl., Berlin 1991 sowie Auffarth, Christoph: Die Ketzer. Katharer, Waldenser und andere religiöse Bewegungen, 2. Aufl., München 2009, für den der Begriff „Katharer“ (S. 84) „zunächst eine Sammelbezeichnung für antiklerikale Reformbewegungen“ darstellt, die sich von den Katholiken „durch andere Rituale [ab]grenzten“ und sich von diesen schließlich „durch unterschiedliche Auslegungen der Bibel und durch neue Lehren [unterschieden]“.

6 Vgl. Rahn, Otto: Kreuzzug gegen den Gral. Die Tragödie des Katharismus, erw. Neuaufl., Stuttgart 1964. Diese Auflage geht auf den Anthroposophen Karl Rittersbacher zurück. Die erste Auflage erschien 1933 im Urban-Verlag in Freiburg.

7 Zu einer kritischen Analyse von Rahns Werken vgl. meine Dissertation: Franz, Sandra: Die Religion des Grals. Entwürfe arteigener Religiosität im Spektrum von völkischer Bewegung, Lebensreform, Okkultismus, Neuheidentum und Jugendbewegung (1871-1945), Schwalbach/Ts. 2009 (= Edition Archiv der deutschen Jugendbewegung, Bd. 14; zugl. Diss. Gießen 2006), S. 498-538.

päischen Ländern verfolgte und zugleich eine Umdeutung Luzifers zu einer arischen Lichtgottheit vornahm.⁸

Rahns Aufstieg zu Himmlers „Gralsexperten“ fand 1939 ein jähes Ende: Wegen homosexueller Neigungen in Ungnade gefallen, wurde er zum Selbstmord gezwungen und starb vermutlich in der Nacht vom 13. zum 14. März desselben Jahres in den Tiroler Alpen. Die Tatsache, dass er posthum wieder in die SS aufgenommen wurde und Himmler sich weiterhin für Rahns Bücher einsetzte, unterstreicht die Bedeutung, die der SS-Chef ihnen vor allem in religionspolitischer Hinsicht beimaß.⁹

Hatte Rahn sich in seinem ersten Buch ausschließlich mit der „Gralssuche“ in den südfranzösischen Pyrenäen befasst, so widmete er sich in seinem zweiten Buch auch seiner hessischen Heimat. Bereits 1933, als er noch über keinerlei Kontakte zu den Nationalsozialisten verfügte, bekundete er in einem Brief an den mit ihm befreundeten, aus dem hessischen Friedberg stammenden Schriftsteller Albert Rausch, besser bekannt unter seinem Pseudonym Henry Benrath (1882-1949): „Ist es nicht sonderbar, daß ich, der Hesse, der ich als Gymnasiast so oft von Gießen nach Ketzerbach (Vorstadt von Marburg) gewandert bin, wo einmal Brüder der provenzalischen Cathari verbrannt worden sind, Bücher wie meinen ‚Kreuzzug gegen den Gral‘ [...] schreiben mußte? [...] Mußte ein Hesse in die Pyrenäen fahren, um festzustellen, daß Montségur die Gralsburg Munsalvaesche war? Mußte ein Hesse in Südfrankreich feststellen, daß in Hessen Gral-Christen lebten?“¹⁰

Wie beschrieb Rahn nun in seinem Reisetagebuch seine Heimat Hessen? Welche Orte, Bauten, Sehenswürdigkeiten, historischen Persönlichkeiten und Ereignisse waren ihm besonders wichtig und erwähnenswert?

Mit diesen Fragen beschäftigt sich der vorliegende Aufsatz. Dabei muss freilich betont werden, dass es sich bei der hier analysierten Quelle um ein „Auftragswerk Himmlers“¹¹ handelt, das klar die Handschrift von Rahns neuen Herren trug und in dem er sich immer wieder zu ideologisch motivierten Aussagen gegen die katholische Kirche und das Judentum hinreißen ließ.¹²

8 Vgl. Rahn, Otto: Luzifers Hofgesind. Eine Reise zu Europas guten Geistern, Leipzig und Berlin 1937.

9 Vgl. Franz, Religion des Grals (wie Anm. 7), S. 494 f.

10 Brief Otto Rahns an Albert H. Rausch vom 7. Oktober 1933; abgedruckt in: Lange, Rahn (wie Anm. 4), S. 119; der Brief befindet sich im Henry-Benrath-Archiv in Friedberg/Hessen. Zu Rausch alias Benrath vgl. Hartmeier, Christian: Albert H. Rausch - Erhebung wider die moderne Welt. Ein Schriftsteller zwischen Ästhetizismus und Nationalsozialismus, in: Keller, Michael (Hrsg.): Albert H. Rausch - Henry Benrath. Ein vergessener Dichter?, Friedberg (Hessen) 2002 (= Wetterauer Geschichtsbätter, Bd. 49), S. 1-140. Zur Freundschaft zwischen Rausch und Rahn vgl. ebenda auch den Aufsatz von Lange, Hans-Jürgen: Kurt Eggers, Otto Rahn und Albert H. Rausch: Eine Dokumentation in Briefen und Rezensionen, S. 203-237.

11 Köhn, Mystifikation (wie Anm. 4), S. 305.

12 Zu diesen ideologischen Aspekten von Rahns zweitem Buch vgl. Franz, Religion des Grals (wie Anm. 7), S. 520 ff., 527 ff.

Niedergeschrieben hatte er es großenteils bei Verwandten „in einem oberhessischen Städtchen“,¹³ womit Homburg/Ohm gemeint ist.¹⁴

Die erste Station auf seiner Reise durch den hessischen Raum war das rheinhessische Worms.¹⁵ Besonders markant erschienen ihm - auf der Rheinbrücke stehend - „die Türme des Doms“.¹⁶ Noch stärker faszinierte ihn freilich alles, was sich mit der germanischen Mythologie in Verbindung bringen ließ: „Im fernsten Westen lag blau der Donnersberg, einst dem nordischen Gotte Donar-Thor heilig. Im Osten, [...], wellte sich die schöne Kette des Odenwaldes, welchen man Odhins Wald gewesen sein läßt.“¹⁷ Inspiriert von der Nibelungenstadt wandelte der mythenbegeisterte Rahn weiter auf den Spuren des Mythos: In dieser Region, zwischen den „Weinberge[n] der Bergstraße“ und den „Burgen ob Auerbach, Heppenheim und Weinheim“ musste für ihn „jenes Dorf gelegen haben, wo Hagen den Siegfried erschlug“.¹⁸

Auch der Ort Lorsch war für ihn weniger bedeutsam im Hinblick auf sein Kloster als aufgrund einer dort befindlichen „Gedenkstätte für die Toten des Weltkrieges“, die ihm wegen der im Nibelungenlied beschriebenen Grabstätte für den toten Helden Siegfried in Lorsch als besonders würdig erschien.¹⁹

Nach Lorsch widmete sich Rahn seinem Geburtsort Michelstadt im Odenwald, den der mythengläubige Autor nicht nur aus Tribut an den Zeitgeist einmal mehr mit dem Nibelungenmythos und Sagen aus der germanischen Vorzeit wie dem „Quell, an dem Hagen von Tronje den Siegfried erschlug“ und dem „letzte[n] Odhinspriester im Odenwald“²⁰ in Verbindung brachte. Zudem erwähnte er die Einhardsbasilika vor den Toren Michelstadts sowie weitere Sehenswürdigkeiten der Region wie „Schloß Mespelbrunn, im Hochwald verborgene Römerkastelle, das Jagdschloß Eulbach mit seinem prachtvollen Tierpark voller Rotwild und Schwarzwild und des Schwedenkönigs Gustav Adolf

13 Rahn, *Luzifers Hofgesind* (wie Anm. 8), S. 10.

14 Vgl. Lange, Rahn (wie Anm. 4), S. 64.

15 Hessen sah damals freilich anders aus als das erst nach dem Zweiten Weltkrieg neu gegründete Bundesland. 1937 - im Erscheinungsjahr von Rahns Buch - bestand Hessen aus der preußischen Provinz Hessen-Nassau mit den Regierungsbezirken Wiesbaden und Kassel sowie aus dem nach dem Ersten Weltkrieg entstandenen „Volksstaat“ Hessen (Hauptstadt: Darmstadt) mit den am 1. April 1937 aufgehobenen Provinzen Oberhessen, Starkenburg und Rheinhessen, das seit 1946 wiederum zum Bundesland Rheinland-Pfalz gehört. Zur territorialen Struktur Hessens in der NS-Zeit vgl. Recker, Marie-Luise: Hessen im Dritten Reich, in: Heidenreich, Bernd/Böhme, Klaus (Hrsg.): Hessen. Verfassung und Politik, Stuttgart, Berlin, Köln 1997 (= Schriften zur politischen Landeskunde Hessens, Bd. 4), S. 258 ff.; Franz, Eckhart G.: Von Hessengau und „Terra Hassia“ zum heutigen Hessen, Wiesbaden 2003 (= Hessen: Einheit aus der Vielfalt, Bd. 6), S. 68 ff.

16 Rahn, *Luzifers Hofgesind* (wie Anm. 8), S. 233.

17 Ebenda.

18 Ebenda.

19 Vgl. ebenda, S. 234.

20 Ebenda, S. 238.

Rüstung in der Sammlung zu Erbach“.²¹ Michelstadt und der Odenwald waren aber noch aus einem anderen Grund für ihn von Bedeutung, denn unweit seines Geburtsortes liegt im bayerischen Odenwald die Burg Wildenberg bei Amorbach, auf der „Wolfram von Eschenbach als Gast eines Ritters von Durne Teile seines ‚Parzival‘“²² niederschrieb. Der Ansicht, dass Wildenberg, für Rahn „eine der schönsten deutschen Burgruinen“,²³ das Vorbild für die legendäre Gralsburg – Wolframs Name „Munsalvaesche“ war seine französische Übersetzung von ‚Wildenberg‘, d.h. *Mont sauvage*, *Mont sauvage*,²⁴ – abgegeben hatte,²⁵ mochte er sich allerdings nicht anschließen. Dies war für ihn weiterhin die „Pyrenäenburg Montségur“,²⁶ wenngleich der „Gralssucher“ Rahn betonte, dass er „im Bannkreis des Grals“²⁷ geboren wurde.

Eine weitere wichtige Station für Rahn auf seiner Reise durch „die Gaue Hessen und Nassau, darin es im zwölften Jahrhundert von Katharen wimmelte“,²⁸ war Marburg. Denn dort lebte und wirkte der „Ketzermeister“ Konrad von Marburg, „Deutschlands Großinquisitor“ und Beichtvater der heiligen Elisabeth, über den er ursprünglich eine Darstellung als „Ergänzung“ zu seinem ersten Buch „Kreuzzug gegen den Gral“ angekündigt hatte.²⁹ Dieser war in der Tat ein fanatischer und berüchtigter Ketzerverfolger, die „Geißel Deutschlands“,³⁰ der – aus heutiger Sicht klingen solche Worte ausgerechnet aus dem Munde eines SS-Mannes freilich eher zynisch – „ein für Deutschland beispielloses Schreckensregiment errichtet“³¹ hatte. Rahn verwies in diesem Zusammenhang auf die auf Veranlassung Konrads erfolgte Verbrennung von Ketzern „hinter dem Schlosse zu Marburg“ an einer Stelle, die heute als „Ketzerbach“ bekannt ist: „Die Marburger Ketzerbach ist heute eine Straße wie

21 Ebenda, S. 238 f.

22 Ebenda, S. 239.

23 Ebenda, S. 247.

24 Vgl. Heinermann, Theodor: Mythen um den Ort der Gralsburg, in: Die Welt als Geschichte 8 (1942), S. 167; Bumke, Joachim: Wolfram von Eschenbach, 8. Aufl., Stuttgart 2004, S. 16.

25 Vgl. Kunis, Hans: Wildenberg. Die Gralsburg im Odenwald, Leipzig 1935, S. 57; er verweist in einer Anmerkung auf Rahns Thesen. Rahn, Luzifers Hofgesind, S. 412 erwähnt in seinem Quellenverzeichnis Kunis' Buch ebenfalls.

26 Rahn, Luzifers Hofgesind (wie Anm. 8), S. 248.

27 Ebenda, S. 238.

28 Ebenda, S. 267.

29 Vgl. Rahn, Kreuzzug (wie Anm. 6), S. 220.

30 Rahn, Luzifers Hofgesind (wie Anm. 8), S. 11. Zu Konrad vgl. Vahl, Wolfhard: Konrad von Marburg, die Hl. Elisabeth und der Deutsche Orden, Marburg 2007; Auffarth, Ketzer (wie Anm. 5), S. 47 ff. Rahn stützte sich vor allem auf das Buch von Henke, E.[rnst] L.[udwig] Th.[eodor]: Konrad von Marburg, Beichtvater der heiligen Elisabeth und Inquisitor, Marburg 1861.

31 Rahn, Luzifers Hofgesind (wie Anm. 8), S. 268.

jede andere. Nur der Name gemahnt an die Greueltaten, die hier von einem Sonderbeauftragten Roms verübt worden sind.“³²

Zudem betonte er, dass es ohne Konrad „keine heilige Elisabeth“ geben würde, die bereits vier Jahre nach ihrem Tod wegen ihres Wirkens für Arme und Kranke heiliggesprochen wurde, für Rahn - ganz konform mit der NS-Ideologie - ein Verrat an ihrer „Mutterschaft, um Heilige zu werden ...“³³ Der Autor, der in vorderster „Front [...] gegen Rom“³⁴ stand und Mitarbeiter bei Alfred Rosenbergs „Handbuch der Romfrage“ war,³⁵ instrumentalisierte die Verbrechen der Kirche aus der Vergangenheit für die NS-Politik der Gegenwart, ein Ansinnen, das er in seinem ersten Buch noch von sich gewiesen hatte.³⁶ Der mitunter bizarre Reliquienkult, der schließlich mit den Gebeinen der heiligen Elisabeth betrieben und von dem Landgrafen Philipp in der Reformationszeit als „Abgöttereien“ verdammt wurde,³⁷ kam ihm in diesem Kontext als „Munition“ gegen die römische Kirche ebenfalls gelegen. Deutlich angewidert stellte er fest: „Schon im sechzehnten Jahrhundert gab es im Abendland zehnmal so viele Gebeine, als Elisabeth gehabt haben konnte.“³⁸ Zu „Luzifers Hofgesind“ wollte er die Heilige daher nicht gezählt wissen, sondern nur - hier Bezug nehmend auf eine Stelle im Alten Testament beim Propheten Jesaja, die er allerdings einmal mehr in seinem Sinne und in dem seiner braunen Herren instrumentalisierte - „diejenigen, die nordischen Geblütes inne und ihm getreu, einen ‚Berg der Versammlung in der fernsten Mitternacht‘ als Ziel ihrer Gottsucht sich erkoren und nicht die Berge Sinai oder Zion in Vorderasien“.³⁹ Denn Elisabeth musste aus seiner Sicht „des Herrn Zebaoth Fluch, wie Jesaja ihn Luzifer und den seinen angedroht hatte, über sich ergehen lassen: sie ist nicht wie andere begraben worden“.⁴⁰

32 Ebenda, S. 269.

33 Ebenda, S. 270 f.

34 So Frisé, Adolf: Der Beginn der Vergangenheit. Roman, Reinbek bei Hamburg 1990, S. 31.

35 Vgl. dazu Franz, Religion des Grals (wie Anm. 7), S. 516 und Anm. 176 ebenda.

36 Vgl. Rahn, Kreuzzug (wie Anm. 6), S. 282, Anm. 108.

37 Vgl. Rahn, Luzifers Hofgesind (wie Anm. 8), S. 274. Vgl. dazu auch Werner, Matthias: Marburg und der Glaube im Mittelalter, in: Heidenreich, Bernd/Böhme, Klaus (Hrsg.): Hessen. Geschichte und Politik, Stuttgart, Berlin, Köln 2000 (= Schriften zur politischen Landeskunde Hessens, Bd. 5), S. 119 sowie Breul-Kunkel, Wolfgang: Marburg und die Reformation in Hessen, in: ebenda, S. 163 f., 181.

38 Rahn, Luzifers Hofgesind (wie Anm. 8), S. 276. Zu dem weiteren Schicksal der Gebeine und der Verwirrung um vermeintliche „Reliquien“ Elisabeths vgl. auch Breul-Kunkel, Marburg (wie Anm. 37), S. 181.

39 Rahn, Luzifers Hofgesind (wie Anm. 8), S. 138. Der „Berg der Versammlung“ bezieht sich auf die Stelle bei Jesaja 14, 13, die auch als „Götterberg im fernsten Norden“ gedeutet wird.

40 Rahn, Luzifers Hofgesind (wie Anm. 8), S. 276. Der bei Jesaja 14, 12 beschriebene Morgenstern wurde später mit Luzifer, d.h. dem Lichtbringer, in Verbindung gebracht; vgl. dazu Lange, Rahn (wie Anm. 4), S. 23, Anm. 32; zur Deutung bei Rahn vgl. Franz, Religion des Grals (wie Anm. 7), S. 527, Anm. 243.

Neben Marburg war noch eine weitere hessische Stadt für Rahn von Bedeutung, nämlich das oberhessische Gießen, wo er, nachdem er seine ersten Kindheitsjahre in Bingen am Rhein verbracht hatte,⁴¹ wie erwähnt, aufgewachsen war. Hier besuchte er das Landgraf-Ludwig-Gymnasium und machte 1922 das Abitur. Der aus einem sehr religiösen evangelischen Elternhaus stammende Rahn war nach eigenen Angaben bereits durch seinen Religionslehrer Freiherr von Gall, der zugleich Professor an der Theologischen Fakultät der Universität Gießen war, mit der Ketzerthematik vertraut gemacht worden.⁴² Auf Wunsch des Vaters begann er zunächst in Gießen ein Jurastudium, das er in Freiburg und Heidelberg zwar fortsetzte, aber ebenso wenig abschloss wie ein 1928 in Heidelberg begonnenes Philologiestudium.⁴³

Als besonders erinnerenswert in der oberhessischen Universitätsstadt erschien ihm die im 19. Jahrhundert erbaute Johanniskirche, in der Rahn, der wie viele SS-Angehörige später aus der Kirche ausgetreten war,⁴⁴ einst konfirmiert worden war. Denn mit diesem Gotteshaus verband er Kindheitserinnerungen aus dem Ersten Weltkrieg: „Nimmer werde ich vergessen, wie ich während des Weltkrieges mit meinen Schulkameraden dort oben gestanden habe, und wie in der Ferne dumpfer gleichmäßiger Donner nicht enden wollte: Es wurde an der Westfront um das Fort Vaux gekämpft. - Mir fiel ein, daß ich in den Zeiten der Kriegsnot bei Buseck Bucheckern zur Ölgewinnung, bei Krofdorf Brennesseln zur Stoffherstellung gesammelt und einmal wöchentlich von einer Mühle bei Wetzlar Mehl und Milch für meinen kranken Bruder geholt habe; daß ich in Gießen die bei Tag und bei Nacht durch die Straßen marschierenden Kriegsgefangenen, zumeist Franzosen und Russen, gehört habe und unsere Truppen in endlosen Zügen zum Kriegsschauplatz rollen oder, vom Kriegsschauplatz kommend, erhoffter Heilung entgegenfahren sah.“⁴⁵ Den Ausblick von der Gießener Johanniskirche assoziierte er aber auch einmal mehr mit dem Wirkungskreis Konrads von Marburg, der einst auf dem Rücken eines Maulesels durch das Gießener Land geritten war.

In seinen Bestrebungen für eine baldige Heiligsprechung Elisabeths sah Rahn - nicht zu Unrecht - den Versuch, ein „Gegengewicht“ gegen den ketzerischen Irrglauben zu schaffen,⁴⁶ der Reliquienverehrung und übernatürlichen Wunderglauben verwarf. Dass Rahn den von Konrad gesammelten Wunderbeweisen für Fälle von Wunderheilungen bei Anrufung Elisabeths - so ein Fall von der Genesung vom Aussatz in Gießen oder von der Blindheit in Wetzlar sowie weitere

41 Vgl. Rahn, Luzifers Hofgesind (wie Anm. 8), S. 11.

42 Vgl. Rahn, Kreuzzug (wie Anm. 6), S. 220. Zur Biographie von Galls vgl. Lange, Rahn (wie Anm. 4), S. 26, Anm. 37, der sich hier auf Material aus dem Universitätsarchiv Gießen stützt.

43 Dazu und zur weiteren Biographie vgl. Franz, Religion des Grals (wie Anm. 7), S. 492 ff.

44 In Rahns Sterbeurkunde, zit. bei Lange, Rahn (wie Anm. 4), S. 80 wird er als „gottgläubig“ bezeichnet.

45 Rahn, Luzifers Hofgesind (wie Anm. 8), S. 277 f.

46 Vgl. Werner, Marburg (wie Anm. 37), S. 116.

Beispiele aus Krofdorf, Gleiberg und Buseck - gegenüber skeptisch blieb, liegt auf der Hand. Er stellte daher nicht ohne Schadenfreude fest, dass Konrad die Heiligsprechung seines Beichtkinds nicht mehr erlebte, weil er in der Nähe des Frauenberges bei Marburg, ebenfalls vom Turm der Johanniskirche zu erblicken, 1233 von den Herren von Dernbach erschlagen wurde und „um sein Leben gewinselt [hatte]“.⁴⁷ Für Rahn hatte der einst gefürchtete Ketzermeister damit seine gerechte Strafe erhalten: „Konrad, der niemanden geschont hatte, hatte flehentlich um Gnade gebeten. Es war umsonst gewesen.“⁴⁸

Seine „Reise zu Europas guten Geistern“, wie der Untertitel seines Buches lautete, führte ihn in Hessen schließlich noch nach Runkel an der Lahn. Besonders beeindruckt zeigte er sich von der alten Burg, die bei seiner Ankunft in der Nacht „wie ein ungeheurer schwarzer Steinklotz [...] die Häuser [überragte]“.⁴⁹ Wie so häufig brachte Rahn wieder Mythen und Legenden mit ins Spiel, wenn er Runkel als eine Gründung Rolands, eines Paladins Karls des Großen, bezeichnete, den er zudem zu „Luzifers Hofgesind“ zählte, dessen Herr aber nicht der Frankenherrscher, sondern der germanische Gott Thor gewesen sei.⁵⁰ Runkel war für den hessischen Katharerenthusiasten aber noch aus einem anderen Grund von Bedeutung: Denn ein ihm vorliegendes „vergilbtes Buch“, dessen Titel er hier nicht nannte, brachte die „Runcarii“, die er als die „deutschen Katharer“ bzw. „Runkeler“ betrachtete, mit dieser Stadt in Verbindung.⁵¹ Mit dem hessischen Runkel haben die sogenannten „Runcarii“ nun allerdings nichts zu tun, geht die Bezeichnung doch auf die von Johannes von Ronco (aus Piacenza stammend) angeführte italienische Gruppe der Waldenser zurück.⁵² Bei diesen handelt es sich um eine von dem Lyoner Kaufmann Waldes im 12. Jahr-

47 Rahn, *Luzifers Hofgesind* (wie Anm. 8), S. 278 ff. (Zitat S. 281); vgl. auch Henke, Konrad von Marburg (wie Anm. 30), S. 28. Vgl. dazu ferner Heimann, Joachim: Erschlügen die Dernbacher Ritter den Ketzermeister Konrad von Marburg?, in: *Heimatjahrbuch für das Land an der Dill* 31 (1988), S. 170-175; er betont, dass die genauen Einzelheiten dieser Mordtat am 30. Juli 1233 unbekannt sind. Nur eine zeitgenössische Quelle, die Wormser Annalen, nennt die bei Herbornseelbach ansässigen Ritter von Dernbach als Täter; allerdings kämen dafür auch die Herren von Schweinsberg oder die von Sayn in Betracht. Eine fiktive Darstellung dieser Geschehnisse findet sich im 12. Kapitel des historischen Romans von Cuno, Louise: *Conrad von Marburg. Ein Sucher der Ketzer und ein Mehrer des Christenglaubens. Bilder aus dem XIII. Jahrhundert*, Marburg 1877.

48 Rahn, *Luzifers Hofgesind* (wie Anm. 8), S. 291.

49 Ebenda, S. 292.

50 Vgl. ebenda.

51 Vgl. ebenda, S. 298: „Nach der Stadt Runkel wurden die deutschen Katharer Runcarii (oder, wie ich auch gelesen habe, Runkeler) geheißen.“ Rahn lieferte allerdings noch eine weitere Erklärung: „Die Runkeler hätten kurze Schwerter getragen, meinte hingegen Jakob Grimm, dieses Schwert sei runco genannt worden und deswegen hätten sie ihren Namen geführt.“

52 Vgl. Borst, Katharer (wie Anm. 5), S. 110, Anm. 4. Die Runkarii finden im „Passauer Anonymus“ (um 1260/66) Erwähnung; vgl. dazu Auffahrt, Ketzer (wie Anm. 5), S. 114.

hundert begründete mittelalterliche Armutsbewegung, die sich zwar von den Katharern abgrenzte, aber schließlich wie diese verfolgt wurde.⁵³

Rahn setzte seine Suche nach den Spuren wirklicher oder vermeintlicher Ketzer im Rheinland (Köln, Bonn), im Siegerland⁵⁴ und im Westerwald sowie in weiteren deutschen Städten fort. Anschließend reiste er weiter nach Schottland (Edinburgh) und von dort - im Rahmen einer SS-Nordlandfahrt - bis nach Island. Sein Bericht war eben keine bloße Reisebeschreibung, sondern eine, wie Karl Bornhausen, Professor an der Universität Frankfurt am Main, in seiner durchaus wohlwollenden Besprechung von Rahns Buch 1937 feststellte, die „den Glauben aus der SS wieder[gibt], einen nordischen Sonnenglauben, den er mit Begeisterung und frommer Hingabe darstellt“.⁵⁵ Doch Rahn, der „Gralssucher“ aus Gießen in SS-Diensten, wurde nur zwei Jahre später selbst ein Opfer jener Politik, in deren Dienst er sich 1935 gestellt hatte.

53 Vgl. Auffahrt, Ketzer (wie Anm. 5), S. 90 ff.

54 Vgl. dazu Franz, Sandra: „Schönstes Deutschland überblickt man von der Höhe des Trutensteines.“ Otto Rahn und das Siegerland, in: Siegerland. Blätter des Siegerländer Heimat- und Geschichtsvereins e.V. 88 (2011), H. 2, S. 28-41.

55 Bornhausen, Karl: Otto Rahn: Luzifers Hofgesind, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche 18 (1937), N.F., H. 3, S. 287.

Kurt Grünebaum – Ein Brüsseler Journalist aus Gießen

MONIKA GRAULICH

Dieser Beitrag basiert im Wesentlichen auf dem Buch „kg. Brüssel“ von Heinz Warny, das 2010 vom GRENZECHO-Verlag Eupen publiziert wurde. Das Schicksal des aus Gießen stammenden Journalisten war in seiner Geburtsheimat bis dahin unbekannt.¹ Für die „Epistula 2011“, Jahresheft des LLG, erstellte ich bereits eine komprimierte Fassung. Die Spurensuche in Gießen erbrachte weitere Funde zu Kurt Grünebaums Leben vor der Flucht nach Belgien und zu seiner frühen journalistischen Betätigung, also für den Zeitraum 1910 bis 1933. Sie werden hier erstmals vorgestellt.

Der Autor Heinz Warny war Chefredakteur von GRENZECHO, der einzigen deutschsprachigen Tageszeitung in Belgien. Er schrieb das Buch „kg. Brüssel“ aus Anlass des 100. Geburtstages von Kurt Grünebaum, der sein langjähriger Kollege und Hauptstadtkorrespondent des GRENZECHO in Brüssel war.

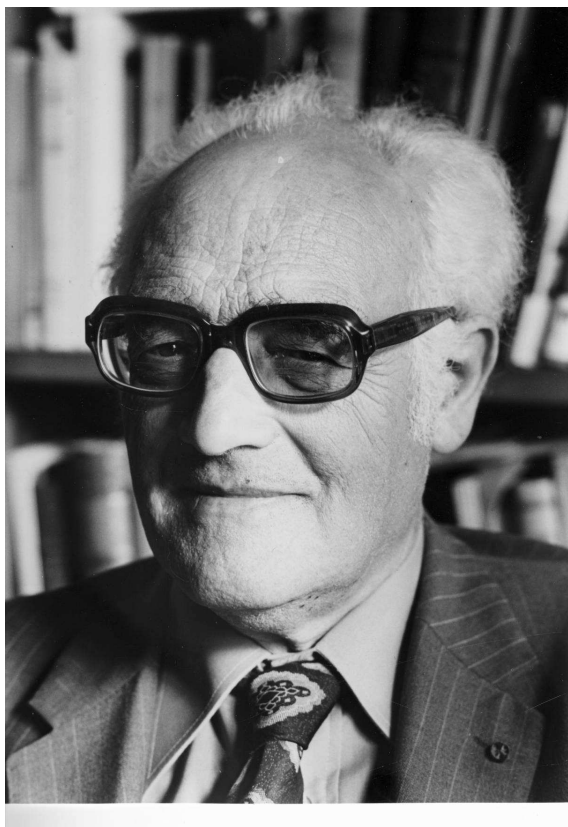
Familie Grünebaum in Gießen

Kurt (geb. 7.5.1910) war der älteste Sohn von Otto und Johanna Grünebaum. Die Eltern kamen aus Rheinhessen, sie heirateten 1909 in Bingen. Otto G. war bereits 1904 als Lehrer von Pfungstadt nach Gießen versetzt worden. Die vier Kinder kamen in Gießen zur Welt: Kurt 1910, Erich 1912, Walter 1917 und Charlotte 1930. Otto G. unterrichtete Mathematik an der Knabenschule und jüdische Religion an mehreren Stadtschulen. Er war Kriegsteilnehmer im WK 1 und frühes Mitglied im Republikanischen Bund für Angehörige des Unterrichtswesens (Republikanischer Lehrerbund). Außerdem war er Mitglied der SPD und des Arbeiterturn- und Sportbundes.

Eltern und Tochter Grünebaum lebten in der Roonstr. 29 bis sie 1937 nach Frankfurt flohen. Die Söhne hatten Gießen zu unterschiedlichen Zeiten bereits verlassen. Der Vater wurde von Frankfurt aus am 11. November 1938 in das Konzentrationslager Buchenwald² verschleppt und am 9. Dezember 1938 entlassen. 1939 erreichten die Eltern die USA. Charlotte blieb zunächst noch für zehn Monate bei ihrem Bruder Kurt in Brüssel, der seine kleine Schwester rechtzeitig vor dem Einmarsch der Deutschen auf ein Schiff nach New York bringen konnte, wo die Eltern sie erwarteten.

1 Das Schicksal des „Brüsseler Journalisten aus Gießen“ machte Dr. Udo Bullmann, Europa-Abgeordneter aus Gießen, in Gießen bekannt (GAZ 19.03.2011). Dieser war von Jan Kurlermann, Brüssel, ehem. stud. jur. Gießen, auf die Grünwald-Biografie von Heinz Warny aufmerksam gemacht worden.

2 Gedenkstätte Buchenwald, Häftlingsnummer 21551.



Kurt Grünebaum

Kurt Grünebaum und die Universität Gießen

Nach dem Abitur am Landgraf-Ludwigs-Gymnasium 1928 studierte Kurt Grünebaum Rechtswissenschaften, zunächst in Freiburg, ab Sommersemester 1929 bis Wintersemester 1931/32 in Gießen; im Sommersemester 1930 war er beurlaubt.

Er bekam die politischen Veränderungen ab 1931 zu spüren als Sozialdemokraten, Juden, Kommunisten auch in Gießen in Straßenkämpfe mit den Nationalsozialisten verwickelt wurden. Im Allgemeinen Studentenausschuss der Universität Gießen hatte der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund bereits 1931 die Mehrheit.³

Von Straßenkämpfen berichtete die Tageszeitung in diesen Jahren häufiger. Im Sommer 1931 ging es in vier Fällen um Zusammenstöße zwischen Kommu-

³ Frontabschnitt Hochschule. Die Gießener Universität im Nationalsozialismus, 1982, S. 63-67.

nisten und Nazis, in die Kurt Grünebaum verwickelt war.⁴ Polizei bzw. Gericht machten der Universität jeweils Mitteilung sofern Studenten beteiligt waren. KG wurde auf Beschluss des Engeren Senats der Universität (15.1.1932) „wegen unehrenhaften Verhaltens“ für vier Semester von der Universität Gießen ausgeschlossen.⁵ Die Nachricht erreichte ihn im April 1932 in Kassel.⁶

Erste Korrespondentenberichte aus Kassel

Seit Ende September/Anfang Oktober 1931 berichtete Kurt Grünebaum von Kassel aus für jüdische und sozialdemokratische Zeitungen über einen Prozess am Amtsgericht Witzenhausen.⁷ Bereits bei diesen ersten Berichten benutzte er das Kürzel „k.g.“ zur Signatur seiner Artikel.

Thema der Verhandlung war: In dem kleinen Ort Wendershausen waren in der Nacht vom 5./6. August 1931 jüdische Jugendliche in einem Jugendlager nachts von SA-Mitgliedern überfallen und verletzt worden. Es ging um schweren Landfriedensbruch und Körperverletzung. Mehrere Angeklagte waren Schüler der Reichskolonialschule Witzenhausen: acht wurden freigesprochen, sechs erhielten Gefängnisstrafen. Ihr Verteidiger war Roland Freisler. Auch über die Berufungsverhandlung im April 1932 berichtete k.g.: Drei der zuvor freigesprochenen Angeklagten erhielten Gefängnisstrafen. Es folgten Schulverweise.⁸

Angesichts des Verweises von der Universität Gießen zog Kurt Grünebaum nach Köln, um sein Studium dort fortzusetzen. Hier lernte er Alice Freudenberg aus Wuppertal kennen, deren Vater Inhaber eines Modehauses in Wuppertal-Elberfeld war.⁹ Am 30.1.1933, dem Geburtstag seiner Verlobten, hörte er bei seinen Schwiegereltern von der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler. Seine

4 Gießener Anzeiger: 19.3.1931 „Schlägerei mit politischem Hintergrund entstand gestern ...“; 12.5.1931 „Vor dem Schnellrichter“; 6.7.1931 „Aus der Provinzialhauptstadt. Schlägereien mit politischem Hintergrund“, verhandelt im Sept. 1931 vor dem Schöffengericht Gießen; 14.12.1931 Weitere Verhandlung vor dem Amtsgericht.

5 Uni-Archiv Gießen, Disziplinarverfahren, Aktenzeichen PR A Nr. 581 (Nr. 88).

6 Stadtarchiv Kassel, Hausstandsbuch 213.

7 Kasseler Volksblatt: 28.9.1931, Nr. 226 „Aus dem Gerichtssaal. Der Naziüberfall in Wendershausen“; 29.9.1931, Nr. 227 „Der Wendershäuser Landfriedensbruch vor Gericht“; 30.9.1931, Nr. 228 „Der Naziüberfall in Wendershausen“; 15.10.1931, Nr. 241 „Wird die Kolonialschule gesäubert?“ (Anfrage der SPD-Fraktion im Preußischen Landtag an das Staatsministerium); 20.4.1932, Nr. 92 „Die Nazirohheit in Wendershausen. Der hinterhältige Überfall auf Wandervögel vor Gericht“; 21.4.1932, Nr. 93 „Ich kann nie mehr recht arbeiten. Die Nazis von Witzenhausen als gemeine Landfriedensbrecher bestraft“. Compactmemory online: CV-Zeitung 29.4.1932 „Überfall auf jüdische Jugendbündler in Witzenhausen“; Jüdische Rundschau 3.5.1932 „Der Überfall auf den Brit Haolim“; Der Israelit 27.10.1932 „Der Überfall auf das Lager des Brit Haolim in Witzenhausen vor dem Reichsgericht“.

8 Gerichtsakten im Hess. Staatsarchiv Marburg, Hinweis Frau Blaue von Bibliothek/Archiv am Deutschen Institut für tropische und subtropische Landwirtschaft, Witzenhausen.

9 Stadtarchiv Wuppertal.

Eltern warnten ihn, sein Vater war schon vorübergehend festgenommen und verhört worden.¹⁰



Alice und Kurt Grünebaum an ihrem Hochzeitstag in Ixelles, 3. Juni 1933

Flucht nach Belgien

Im März 1933 flohen Kurt und Alice nach Brüssel. Sie glaubten, nach einigen Wochen zurückkehren zu können. Im Juni 1933 heirateten sie. Seine journalistische Begabung und bisherige Tätigkeit wurden für Kurt zur beruflichen Basis für sein weiteres Leben. Er lernte in Brüssel Henri Michel kennen, den Verleger des GRENZECHO mit Sitz in Eupen. H. Michel bat ihn, als ständiger Korrespondent aus der Hauptstadt zu berichten. Damit war Anfang 1934 der Beginn einer jahrzehntelangen Zusammenarbeit gelegt. Für seine weitere journalistische Karriere in Belgien musste er sein Schulfranzösisch aufpolieren, doch bald schrieb er auch für „L'Indépendance Belge“. Strukturierte Zusammen- und Mitarbeit wurden zu Kurt Grünebaums „Markenzeichen“.

¹⁰ Warny, S. 32.



k.g. in der Redaktion (wo und wann ist unbekannt, vermutlich noch vor der Internierung)

Nach dem Einmarsch der Deutschen in Belgien am 10.5.1940 wurde Kurt Grünebaum als „unerwünschter Ausländer“ sofort verhaftet, denn Alice und er waren „staatenlos“. Nach einem Tag wurde er durch Intervention des Chefredakteurs von „L'Indépendance Belge“ wieder frei gelassen. Das Ehepaar floh

nun nach Ostende, doch am 15. Mai wurde Kurt Grünebaum erneut verhaftet und mit anderen „Unerwünschten“ nach Frankreich abgeschoben. Seine Frau konnte mit Hilfe von Freunden und Kollegen in Brüssel untertauchen und überleben.

Abgeschoben nach Frankreich und Flucht in die Schweiz

Nach einem Zwischenstopp in Tournai, sowie einem Transitlager nahe Orléans, kamen die „unerwünschten“ Männer aus Belgien in den ersten Junitagen 1940 in das Internierungslager St. Cyprien,¹¹ nahe Perpignan. (Frauen aus Belgien kamen nach Gurs.) In wenigen Monaten gelang es KG „ein schriftliches Mitteilungsblatt als Lagerzeitung auszuarbeiten“.¹² Anfang Oktober 1940 wurde St. Cyprien nach einer Typhusepidemie aufgelöst und die Internierten nach Gurs (Westliche Pyrenäen) verbracht. Gurs war das größte Internierungslager in Frankreichs Süden. Der nächste Bahnhof war Oloron, hier sah KG bei der Ankunft Tausende Koffer der hierher Verschleppten - über 6000 Juden aus Baden.¹³ Im Frühjahr 1941 wurde er zum Holzfällen im Département Drôme (Lager Loriol-sur-Drôme) abgestellt, Anfang 1942 in ein Arbeitslager nach Ruffieux in der Nähe des Lac du Bourget geschickt. Von hier aus hatte er erstmals wieder Briefkontakt mit seiner Frau.

Die Schweiz schien nun als Fluchtziel „erreichbar“.¹⁴ Mit zwei Brüdern aus Polen gelang im Sommer 1942 die Flucht zu Fuß bis zur Schweizer Grenze in der Nähe von Genf. Sie kamen zunächst in ein militärisches Internierungslager und wurden schließlich als Zivilinternierte behandelt. Mit diesem Status nahm Kurt eine Arbeit als Helfer bei einem Holz- und Kohlenhändler an, 1943 beim Bauer Sennhauser. Die Bauern fanden Gefallen an dem Helfer, der dem Kantongärtner schon mal eine lateinische Inschrift übersetzen konnte. Der Dorfpfarrer kannte Kurt durch Besuche bei den Bauern. Kurt Grünebaum schilderte eine Begegnung außerhalb der vertrauten Umgebung wie folgt:

„Eines Tages musste Häftling Kurt eine Kuh zum Bullen nach Feldmeilen bringen. Künstliche Besamung gab es damals noch nicht für das Vieh. Auf dem Rückweg begegnete ihm der Pastor mit einem freundlichen „Grüetzi, Herr Grünebaum, wie geht’s?“ Schlagfertig antwortete dieser mit dem lateinischen Satz: „Post coitum omne animal triste est“ und löste damit viel Heiterkeit aus. Bei der nächstfolgenden Begegnung zwischen den beiden berichtete der Pastor freudig, Grünebaum habe ihm zu einem riesigen Lacherfolg beim Konsistorium in Zürich verholfen, denn er habe seinen Amtsbrüdern erzählt, einen Kuhhirten

11 Die Namensliste von St. Cyprien enthält zwei weitere Gießener Namen: Ernst-Ludwig Chambré und Leon Charak. Siehe Marcel Bervoets: „La Liste de St. Cyprien“, 2006, S. 340 ff.; dort auch ein Dokument Kurt Grünebaum betreffend auf S.66.

12 Warny, S. 73.

13 Warny, S. 76.

14 Warny, S. 83 ff.

getroffen zu haben, der ihm zum Gruß auf Latein geantwortet habe. Das hätten die Kollegen aber nicht so recht glauben wollen.“¹⁵

In der Schweiz gelang es Grünebaum erneut, sich journalistisch zu betätigen: er durfte kleine Berichte für die Neue Zürcher Zeitung verfassen. Und er konnte sich sogar an der Universität Zürich immatrikulieren.

Rückkehr nach Brüssel: Journalistische Karriere in zwei Sprachen

Am 1.6.1945 traf Kurt Grünebaum seine Frau in Brüssel wieder, es war ihr zwölfter Hochzeitstag. Über seine Rückkehr schrieben die erfreuten Kollegen im GRENZECHO. Nun folgten mehr als vier Jahrzehnte publizistischer Tätigkeit für Zeitungen in Belgien, Deutschland, Schweiz und Luxemburg, ebenso für den deutschsprachigen Rundfunk in Brüssel. 1983 erhielt er den „Preis für Europäischen Journalismus“, ihm wurden Orden in Belgien und Luxemburg verliehen. Sein Lebenswerk umspannt mehr als ein halbes Jahrhundert publizistischer Tätigkeit: in mehreren Ländern, in unterschiedlichen politischen Systemen und in zwei Sprachen. Da er viele Artikel, insbesondere zwischen 1933 und 1940, nicht signierte, werden etliche Publikationen ihm nicht zugeordnet werden können.

Kurt Grünebaum starb am 8.5.1988 in Brüssel.

Ob Kurt Grünebaum nach dem Krieg jemals in Gießen war, ist nicht bekannt. Immerhin fand sich die dritte Auflage von Erwin Knauf' Buch „Die jüdische Bevölkerung Gießens“ in seinem Nachlass. Eltern und Geschwister lebten in den USA, der Vater hatte von den USA aus Verbindung zu seiner Heimatgemeinde Partenheim aufgenommen.¹⁶ 1973 war Kurt Grünebaum vom deutschen Botschafter in Brüssel mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse ausgezeichnet worden. Zum Goldenen Abiturjubiläum 1978 erschien sein Name in der EPISTULA des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums Gießen mit dem Vermerk „Anschrift unbekannt“.

Die beiden Zeitungen GRENZECHO (Belgien) und Escher Tageblatt (Luxemburg) widmeten ihrem langjährigen Brüsseler Korrespondenten eine Gedenkschrift, die Beiträge von mehr als zwei Dutzend Weggefährten, Berufskolleginnen und -kollegen enthält. Sie äußern übereinstimmend ihre Wertschätzung, Respekt und Bewunderung.

Kurt Grünebaum hat zu seinem Leben und seiner Person nichts publiziert, es blieb beim Vorhaben. Seine Witwe starb 96-jährig im Jahr 2005 in Brüssel. Das Ehepaar war kinderlos geblieben.

Mein besonderer Dank gilt Heinz Warny, St. Vith/Eupen.

15 Warny, S. 96; Gießener werden kaum an den Latein-Kenntnissen zweifeln, die hatte Kurt Grünebaum auf dem Landgraf-Ludwigs-Gymnasium erworben. Vielleicht ist auch sein Talent für Situationskomik und seine Schlagfertigkeit irgendwo in Gießen überliefert.

16 Paul Arnsberg: „Die jüdischen Gemeinden in Hessen“ , Bd. II 1971. Dort ist auch Sohn Kurt G. genannt, mit der Angabe: „Redakteur des PEUPLE in Brüssel“.



k.g. in Werner Höfers TV-Runde „Internationaler Frühschoppen mit sechs Journalisten aus fünf Ländern“, Köln am 1. August 1965.



Agenturfoto (Publi-Press 15.7.1962): k.g. mit Herbert Wehner und Carlo Schmitt, vermutlich bei einer Konferenz in Brüssel (Rue de Sables).



*Agenturfoto (Publi-Press 17.10.63): Ankunft Willy Brandt und Gattin
auf dem Flughafen von Brüssel. k.g. steht ganz links.*

Literatur (Auswahl)

Heinz Warny: k.g. Brüssel. 2010.

Ralf Fieberg: Die Durchsetzung des Nationalsozialismus in der Gießener Studentenschaft vor 1933. In: Frontabschnitt Hochschule, 1982, S. 38 ff.

Kurt Heyne: Judenverfolgung in Gießen und Umgebung 1933-1945. In: MOHG 69 (1984), S. 37.

Erwin Knauß: Die jüdische Bevölkerung Gießens. 4. Aufl. 1987, Nachträge. S. 227; Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen. Bd.3.

Kurt Grünebaum - historien du moment – journaliste omniprésent. Gedenkschrift. 1989. GRENZECHO/Escher Tageblatt.

Marcel Bervoets-Tragholz: La Liste de St. Cyprien. 2006.

www.grenzecho.be, www.belgieninfo.net

Die „Rudera vom Schlos Todenberg“ bei Treis an der Lumda

Vorbericht über eine systematische Fundaufsammlung im
Bereich der mehrperiodischen Höhensiedlung „Totenberg“
bei Staufenberg – Treis (Ldkr. Gießen)

MICHAEL GOTTWALD, VOLKER HESS, CHRISTOPH RÖDER



*Abb. 1: „Blick in das Lumdatal (vom Bahnhofe Allendorf aus nach Westen);
links der Homberg [...]; rechts der Totenberg.“¹*

Über Jahrhunderte hinweg waren die Wallreste auf dem Totenberg bei Staufenberg-Treis immer wieder Objekt mehr oder weniger fundierter landeskundlicher und archäologischer Hypothesen- ebenso wie lokaler Legendenbildung. Nachdem bereits in den letzten Jahrzehnten punktuelle Nachforschungen erste Ergebnisse zur vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung des Berges geliefert haben, hat sich die 2010 gegründete Arbeitsgruppe Archäologie im Oberhessischen Geschichtsverein Gießen e.V. in Kooperation mit der Bezirksarchäologie und der Unteren Denkmalschutzbehörde des Kreises Gießen dem Plateau des Berges als erstem Objekt archäologischer Regionalforschung angenommen. Darüber hinaus dienen die dort durchgeführten Maßnahmen der Aus- und Fortbildung der im Landkreis tätigen Ehrenamtlichen in der Denkmalpflege. Eine Kampagne mit mehreren Prospektionsübungen für die Mitglieder der Arbeitsgruppe startete im ersten Quartal 2011 und erbrachte Hinterlassenschaften einer mehrere tausend Jahre dauernden Besiedlungsgeschichte des Berges. Im Folgenden werden

1 Erstmals in: Otto Kunkel, Vorgeschichtliches aus dem Lumdatal: 1. Das Hügelgräberfeld am Homberg bei Climbach, Gießen 1919, Abb. 1, S. 1.

das angewandte Verfahren, erste Funde und Befunde und weitere projektierte Maßnahmen skizziert.²

Die das Lumdatal als *Lumda-Plateau* begleitenden Höhen schieben sich riegelhaft zwischen die beiden Gunstzonen der westhessischen Senke; Wetterau im Süden und Amöneburger Becken im Norden als Fortsetzung des Oberrheingrabens kennzeichnen es eher als Durchgangszone denn als Barriere.³ Zwischen den durch Totenberg und Homberg bzw. Hainbuch im westlichen und Noll und Laubachkopf im östlichen Teil gebildeten Talengen stellt sich das mittlere Lumdatal als relativ geschlossener Naturraum dar. Bodenbildungen auf teilweise durchaus tiefergründigen Lössanwehungen und Relikten basaltischer Verwitterung an den Hängen und partiell auch auf den Hochflächen schaffen für Ackerbau vorteilhafte Voraussetzungen, die durch milde klimatische Bedingungen mit mittleren Vegetationsperioden und Niederschlagsmengen noch begünstigt werden. Somit muss auch die lange zunächst durch archäologische Einzel- und Grabfunde der Vor- und Frühgeschichte, aber auch durch schriftliche Quellen seit dem Frühen Mittelalter belegte Geschichte der Siedlungskammer um Allendorf/Lda. und Londorf nicht weiter verwundern.

Der Totenberg bildet rechts der Lumda den direkten westlichen Abschluss der zusammenhängenden Basaltbedeckung des *Lumda-Plateaus* und *Vorderen Vogelsbergs* (Abb. 16). Die nördlich des heutigen Staufener Ortsteils Treis noch einmal auf 357,5 m Höhe ansteigende Basaltkuppe eines „stecken gebliebenen Vulkans“ dominiert das Landschaftsbild des gesamten Lumdats, insbesondere der Rabenau — eine Wirkung, die nicht zuletzt durch einen älteren Buchenbestand auf dem Gipfel, der bereits zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts die Waldbedeckung des Berges markant überragte (Abb. 1), noch verstärkt wird.

2 Über den Fortgang der Aktivitäten auf dem Totenberg und weitere laufende und geplante Projekte informiert die Arbeitsgruppe aktuell unter ihrer Homepage http://www.ohg-gies-sen.de/arbeitskreise/arbeitsgruppe_archaeologie/. Besonderer Dank gilt den ehrenamtlich arbeitenden Mitgliedern der Arbeitsgruppe, die die zahlreichen Ergebnisse in stundenlanger Feldarbeit überhaupt erst möglich gemacht haben, sowie dem Vorstand des OHG e.V. vor allem dem stellvertretenden Vorsitzenden Manfred Blechschmidt und Susanne Gerschauer, M.A. beide zugleich AG-Mitglieder. Darüber hinaus sei den Kooperationspartnern, dem Landkreis Gießen, vertreten durch Barbara Steuernagel M.A. (Untere Denkmal-schutzbehörde des Landkreises und ebenfalls AG-Mitglied) sowie dem Land Hessen vertreten durch Dr. Udo Recker M.A. (Bezirksarchäologe am Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Abteilung Archäologie und Paläontologie) zu danken. Für die unbürokratische und stets wohlwollende Begleitung der Untersuchungen danken wir Herrn Forstamtsrat Rüdiger Pohl, Revierförster im Forstrevier Salzböden (HessenForst) sowie Herrn Gerhard Heßler, ehrenamtl. Mitarbeiter im Oberhessischen Museum, für seine umfangreiche Unterstützung bei Recherchen im Magazin des Museums.

3 Vgl. zum Folgenden u.a. Otto Klausing, *Die Naturräume Hessens*, Wiesbaden 1988; Wilhelm Schottler, *Erläuterungen zur Geologischen Karte des Großherzogtums Hessen im Maßstab 1 : 25.000. Blatt Allendorf (a.d. Lumda)*, Darmstadt 1913; Willi Schricke (u.a.), *Erläuterungen zur geologischen Karte von Hessen 1:25000 Blatt Nr. 5319, Londorf* 1975.

Zu jeder Jahreszeit erschließt sich vom oberen Rand des östlich am Totenberg „nagenden“ Basaltbruchs ein eindrucksvolles kulturlandschaftliches Panorama. Im direkten Sichtfeld liegt die Talweitung mit den Gemarkungen der Großgemeinden Allendorf/Lda. und Rabenau; eine Begrenzung erfährt es am Horizont durch die Höhen des Vogelsbergs. Unter günstigen Sichtbedingungen im späten Winter gelingt zwischen lichten Baumkronen vereinzelt vielleicht auch ein Blick nach Süden und Südwesten bis in den Taunus, auf den Stoppelberg bei Wetzlar oder den Dünsberg im Westen und vermittelt eine Ahnung von der topografisch besonderen Lage des Totenbergs im nördlichen Kreis Gießen, die für den vor- und frühgeschichtlichen Menschen durchaus von Bedeutung gewesen sein dürfte.

Die Bergkuppe ist auf einer Länge von ca. 300 m gleichermaßen nach Osten und Westen relativ sanft und eben ausgeprägt. Im Norden dieses dadurch gebildeten Plateaus fällt der Berg jäh steil ab, während die übrigen Hänge direkt anschließend zunächst ein geringeres Gefälle aufweisen. Eine wallartige Struktur umzieht unter Einschluss des höchsten Punktes mit einer maximalen Ausdehnung von ca. 210 m (W-O) mal 120 m (N-S) den östlichen Teil dieser Fläche.



*Abb. 2: Bruchsteinversturzung im nördlichen Wallbereich am Totenberg
mutmaßlich mit Resten einer äußeren Mauerschale (Foto: vb)*

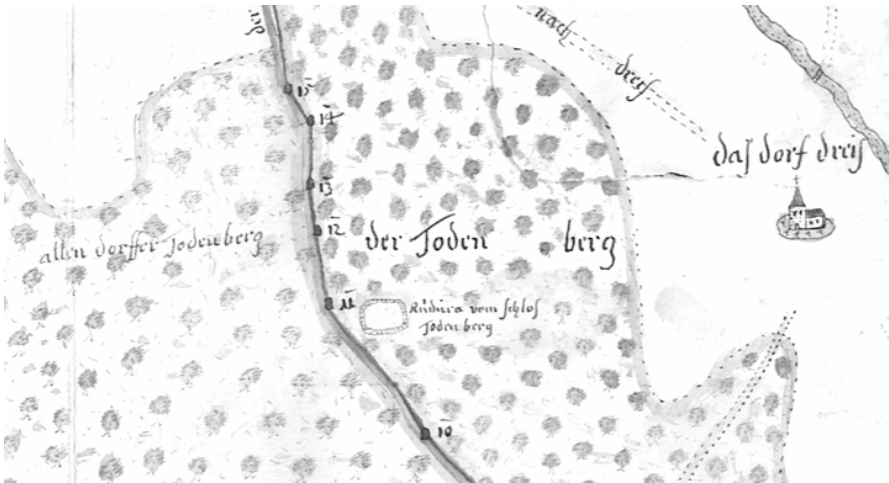


Abb. 3: Ausschnitt aus der "Carte eines theils von der hessen Cassel und hessisch-darmstadtischen landesgrantz im ampt marburg ...", 1717 (StAM, = II 9759)

Soweit bislang bekannt erscheinen die anthropogenen Relikte auf dem Gipfelplateau erstmals in kartografischen Quellen zu Grenzstreitigkeiten zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt am Beginn des 18. Jahrhunderts (Abb. 3).⁴

In den folgenden Jahrhunderten interessierten die dort als „Rudera vom Schlos Todenberg“ grob kartierten ruinösen Reste eines vermeintlichen Schlosses die archäologische oder landeskundliche Fachwelt eher sporadisch. 1840 bezeichnete Ferdinand von Pfister in seiner Beschreibung des Amtes Treis an der Lumda die Ringwallreste ähnlich den Kartografen des 18. Jahrhunderts und wahrscheinlich in Orientierung an noch heute wirkenden lokalen Legenden als „Trümmer des Stammhauses der Familie von Milchling“ und gab somit mittelalterliche Ursprünge vor, wogegen sechs Jahre später Johann Philipp Dieffenbach aufgrund des für ihn nicht erkennbaren Mauercharakters von einem „viel“ höheren Alter des „bedeutende[n] Ringwall[s] von Steinen“ ausging.⁵

4 Staatsarchiv Marburg, Karten P II 9759: Teil der Grenze des Amtes Marburg im Gericht Ebsdorf zwischen Ilschhausen und Allendorf a.d. Lumda und der Ämter Treis a.d. Lumda und Allendorf wegen Streitigkeiten, 1717.

5 Ferdinand von Pfister, Kleines Handbuch der Landeskunde von Kurhessen, Kassel 1840, S. 200; Johann Philipp Dieffenbach, Auszug aus dem Tagebuch einer im Auftrag des historischen Vereins unternommenen Reise von Prof. Dr. Dieffenbach. Zweite Abteilung, den nördlichen und östlichen Theil der Provinz Oberhessen betreffend, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde V (1846) 1 Stück IV, S. 1 - 150, hier S. 22. Noch nach einem Wanderführer von 1911 „liegen am Totenberg die Trümmer des Schlosses *Burgmilchling*“ (zit.: Emil Schneider, Das mittlere Lahntal, das Salzböde-, Lumda- und Dilltal, Marburg ¹1911 (= Schneiders Wanderführer IV.), S. 88, Hervorh. vom Autor).

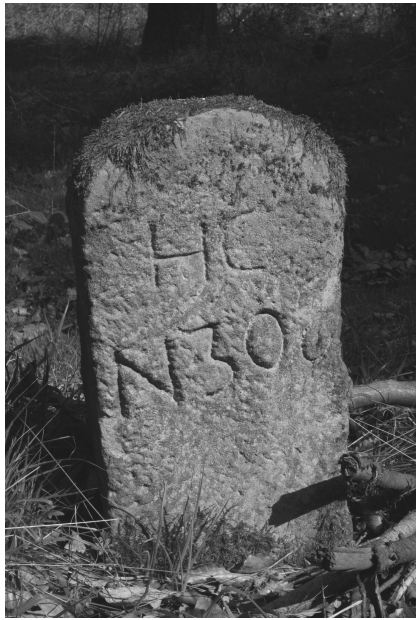
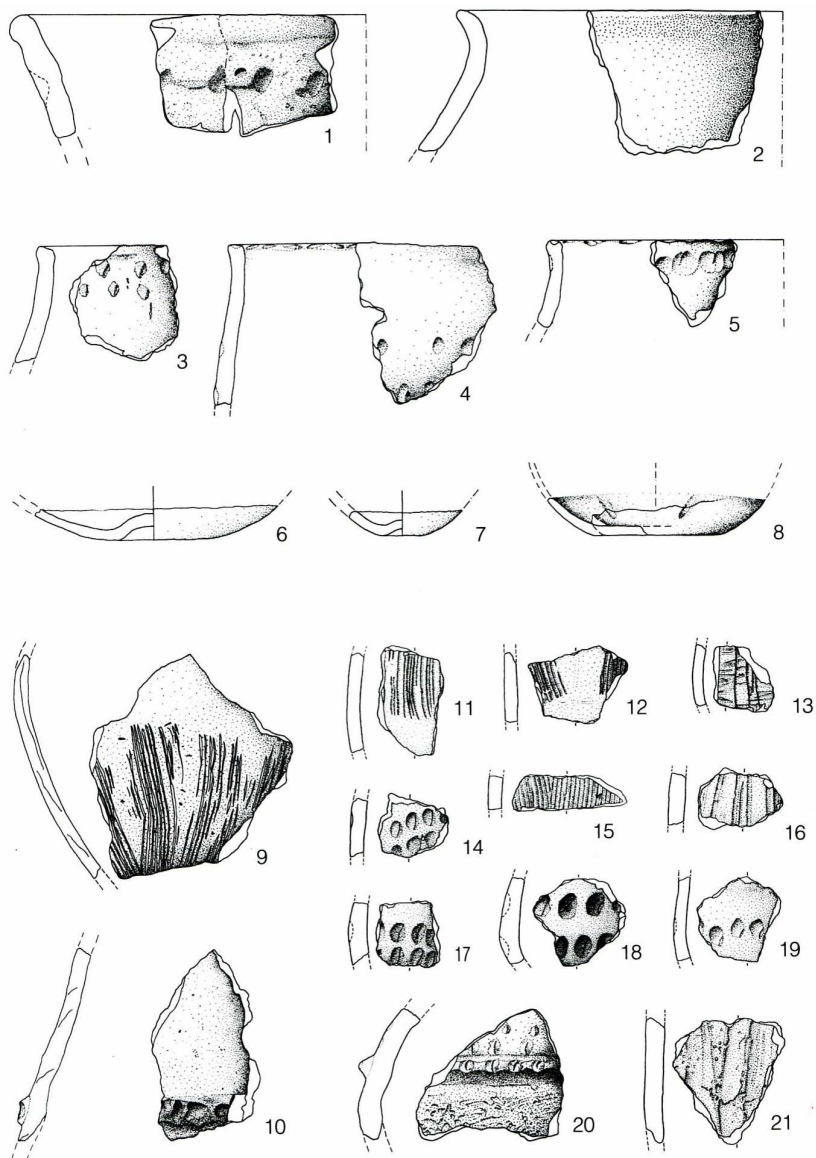


Abb. 4: Grenzstein (a.d.J. 1768) an der Grenze der historischen Territorien Hessen-Kassel (HC) und Hessen-Darmstadt (HD), heute im Bereich des Totenbergs Gemarkungsgrenze zwischen Staufenberg und Allendorf/Lda. (Foto: vb)

Beide Einschätzungen — vorgeschichtliche Herkunft einerseits, historisch mittelalterliche Ursprünge andererseits — ziehen sich durch die seltenen und knappen Erwähnungen der Fachwelt der folgenden Jahrzehnte.⁶ Vereinzelt, ins Neolithikum datierte Steingerät-Lesefunde vom Gipfelbereich begründeten dabei eine geringfügige Bevorzugung der „Prähistorie-Hypothese“. Heinrich Richter ergänzte 1925 schließlich erstmals die Mutmaßung einer anthropogenen Überformung der Bergkuppe.⁷

6 Dass bei der Fakteninterpretation manchmal auch der politische Zeitgeist Pate stand, wird z.B. aus der Bewertung des Totenberg-Ringwalls als „germanische[m] Ringwall“ und „wichtige[r] Opferstätte“ deutlich (vgl.: Friedrich Noack, Ueber einige Lokalitäten von urzeitlicher Bedeutung im Bereich des Vogelsberges, in: Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde, 10 (1864) H3, S. 215-296, hier: S. 270). Nach der Kapitulation der 6. Armee in Stalingrad in der ideologischen Ausrichtung eindeutig ist schließlich 1943 die Behauptung eines lokalen Heimatforscher, im Totenberg die „Pfahlburg“ eines „treuen Stammesfürsten“ der Chatten im aufopferungsvollen „Verzweiflungskampf“ gegen die Römer zu erkennen (Oberhessische Tageszeitung 16.03.1943, Aus dem Dorfbuch von Mainzlar, Abdruck in: Gerhard Felde, Volker Hess (bearb.), Daubringen – Mainzlar. Geschichte zweier oberhessischer Dörfer und ihrer Bevölkerung, Staufenberg 1993, S. 327).

7 Heinrich Richter, Die altsteinzeitliche Höhlensiedlung von Treis a.d. Lumda (Die Ausgrabungen von 1924), 1925, S. 7: „[...] ein eigentümliches Plateau. Dieses Gipfelplateau wird gemeinhin als künstlich geschaffen betrachtet.“



*Abb. 5: Keramikauswahl u.a. der späten Hallstattzeit aus einer Notbergung 1994.
Zeichnungen B. Kaletsch (M. 1:4).⁸*

⁸ Eckehart Schubert, Der Totenberg bei Treis an der Lumda. Führungsblatt zu dem Ringwall in der Stadt Staufenberg, Kreis Gießen, Wiesbaden 1995 (= Archäologische Denkmäler in Hessen 125).

Otto Kunkel hatte bereits 1926 betont, dass u.a. der Ringwall auf dem Totenberg „erst noch Rechenschaft darüber ablegen [müsse], ob die jüngeren Reste ältere decken“ und somit indirekt eine erste Anregung zu einer archäologischen Erforschung des Objekts gegeben.⁹ Trotzdem kam es erst Anfang der 1950er Jahre ausgehend von Inventarisierungsbestrebungen des Landkreises Gießen nach den schmerzhaften, kriegsbedingten Verlusten der archäologischen Bestände im Oberhessischen Museum Gießen und begleitet von dessen damaligem Leiter Herbert Krüger auch zu archäologischen Untersuchungen am Ringwall durch Thea Haevernick.¹⁰ Trotz mehrerer im Detail leider undokumentierter Eingriffe am Ringwall und im Innenbereich blieben die Befunde spärlich und konnten durch vereinzelte Begehungen mit Fundmeldungen in den Folgejahren kaum vermehrt werden.¹¹ Wie bereits in den vorangegangenen Jahrzehnten blieb die Paläolith-Station im Tertiärquarzit am Fuß des Berges im Zentrum des Forschungsinteresses, während der Ringwall wissenschaftlich ein „Schattendasein“ führte.

1994 allerdings erbrachten Sicherungsgrabungen des Landesamts für Denkmalpflege Hessen in Folge einer vom damaligen Staufenberger Revierförster gemeldeten Raubgrabung am Ringwall erstmals ein umfangreicheres eisenzeitliches Keramikspektrum. Dieses ist in Umfang und Ausführung auch im Vergleich zu ähnlichen Fundplätzen in Hessen geeignet, die siedlungsgeschichtlich besondere Bedeutung des Totenbergs für die Region zu unterstreichen.¹²

Vor diesem Hintergrund begann die Arbeitsgruppe Archäologie im Oberhessischen Geschichtsverein Gießen e.V. nach einer einführenden Exkursion im Herbst 2010 am 19. und 26. Februar 2011 mit der systematischen Begehungsübung auf dem Totenberg-Plateau.

9 Otto Kunkel, *Oberhessens vorgeschichtliche Altertümer*, Marburg 1926, S. 225f.

10 Archiv Oberhessisches Museum.

11 Vgl. u.a. die Fundchroniken in den Fundberichten aus Hessen 13 (1973), 21 (1981), 31 (1991); Hartmut Lischewski, *Die Jungsteinzeit im Kreis Gießen*, in: Werner Jorns (Hrsg.), *Inventar der urgeschichtlichen Geländedenkmäler und Funde des Stadt- und Landkreises Gießen*, Darmstadt 1976 (= *Materialien zur Vor- und Frühgeschichte Hessens* 1), S. 7-80, hier: S. 25 u. T21; Fritz-Rudolf Hermann, Albrecht Jockenhövel (Hrsg.), *Die Vorgeschichte Hessens*, Stuttgart 1990, S. 484.

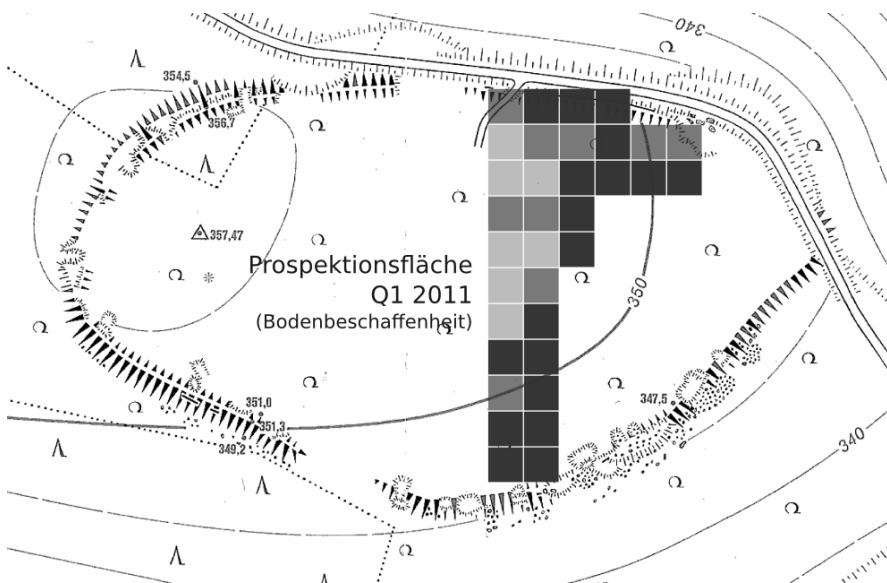
12 Schubert, *Totenberg*, 1995 (vgl. Anm. 11).

Rasterbegehung und Auswertung



Abb. 6: Rasterbegehung auf dem Totenberg-Plateau (Foto: D. Mohr)

Zur Verortung von Lesefunden und zum Erstellen einer Fundverteilungskarte ist eine Einmessung jedes einzelnen Fundes in ein dreidimensionales Koordinatensystem mittels Totalstation nötig. Um diese sehr aufwendige Methode zu vereinfachen, kann auch ein schachbrettartiges Rastersystem angelegt werden, nach dessen Quadranten die Funde verortet und geborgen werden können. Diese Vorgehensweise wurde auch auf dem Totenberg gewählt. Im Idealfall konnten 10 mal 10 m große Felder abgesteckt und mittels „Flutterband“ abgeteilt werden. Nachdem — soweit nötig — die Laubbedeckung beseitigt war, begann das systematische Absuchen der Flächen. Die Gruppe aus ca. 30 ehrenamtlich Aktiven wurde in Begehungsteams von zwei bis vier Personen aufgeteilt, die sich jeweils ein Feld vornahmen. Nach ca. einer Stunde wechselte die Gruppe in den nächsten Bereich, während eine zweite den ersten Quadranten einer nochmaligen Begehung unterzog. So kontrollierten acht bis sechzehn Augen jedes Feld und reduzierten die Wahrscheinlichkeit Funde übersehen zu haben beträchtlich. Mit der Wiederherstellung der Laubbedeckung des Quadranten schlossen die Teams die Prospektion ab.



*Abb.7: Prospektionsraster. In Graustufen dargestellte Begehungsbedingungen von hellgrau, schlecht, über grau, mittel, bis schwarz, gut.
(Kartengrundlage: Schubert, Totenberg, 1995 – vgl. Anm. 11)*

Bei den Begehungen auf der bewaldeten Kuppe stellte sich bald heraus, dass ein weiterer Faktor bei der Einschätzung der Ergebnisse Berücksichtigung finden muss. Die Auffindungsbedingungen waren von Feld zu Feld sehr unterschiedlich. So herrschten auf einigen Quadranten aufgrund einer fast geschlossenen Grasdecke oder einer dicken Humusauflagerung schlechte Fundbedingungen. Andere Flächen hingegen zeigten nach Entfernen des Laubs optimale Voraussetzung zur Prospektion. Weitere Felder boten mittelmäßige Fundbedingungen, da z.B. Teile der Fläche mit Gras bedeckt, andere Teile jedoch gute Bodenbedingungen aufwiesen. So wurden im Zuge der Begehung ebenfalls die Suchvoraussetzungen für jeden Quadranten genau beschrieben und bewertet (Abb. 7), sodass die im Folgenden vorzustellende Fundverteilung damit abgeglichen werden kann.

Bei den ersten Maßnahmen konnten 34 Quadranten begangen werden. Dabei wurden insgesamt 704 Funde geborgen (Abb. 8). Die größte Fundgruppe stellen die vorgeschichtlichen Funde mit 419 Stücken dar. Hierbei handelt es sich vorwiegend um Keramikmaterial, das nach einer ersten Durchsicht in die Michelsberger Kultur, aber auch in die Eisenzeit zu datieren ist (Abb. 9.1).¹³ Die zweitgrößte Fundgruppe stellen die mittelalterlichen Funde mit 209 Stücken dar (Abb. 9.2). Hier ist eine vorläufige Datierung der meisten Stücke in das Frühe Mittelal-

¹³ Eine differenziertere Darstellung der allgemein als „vorgeschichtlich“ angesprochenen Fundgruppe ist in Arbeit.

ter zu nennen. Ferner liegen 48 Stücke Rot- oder Hüttenlehm vor, die sich einer Datierung entziehen. Auch ist aufgrund der Form keine Aussage möglich, ob sie beim Ofen- oder Hausbau entstanden sind. Fünf neuzeitliche und 23 keiner der anderen Fundgruppen zuordenbaren Fundstücke ergänzen das Spektrum.¹⁴

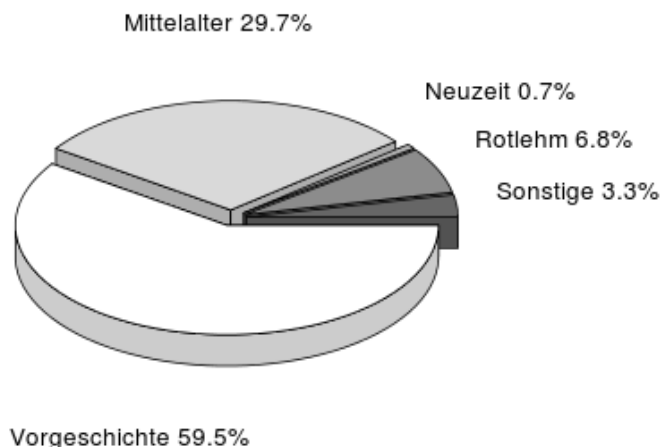


Abb. 8: Verteilung der gesamten Funde aus den bisherigen Rasterbehebungen (n=704)

Betrachtet man nun die Funde in ihrer räumlichen Verteilung, so ergeben sich bereits jetzt einige erwähnenswerte Auffälligkeiten. So stammen aus den bisher untersuchten nordöstlichen Quadranten mit guten Suchbedingungen überdurchschnittlich viele Funde. Aus den südlichen Quadranten konnten hingegen trotz guter Suchbedingungen nur verhältnismäßig wenige Fundstücke geborgen werden. Ob sich hier eine echte Verteilung des Siedlungs- und Nutzungsschwerpunktes abzeichnet, muss aufgrund der Unvollständigkeit und Vorläufigkeit der Untersuchung noch offen bleiben. Im nordwestlichen Bereich der bereits begangenen Fläche zeichnet sich hingegen für mittlere bis sehr schlechte Suchbedingungen eine durchaus nennenswerte Anzahl an Funden ab.

¹⁴ Unter „Sonstige“ sind z.B. nicht datierbare Mahl- oder Schleifsteinfragmente erfasst.

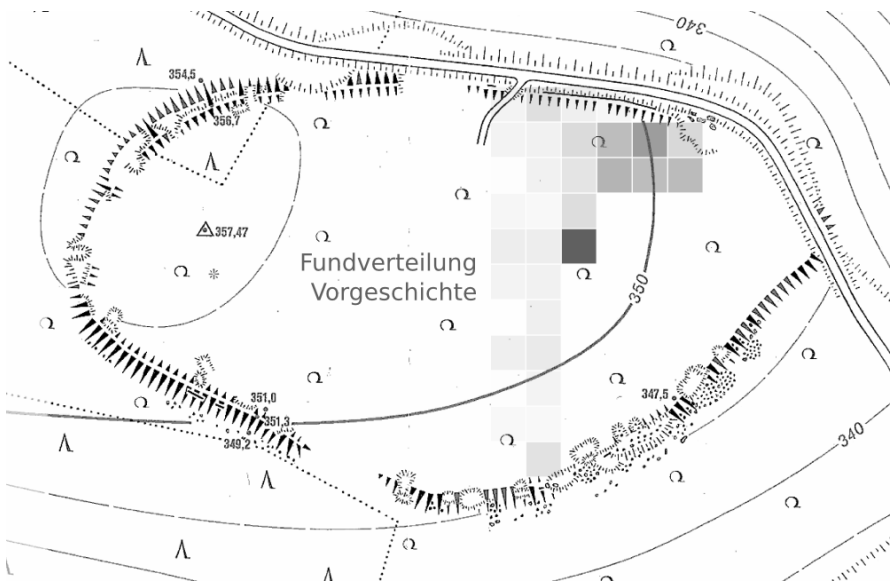


Abb. 9.1: Verteilung vorgeschichtlicher Funde (dunkel: hohe Dichte, hell: geringe Dichte)

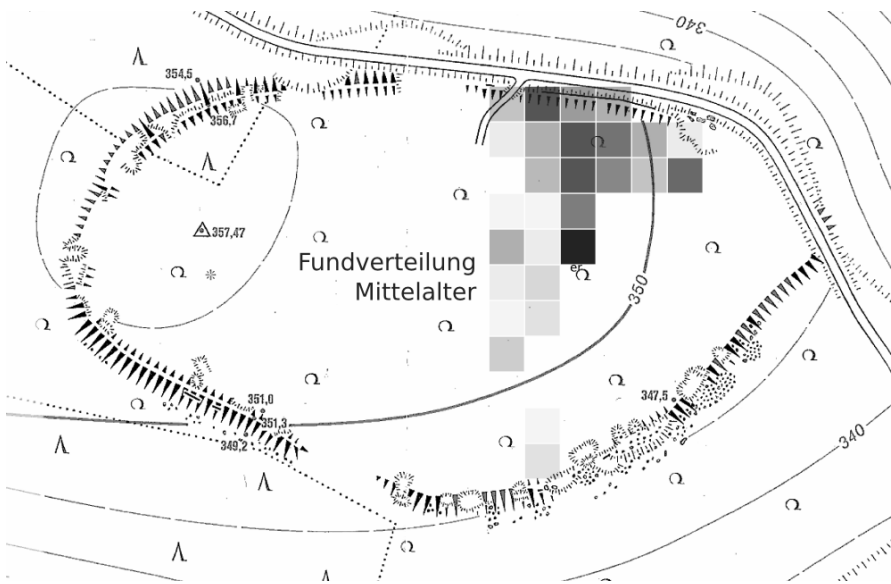


Abb.9.2: Verteilung mittelalterlicher Funde (dunkel: hohe Dichte, hell: geringe Dichte)
(Kartengrundlage: Schubert, Totenberg, 1995 – vgl. Anm. 11)

Im Rahmen der Begehungen konnte Fundmaterial aus verschiedenen Perioden aufgesammelt werden. Da noch keine endgültige Auswertung des umfangreichen Materials erfolgt ist, soll an dieser Stelle nur ein vorläufiger Überblick gegeben werden. Eine abschließende Bearbeitung ist nach Abschluss der Geländearbeiten vorgesehen.

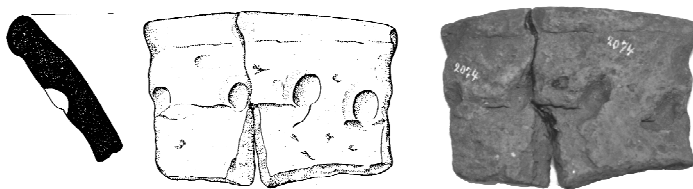
Weit in die Vergangenheit zurück führt ein Steinwerkzeug, das mit einiger Wahrscheinlichkeit in das ausgehende Mittelpaläolithikum datiert und ein Alter von rund 40.000 Jahren aufweisen dürfte. Einen deutlichen Niederschlag im Fundbild hat Material der jungsteinzeitlichen Michelsberger Kultur hinterlassen. Bereits in den letzten Jahrzehnten wurden bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholt Artefakte aus dieser Epoche auf dem Totenberg aufgelesen (Abb. 11).



Abb.10: Spätneolithisches spitznackiges Einsatzbeil aus Felsgestein (M. 1:1) (Foto: cr)

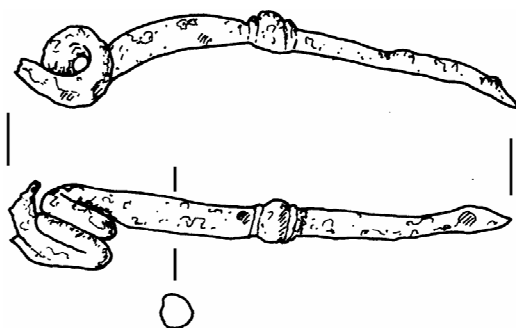
Unter den neu hinzu gekommenen Stücken ist zunächst ein beschädigtes Einsatzbeil aus Felsgestein zu nennen (Abb. 10). Es fand sich per Zufall außerhalb des bislang von der Rasterbegehung erfassten Areals im südlichen Bereich der Wallanlage. Zu diesem Stück gesellen sich aus den begangenen Quadranten einige weitere Steinartefakte aus verschiedenen Rohstoffen wie beispielsweise Kieselschiefer. Hierbei handelt es sich in erster Linie um Klingen oder Sichelein-sätze sowie um Produktionsabfälle.

Im keramischen Spektrum sind einige Bruchstücke sogenannter Backteller vertreten. Bei diesen runden Tonscheiben handelt es sich um ein für die Michelsberger Kultur besonders charakteristisches „Leitfossil“. Daneben sind Fragmente von Koch- und Vorratsgefäßen vorhanden. Da die Keramik, die in erster Linie für eine Datierung heranzuziehen ist, nur in stark zerscherbtem Zustand vorliegt, ist eine nähere zeitliche Eingrenzung innerhalb der relativ langen Laufzeit der Michelsberger Kultur, die vom späten 5. bis in die erste Hälfte des 4. vorchristlichen Jahrtausends reicht, vorerst nicht möglich.



*Abb.11: Keramikfragment der Michelsberger Kultur mit charakteristischer Fingertupfenverzierung. Oberhessisches Museum Inv.-Nr. 2074.
Zeichnung H. Lischewski (M. 1:3)¹⁵ (Foto: mg)*

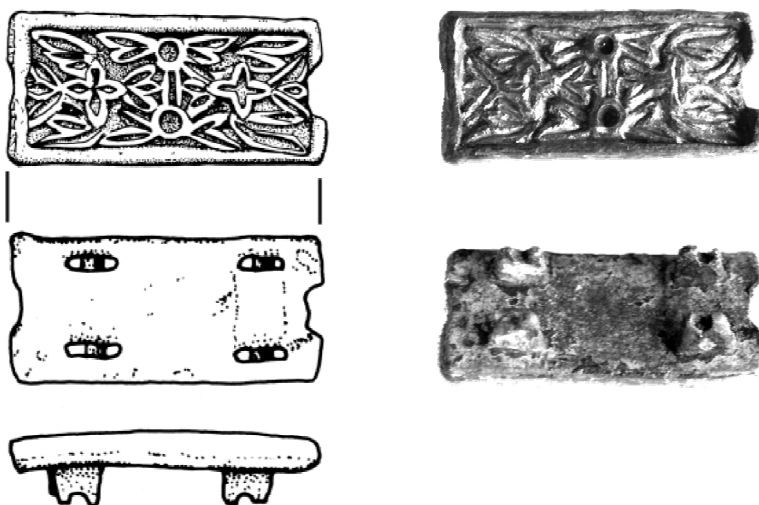
Einige wenige Scherben sind eventuell in die Urnenfelderzeit einzuordnen. Aufgrund des Erhaltungszustandes und des Fragmentierungsgrades ist diese Ansprache aber nur unter Vorbehalt möglich. Es bleibt abzuwarten, ob sich die Indizien für eine Nutzung des Areals in der jüngeren Bronzezeit bei den weiteren Begehungen konkretisieren.



*Abb.12: Fragment einer Eisenfibel vom Mittellatèneschema.
Zeichnung B. Steinbring, Wiesbaden (M. 1:1)*

Sicher vorhanden ist unter den Lesefunden Keramik, die in die ältere Eisenzeit datiert, wenn auch nur in geringer Stückzahl. Dass der Totenberg in der Späthallstatt- bzw. Frühlatènezeit eine noch nicht näher definierbare Rolle gespielt hat, zeigte bereits das umfangreiche keramische Spektrum, das im Jahr 1994 bei der Notbergung durch das Landesamt für Denkmalpflege auf relativ kleiner Fläche außerhalb der Grenzen der Begehung von 2011 geborgen werden konnte (Abb. 5). In eine jüngere Phase der Eisenzeit gehört das Fragment einer Eisenfibel, die mit großer Wahrscheinlichkeit zu einer Gewandschließe vom Mittellatèneschema zu rekonstruieren ist (Abb. 12). Weiteres sicher in die jüngere Latènezeit zu datierendes Fundmaterial liegt bisher nicht vor.

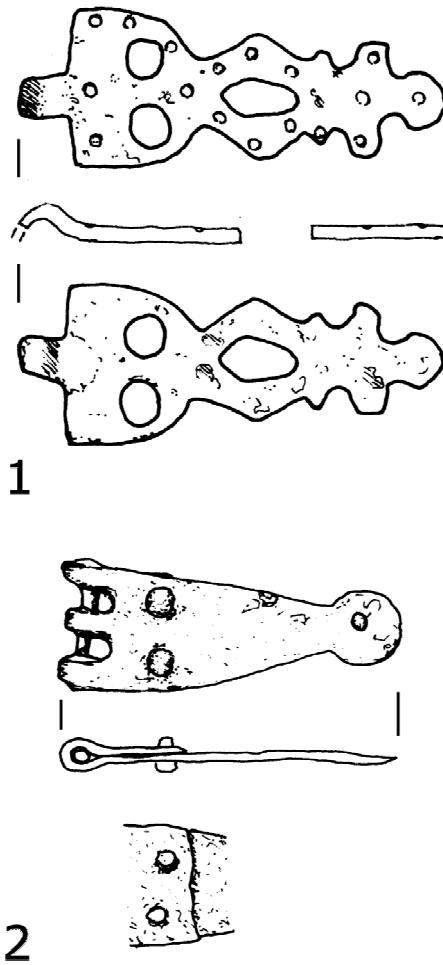
¹⁵ Archiv Oberhessisches Museum.



*Abb.13: Zubehörteil einer Schwertgurtgarnitur aus feuervergoldetem Buntmetall (9. Jh.).
Zeichnung B. Steinbring, Wiesbaden (M. 1:1) (Foto: cr)*

Nach einer längeren zeitlichen Lücke setzen Funde aus den Jahrzehnten um 800 n. Chr. wieder ein. Entsprechende Keramikfunde hatten bereits die älteren Begehungen geliefert. Das herausragende Fundstück des Jahres 2011 ist ein rechteckiges Zubehörteil einer Schwertgarnitur aus feuervergoldetem Buntmetall (Abb. 13). Es wurde während der ersten Rasterbegehung nahe des nördlichen Wallabschnitts geborgen. Das vermutlich im mittleren Drittel des 9. Jahrhunderts entstandene Stück — weitere Recherchen sind hierzu noch im Gange — zeigt einen von der karolingischen Erneuerung beeinflussten floralen Dekor.¹⁶

16 Zu funktional vergleichbaren Objekten von Fundstellen östlich des Rheins vgl. u.a.: Egon Wamers, Ein karolingischer Prunkbeschlag aus dem Römisch-Germanischen Museum Köln, in: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters 9 (1981), S. 91 – 128, hier: Abb. 12.3, S.111; Hans-Georg Stephan, Ursula Werben, Rotenkirchen bei Einbeck im südlichen Niedersachsen. Ein wichtiger frühgeschichtlicher und mittelalterlicher Siedlungsplatz, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 23 (1994) 3, S. 365 – 378, hier: Abb. 4.2, S. 372; Ursula Koch, Die frühmittelalterlichen Funde vom Runden Berg bei Urach, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 12 (1992), S. 81 – 91, hier: Abb. 2.1, S. 84; Werner Best, Die Ausgrabungen in der frühmittelalterlichen Wallburg Gaulskopf bei Warburg-Ossendorf, Kreis Höxter. Vorbericht, in: Germania 1997, S. 159 – 192, hier: Abb. 3, S. 173; ders., Die frühmittelalterlichen Funde und Befunde der Wallburg Gaulskopf bei Warburg-Ossendorf, Kreis Höxter, in: Archäologie in Ostwestfalen 3 (1998), S. 61 – 68, hier: Abb. 5, S. 65. Eine detaillierte kunsthistorische und archäologische Einordnung steht noch aus. Vgl. dazu vorab u.a.: Neeke Fraenkel-Schoorl, Carolingian Jewellery with Plant Ornament, in: Ber. Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek (ROB) 28 (1978), S. 345 –

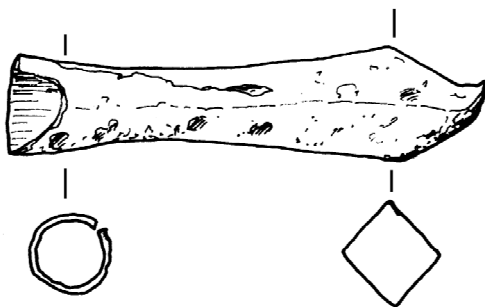


*Abb.14: Frühmittelalterliche Metallbeschläge.
Zeichnung B. Steinbring, Wiesbaden (M. 1:1)*

397; Monika Lennartsson: Karolingische Metallarbeiten mit Pflanzenornamentik, in: Offa. Berichte und Mitteilungen zur Urgeschichte, Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie 54/55 (1997/1998), S. 431 – 619; Katharina Pawelec, Die Aachener Bronzegitter. Studien zur karolingischen Ornamentik um 800, Köln 1990 (= Bonner Beiträge zur Kunstwissenschaft 12; Diss. Univ. Bonn 1988).

Drei Pfeilspitzen sowie ein eiserner Anhänger lassen sich ebenso in das Frühmittelalter datieren, wie ein Beschlag einer eisernen Gürtelschnalle (Abb. 14). Auch für diese Epoche bildet Keramik wieder den Hauptteil des Fundmaterials.

Wie lange auf dem Totenberg die mittelalterliche Nutzungsphase andauerte, ist noch nicht zu fassen. Das vorliegende Keramikspektrum kann aber noch bis in das 10. Jahrhundert reichen.



*Abb.15: Spätmittelalterlicher oder frühneuzeitlicher Armbrustbolzen.
Zeichnung B. Steinbring, Wiesbaden (M. 1:1)*

Auch die nachfolgenden Jahrhunderte haben Spuren hinterlassen, die aber mehr auf gelegentliche Anwesenheit des Menschen hindeuten und mit der Waldwirtschaft oder der Jagd in Verbindung stehen. Hierzu zählen ein spätmittelalterlicher oder frühneuzeitlicher Armbrustbolzen (Abb. 15), zahlreichen Hufeisen, Kettenfragmente, Spaltkeile sowie einige neuzeitliche Messer. Selbst die Militärmanöver der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben sich in Form von Patronenhülsen oder Zahnpasta- und Schuhcremetuben im Fundbild manifestiert. Wie jedoch eine moderne Duschgarnitur ihren Weg auf die abgelegene Bergkuppe gefunden hat, wird wohl immer ein Rätsel bleiben.

Historische Einordnung und Ausblick

Die vorgeschichtliche Besiedlung des Berges von seinen Anfängen im Paläolithikum über die intensive Siedlungstätigkeit der Michelsberger Kultur über eine wohl bronzezeitliche, ganz sicher jedoch eisenzeitliche Nutzung der prägnanten Bergkuppe verwundert nicht. Vergleichbare Berge der Region lieferten und liefern immer wieder umfangreiches Lesefundmaterial.¹⁷ Auf dem Totenberg wird allerdings nach Abschluss der Prospektion zumindest eine vertikale Stratifizierung der Funde möglich sein, sodass im Optimalfall eine diachrone Siedlungsentwicklung auf dem Berg erfasst und nachgezeichnet werden kann.

Zwar gilt das für die mittelalterliche Nutzung in ähnlicher Weise, doch stellen die inzwischen reichhaltigen Funde an frühmittelalterlicher Keramik also aus einer Zeit, aus der — wenn auch nur in Form von oft gekürzten Abschriften aus späterer Zeit — erste schriftliche Nachrichten überliefert sind, eine Besonderheit dar.¹⁸ Mehrere Orte des Lumdatal werden im späten 8. und 9. Jahrhundert in klösterlichen Schenkungsnotizen erstmals erwähnt, einige dabei gleichzeitig einer „Londorfer-“ oder „Lumda-Mark“ zugerechnet. Dass Daubringen (*Tagebergen*) neben Allendorf (*Altendorfa*) und einer bislang nicht näher verortbaren Siedlung *Burbach* der *Lunbane*, *Lantorfere* oder *Lundorfe Marc[h]a* — so die Schreibweisen in den Traditionsnotizen des Klosters Fulda aus dem 13. Jahrhundert — zugerech-

17 Vergleiche hierzu den in der Forschung geläufigen Dünsberg mit seinem keltischen Oppidum, den Schiffenberg, den Glauberg und zahlreiche weitere vorgeschichtlich besiedelte Berge in der Region.

18 Vgl. f.d. Folgende u.a. die angesichts jüngster Fortschritte landesarchäologischer Forschung neu einzuordnenden, aber noch immer maßgeblichen Arbeiten im Gefolge des Forschungsprojekts „Die Franken im Gebiet östlich des Rheins“: Helmut Roth, Egon Wamers (Hrsg.), Hessen im Frühmittelalter. Archäologie und Kunst, Sigmaringen 1984; Walter Schlesinger (Hrsg.), Althessen im Frankenreich, Sigmaringen 1975 (= Nationes 2); Rolf Gensen, Eine archäologische Studie zur frühmittelalterlichen Besiedlung des Marburger Landes, in: Fundberichte aus Hessen 15, 1975 (1979), S. 361 - 386; ders., Frühmittelalterliche Burgen und Siedlungen in Nordhessen, in: Ausgrabungen in Deutschland 2: Römische Kaiserzeit im Freien Germanien. Frühmittelalter I, Mainz 1975, S. 313 - 337. Zur notwendigen Neubewertung u.a.: Rainer Atzbach, Die Höfe bei Ebsdorfergrund-Dreihausen und das Ende der karolingischen Grossburgen in Nordhessen, in: Burgenforschung und Burgendenkmalpflege in Hessen 1 (2009), S. 11 - 34; Christa Meiborg, Burg Weissenstein bei Marburg-Wehrda, Kreis Marburg-Biedenkopf. Die Funde und neue Aspekte der Baugeschichte im Licht einiger ¹⁴C-Daten, in: Fundberichte aus Hessen 39./40., 1999/2000 (2005), S. 299 - 355; Joachim Henning, Richard I. MacPhail, Das karolingerzeitliche Oppidum Büraburg: Archäologische und mikromorphologische Studien zur Funktion einer frühmittelalterlichen Bergbefestigung in Nordhessen, in: Parerga Prachistorica. Jubiläumsschrift zur Prähistorischen Archäologie – 15 Jahre UPA, Bonn 2004 (= Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 100), S. 221 - 251. Weitere Verweise auf regionalgeschichtlich relevante Literatur und Quellen z.B. in: Volker Hess, Eckardshausen – Ein Blick ins mittelalterliche Lumdatal, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 93 (2008), S. 451 - 455, hier: Anm. 1.

net wurde, macht eine Ausdehnung dieses räumlichen Gebildes auf das untere und mittlere Lumdatal über die reine Ortsgemarkung des frühmittelalterlichen Londerf hinaus wahrscheinlich (Abb. 16).

War bislang nur für die Vorgeschichte die „ungewöhnliche Fundkonzentration und die für eine Siedlung überraschende Keramikqualität“ hervorgehoben worden¹⁹, wirft der Fund eines frühmittelalterlichen Schwertgurtbeschlags, aber auch die zahlreichen Funde an Keramik und weiterer Metallartefakte gleicher Zeitstellung ein neues Licht auf die Bedeutung des Berges zu dieser Zeit. Es liegt durchaus nahe, dass der Totenberg im Zusammenhang mit dem heute wüsten Ort Totenhausen in siedlungsgünstiger Lage unmittelbar im Osten des Berges, wo vergleichbare Keramikfunde gemacht wurden, nicht nur eine wirtschaftliche Rolle als Zentrum einer prominenten adligen Grundschaft spielte, sondern im Rahmen fränkischer Raumerschließung und Herrschaftssicherung zugleich als politischer Kern einer fränkischen Kleinsiedellandschaft — der Londerfer Mark — angesprochen werden kann. Unschärfen u.a. bei der Keramikdatierung lassen aber auch an eine spätere Rolle der Befestigungsanlage etwa während der Wirren nach Aussterben des letzten ostfränkischen Karolingerkönigs und der Ungarneinfälle im frühen 10. Jh. denken.

Wie weit durch den aktuellen archäologischen Befund nun tatsächlich erste Evidenzen für die frühmittelalterliche Binnenkolonisation, wie es durch z.B. Quellenüberlieferung, Ortsnamenforschung und Archäologie nahe zu liegen scheint, am konkreten Fall der Londerfer Mark gegeben sind, bleibt bislang noch weitgehend spekulativ. Tiefere Einblicke in die Siedlungsentwicklung des Lumdats in dieser Epoche kann nur die systematische Erfassung und Auswertung der kulturlandschaftlichen und archäologischen Hinterlassenschaften dieses Kleinraums erbringen. Hier ist das Ziel, ein vollständiges Inventar aller zugänglichen Quellen unter Einbezug bislang wenig erschlossener öffentlicher und privater Sammlungen, der Auswertung von Karten und Altkarten, Luftbildern und Fernerkundungsdaten etc. zu erstellen. Nur auf einer solch breiten Grundlage können weiterreichende Antworten zu den oben aufgeworfenen Fragen gefunden werden.

Um die bisher gewonnenen Ergebnisse von archäologischer Seite zu vervollständigen und zu verdichten, ist eine Fortführung der Begehungsübung für Anfang 2012 geplant. Darüber hinaus wird noch in 2011 eine kleine Sondagegrabung zur Klärung chronologischer und konstruktiver Fragen im Bereich eines durch Waldarbeiten bereits beeinträchtigten Abschnittes im nördlichen Wallbereich stattfinden. Abgerundet sollen die Untersuchungen durch eine kombinierte geomagnetische und geoelektrische Messung in einem Teilbereich des Plateaus werden. Diese könnten klären, ob trotz des basaltischen Untergrund und der bereits stark durch Manöver und Forstwirtschaft beeinträchtigten Befundlage mittels zerstörungsfreier Methoden ein weiterer Blick in die Vergangenheit gelingen kann.

19 Schubert, Totenberg, 1995, S. 9 (vgl. Anm. 11).

II. MISZELLEN

Der Gießener Einbaum kehrt zurück

MANFRED BLECHSCHMIDT, ROLAND W. ANIOL

Teil 1: Rückkehr und Präsentation

Beim Bau der Galerie Neustädter Tor wurden im Jahr 2004 archäologische Voruntersuchungen durchgeführt, bei denen im Juli in einigen Metern Tiefe ein etwa acht Meter langer Einbaum gefunden wurde (vgl. dazu: Udo Recker, Ein frühmittelalterlicher Einbaum aus Gießen, MOHG 90 (2005), S. 213 – 216). Er wurde aus einem Eichenstamm gefertigt, der um 791 gefällt wurde. Bei der Aufindung lag er auf der linken Seite (vgl. dazu Abb. auf Seite 215 des oben genannten Beitrages). Da es sich um einen einmaligen Fund handelte, wurde er mit aller Sorgfalt geborgen und mehrere Wochen in einem Wasserbecken im Baustellenbereich zwischengelagert. Dabei handelte es sich um ein sehr großes Teil und mehrere kleinere Teile. Auch Holzteile, die nicht zum Boot gehörten, sondern zum Uferzonenbereich, wurden mit eingelagert.

Als schließlich die Baufirma verlangte, dass der Einbaum von der Baustelle entfernt werden müsste, bemühten sich der Leiter der Unteren Denkmalschutzbehörde Joachim Rauch und der Archäologische Denkmalpfleger (Verfasser dieses Beitrages) um eine Erhaltung und Konservierung des Einbaumes. Nach einer Zwischenlagerung im rechten Querschiff der Basilika auf dem Schiffenberg, wobei die Teile ständig bewässert werden mussten, wurde der Fund im November 2004 in die Archäologische Zentralwerkstatt des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums Schloss Gottorf in Schleswig überführt. Die dort erfolgte Konservierung und Restaurierung wird in Teil 2 dieses Beitrages vom Leiter der Zentralwerkstatt Roland W. Aniol beschrieben. Zwischenzeitlich informierten wir uns bei mehreren Besuchen in Schleswig über den Fortgang der Arbeiten und die verschiedenen Möglichkeiten der Restaurierung und späteren Präsentation. Dabei wurde beispielsweise auch überlegt, ob fehlende Teile ergänzt werden sollten. Nach der Fertigstellung des Rathauses in Gießen wurden bei einem Besuch von Herrn Aniol der zukünftige Standort des Bootes und seine Präsentation besprochen.

Am 20. September 2011 wurde der restaurierte Einbaum in vier Teilen gut verpackt von den Restauratoren nach Gießen gebracht und im 2. Stock des Rathauses im Freibereich zwischen Stadtbibliothek und den Magistratsamtsräumen gemeinsam mit uns zusammengebaut und für die Präsentation vorbereitet. Diese ist vorläufig (Stand Oktober 2011) und soll in den nächsten Monaten ihr endgültiges Aussehen erhalten. Das Boot ist in einer Aufhängung aus Flacheisen auf

einer flachen Holzunterlage (Stecksystem aus drei Teilen) montiert. Diese steht auf Holzböcken. Für die Zukunft ist derzeit angedacht, dass die Holzböcke durch ein Podest ersetzt werden soll, das nach unten zu schräg ausläuft. Eine Glashaube mit integrierter Beleuchtung wäre aus Sicherheitsgründen wünschenswert. Der Zugang soll von allen Seiten ermöglicht werden. Informationstafeln und eine Videoinstallation o.ä. sollen für den Besucher eingerichtet werden. Eventuell soll ein Hintergrundgemälde den Einbaum in einer Rekonstruktionszeichnung in seinem ursprünglich möglichen Aussehen in entsprechender Landschaft zeigen. Wie es sein könnte, veranschaulicht die hier als Abbildung beigelegte Zeichnung von Norbert Kissel.

Welche Erkenntnisse über den Einbaum ergaben sich aus der Rekonstruktion? Das Boot war ursprünglich über acht Meter lang. Heute noch vorhanden sind 7,78 m. Der Bug fehlt. Bereits bei den Ausgrabungen war er nicht mehr vorhanden. Der Einbaum ist zu damaliger Zeit nach seiner Aufgabe unterschiedlich tief im Wasser gelegen oder eingesunken. Nur die vom Wasser und später vom Schlamm bedeckten Teile sind heute erhalten. Daher ist auch der vordere Teil des Bootes weniger in seiner Höhe erhalten (abgeschrägt). Das Heck ist am besten erhalten; drei Stufen führen von ihm ins Innere auf 1,35 m Gesamtlänge. Am Ende des Hecks ist ein 29 cm breites Brett quer zur Fahrtrichtung befestigt, das noch in einem Teil vorhanden ist. Es ist mit 4 (hinten) und 3 (vorne) Holznägeln befestigt. Das Heck hat, 9 cm von der Kante gemessen, eine senkrechte Durchbohrung von 8 cm (quer) mal 6 cm (längs). Diese befindet sich 17 cm vom linken Bootsrand entfernt. Seine Bedeutung ist nicht ganz klar. Denkbar wäre, dass hier die Stakstange durchgesteckt und in den Untergrund gerammt wurde, um das Boot beim Fischfang oder beim Anlanden am Ufer zu fixieren.

Der Einbaum hat eine Bordhöhe von 38 cm außen und 32 cm innen. Die Wandstärke beträgt durchgehend ca. 2 cm. Die Breite des Einbaums ist innen 40 cm und außen 44 cm.

Das Boot hat an drei Stellen (einmal links und zweimal rechts) insgesamt vier absichtlich angebrachte Löcher von ca. 3 cm Durchmesser. Über die Bedeutung kann nur gemutmaßt werden. Möglicherweise waren hier Zwischenwände eingesetzt, um beispielsweise ein Wasserbecken für die Fische beim Fischfang zu schaffen.

Der Einbaum war wohl nicht als Transportfahrzeug für längere Strecken gedacht, sondern als Fischerboot im regional begrenzten Bereich. Damit wird seine Bedeutung für Gießen besonders wichtig, da es wohl hier „vor Ort“ benutzt wurde. Und mit seiner Länge von etwa 8 Metern ist es ein Prachtexemplar. Gießen kann stolz auf diesen Fund sein.

Dank gilt an dieser Stelle der Stadtverwaltung, die sich für den Erhalt, die Restaurierung und entsprechende Präsentation ausgesprochen hat und die Mittel zur Verfügung gestellt hat. Besonders zu erwähnen ist hier der Leiter der Unteren Denkmalschutzbehörde Joachim Rauch, der in seiner steten Beharrlich-

keit sehr viel zum Erreichen dieses Zieles beigetragen hat. Dank auch dem Oberhessischen Geschichtsverein für seine finanzielle und ideelle Unterstützung. Man darf auf die endgültige Präsentation gespannt sein!

Teil 2: Die Konservierung und Restaurierung des Einbaumes aus dem Jahre 791 AD

Gut erhaltene archäologische Funde aus organischen Materialien wie Holz, Leder oder Textil sind selten und erregen daher großes Aufsehen, geben sie doch einen wichtigen Einblick in die Lebensumstände unserer Vorfahren. Gerade Holz hatte stets große Bedeutung als Material für Bauwerke und Fahrzeuge sowie für Werkzeuge aller Art. Es wird nach solcher Verwendung aber häufig auch als Brennmaterial zur Wärmeerzeugung genutzt.

Holz kann wie alle organischen Substanzen nur dann über viele Jahrhunderte im Erdboden erhalten bleiben, wenn es unter Luftsabschluss im Grundwasserbereich lagert. Dort füllen sich bereits nach wenigen Jahrzehnten alle Hohlräume im Inneren des Holzes mit Wasser, wonach es als Nassholz bezeichnet wird. Eine wesentliche Eigenschaft von Nassholz ist die, dass es beim Trocknen schrumpft und sich stark verformen kann. Deshalb sollte Nassholz möglichst mit Wasser bedeckt gelagert werden.

Der Einbaum wurde nach seiner Bergung mehrere Monate in einem mit Wasser gefüllten Container gelagert und kam dann in die Basilika auf dem Schiffenberg, wo er für einige Zeit ohne Wasser auskommen musste. Am 25.11.2004 wurde er in Schleswig zur Bearbeitung angeliefert. Für den Transport waren die vielen Einzelteile in drei großen Kisten sorgfältig gepolstert verpackt worden.

Alle Holzteile wurden nach dem Auspacken sogleich von noch anhaftendem Bodenmaterial gereinigt und für mehrere Monate in Wasserbecken eingelagert, um möglichst viel von der bereits eingetretenen Trocknung in oberflächennahen Schichten rückgängig zu machen. Teile mit dafür noch geeigneten Abmessungen wurden zusätzlich einer Vakuumtränkung mit Wasser unterzogen. Erst danach war die mehrjährige Tränkung mit Polyethylenglykol (PEG) möglich, denn PEG gelangt nur durch Diffusion im Austausch mit dem im Holz befindlichen Wasser in dieses hinein.

Als Methode für die Stabilisierung des Nassholzes wurde eine Tränkung mit PEG und daran anschließende Vakuumgefrieretrocknung ausgewählt, weil so konservierte Holzobjekte ohne besondere Ansprüche an das Klima im Ausstellungsraum präsentiert werden können. Mit PEG 4000 wurde zudem eine PEG Sorte eingesetzt, die nur wenig hygroskopisch ist. Ergänzend zum PEG wurden einige Teile mit Polyvinylacetat (PVA) behandelt.

Die Restaurierung des Einbaumes aus einer Vielzahl von Fragmenten war wegen der nur sehr knappen und unvollständigen Dokumentation der Ausgrabung schwierig. Die Bedeutung des Fundes rechtfertigte jedoch den beträchtlichen Aufwand. Der Einbaum ist auf knapp 8 m Länge erhalten, wobei das fast

vollständige Heck genügend Jahresringe für eine dendrochronologische Datierung bot.

Für die Montage der Einzelteile auf einer stabilen hölzernen Unterlage wurden stützende Flacheisen an mehreren Stellen von außen an die Kontur des Einbaumes angepasst und mit der Unterlage verschraubt. So scheint der Einbaum über der Unterlage zu schweben und kann von allen Seiten betrachtet werden. Die hölzerne Unterlage kann an den beiden Stellen auseinandergezogen werden, wo auch der Einbaum aufgetrennt ist, so dass dieser in drei Abschnitten von nicht mehr als 3,20 m Länge transportiert werden kann.

Die Konservierung und Gefriertrocknung übernahmen Uwe Hasselmann und Wolfgang Schröder, die Restaurierung Wolfgang Schröder und Klaus-Peter Mahrt und die Tischlerarbeiten Klaus Niendorf, alle Mitarbeiter des Archäologischen Landesmuseums in der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schleswig.



*Abb. 1: Transport des Einbaums auf den Schiffenberg am 5.11.2004
(Foto: Oliver Schepp, Gießener Allgemeine Zeitung).*



*Abb. 2: Zwischenlagerung in der Basilika auf dem Schifffenberg
(Foto Joachim Rauch)*



*Abb. 3: Restaurierung in der Zentralwerkstatt in Schleswig mit dem Leiter Roland W. Aniol
(Foto: Roland W. Aniol).*



*Abb. 4: Restaurierung in der Zentralwerkstatt in Schleswig
(Foto: Roland W. Aniol)*



*Abb. 5: Zusammenbau in Gießen
(Foto: Joachim Rauch).*



*Abb. 6: Derzeitige Präsentation in Gießen
(Foto: Manfred Blechschmidt).*



Abb. 7: Ebenso, Blick auf das Heck des Einbaums (Foto: Dagmar Klein).

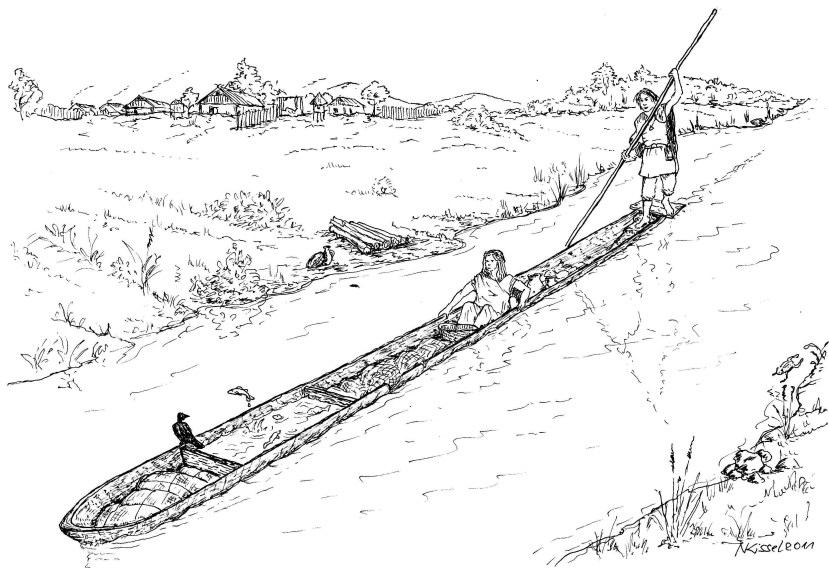


Abb. 8: Rekonstruktionszeichnung von Norbert Kissel.

... übrig blieb eine Lageskizze - Vom Bewahren vergänglicher Hinterlassenschaften

Über die archäologische Grabung der Wüstung Nieder-Albach bei Lich im Jahr 1970

SUSANNE GERSCHLAUER

Fundsache

Dem anhaltenden Einsatz und Forscherdrang Hermann Peins aus Lich ist es zu verdanken, dass die hier vorgestellte Grundrisssskizze mit einer Reihe von Messpunkten präsentiert werden kann. Er fand die handbeschriebenen, vergilbten DIN-A4-Seiten beim Sortieren und Inventarisieren der Bestände des Heimatmuseums in Lich. Aufgrund weiterer Recherchen stellte sich heraus, dass über diese Blätter hinaus offenbar keine schriftlichen Hinterlassenschaften von Waldemar Küther zur Grabung in Nieder-Albach vor mehr als 40 Jahren vorhanden sind. Auch fehlen jüngere wissenschaftliche Forschungen zu Kirche und Wüstung Nieder-Albach. Daher entschloß sich Hermann Pein, die hier vorgestellten Dokumente der Autorin für die Publikation zur Verfügung zu stellen und sie damit vor dem vollständigen Vergessen zu bewahren.

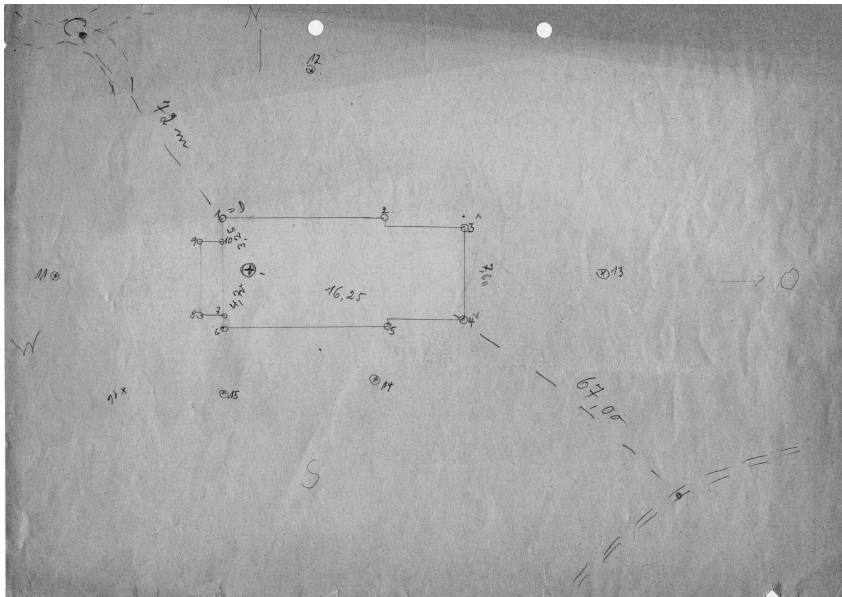


Abb. 1: W. Küther, Blatt 1, Grundrisssskizze Kirchenruine Nieder-Albach, 1970

Ausgrabungsleiter und Projekt

Pfarrer a.D. Waldemar Küther (1911-1985), Marburg, war in den 1960er und '70er Jahren in der Region bekannt als fachkundiger Historiker, der sich auch archäologischen Fragestellungen widmete. Nach seiner Pensionierung als Pfarrer war er Mitarbeiter im hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde in Marburg. Durch seine zahlreichen Aufsätze und schriftlichen Abhandlungen dokumentierte Küther ein breites Wissen zur mittelalterlichen Geschichte der Region und errang damit und mit seinen archäologischen Grabungen die Aufmerksamkeit in Fachkreisen, Presse und Öffentlichkeit.¹

Küthers wahrscheinlich letzte größere Grabung² war die Kirche der abgegangenen Siedlung Nieder-Albach. Drei Blätter: eine Lageskizze der mittelalterlichen Kirche und einige Messdaten dazu sind einziges Überbleibsel aus der Dokumentation dieser Kirchengrabung. Küther hatte sich 1970 mit einer Mannschaft ehrenamtlicher Helfer daran gemacht, die ruinösen Reste des wüst gefallenen Ortes Nieder-Albach, 2,5 km nordwestlich von Lich, heute im Wald gelegen, auszugraben.³ Erste Führungen über die Grabungsstätte fanden bereits im Herbst desselben Jahres statt.⁴ Wann genau die Kampagne beendet wurde ist unklar; spätestens 1973 war sie abgeschlossen, hatte aber nach Küthers eigenen Aussagen weder den gewünschten Verlauf genommen noch entsprechende Ergebnisse gebracht.⁵

Die Fläche, auf der das Dorf bis ins frühe 16. Jahrhundert hinein lag, befindet sich heute im fürstlichen Solms-Licher Wald, vermutlich unmittelbar neben resp. unter der nach 1970 neu gebauten Umgehungsstraße B 457. Es ist davon auszugehen, dass zahlreiche Relikte der mittelalterlichen Dorfstelle dem Bau der Straße unwiederbringlich zum Opfer fielen. Abgesehen von wenigen Geländemerkmale im Wald westlich der Umgehungsstraße sind keine Hinweise auf die ehemalige Besiedlung erkennbar.

In ausreichend großem Abstand von der Straßenführung und deren Arrondierung gelegen, konnte die Kirchenruine diese Baumaßnahme weitgehend unbeschadet überstehen. Mithilfe entsprechender archivalischer Hinweise war es Küther möglich, die Ruine zu lokalisieren. Sein Anliegen bestand darin, ihre

1 Vgl. Knauß, Erwin, (Hg.), Nachruf Pfarrer Waldemar Küther, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins (MOHG), 71 (1986), S. IX ff. Ulrich Schütte würdigt Küther für seine vergleichsweise frühe archäologische Ausgrabung einer Kleinkirchenruine in Mittelhessen: der frühmittelalterlichen Kirche der Wüstung Hausen bei Lich. Vgl.: Schütte, Ulrich (Hg.), Kirchen und Synagogen in den Dörfern der Wetterau, Friedberg 2004, S. 12

2 Die Grabung Hausen bei Lich, bis 1968/69. Näheres unter: Küther, Waldemar, Die Wüstung Hausen, MOHG 56 (1971).

3 Über die genaue personelle Zusammensetzung ist nichts bekannt.

4 Vgl.: Licher Anzeiger, 24.09. und 15.10.1970

5 Info von Hermann Pein zu rückblickendem Gespräch über Grabung in Nieder-Albach mit der Tochter von Küther, Frau Doortje Schulz, im Jahr 2010.

Reste freizulegen und sich so ein Urteil über Größe und Bedeutung des ehemaligen Gotteshauses zu bilden.⁶

Bis auf wenige Hinweise auf Funde fehlen detaillierte Angaben zu Ablauf, Dauer sowie technische und personelle Hilfsmittel und Bedingungen der Grabung.⁷ Zum Leidwesen vieler heutiger Experten und Heimatforscher fehlen zudem bisher die vermutlich erstellten Hinweise auf den Grabungsverlauf wie Zeichnungen, Fotos oder Tagebucheinträge. Die einzigen bekannten Überbleibsel der Grabung, die sich auf Papier erhalten haben, sind die hier vorgestellten Blätter. Grundinformationen zur Grabungsdurchführung finden sich in zwei Zeitungsinseraten, die zu Führungen über die Kirchengrabung einladen. Einzel-funde wie beispielsweise Fensterglas, Gefäßscherben des 15. Jahrhunderts und ein Marburger Pfennig von 1270/80 werden darin erwähnt.⁸ Zusätzlich gibt der Beitrag zu Ober- und Nieder-Albach von Hanno Müller, Fernwald, im Jubiläumsband 750 Jahre Albach Informationen zu Grabungsfunden.⁹ Auf den Bericht zur Grabung in einen Zeitungsartikel gestützt berichtet Müller, das Kirchenschiff sei 9x4 m groß mit einem daran anschließenden Rechteckchor. In etwa 10 m Abstand um die Kirche herum verlaufe eine Kirchhofmauer. Müller schreibt zudem, dass ein Altarfundament sowie Putzreste mit rötlicher Ornamentierung gefunden worden seien. Ältere Mauerreste im Chorraum deuteten auf einen Vorgängerbau hin. Abgesehen von undeutlichen Fotos in dem erwähnten Zeitungsartikel vom 8.6.1971 liegen leider bisher keine weiteren Abbildungen zur Grabung vor.¹⁰ Vor Ort ist heute ohne Bodeneingriff keiner der bisher zusammengetragenen Hinweise überprüfbar.

Die Wüstung Nieder-Albach

Die Siedlung Nieder-Albach, oberhalb gegenüber des heutigen Hofguts Albach bei Lich gelegen, wird um 1239 erstmalig und 1387 - vermeintlich zuletzt - erwähnt.¹¹ Noch bis in das frühe 16. Jahrhundert hinein lebten offenbar Menschen

6 Vgl. auch sein Forschungsinteresse während der Kirchengrabung in Hausen bis 1970, s. o. Anm. 2

7 Gießener Allgemeine Zeitung vom 08.06.1971, S. 16

8 Vgl. Licher Anzeiger, 24.09. und 15.10.1970

9 Bild- und Geschichtsband des Ortsteiles Albach; hrsg. anläßl. des 750 jährigen Jubiläums, Hg. v. Gemeindevorstand der Gemeinde Fernwald 1989, S. 12. Herrn Hanno Müller sei an dieser Stelle herzlich gedankt für seinen Hinweis auf den Zeitungsartikel in der GAZ von 1971.

10 Bruchstücke spätmittelalterlicher Gefäßscherben, Ziegel- und Schieferbruch sowie Putzreste mit weißem Kalkauftrag als Lesefunde im Winter 2010 geborgen, bestätigen die bisher bekannten Daten.

11 <http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/gsrec/id/10186/current/1/sn/ol?q=nieder-albach> [23.8.2011] Darüber hinaus befinden sich im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt jüngere Archivalien, die auf eine noch im 16. Jahrhundert bewohnte Siedlung Nieder-Albach hinweisen.

im Ort.¹² Allerdings scheint bereits seit dem 15. Jahrhundert eine Abwanderungsbewegung eingesetzt zu haben. 1568 wurde Nieder-Albach als wüst gefallen genannt.¹³ Die in der Umgebung lebenden Menschen nutzten Kirche und Wohngebäude nach Nutzungsaufgabe wohl als „Steinbruch“ für die Errichtung eigener Gebäude. Daher erklärt sich ihr heute geringer Restbestand, vom Waldboden über die Jahrhunderte weitgehend verdeckt.

Kirchenorganisatorisch zählte Nieder-Albach zur Diözese Trier. Nachweisbar ist darüber hinaus nur, dass im 15. Jahrhundert das Archipresbyterat Wetzlar und als Archidiakonat St. Lubentius in Dietkirchen zuständig waren. Nieder-Albach erscheint als Filialort der Kirche in Großen-Linden.¹⁴

Skizze und Messdaten

Die Grundrisssskizze der Kirche (Abb. 1) lässt eine einfache geostete Saalkirche mit einem eingezogenen Rechteckchor erkennen. Die Skizze bildet eine Kirche ab mit einer Länge von 16,25 m, bei einer Breite von 7,95 m im Westen und 7,60 m im Osten. Ein schmaler - möglicherweise vorhanden gewesener Vorbau - vor dem vermutlich dort eingebauten Westeingang ist unbemäßt geblieben.¹⁵ Die angegebenen Maße sowie die Skizze geben keine Auskunft darüber, ob hier Außenraum- oder Innenraumpunkte zugrunde gelegt wurden. Die Vermutung liegt nahe, dass sich die zehn Punkte auf die Außenecken der Gebäuderuine beziehen, die eindeutiger fassbar gewesen sein werden, als durch Steinversturz nach innen unklar gewordene Innenraumecken. Ein auffälliger Unterschied besteht zwischen den Größenangaben Hanno Müllers¹⁶ und den Daten der Grabungsskizze. Die Angaben Müllers weisen mit 9 x 4 m eine deutlich geringere Größe aus als die Grundrisssskizze Küthers. Grund für diese Differenz könnte die Beschränkung der Maßangaben Müllers auf den Kircheninnenraum sein, ohne Längenangaben für den Chorraum. Legte man diesen Angaben eine Wandstärke von etwa 0,80 m zugrunde, kann eine lichte Länge von etwa 10 m für den Kirchensaal und 4 m für den Chor errechnet und damit annähernd in Übereinstimmung mit Müllers Daten gebracht werden. Allerdings passt diese Berechnung bezogen auf die lichte Breite nicht ganz.

12 [http://www.hadis.hessen.de: HStAD, Urkunden der Grafschaft Solms-Rödelheim, \(B9\), NACHWEIS Heinz, Sohn des Kunz Nassus zu Steinbach, seine Ehefrau Meckel und ihr Bruder Volprecht, Sohn des verstorbenen Jost, wohnhaft zu Nieder-Albach, bekunden, dass sie dem Endres, wohnhaft zu Nieder-Albach \[...\] 1514- \[24.08.2011\]](http://www.hadis.hessen.de: HStAD, Urkunden der Grafschaft Solms-Rödelheim, (B9), NACHWEIS Heinz, Sohn des Kunz Nassus zu Steinbach, seine Ehefrau Meckel und ihr Bruder Volprecht, Sohn des verstorbenen Jost, wohnhaft zu Nieder-Albach, bekunden, dass sie dem Endres, wohnhaft zu Nieder-Albach [...] 1514- [24.08.2011])

13 [http://www.hadis.hessen.de: HStAD, Lehnswesen, \(E 14 G\), 122/11 SCHENCK zu SCHWEINSBERG: Belohnung mit 3/8 Zehnten zu Steinbach und 1/4 Zehnten zu Nieder-Albach \(Wüstung\) 1568-1707 \[24.08.2011\]](http://www.hadis.hessen.de: HStAD, Lehnswesen, (E 14 G), 122/11 SCHENCK zu SCHWEINSBERG: Belohnung mit 3/8 Zehnten zu Steinbach und 1/4 Zehnten zu Nieder-Albach (Wüstung) 1568-1707 [24.08.2011])

14 [http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/gsrec/id/10186/current/1/sn/ol?q=nieder-albach \[23.8.2011\]](http://www.lagis-hessen.de/de/subjects/gsrec/id/10186/current/1/sn/ol?q=nieder-albach [23.8.2011])

15 Ob es sich bei dem westlich vorgelagerten Fundamentrest um den Fußboden eines schmalen Windfangs oder um die Reste einer kleinen Treppenanlage handelt bleibt ungeklärt.

16 Vgl. Anm. 9

Δ 53	0,312	221,380	221,692		
Höhe Pfeiler O.K.					
1. Gr. WP		4,591	222,101		
B Negokreuz WP	0,257		227,352		
		4,087	222,272		
2. Gr. WP	0,190		223,467		
		4,949	218,518		
	0,127		219,645		
		4,802	217,843		
	0,096		217,939		
		4,397	208,542		
	0,046		209,588		
Negokreuz C	4,425		205,163		
		4,212	205,276		
	4,924		210,260		
		0,894	209,466		
	4,044		213,565		
Nordwestkamm					
Stein D					
①	2,418	211,147 ✓	0,15	3,25	
②	1,428	212,127 ✓	95	1,48 1335	10
③	1,018	212,547 ✓	101	1,09 0,94	15
④	0,815	212,750 ✓	129	0,90 0,735	16
⑤	1,545	212,620 ✓	139,5	1,60 1,49	11
⑥	2,170	211,295 ✓	220,5	2,19 2,15	4
⑦	2,26	211,80 ✓	225	2,28 2,24	4
⑧	2,43	211,13 ✓	246	2,43 2,41	2
⑨	2,53	211,02 ✓	253,5		2,60
⑩	1,95	211,61 ✓	384		1,80

Abb. 2: W. Küther, Blatt 2, Listen Meßdaten; Grabung Nieder-Albach, 1970

Die Markierung des in einem Kreis eingezeichneten Kreuzes im westlichen Innenraumbereich könnte ein Hinweis auf die Position des bei der Grabung geborgenen Giebelkreuzbruchstücks sein.¹⁷ Möglich ist auch die Markierung eines Messbezuges für die Punkte 1 und 6 dorthin.

17 In diesem Falle fehlte hierzu eine Nummerierung, der Messdaten zugeordnet werden könnten. Zur Datierung und typologischen Einordnung des - heute leider verschollenen -

Die erhaltenen Messdaten (Abb. 2 und 3) erweisen sich nur auf den ersten Blick als den Skizzennummern zuzuordnen. Bei genauer Überprüfung ergibt sich keine Kohärenz zur Lageskizze. Weitergehende Interpretationen der vorliegenden Daten stehen daher aus.

⑪	2,475	211,090	213,565	290	254 241	13
⑫	1,195	212,270		44,5	127 112	15
⑬	0,280	212,215		117	0,39 -	22
⑭	1,86	211,70		179	194 178	16
⑮	2,71	210,85		219	278 265	13
⑯	2,22	211,34		255,5	230 214	16

Abb. 3: W. Küther, Blatt 3, Messdaten; Grabung Nieder-Albach, 1970

Rekonstruktion

Die mittelalterliche Kirche wird unter Berücksichtigung der von Küther angegebenen Form und Ausmaße sowie einem angenommenen Errichtungszeitraum im frühen 13. Jahrhundert eine einfache, aus unbehauenen Feld- oder Bruchsteinen errichtete geostete Saalkirche gewesen sein. Sie besaß einen eingezogenen Rechteckchor. Der Gemeinderaum wird - analog zu vergleichbaren Gebäuden¹⁸ - mit einem Satteldach geschlossen gewesen sein, das vermutlich mit Schieferplatten und Dachziegeln gedeckt war.¹⁹ Die Firsthöhe des Chors wird etwa einen Meter unter dem Dachfirst des Gemeinderaums anzusetzen sein. Der Chor schloss wohl mit einem Satteldach ab.

Der Gemeindesaal – vielleicht auch der Chor – wurde wohl durch den Haupteingang in der Mittelachse der Westwand erschlossen.²⁰ Eventuell lag der Eingang um eine Stufe erhöht, die so den Übergang vom etwas unterhalb liegenden Kirchhofsweg in das Gebäudeinnere ermöglicht haben könnte. Alter-

Giebelkreuzes vgl.: Azzola, F. K., Schwitalla, G., Pein, H., Das Steinkreuzfragment von Nieder-Albach, in: hessenArchäologie, Wiesbaden 2012

18 Vgl. Rekonstruktionen der Kirchen v. Hausen, Lich und Bilstein, bei WZ-Nauborn

19 Lesefunde im Winter 2010 wiesen Bruchstücke von Dachschiefer und Dachziegeln auf.

20 Ob es auch, wie häufig bei diesem Bautyp, einen Nebeneingang im Süden gab, bleibt ungeklärt.

nativ dazu kann - bauzeitlich oder nachträglich als Anbau - eine Art Windfang vor den westlichen Eingang gebaut gewesen sein.

Wahrscheinlich lag der Altarraum im Chor um eine Stufe erhöht gegenüber dem Gemeindesaal und war von ihm durch einen Chorbogen optisch geschieden. Vielleicht gelangte durch eine hochliegende Fensteröffnung im Osten, eventuell zusätzlich durch je eine kleinere Öffnung im Süden und Norden des Chors, Licht in den Innenraum. Anzunehmen ist, dass der Saal durch die Öffnungen hochliegender kleiner Rundbogenfenster Licht erhielt. Saal und Chor besaßen wohl eine Flachdecke als Raumabschluss.²¹ Der Innenraum war verputzt und wird farbig angelegt gewesen sein. Ob figürlicher oder ornamentaler Wandschmuck zur Ausstattung zählte, lässt sich heute nicht mehr rekonstruieren.

Die Zuordnung von zeitlich eingrenzenden Merkmalen des Gebäudes ist aufgrund der bisher spärlich vorliegenden Quellen nur annähernd möglich. Aus bau- und kunsthistorischer Perspektive zählen Rechtecksäle mit Rechteckchören nach den Rundkirchen typologisch zu den ältesten Raumformen christlicher Sakralarchitektur. Sie finden sich bereits vor dem 10. Jahrhundert und wurden in ähnlicher Form bis ins hohe Mittelalter errichtet. Ihre Größe und Gestaltung hängt von der individuellen politischen und finanziellen Potenz der Auftraggeber ab. Da über Gestalt und Schmuckformen der Kirche in Nieder-Albach heute keine Informationen vorliegen, fallen diese Hilfsmittel zur zeitlichen Einordnung weg. Eine Datierung der Nieder-Albacher Kirche über die allgemeine, in das Hoch- oder Spätmittelalter hinausgehende, ergibt sich neben der vorliegenden Grundrissform aus der Quellenlage. Der Ort Nieder-Albach wird in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts erstmals archivalisch erwähnt und in der Mitte des 16. Jahrhunderts als wüst beschrieben. Es ist davon auszugehen, dass etwa zur Zeit der Ersterwähnung des Ortes auch die Kirche genutzt wurde und mit seinem Wüstfallen auch diese offengelassen wurde. Ob das Alter der Kirche über die dadurch greifbaren etwa 300 Jahre vermutlicher Nutzung hinaus erweitert werden muss, könnte eine professionell durchgeführte archäologische Grabung möglicherweise klären.

Falls aus den Reihen der Leserschaft zusätzliche Informationen zur Grabung der Kirchenruine Nieder-Albach bekannt sind, bittet die Autorin um Mitteilung.

21 Die Möglichkeit eines zum Dachwerk hin offenen Saals ist nicht auszuschließen aber eher unwahrscheinlich und für den mittelhessischen Raum für kleine Dorfkirchen nicht überliefert. Ein kreuzgrat-, oder später evtl. rippengewölbter Chor ist nicht auszuschließen aber weder über Funde, Befunde noch bautypologisch begründbar. Die meisten dörflichen Saalbauten dieser Bauzeit schlossen im Chor mit einer Flachdecke. vgl. Janson, F., Romanische Kirchenbauten im Rhein-Main-Gebiet und in Oberhessen, Darmstadt, Marburg 1994, S. 30

Die Guillotine des Schinderhannes 1843 in Gießen im Einsatz

ROLF HAASER

In einem 1828 entstandenen Bruchstück der „Reise von München nach Genua“ erinnert sich Heinrich Heine an eine Begegnung mit Anhängern der „Giessener Schwarzen“, einer radikalen demagogischen Studentengruppe, die sich während der Befreiungskriege unter Gefolgschaft der Brüder Karl und August Follen gebildet hatte. Der engere Kern dieser Verbindung bezeichnete sich selbst als „Unbedingte“ und begriff sich als Elite und Speerspitze des politischen deutschen Studententums um 1814. Ihr Markenzeichen war die dunkle, altdeutsche Tracht, die als äußerlich sichtbares Bekenntnis zum Deutschtum zu verstehen war. Sie spielten eine starke Rolle auf dem Wartburgfest 1817 und der damit zusammenhängenden Gründung der Urburschenschaft in Jena. Ihre Teutomanie speiste sich aus einer radikalen Ablehnung alles Französischen und enthielt auch, in einem geringeren Maße, judenfeindliche Elemente.¹ Heine überzieht den bizarren und grotesken Patriotismus dieser „schwarzen Sekte, die von Deutschtum, Volkstum und Ureihelfraßtum die närrischsten Träume ausheckte und durch noch närrischere Mittel auszuführen gedachte“, mit scharfzüngigem Spott und berichtet in diesem Zusammenhang, wie er bei einem Treffen „jener schwarzen Narren“ Zeuge einer gruppeninternen Diskussion darüber wurde, ob in Zukunft in Deutschland das Schwert oder die Guillotine bei Hinrichtungen gebraucht werden solle. Dabei sei man nicht einig darüber geworden, welches die dem Deutschtum angemessenere Hinrichtungsmethode sei, „indem die Einen meinten, das Schwert sei das Altdeutsche, die Andern hingegen behaupteten, die Guillotine könne man immerhin anwenden, da sie eine deutsche Erfindung sei und sonst ‚die welsche Falle‘ geheißen habe.“²

Ironischerweise sollte die Stadt, in der die Brüder Follen ihre Jugend- und Studentenzeit verbrachten, der erste rechtsrheinische Ort werden, an dem Jahrzehnte später die Guillotine tatsächlich zum Einsatz kam. Das Ereignis erregte überregionales Aufsehen, zumal es sich dabei um die authentische Guillotine aus

1 Rolf Haaser. „... der Herd des studentischen Fanatismus und Radikalismus“ Die Universität Gießen und das Wartburgfest. In: Burghard Dedner (Hg.), *Das Wartburgfest und die oppositionelle Bewegung in Hessen*. Marburg 1994, S. 31-77. – Rolf Haaser, *Politische Verfolgung und Autodafé auf dem Wartburgfest 1817 aus Gießener Perspektive*. MOHG NF 79 (1994) S. 145-193. – Vgl. dazu jetzt auf neue archivalische Funde gestützt: Christa-Irene Nees, *August Friedrich Wilhelm Crome: Man kann nicht alles seyn, jeder muß seinen Beruf fühlen. Meiner liegt in der großen Welt. Zum Selbstverständnis eines umstrittenen Professors um 1800*. Diss. Gießen, S. 315-319, 452, 472.

2 Heinrich Heine. *Sämtliche Werke. Supplementband. Letzte Gedichte und Gedanken*. Hamburg: Hoffmann und Campe 1869, S. 281.

der Mainzer Revolutionszeit handelte, mit der auch seinerzeit der berüchtigte Räuberhauptmann Schinderhannes hingerichtet worden war.

Die Neue Würzburger Zeitung, die schon vorher in zwei Kurzmeldungen auf das Ereignis aufmerksam gemacht hatte,³ brachte in der Nr. 45 vom 14. Februar 1843 einen ausführlichen Korrespondentenbericht:

(Großh. Hessen.) Aus dem Großherzogthum Hessen, 19. Febr. (Priv.-Corr.) Die erste öffentliche Hinrichtung durch die Guillotine, welche vor einigen Tagen zu Gießen stattfand, glich einem das ganze Land erregenden Ereignisse. Erst seit zwei Jahren nämlich ist die in der Verfassungsurkunde versprochene Vereinbarung der Gesetzgebung und Prozeßordnung, anfänglicher Weise in Bezug auf den Strafcodex in Erfüllung gegangen. Man entwarf damals ein peinliches Strafrecht für Rheinhessen, Oberhessen und Starkenburg zusammen, welches, jedoch mit Belassung des inquisitorischen Verfahrens auf dem rechten, und der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und der Schwurgerichte auf dem linken Rheinufer, den Kammern in ihrer jüngsten Sitzung vorgelegt und von denselben adoptirt wurde. Mit Einführung dieses neuen, namentlich für Oberhessen und Starkenburg sehr neuen Strafcodexes erloschen nun alle übrigen Todesstrafen außer der Guillotine. Der Gießener Kindeschänder sollte der erste seyn, welcher unter dem Pariser Mordbeile zu fallen hatte, und mußte daher das Mainzer Exemplar, berühmten Andenkens, schon aus der Revolutionszeit und durch den deutschen Banditen Schinderhannes, dessen Gefängniß vor dem Mainzer Gauthore innerhalb der Festungsmauer selbst noch jetzt gezeigt wird, nach Oberhessen transportirt werden. Die Guillotine soll in Gießen stehen bleiben und vermuthlich für Mainz eine neue auf Staatskosten erbaut werden. Die Eifersucht, welche trotz aller Fusion und aller Anstrengung der Regierung immer noch zwischen Rheinhessen und den beiden andern Provinzen namentlich in Bezug auf die sogenannten französischen Institutionen obschwebt, wurde treffend durch einen Mainzer Karnevalswitz dargestellt, indem ein Mitglied der sogenannten Ranzengarde zu dem andern sprach: „Alles holen sie uns noch hier üben, alle unsre Institutionen schleppen sie noch über den Rhein, jetzt holen sie die Guillotine.“ Wenn nun auch mit der Neuheit des Mordinstrumentes vielfach die Neugierde der Umgegend Gießens und der Wetterau entschuldigt werden mag, so gestehen wir doch, daß es uns mit tiefster Wehmuth erfüllte, als Gießen am Tage der Hinrichtung den Anblick eines Jahrmarkortes gewann, als eine

3 Neue Würzburger Zeitung Nr. 37 (6. Februar 1843) und Neue Würzburger Zeitung Nr. 42 (11. Februar 1843). – Über die Gießener Guillotininierung berichtet ebenfalls das Wochenblatt für die Bezirke Zweibrücken, Homburg und Cusel, Nr. 18 (10. Februar 1843).

Kirchweihfülle von Menschen erblickt wurde, die post festum nicht sogleich wieder verrann, sondern die sich nun erst ein Fest machte. An Betrunkenen, Controversen u. dgl. fehlte es nicht. [...].

Der zuständige Gießener Untersuchungsrichter war der heute vor allem wegen seiner Schrift über den Tod Friedrich Ludwig Weidigs⁴ bekannte Karl Friedrich Noellner (1803-1877). In seinem 1858 bei Cotta in Stuttgart und Augsburg erschienenen Buch „Criminal-psychologische Denkwürdigkeiten. Für gebildete aller Stände“ kommt er auf den Seiten 121-125 auf einige nähere Umstände der Gießener Hinrichtung zu sprechen:

Es war das erstemal, daß die Guillotine unter deutscher Gesetzgebung auf die rechte Rheinseite gebracht wurde. Es kam darauf an, daß sie prompt und exakt in Folge des neuen Gesetzes sich bewähre. Auf einem weiten Platze wurde sie aufgestellt, die mechanische Verrichtung erprobt. Zur Stunde der Vollziehung fielen dichte Flocken von Schnee; man mußte die Fugen, in welchen sich das große Fallbeil bewegt, bedecken, damit es ungehindert wirke. Mainzer erfahrene Scharfrichter erwarteten den Delinquenten. Bei seiner Ankunft ward der, schon vorher mit der sog. Toilette versehene von ihnen in Empfang genommen, gebunden, an das Brett geschnallt, dieses umgelegt und unter das oben blinkende Beil geschoben. In einem Augenblicke hatte der Henker die Banden des Beils gelöst und der Kopf war vom Rumpfe getrennt. Wer menschlich fühlt, muß an einem solchen Orte, unter solch' unmenschlichen Umständen, mit Trauer über eine Gerechtigkeit erfüllt seyn, welche im Blute des Verbrechers endet. Man denkt dort anders, als am grünen Tische des Gesetzgebers!

Unter dem Schaffote hatten sich Mitglieder der medicinischen Facultät eingefunden, um sofort den Kopf zu beobachten und nervenphysiologische Versuche anzustellen; aber der Kopf war in dem etwas zu engen ledernen Schlauche, durch welchen er nach dem Falle des Beils zur Erde geleitet wird, hängen geblieben und fiel erst durch das nachrinnende Blut beschwert hindurch. Die unten Harrenden hatten erschreckt ihren Standpunkt verlassen, weil sie die Execution für mißglückt gehalten hatten, als der Kopf ausblieb.

Eine den Tag vor der Hinrichtung ausgesprochene Befürchtung des Verurtheilten hatte diesem zufälligen Hindernisse eine merkwürdige Bedeutung verliehen. Der Untersuchungsrichter

4 Friedrich Noellner. Actenmässige Darlegung des wegen Hochverraths eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens gegen Pfarrer D. Friedrich Ludwig Weidig. Darmstadt: Leske, 1844.

hatte sich zu dem Verurtheilten in das Gefängniß begeben, um ihn zu erheben und zu reumüthiger Duldung zu stimmen. Dieser, ein Handwerksbursche aus Hannover, hatte manche Reise gemacht und war auch nach Straßburg gekommen. „Hier war es — so erzählte er bei jener Gelegenheit — daß ich von einer unwiderstehlichen Neigung ergriffen wurde, eine Guillotine zu sehen. Ich hatte davon gehört und Hinrichtungsszenen gelesen und war neugierig das Instrument zu sehen. Nach sorgfältiger Erkundigung gelangte ich zu dem Scharfrichter, welcher mir gegen eine Belohnung die Guillotine zeigte und deren Gebrauch im Einzelnen erläuterte. Da ich nun mit einer Guillotine gerichtet werden soll, so kenne ich die Operation genau.“

Als der Untersuchungsrichter absichtlich, um jenen Ideengang zu verfolgen, einen geringen Zweifel andeutete, beschrieb der Verurtheilte den Hergang speciell und demonstirte das Anbinden, Hinschieben u. s. w. mit seinem Körper. Er legte sich auf den Boden der Stube, und ahmte jeden einzelnen Akt mit schrecklicher Treue nach. Als ihm zu seinem Troste bemerkt wurde, er habe sich hiernach selbst überzeugt, wie leicht und rasch die Operation vollbracht werde, erwiderte er: „Ja das ist richtig! aber es ist mir nur bange, daß mein Kopf in dem Sacke stecken bleibt!“ „Dieß wird sicher nicht geschehen — antwortete der Untersuchungsrichter — darüber macht Euch keine Sorgen, Ihr würdet ohnedieß nichts davon empfinden.“ Er sprach darüber mit dem Scharfrichter, welcher versicherte, daß noch nie ein solcher Anstand vorgekommen sey, obgleich schon 25 Personen, namentlich Schinderhannes und Genossen mit dieser Maschine geköpft worden seyen — und dennoch ward die besorgliche Ahnung des unglücklichen Verbrechers wahr! Das Leder der Oeffnung des Schlauches war durch die Zeit etwas eingeschrumpft, und dadurch das Durchfallen des Hauptes erschwert. Der Ahnende hatte die Maschine und deren traurige Beigaben vor seiner Hinrichtung nicht gesehen.

Wir überlassen den Leser seiner Betrachtung über die Sonderbarkeit des Zufalls zwischen Ahnung und Erfüllung.



*„Französische Guillotine, Modelljahr 1796,“
Foto Privatbesitz Mark Scheibe. Mit freundlicher Genehmigung des Eigentümers.*

Die Auflösung des Gießener Frauenvereins im Jahre 1815

Nachtrag zum Beitrag: Frauen in Gießener Vereinen im 19. Jahrhundert im Band 2010

LUDWIG BRAKE

Bei allen Forschungen ist es ratsam stets eine Grundregel des wissenschaftlichen Arbeitens zu beachten, die besagt man soll keine Ergebnisse für endgültig halten. Gerade für die Gießener Frauengeschichte – ein Thema, das bisher nur in Ansätzen bearbeitet ist, – erweist sich diese Vorsicht, bezogen auf die Einschätzung der Dauerhaftigkeit eigener Forschungsergebnisse als besonders sinnvoll. Denn vor einiger Zeit ist durch einen Darmstädter Forscher eine Entdeckung gemacht worden, die dem Wissen um die Gießener Frauenvereine einen völlig neuen Aspekt hinzufügt. Er stieß auf einen Gießener Frauenverein, der sich im Jahre 1815 aufgelöst hat. Dabei handelt es sich um den „Frauenverein in der großherzoglichen Provinz Hessen“. ¹

¹ Im Beitrag in den MOHG 2010 bin ich noch davon ausgegangen, dass sich die frühesten Frauenvereine in Gießen in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts nachweisen lassen. Nun ist durch die Entdeckung von Herrn Günther Bauer aus Darmstadt die Sachlage völlig geändert. Vgl. Großherzoglich Hessische Zeitung (fortan zitiert als GHZ) vom 10. Juni 1815.

B e i l a g e
zur Großherzoglich Hessischen Zeitung Nr. 3
R e c h n u n g
über die Einnahme und Ausgabe des Frauen-Vereins in der Großherzoglichen Provinz Hessen, von dessen Gründung an bis zu dessen Auflösung, nach einem Namen-Verzeichnisse sämtlicher Mitglieder in dieser Provinz.

Frauen-Vereins

in der Großherzoglichen Provinz Hessen,

Alphabetisches Namen-Verzeichniß

der Mitglieder des Frauen-Vereins in der Großherzoglichen Provinz Hessen.

- | | |
|--|--|
| <p>In Gießen.</p> <p>1. Frau Staatsauditeur Amend.</p> <p>2. — Professor Arens.</p> <p>3. — Kaufmann Adamus Wittwe.</p> <p>4. — Professor Walser.</p> <p>5. Demoiselle Walser.</p> <p>6. — Eleonore Walser.</p> <p>7. Frau Rentmeister Wang.</p> <p>8. — Hofkammerrath Wanja.
(NB, gestorben im Monat Oktober.)</p> <p>9. Demoiselle Helene Wanja.</p> <p>10. — Sophie Wanja.</p> <p>11. Frau Kostenmeister Becker.</p> <p>12. — Geheime Rätin Wenner.</p> <p>13. — Rentamtmännin Wott.</p> <p>14. Demoiselle Christine Wächner.</p> <p>15. — Louise Wächner.</p> <p>16. Frau Kaufmännin Wüding.</p> | <p>17. Frau Kaufmännin Wüding.</p> <p>18. — Rechnungsrätin Esner.</p> <p>19. — Geheime Regierungsrätin Crome.</p> <p>20. — von Derwall.</p> <p>21. — Professor Dieffenbach.</p> <p>22. Demoiselle Diez, ausgetreten im Monat Oktober.</p> <p>23. Frau Assessor, Eskeim, ausgetreten im Monat September.</p> <p>24. Demoiselle Elwert.</p> <p>25. Frau Hofkammerrath Emmerling.</p> <p>26. — Regierungsekretär Faber.</p> <p>27. — Hofkammerwalth Fabricius.</p> <p>28. — Beckermeister Gerber.</p> <p>29. Demoiselle Frech.</p> <p>30. Frau Hofkammerrätin Gerken.</p> <p>31. — Oberappellationsrätin von Grellman.</p> <p>32. — Hofgerichtsrätin von Grolman.</p> |
|--|--|

Abb.: Frauenverein 1815

Da sich dieser Verein ausweislich der vorliegenden Quelle im Jahre 1815 auflöste, ist es wahrscheinlich, dass es ihn bereits einige Zeit vorher gegeben hat. Von dem Zeitpunkt der Auflösung des Vereins ausgehend ist es nicht schwierig gewesen, das Gründungsdatum des Vereins zu ermitteln. In einer Beilage zur Ausgabe Nr. 3 der in Darmstadt erscheinenden Großherzoglich Hessischen Zeitung vom 19. März 1814 wird von der Errichtung eines Frauenvereins für das Großherzogtum Hessen berichtet.²

Freiheitskriege 1813/15

Schirmherrin und Stifterin dieses Vereins war die „Frau Großherzogin von Hessen“ in der Residenz Darmstadt. Und „um diesem Institute eine größere Ausdehnung zu geben“ wurden durch öffentliche Bekanntmachungen „alle Frauen des Großherzogthms einzuladen, sich jener Gesellschaft anzuschließen, oder sie wenigstens zu unterstützen, und sich Jede nach ihren Verhältnissen und Mitteln neuen Anspruch auf Dankbarkeit der leidenden Menschheit zu erwerben“.³

Ziel des Vereins sollte die „Linderung des durch den Krieg veranlaßten Elendes“ sein. Aus diesem Grund war die Dauer und Wirksamkeit „des Vereins (...) auf die des Krieges beschränkt“.⁴

In einzelnen erstreckte sich die Vereinstätigkeit auf folgende Gebiete:

² GHZ 19.03.1814.

³ GHZ 19.03.1814.

⁴ GHZ 19.03.1814.

„a) Für das im Felde stehende Großherzogliche Truppen-Corps den nöthigen Verbandstoff und einen gewissen Vorrath von Kleidungsstücken und Josaischen Suppen-Mehl aufzubringen (...), wenn dem augenblicklichen Mangel aus den Armee-Magazinen nicht abgeholfen werden kann“.

„b) Die im Lande befindlichen Lazarethe mit Verbandserfordernissen, mit Kleidungsstücken aber Gefangene, Verwundete überhaupt bedürftige Krieger zu unterstützen, welche in diese Gegend kommen.

„c) Die ganz armen Bewohner des platten Landes, welche an dem herrschenden Lazareth- und Nervenfieber erkranken, während der Genesung mit Lebensmitteln zu unterstützen“.⁵

Über die Vereinsverfassung lassen sich folgende Angaben machen: Vereinsentscheidungen wurden von einer Mitgliederversammlungen getroffen. Die Mitglieder „versammeln sich (...) von Zeit zu Zeit unter dem Vorsitze Ihrer Königlichen Hoheit, um alles was zum Wirkungskreise der Gesellschaft gehört, zu beraten“. Zwar hatte die Großherzogin bei diesen Versammlungen den Vorsitz inne, doch wollte Ihre königliche Hoheit, in die „freien Stimmrechte der Mitglieder“ nicht eingreifen. So jedenfalls sahen es die Vereinsstatuten vor. Die laufenden Geschäfte wurden von einem „engerer Verwaltungs-Ausschuß“ versehen. Er bestand aus „Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin, aus den Vorsteherinnen zu Darmstadt und dem Sekretär der Gesellschaft.“

Regionale Gliederungen hatte der Verein in allen Provinzen des Großherzogtums: in Westfalen, Hessen und in Starkenburg, wo eigene Provinzialgliederungen entstanden. Ihre Sitze waren in Arnstadt, Darmstadt und Gießen. Innerhalb der Provinzen fand eine weitere Untergliederung in mehrere Distrikte statt.⁶

Zu den Aufgaben und Pflichten der Distrikt-Vorsteherinnen in den einzelnen Provinzen gehörte es insbesondere „den Zweck der Gesellschaft möglichst zu befördern“. Sie hatten die Beiträge der Mitglieder in ihrem Distrikt in Empfang zu nehmen, und „Gaben aller Art, auch Geldgeschenke zu sammeln“, (...) „Quittung darüber zu ertheilen, die Geber aufzuzeichnen, ein genaues Verzeichnis ihrer Einnahmen zu verfertigen, und den gesammelten Vorrath von Zeit zu Zeit an den Sekretär der Gesellschaft oder den Ausschuß der Provinz einzuschicken“.⁷ Dies galt nicht nur für die Residenzstadt, sondern mit gleichen Pflichten und Befugnissen wurden auch in den Städten Gießen und Arnberg und überall im Land Vorsteherinnen gewählt. Der Vorstand des Distriktvereins in Gießen bestand aus der Freifrau vom Stein, Helene Bansa, Sophie Bansa,

5 GHZ 19.03.1814. Damit war dieser Verein ein integrierter Bestandteil der hessendarmstädtischen Bemühungen im Kampf gegen die napoleonische Herrschaft.

6 GHZ 19.03.1814.

7 GHZ 19.03.1814.

Friedrike von Rau und dem Sekretär des Gießener Distrikts, dem Superintendenten Müller.⁸

Durch den Rechenschaftsbericht, der zum Zeitpunkt der Auflösung veröffentlicht wurde, kann man erkennen, welchen Geschäftsumfang die Vereinstätigkeit angenommen hatte. Seit der Gründung hatten die Einnahmen an Geld 2.420 Gulden aus Gießen und 1.653 Gulden aus den übrigen Orten der Provinz betragen. Insgesamt waren 4.073 Gulden eingenommen worden. Die Ausgaben in Gießen betrugen 2.420 Gulden.⁹

Da ebenfalls angegeben wurde wozu die Gelder im einzelnen Verwendung fanden, können die Tätigkeitsfelder dieses Frauenvereins klar umschrieben werden: In erster Linie halfen er notleidenden Kranken, unterstützte Witwen und Waisen, half Kriegsgeschädigten und gab Zuwendungen an „Reconvalescenten aus dem hiesigen Hospital, und an andere kranke, blessirte, aus der Gefangenschaft kommende Soldaten und Soldaten-Weiber“. Dies geschah durch Geldzuwendungen – Einmalzahlungen oder wöchentliche oder monatliche Unterstützungen – aber auch durch Sachzuwendungen, wie Hemden Strümpfe, Schuhe, Tuche und Garne aber auch durch Verabreichung von Verbandmaterial.¹⁰

Dies alleine kann schon als kleine Sensation gelten, weil bislang, die Gießener Frauengeschichtsschreibung stets 1852 als Datum für die Entstehung des ersten Gießener Frauenvereins nennt.¹¹ Für den neu nachgewiesenen, bisher frühesten Frauenverein in Gießen, ist noch ein weiterer Umstand als besonders hervorzuheben. Anders als bei anderen, späteren Frauenvereinen, lassen sich hier ganz präzise die einzelnen Mitglieder benennen. Das abgedruckte Verzeichnis enthält die Namen aller Mitglieder in der Provinz Hessen.¹² Von den insgesamt 277 genannten Mitgliedern kamen 136 Frauen aus Gießen. Die anderen Mitglieder kamen aus folgenden Orten:

Schotten	10	Vöhl	20
Eichelsachsen	13	Battenberg	13
Nidda	7	Fauerbach	1
Friedberg	1	Büdesheim	1
Gedern	3	Romrod	23
Langgöns	1	Alsfeld	17
Homburg v. d. Höhe	1	Stockhausen	6
Königsberg	9	Staden	15

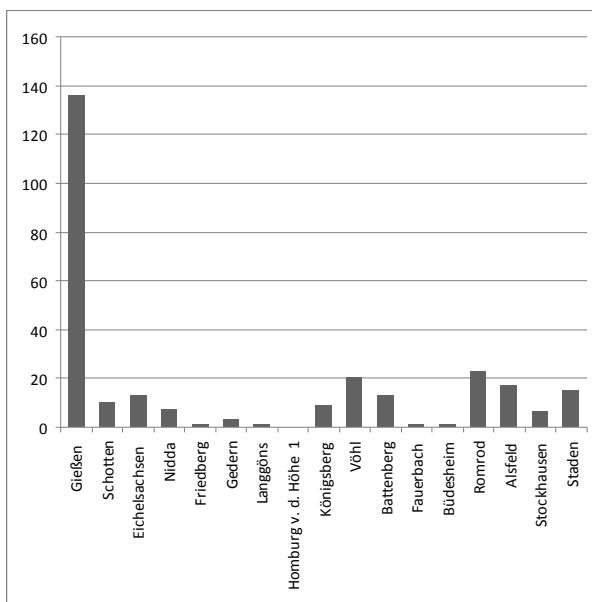
8 GHZ 19.03.1814.

9 GHZ 10.06.1815.

10 GHZ 10.06.1815.

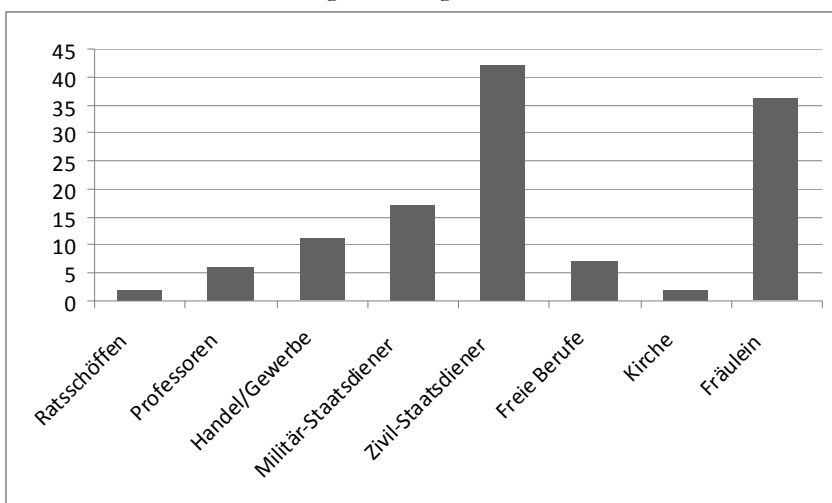
11 Dagmar Klein, Von der Wohltätigkeit zum politischen Engagement: Die Gießener Frauenvereine 1850-1933, hg. im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Gießen von Ursula Passarge, Gießen 2006.

12 GHZ 10.06.1815.



Verteilung der Frauenvereinsmitglieder in der Provinz Hessen um 1815

Damit liegt für diesen bislang frühesten Nachweis Gießener Frauenvereinstätigkeit eine Datenbasis vor, wie sie für die wenigsten Vereine im frühen 19. Jahrhundert vorhanden ist. Da in der Liste die Berufe der Ehegatten angegeben sind, kann man auch ungefähr die gesellschaftliche Zusammensetzung der Mitglieder rekonstruieren und erkennt einige Auffälligkeiten:



Gesellschaftliche Zuordnung der Gießener Frauenvereinsmitglieder

Natürlich erwartet man den hohen Anteil an Gattinnen von Staatsdienern und Militärangehörigen (Professoren = 6, Militär-Staatsdiener = 17, Zivil-Staatsdiener = 42, Kirche = 2), die in der Zeit des Freiheitskriege und danach zu den politisch aktivsten gesellschaftlichen Gruppen im Großherzogtum Hessen gehörten. Doch ist ebenso der große Anteil an „Fräulein“ oder „Demoiselle“ (36 = ca. 26% der Mitglieder) auffällig. Hier muss demnach mit einer nicht geringen Anzahl aktiver alleinstehender Damen gerechnet werden, die entgegen der bisher gültigen frauengeschichtlichen Thesen, schon im frühen 19. Jahrhundert ohne den Schutz und Rahmen einer Ehe aktiv an den Vereinstätigkeiten teilnehmen konnten und teilnahmen. Sie traten damit aus ihrer gesellschaftlichen Privatheit heraus und engagierten sich in dem genannten Verein, der öffentlich die Vereinsziele vertrat, und damit auch explizit politisch wirkte, was seinem Gründungszweck entsprach: die großherzoglichen Truppen im Kampf gegen Napoleon durch den Einsatz an der Heimatfront zu unterstützen. Mit dem Ende der kriegерischen Auseinandersetzungen hatte der Verein seinen Zweck erfüllt und löste sich auf.

1. Aktivitäten und Ausstellungen in der Antikensammlung

Jahresbericht aus der Antikensammlung 2010-2011

MATTHIAS RECKE

Dank der großzügigen finanziellen Unterstützung durch das Präsidium der Justus-Liebig-Universität konnte mit den dringend erforderlichen Restaurierungs- und Konservierungsarbeiten in der Münzsammlung begonnen werden. Die bislang in der Dauerausstellung im Wallenfels'schen Haus zu sehenden Stücke wurden zu diesem Zweck entfernt und von der Diplom-Restauratorin Birgit Schwahn fachkundig behandelt (Abb. 1).



Abb. 1a-b: Zwei der frisch restaurierten Münzen, die von der sizilischen Stadt Syrakus geprägt wurden.

Auch die restlichen Bestände der Münzsammlung wurden von ihr begutachtet und die erforderlichen Maßnahmen in Form eines Kostenvoranschlags taxiert. Die Arbeiten sollen im kommenden Jahr fortgesetzt werden. Diese Maßnahmen stehen im Zusammenhang mit der geplanten Erschließung und Aufarbeitung der Münzsammlung in Form einer auch online zugänglichen Datenbank. Da das letzte bestehende Inventarverzeichnis im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurde (oder kurz danach verschwand), ist dies für die wissenschaftliche Nutzung der Sammlung von größter Bedeutung. Die Gießener Münzsammlung lässt sich bis in das frühe 18. Jahrhundert zurückverfolgen und ist damit der älteste Bestandteil der Antikensammlung. Ihr bisheriger Umfang von 3710 Münzen, der größtenteils durch die Aktivitäten Johann Valentin Adrians (1793-1864) zustande gekommen war, konnte kürzlich durch das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst auf rund 4100 Exemplare erweitert werden (s. MOHG 95, 2010, 274).

Die frisch restaurierten Münzen wurden am 23. September 2011 erstmals wieder der Öffentlichkeit präsentiert, und zwar in Form einer Sonderausstellung im Museum im Spital Grünberg (Abb. 2). In der Geburtsstadt Friedrich Gottlieb Welckers, des Gründungsvaters der Klassischen Archäologie an der Universität Gießen, veranstaltete die Antikensammlung damit bereits zum dritten Mal eine Sonderausstellung, die eigens für das Grünberger Museum konzipiert wurde. Bis zum 15. Januar 2012 waren unter dem Titel „Bare Kunst. Meisterwerke im Miniaturformat“ rund 100 Münzen zu sehen, davon 30 in großformatigen Fotos. Ziel der Ausstellung ist es, antike Münzen nicht nur unter wirtschaftsgeschichtlichen und historischen Aspekten zu betrachten, sondern sie als originale Kunstwerke ihrer Zeit zu würdigen. Im Vergleich zu den heutigen Münzen erstaunen die ungeheure Plastizität und das Volumen in den nur Bruchteile von Millimetern tiefen Reliefs. Tausend Jahre Münzkunst sind durch herausragende Exemplare vertreten, die vom 6. Jh. vor Christus bis zum 4. Jh. nach Christus reichen. Die Ausstellung konzipierte Dr. Matthias Recke, Kustos der Antikensammlung, zusammen mit Dr. des. Philipp Kobusch. Zur Ausstellung ist ein reich illustrierter Begleitband erschienen.



Abb. 2: Blick in die Münz-Ausstellung „Bare Kunst“ im Museum im Spital Grünberg.

Am 28. Oktober 2011 wurde in Wetzlar eine Ausstellung mit dem Titel „Antike Kunst aus der Sammlung der Justus-Liebig-Universität. Die Gießener Antikensammlung zu Gast in den Städtischen Museen Wetzlar“ eröffnet. Bis zum 15. Januar 2012 wurden dort 120 Exponate aus der Gießener Antikensammlung gezeigt. Darunter originale Fundstücke aus der Bronzezeit, die der weltberühmte Archäologe Heinrich Schliemann in Troja ausgegraben hat, bemalte Keramikgefäße aus dem klassischen Athen, Terrakottastatuetten und kostbare Marmorreliefs aus der Zeit Alexanders des Großen, fragile Glasgefäße aus der römischen Kaiserzeit und hervorragende Zeugnisse des geheimnisvollen Volks der Etrusker. Diese Ausstellung wurde wie die Grünberger von Studierenden der Klassischen Archäologie der JLU unter Leitung von Kustos Dr. Matthias Recke erstellt. Auch hier erschien eine Begleitbroschüre.

2. Schenkungen und Neuerwerbungen

Als am 16. Dezember 2010 im Wallenfels'schen Haus ein von Museumsdirektor Dr. Friedhelm Häring herausgegebener Katalog zur Tibet-Sammlung Beer vorgestellt wurde, hatte Eva Pflästerer, die Nichte des jüngst verstorbenen Gießener Juristen und Sammlers, eine Überraschung parat: Aus dem Besitz Heinrich Beers (1910-2009), der nicht nur das Oberhessische Museum, sondern auch die Antikensammlung bereits wiederholt mit reichen Schenkungen bedacht hatte (zuletzt mit seiner Sammlung antiker Gläser, s. MOHG 94, 2009, 243), überreichte sie eine Sammlung antiker Gemmen und gravierter Ringsteine. Diese ergänzen hervorragend die im Tibet-Katalog als Anhang abgebildeten anatolischen Siegelsteine, die Beer zusammen mit frühbronzezeitlicher Keramik bereits Mitte der 90er Jahre der Antikensammlung geschenkt hatte. Sobald die zumeist römisch-kaiserzeitlichen Schmucksteine aufgenommen und wissenschaftlich bestimmt sind, sollen sie der Gießener Öffentlichkeit vorgestellt werden. Weitere kleinere Schenkungen aus Privatbesitz umfassen eine Reihe von griechischen Miniaturgefäßen und Terrakottafiguren. Sie werden im kommenden Bericht aus der Antikensammlung ausführlicher gewürdigt.

3. Gießener Antiken unterwegs

Einige Objekte aus der Gießener Antikensammlung waren im Berichtsjahr wieder als Leihgaben in auswärtigen Museen und Sammlungen, um dort thematische Ausstellungen zu ergänzen. So bildete der etrusko-kampanische Skyphos (Abb. 3) mit der Darstellung des Perseus-Mythos (und dem abgetrennten Haupt der Gorgo Medusa) eine wichtige Ergänzung zu der Ausstellung „Schädelkult“ in den Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museen (2. 10. 2011 – 29. 4. 2012), die im Anschluss im Archäologischen Landesmuseum Schleswig-Holstein in Schloss Gottorf gezeigt wird.

Eine Auswahl von acht römisch-kaiserzeitlichen Bleitafelchen (Abb. 4), die als Votivgaben im Kult der so genannten Donaureiter dienten, sind vom 27. 8. 2011 bis 22. 1. 2012 in der Ausstellung „Mysterium Mithras - Ein antiker Geheimkult im Spiegel von Archäologie und Kunst“ im Römerkastell Saalburg bei Bad Homburg zu sehen.

Die bereits im Frühjahr 2010 mit großem Erfolg in Gießen gezeigte Ausstellung „Herakles & Co.“ (s. MOHG 95, 210, 270) wurde am 28.10.2011 im Stadtmuseum Jena eröffnet (bis 19. 2. 2012). Durch Zusammenarbeit mit der Antikensammlung der Universität Jena werden rund 160 Objekte – die Hälfte davon als Leihgabe der Gießener Antikensammlung – aus allen Bereichen des antiken Kunstschaffens gezeigt, die die Welt der Götter und Helden des antiken Griechenlands ins Zentrum stellen.



Abb. 3: Dieser Trinkebecher vom Ende des 5. Jhs. v. Chr. stammt aus einer Werkstatt in der Nähe von Neapel und zeigt die Enthauptung der Gorgo Medusa durch den griechischen Helden Persens.



Abb. 4: Eines der als „Donatreiter“ bezeichneten Votivtäfelchen aus Blei, das derzeit als Leihgabe der Gießener Antikensammlung in der Saalburg zu sehen ist.

Bereits am 4. 9. 2010, während der „Langen Nacht der Museen und Galerien“ in Münster, war die Gießener Ausstellung „Kult-Tisch. Kyprische Keramik im Kontext“ zu sehen, die anlässlich des 90. Geburtstages von Prof. Dr. Hans-Günter Buchholz im Frühjahr 2010 im Wallenfels'schen Haus in Gießen veranstaltet worden war. Im Sommer 2012 soll sie über einen längeren Zeitraum im Museum der archäologischen Sammlung der Universität Münster gezeigt werden.



Abb. 5: Der Marmorkopf stammt von einem attischen Hochrelief des späten 5. Jahrhunderts v. Chr. und weist große Ähnlichkeiten mit dem Fries des Erechtheions auf der Athener Akropolis auf.



Abb. 6: Das Fragment einer so genannten Campana-Platte aus Terrakotta zeigt einen mit Fell bekleideten Satyrn vor einem ländlichen Heiligtum.

4. Sonstiges

Neben den inzwischen auf 6 Bänden angewachsenen Reihe AKAMAS („Arbeiten zur Klassischen Archäologie – Mitteilungen aus der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen“) und drei Publikationen innerhalb der Reihe „Bilderhefte aus der Gießener Antikensammlung“ gibt es seit Sommer 2011 eine weitere Möglichkeit, dauerhafte Erinnerungen an die Antikensammlung zu erwerben: hochwertige Abgüsse antiker Objekte. Dabei handelt es sich um einen weiblichen Marmorkopf von einem attischen Hochrelief des späten 5. Jhs v. Chr., der große Ähnlichkeiten mit dem Fries des Erechtheions auf der Athener Akropolis aufweist (Abb. 5), um das Fragment einer so genannten Campana-Platte aus Terrakotta (Abb. 6), das einen mit Fell bekleideten Satyrn vor einem ländlichen Heiligtum zeigt, sowie um zwei Abgüsse, die einen historischen Bezug zur Geschichte der Gießener Antikensammlung besitzen: Das so genannte

Dresdener Schaulpielrelief (Abb. 7) und eine römische Statuette im Typus des berühmten „Kasseler Apolls“ (Abb. 8). Beide Gipse sind eng mit der Biographie Prof. Dr. Margarete Biebers verbunden und durch sie als Schenkung nach Gießen gelangt (s. MOHG 92, 2007, 351 ff.).

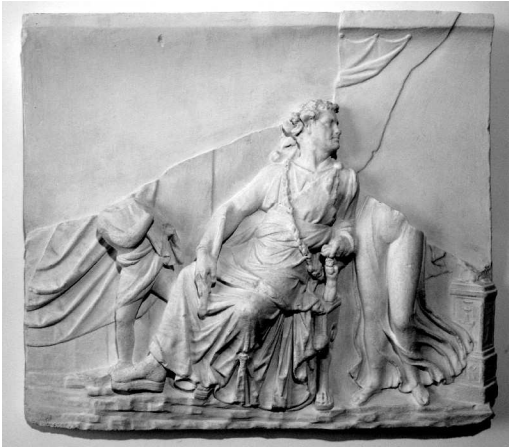


Abb. 7: Margarete Bieber hat über dieses Relief in Dresden 1907 ihre Promotion verfasst und die neuzeitlichen Ergänzungen abnehmen lassen. Der Abguss zeigt die antiken Bestandteile und mit dem kleinen Fragment rechts des Kopfes sogar mehr als das Original in Dresden.

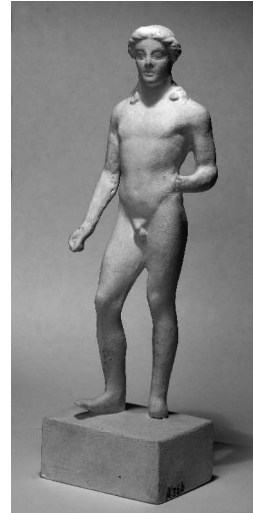


Abb. 8: Diese römische Kleinbronze war ein Geschenk Margarete Biebers an die Sammlung des Berliner Winckelmann-Instituts und ist seit dem Zweiten Weltkrieg verschollen. Der in Gießen erhaltene Abguss ist einmalig.

5. Zum Tod von Hans-Günter Buchholz

Der emeritierte Professor der Universität Gießen und langjähriger Leiter der Antikensammlung, Hans-Günter Buchholz (Abb. 9), ist am 24.6.2011 im Alter von 91 Jahren in Langgöns bei Gießen friedlich entschlafen. Buchholz, der am 24. 12. 1919 in Fürstenwalde/Spree (Berlin) geboren wurde, begann bereits während seiner Kriegsgefangenschaft in den USA mit dem Studium der Archäologie und Alten Geschichte, das er 1949 mit seiner Dissertation „Die kretische Doppelaxt“ in Kiel abschloss. Sein breites Forschungsgebiet vor allem in der kyprischen, mykenischen und minoischen Archäologie spiegelt sich in grundlegenden Publikationen wie „Altägäis und Altkypros“ (zusammen mit Vassos Karageorghis, 1971) und „Die ägäische Bronzezeit“ (1987) wieder. Seit

1969 war er bis zu seiner Emeritierung Leiter der Professur für Klassische Archäologie der Justus-Liebig-Universität Gießen.



*Abb. 9: Der Gießener Archäologe Hans-Günter Buchholz
(24. 12. 1919 - 24. 6. 2011) in der Gießener Antikensammlung.*

Ihm ist es in erster Linie zu verdanken, dass die Antikensammlung, die die Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs nahezu unbeschädigt überstanden hatte, in den Nachkriegsjahren aber zerstreut worden war, wieder zusammengetragen wurde. Auch das bis heute in Gebrauch befindliche Inventar wurde von ihm konzipiert. Etliche Antiken aus dem Vorkriegsbestand hat Buchholz erstmals publiziert und damit der Wissenschaft zugänglich gemacht. Außerdem sind ihm etliche Neuerwerbungen zu verdanken, darunter die große Masse der Gießener Zypernfunde, die er aufgrund seiner guten Kontakte zum zyprischen Antikendienst in den 70er Jahren für die Antikensammlung besorgen konnte. Bis zuletzt war Buchholz wissenschaftlich tätig. So veröffentlichte er 2010 eine substantielle Studie zum Kriegswesen in der von ihm seit 1967 herausgegebenen Reihe „Archaeologia Homérica“ und einen mit über 830 Seiten stattlichen Band zu den Nekropolen von Tamassos. Dort hatte Buchholz von 1970 bis 1981 mit Gießener Studenten und Kollegen gegraben. Der kyprischen Archäologie seither eng verbunden, verfolgte er mit großem Interesse und Hilfsbereitschaft den Beginn neuer Ausgrabungen des Gießener Instituts auf Zypern, die seit 2011 von Dr. Matthias Recke in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Karin Nys von der Vrije Universiteit Brussel durchgeführt werden. Die Universität Gießen, insbesondere das Institut für Altertumswissenschaften, wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Neues von den Gießener Friedhöfen

Restaurierte und wieder aufgestellte Skulpturen

DAGMAR KLEIN

Alter Friedhof: Marmorengel auf der Grabstätte Ferdinand Gail

Nachdem im Frühjahr 2009 der sanierte Galvano-Engel auf die Grabstätte Küchel zurückgekehrt war,¹ kam zu Jahresbeginn 2011 eine weitere Engelskulptur auf den Alten Friedhof zurück: der Marmorengel von der Familiengrabstätte Ferdinand Gail.²

Vor Jahrzehnten waren die Bruchstücke der mehrfach umgestoßenen Skulptur von der Familie in ihren Park in Rodheim (Biebertal) gebracht worden; wann genau, weiß offenbar niemand mehr. Im Gail'schen Park lagen sie über Jahrzehnte in einer Garage, um nach dem Verkauf des Anwesens an die Gemeinde Biebertal in einen Schuppen unterhalb des Weinbergs gebracht zu werden. Prof. Hans-Joachim Weimann, der die Familien- und Unternehmensgeschichte Gail aufarbeitet,³ hatte mich schon vor Jahren darauf aufmerksam gemacht und wusste auch vom veränderten Verbleib der Engelbruchstücke.

Einmal darauf aufmerksam gemacht, ergriff der Gießener Denkmalpfleger Joachim Rauch die Initiative, klärte die Besitzrechte und beauftragte den Bildhauer Martin Stein in Karlstein mit der Restaurierung. Dieser nahm sich der Engelskulptur behutsam an: Bruchstücke mussten zusammen gesetzt, Lücken ergänzt und kleine Teile neu geformt werden. Es handelt sich zwar um eine handwerkliche Anfertigung, so seine Einschätzung, allerdings war dies in der Zeit um 1900 eine serielle Produktion in italienischen Werkstätten. Ein ortsnaher Vergleich ist auf dem Alten Friedhof möglich: an der Südmauer auf der Grabstätte Rühl befindet sich ein verblüffend ähnlicher Marmorengel mit Siegespalme in der linken Hand.

Seit Februar 2011 erstrahlt der Engel auf der Gailschen Grabstätte wieder: in weißem Glanz vor schwarzer Rundbogennische. Und im Spätsommer wurde vor Ort auch das letzte Fragment noch angebracht: Die rechte Hand mit dem Zeigegestus nach oben (= Verweis auf Gott im Himmel), allerdings sind Zeigefinger und Daumen nicht mehr vorhanden.

1 Siehe Miszelle in MOHG 94 (2009).

2 Gießener Allgemeine Zeitung, 14.2.2011.

3 Siehe sein Beitrag in diesen MOHG, unter Miszellen.



*Der Gailsche Engel in einem Schuppen
des Gailschen Parks in Rodheim.
(Foto: Herbst 2009).*



*Der Marmorengel der Grabstätte Ferdinand
Gail hat als letztes Fragment auch seine
rechte Hand erhalten. (Foto Sept. 2011).*



*Der Engel kehrt aus der Restaurierungswerkstatt zurück auf seinen angestammten Platz: die
Familiengrabstätte Ferdinand Gail auf dem Alten Friedhof. (Foto Febr. 2011).*

Friedhof am Rodtberg: Kinderengel von dem Bildhauer Robert Cauer

Auch auf dem Friedhof am Rodtberg werden seit einigen Jahren historische Grabmäler im Auftrag der städtischen Denkmalpflege restauriert. Allein 2010 wurden nach Auskunft von Denkmalpfleger Joachim Rauch gut 50.000 € für zwanzig größere und diverse kleine Maßnahmen ausgegeben. Manchmal kommt es dabei zu Überraschungen wie im Fall des Kinderengels, der im Frühjahr 2011 in den westlichen Gruftarkaden auf einem neu angefertigten Sockel aufgestellt wurde.¹

Jahrelang stand der etwa ein Meter hohe Engel in den Gruftarkaden auf dem Friedhof am Rodtberg. Wegen der Sanierungsarbeiten des historischen Friedhofsgebäudes 2002/03 war er mit anderen Grabmalen ins Magazin gebracht worden. Dort wurde er vom städtischen Denkmalpfleger Joachim Rauch ‚befreit‘. Mit der Restaurierung wurde der Bildhauer Martin Stein in Karlstein beauftragt, der auch den Gail’schen Engel vom Alten Friedhof restaurierte (siehe oben).

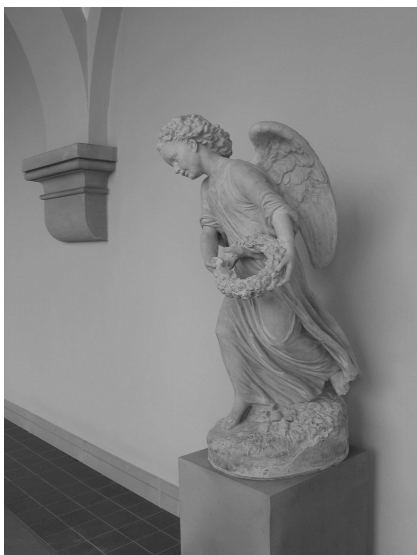
Bei der Säuberung der Skulptur trat die Signatur des Bildhauers zutage: R. Cauer. Damit kann der einst von Dr. Eva Broschek erstellten Aufzählung berühmter Bildhauer auf Gießener Friedhöfen² noch ein weiterer renommierter Name hinzugefügt werden. Einschlägige Lexika besagen, dass es sich dabei um ein Mitglied der renommierten Bildhauerfamilie Cauer aus Bad Kreuznach handelt. Allerdings gab es zwei Robert Cauer: den Älteren (1831-1893) und den Jüngeren (1863-1947), Onkel und Neffe. Eine Nachfrage bei der Cauer-Expertin Dr. Angela Nestler-Zapp, Direktorin des Museums in Bad Kreuznach, erbrachte die stilistische Einordnung in das Werk von Robert Cauer d.Ä.. Allerdings ist ihr ein Kinderengel in genau dieser Gestalt bislang noch nicht bekannt geworden. Ausgeführt wurde der Gießener Kinderengel laut Restaurator M. Stein in Ton, das bedeutet: Es hat eine Abgussform gegeben und vermutlich existier(t)en noch weitere Abformungen, von denen jedoch bislang keine bekannt ist.

Aus den Erinnerungen langjähriger Friedhofsmitarbeiter³ ergab sich, dass dieser Kinderengel von einem Gräberfeld auf dem Wiesecker Friedhof stammt, das in den 1950er Jahren abgeräumt wurde. Dort fand er noch eine Weile Aufstellung an anderer Stelle, bevor er zur Sicherung in die Gruftarkaden auf dem Rodtberg-Friedhof gebracht wurde. Schließlich fand sich auch der originale Sockel noch, der mittlerweile als Vogeltränke neben einer Bank auf dem Wiesecker Friedhof genutzt wird.

1 Gießener Allgemeine Zeitung, 26.4.2011.

2 Eva Broschek: Spuren der Berliner Bildhauerschule in Gießen, in: MOHG 80 (1995).

3 Dank an Dietmar Gick, Vorarbeiter beim Friedhofsamt, und an Hans Völzel, ehemaliger Friedhofsgärtner in Wieseck.



*Der Kinderengel für Lina Reineke, gefertigt von dem Bad Kreuznacher Bildhauer Robert Cauer, wurde in den westlichen Gruftarkaden auf dem Friedhof am Rodtberg aufgestellt.
(Foto: Febr. 2011)*



*Rückseite des originalen Sockels, der sich noch auf dem Wiesecker Friedhof befindet.
Die Inschrift ist nur teilweise zu entziffern.
(Foto: Aug. 2011)*

Leider ist ein Teil der Inschrift unleserlich, zu entziffern war noch: *Hier ruht Lina Reineke / geb. 8. März 1879 / gest. x5. Nov. 18xx*. Auf der Rückseite: *Es ist bestimmt in Gottes Rat / dass man vom Liebsten / was man hat / muss scheiden*.

Zur Auftragsfamilie konnte im Wiesecker Kirchenbuch⁴ und über die Personenstandskarten im Stadtarchiv Gießen Folgendes in Erfahrung gebracht werden:

Friedrich Ludwig Reineke (geb. am 14.6.1874 in Gießen) heiratete in Wieseck am 10.2.1906 Elisabeth Müller (geb. 19.3.1883 in Wieseck), das Ehepaar blieb ohne Kinder. Offenbar wohnten die Eltern in Wieseck, der Vater Karl Konrad Reineke (geb. 1843) arbeitete als Lithograf/Steindrucker in Gießen. Friedrich wählte denselben Beruf und brachte es zum Druckereibesitzer. Seine Mutter Elise, geb. Horn aus Gehrden/Niedersachsen, lebte als Witwe seit dem 3.10.1908 bis zu ihrem Tod am 4.2.1935 in seiner Familie (Roonstr. 28, Gießen).

Auf der Personenstandskarte der Eltern ist noch eine Tochter Lina (geb. 1879) eingetragen, die später nicht mehr genannt wird. Auch wenn sich das Todesdatum nicht abschließend klären ließ, so ergibt sich doch, dass dieser zauberhafte Kinderengel für die früh verstorbene Tochter bzw. die kleine Schwester Lina errichtet wurde. Damit folgt die Wahl des Motivs der kulturellen Tradition: Kinderengelskulpturen wurden zum Gedenken für früh verstorbene Kinder gesetzt. Und es fügt sich auch in die Schaffenszeit von Robert Cauer d. Ä. ein.

Als Oldtimer Novitäten waren Autos von Wilhelm und Georg Gail

HANS-JOACHIM WEIMANN

Georg Edward schrieb in den Erinnerungen an die ersten zwanzig Jahre seines Lebens (1869 bis 1889): *Mitten zwischen unschönen, engbrüstigen Häusern und herrlichen Gärten, die innerhalb und außerhalb der Stadt lagen, bin ich aufgewachsen. Gießen war im wahrsten Sinne des Wortes eine Gartenstadt. Da nicht überall Bürgersteige vorhanden waren, gewöhnte man sich daran, mitten auf dem Fahrdamm zu gehen, und es wurde behauptet, man erkenne die Gießener in jeder größeren Stadt daran, daß sie nicht zu wissen schienen, wozu Bürgersteige vorhanden seien, weil sie auch dort mitten auf der Straße marschierten. Wir Kinder konnten ungefährdet mitten auf der Straße spielen und wurden nur selten durch einen von Kühen gezogenen Bauernwagen gestört. Manchmal verscheuchte uns allerdings die einzige herrschaftliche Equipage, die es in der Stadt gab und die der Familie Gail gehörte, oder eine Mietskutsche des alten Huhn, dessen Hof sich in der Judengasse gerade neben den meinem Vater gehörigen Gebäuden befand.*

4 Dank an Ursula Schroeter, Vorsitzende des Heimatkundlichen Arbeitskreises Wieseck.

Allmählich wurde dann das Straßenvergnügen der Gießener Bevölkerung durch Autos gemindert. Im Jahre 1907 kaufte der an technischen Neuerungen sehr interessierte Fabrikant Wilhelm Gail sein erstes Auto. Das war das Jahr, in dem die wegen zunehmender Unfallflucht hier und da für Fahrräder erprobte Kennzeichnungspflicht allen KFZ-Haltern auferlegt wurde. Damals sind im Deutschen Reich 10.115 Autos angemeldet worden. Ihre Zahl je Flächeneinheit hat sich seither auf das 6000-fache vermehrt. Der Kommerzienrat erwarb bei der Nürnberger Motorfahrzeuge Fabrik Union (Maurer-Union) einen 2-Zylinder Tonneau-Wagen¹ Typ III mit 6-11 HP² für 8330 Mark und ließ seinen Kutscher Genne bei der Herstellerfirma als Chauffeur ausbilden.³ Das mit dem Kennzeichen „VO 338“⁴ zugelassene, viersitzige Cabriolet erreichte eine Höchstgeschwindigkeit von 40 km/h. Nach dem Haftpflichtversicherungsvertrag ist zu vermuten, daß der Kommerzienrat gelegentlich das Steuer auch selbst in die Hand genommen hat. Eine fröhliche Gesellschaft hat im Jahre 1909 ausprobiert, wie viele Personen auf das Auto gedrängt werden konnten.



Seinen nicht minder autobeegeisterten Sohn und Nachfolger Georg wollte Wilhelm Gail mit einem Auto zum Studienerfolg als Jurist motivieren. Im September 1907 notierte er: *Gelegentlich eines gemeinschaftlichen Besuchs der Nürnberger Ausstellung im Herbst 1906 gab ich meinem Sohn Georg eine Gutschein für einen kleinen*

1 Offen mit Klappverdeck.

2 Englisch für Pferdestärke.

3 Memorialbuch 1904-1913 P 86.

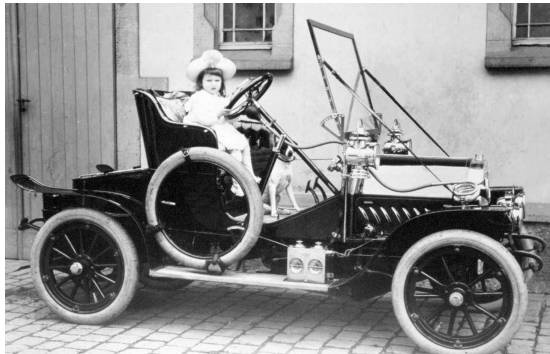
4 „V“ (römisch 5) für Hessen, „O“ für die Provinz Oberhessen.

Einzylinder Maurer Union Wagen zur Einlösung nach bestandenen Referendar- und Doktor Examen. Georg hat zu meiner herzlichsten Freude am 5. Oktober⁵ sein Referendar Examen bestanden. Als Ausdruck meiner dankbaren Anerkennung und zur Aneiferung für seine Doktorarbeit gestattete ich Georg, sich einen Zweizylinder Maurer Union Wagen zu bestellen und als meinen Beitrag dazu über M 3000,- zu verfügen.⁶ Ein erstes Modell der Maurer-Union war für Ärzte konzipiert. Es wurde in der Werbung als „Doktorwagen“ bezeichnet. Im nächsten Jahr wurde der Dokortitel verliehen,



das Auto am 3. April ausgeliefert. Das nebenstehende Bild zeigt das Auto bei einer Rast auf einer Landstraße mit Georg Gail, Chauffeur und neugierigen Dorfbungen.

Die Voiturette ist auch zusammen mit der 21 Jahre jüngeren Halbschwester Marianne und dem Haushund „Fips“ fotografiert worden.

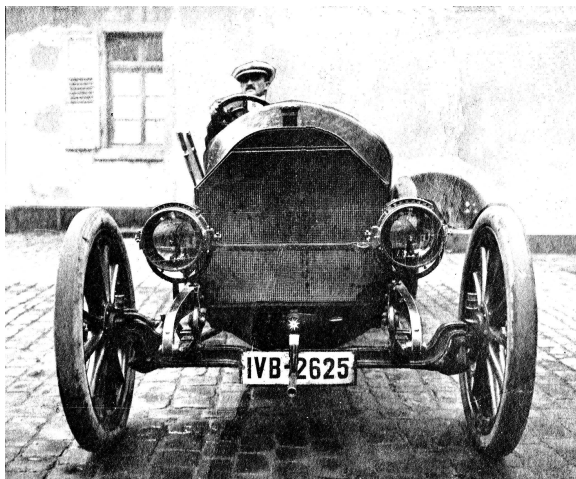


Dr. Georg Gail hat alsbald einen Vetter, den zwei Jahre jüngeren Dr. med. Carl Gail aus Konstanz zu einer Autoreise eingeladen. Der Gast bedankte sich artig mit einem silbernen Miniatur-Ölkännchen „Carl Gail s. l. Vetter Georg z. Dank f. d. Autotour 1908“. Das Kännchen war auch als Spirituslampe verwendbar.

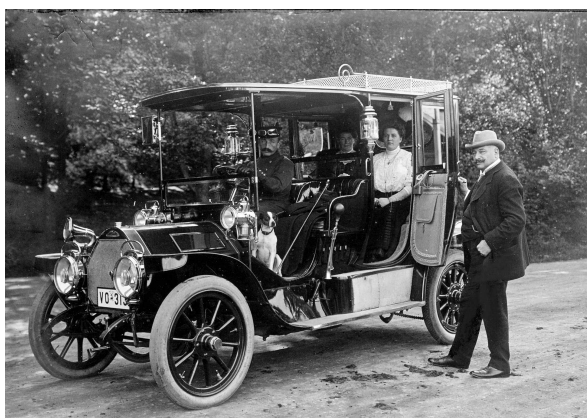
⁵ Datum nachträglich eingefügt.

⁶ Memorialbuch 1904-1913 P 92.

Der Vetter Carl hat sich dann einen englischen Sportwagen geleistet und ist damit bei der Verwandtschaft in Gießen vorgefahren. „IVB“ auf dem Nummernschild verweist auf das Heimatland Baden. Die Staaten im Deutschen Reich wurden damals mit römischen Ziffern bezeichnet, Provinzen mit großen Buchstaben. „IV“ bedeutete Baden, und „B“ bedeutete es auch.



Das 100-Jahres-Jubiläum der Gailschen Tabakfabrik wurde vom Kauf neuer Autos begleitet. Im Januar erwarb Geheimrat Gail bei der Firma Spitzner & Cie in Frankfurt ein „Benz-Chassis“, 14/30 HP, (Motor- und Wagennummer: 8943) mit Limousinen-Karosserie von Hoyler & Graupner, in den „Windschutz“ eingebauten elektrischen Seitenlaternen, Tempometer „Denta G 100“, Ducellier-Laternen, Velour-Matte, Verdeckgalerie, Gepäck-Reff und Wärmeflasche samt Plüsch-Überzug für 15.452 Mark.⁷ Das Auto wurde mit der Nummer „VO 313“ zugelassen. Ein Foto zeigt Wilhelm Gail beim Schließen der Tür neben seiner zweiten Ehefrau Antonie. Im Wagen sitzen auch der Chauffeur und die Hausdame sowie der „Fips“.



⁷ Memorialbuch 1904-1913 P 225 f. Der Jahreslohn eines Arbeiters lag damals bei 1400 (Gold)Mark.

Bald darauf gab Wilhelm Gail seine Maurer-Union-Limousine bei der „Neuen Automobil-Gesellschaft“ Berlin in Zahlung und erwarb dort ein „Chassis“ Typ K 4 (Fahrgestell-/Motornummer 4556/4931) mit Windschutzscheibe, Autouhr, Auspuffpeife und Voltmeter für rd. 6000 Mark.

Im Jahre 1911 war ein Oberhessischer Automobil-Club als Section des Frankfurter Automobil-Clubs gegründet worden. Gelegentlich der ersten Jahreshaupt-Mitgliederversammlung wurde zu einem Herrenabend im Hotel „Großherzog von Hessen“ geladen. Auf die Ansprache des Vorsitzenden folgten nach der Tagesordnung: „Verlosung, Benzingestank und Gedankensplitter“.

An der Veranstaltung teilgenommen haben die Herren Bauereibesitzer W. Bichler, Professor Böttcher (Mediziner, Beisitzer), Assessor Brapp, Hauptmann Busse (Beisitzer), Herr Dyckerhoff aus Frankfurt, Leutnant Ebel, Herr Eduard Engler (erster Vorsitzender des Frankfurter Clubs), Herr Fischer, Geheimrat Gail mit Sohn Georg (Fahrwart) und Schwiegersohn Freiherr von Löw, Herr O. Gräf, Herr Gutmann, die Herren C. und L. Lotz, Herr Mattes (Kassierer des Frankfurter Clubs), Bankdirektor Müller (Kassierer), Leutnant Müller, Herr E.

Niemann, Kommerzienrat Noll, Oberleutnant von Pentz, Dr. Reinewald (Erster Vorsitzender des Gießener Clubs), Rechtsanwalt Dr. Rosenberg, Kommerzienrat Schirmer, die Herren Fritz und C. Schlüter, Herr Schröder, Herr G. Schuchard, Dr. Seipp, Herr R. Wallenfels (Schriftführer), Herr E. Wegener. Der Erste Vorsitzende des Frankfurter Clubs saß neben Geheimrat Dr. Gail, dem er seine Speisekarte widmete: *In Erinnerung an gastliche Stunden im Hause Gail (Sohn) und in Erinnerung des ersten feierlichen Herrenabends an meinen verehrten rechten Nachbarn Herrn Geheimrat Gail diesem hiermit überreicht.* Aus der Namensliste ergeben sich Vermutungen über die Zahl der Gießener Personenkraftwagen und die Stellung ihrer Besitzer: Fabrikanten und andere Geschäftsleute, Angehörige freier Berufe, Offiziere, nur ein Professor.



*In Erinnerung an gastliche
Stunden im Hause Gail / Sohn!
und in Erinnerung*



Im nächsten Jahr gab es am 25. Januar ein Festmahl „zu Ehren des Allerhöchsten Geburtstags S. M. des deutschen Kaisers“. Es folgt das an diesem Abend aufgenommene Gruppenbild.

Oberhessischer Automobil-Club

(Sect. des Frankfurter Automobil-Clubs)
GIESSEN.



Festmahl
zu Ehren des Allerhöchsten Geburtstages S. M. des deutschen Kaisers
am 25. Januar 1913.

Der Oberleutnant der Reserve Dr. Georg Gail wurde am 20.11.1913 zum „Kaiserlichen Kraftfahr-Bataillon“ versetzt, der einzigen voll motorisierten Einheit des deutschen Militärs. Im Ersten Weltkrieg leistete das Bataillon Dienst in Frankreich, Polen, Litauen und Rußland. Dr. Gail war schließlich Hauptmann und Kompaniechef. Aus seinem Fotoalbum wurde ein Bild entnommen, das gelegentlich eines Appells am 8.10.1914 in Ketrzyn (Rastenburg) aufgenommen wurde. Dr. Gail hat sich darauf mit einem Kreuz gekennzeichnet.

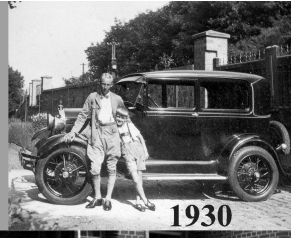


Aus der Nachkriegszeit bis zum Jahre 1930 gibt es in den Fotoalben vor Dr. Georg Gail zahlreiche Bilder von sechs verschiedenen Autos, von denen die schönsten in einer Collage vereinigt wurden. Die Jahresdaten der Aufnahmen sind in die Fotos hineingeschrieben worden.

Herzlich zu danken ist der Urenkelin und dem Urenkel von Wilhelm Gail, Frau Beatrix Langreuter und Dr. Michael Rumpf-Gail, sowie dem stets hilfsbereiten Stadtarchiv.



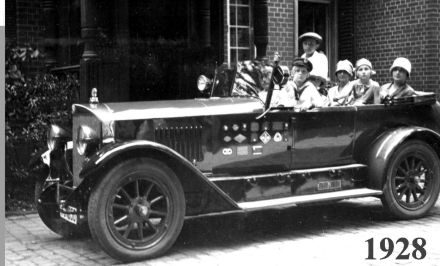
1929



1930



1929



1928



1929



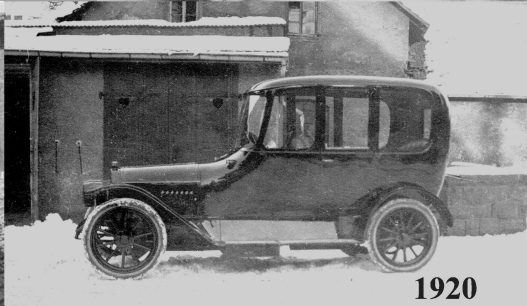
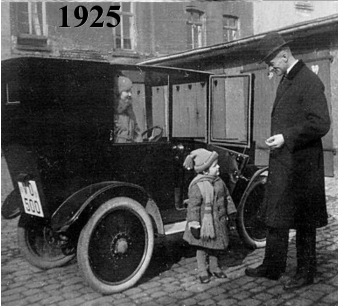
1927



1925



1926



1920

Die Poppe-Keller in Gießen

SUSANNE TRAUTWEIN-KELLER

Viele Bürger Gießens kennen die Firmengebäude der Gummifabrik Poppe am Leihgesterner Weg. Nicht so bekannt ist, dass sich hinter den Gebäuden ein relativ großer Park mit altem Baumbestand, Rasenflächen und Gemüsebeeten befindet. Ein großer Teil der Eschen und Ahorne wurzelt über circa 150 Jahre alten Kellern bzw. deren Überresten, die ursprünglich für die Gießener Actienbrauerei gebaut worden waren. In diesen hohen, teilweise kathedralenähnlichen Hallen lagerten die Bierfässer und das Eis für die Kühlung. 1911 ging das Gelände einschließlich der Keller in das Eigentum der Gummifabrik Poppe über.

Während des Zweiten Weltkrieges, wurden in Ermangelung „richtiger“ Bunker diese gemauerten ehemaligen Bierkeller mit etwas Erdüberdeckung als öffentliche Luftschutzkeller „in erster Linie für Frauen und Kinder“ („Der Untergang des alten Gießen“, 1994, S. 161) eingerichtet, so die Bekanntmachung der NSDAP Kreisleitung Gießen, Ortsgruppe Gießen-Süd. Die Anwohner hatten teilweise allerdings zu dieser Zeit schon Zweifel, ob die Räumlichkeiten genügend Sicherheit bieten würden.

Als am Nikolausabend 1944 um etwa 20 Uhr die Sirenen den Luftangriff auf Gießen ankündigten, suchten viele Anlieger aus den Straßen um das Gelände der Gummifabrik Schutz in den Poppe-Kellern. Erreichen konnten sie diese von der Ebelstraße und vom Günthersgraben aus. In Richtung Günthersgraben befand sich ein Eingang, von hier aus verteilten sich die Schutzsuchenden in die Kellerteile, die links und rechts vom Hauptgang abzweigten.

Die Firma Poppe war eines der industriellen Ziele in Gießen, die von den englischen Bombern ins Visier genommen wurden, da hier Gummiteile für kriegswichtige Fahrzeuge produziert wurden.

Die Kellermauern konnten teilweise dem Bombenhagel nicht standhalten. Und somit kam es nach Einschlägen in der Eingangsnähe zur Katastrophe. Etwa 100 Zivilisten wurden durch Bombentreffer getötet. Viele starben durch die direkte Gewalteinwirkung, anderen platzten die Lungenbläschen, weitere wurden verschüttet. Die Überlebenden konnten durch ein Einschlagsloch den Himmel beziehungsweise Flammen sehen. Als Ausweg aus den zerstörten Kellern blieb nur dieser Bombentrichter mit nachrutschenden Steinen, Erde und Bäumen. Hilfe kam, so die Aussage von Zeitzeugen, von den Zwangsarbeitern, die lange Leitern herunter ließen und den Bombenopfern nach oben halfen. Zurück blieben Tote und Verschüttete. Wie viele Opfer es am 6. Dezember 1944 im Poppe-Keller gab, konnte nicht gänzlich geklärt werden, es waren, so die verschiedenen Aussagen, über 100 Personen. In ganz Gießen einschließlich Kleinlinden wurden während des Angriffs am 6. Dezember 390 Menschen getötet, darunter auch viele Kinder. Im Buch „Der Untergang des alten Gießen“ wird von einem Zeitzeugen berichtet, dass bei diesem Angriff im Poppe-Keller auch zwei kleine

Mädchen umkamen, deren Vater Engländer war. Von diesem tragischen Einzelschicksal berichtete auch 50 Jahre später immer wieder eine mittlerweile verstorbene Anwohnerin der Ebelstraße, Frau Else Linkmann.



*Der verbliebene Keller der Gießener Aktienbrauerei liegt unter dem Fabrikgebäude
am Leihgesterner Weg.*

Die in Gießen verbliebenen Männer hatten die schwere Aufgabe die teilweise völlig entstellten Toten zu bergen. Tagelang lagen die Getöteten Wind und Wetter ausgesetzt im Poppe-Park. Manche Angehörigen erhielten nur Körperteile zur Beisetzung. Ob alle Opfer geborgen werden konnten, kann heute wahrscheinlich niemand mehr sagen.



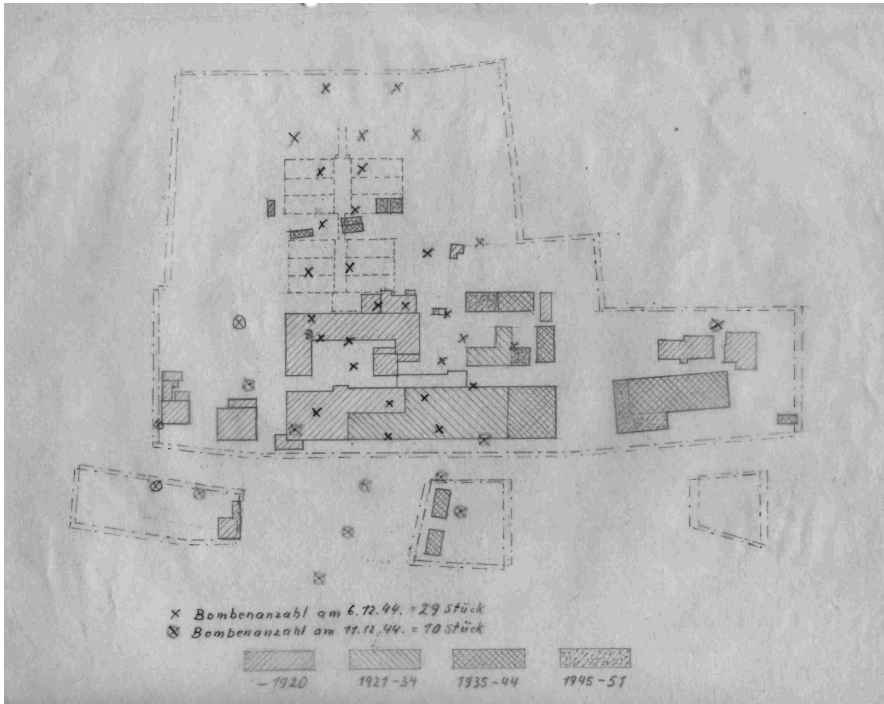
Ausschnitt einer Luftaufnahme der Engländer nach der Bombardierung Gießens. Die dunklen Punkte in der Bildmitte sind Einschläge auf dem Poppe-Gelände. (Foto: STAG).

Besonders dramatisch ist, dass die Wohnhäuser im Viertel weitgehend unbeschädigt blieben. Die Schutzsuchenden hatten für sich die falsche Entscheidung getroffen.

Nach dem Krieg wurde dort, wo das Eingangstor war, eine Mauer gezogen. Die zerstörten Kellerteile sind von außen heute nicht mehr erkennbar. Über den Kellern wachsen wieder Bäume. Eine Begehung der verbliebenen Keller war für die Bevölkerung 66 Jahre lang nicht möglich. Nun wird die Firma Poppe diesen Standort verlassen und es soll eine städtetypische Bebauung erfolgen, die über einen Bebauungsplan abgesichert werden soll.

Die Frage ist nun, was passiert mit dem Poppe-Park? Die Villa und der sich daran anschließende, parallel zur Ebelstraße verlaufende Grünstreifen sind denkmalgeschützt. Die Keller mit dem dazugehörigen Baumbestand sind es nicht.

Die Stadt Gießen reagierte auf Anregung aus der Bevölkerung mit einer Zeitzeugensuche und der Verabredung mit der Firma Poppe mehrere Begehungen der intakten Kellerräume anzubieten. Nachdem schon Zeitzeugen die Möglichkeit hatten, sich das Poppe-Gelände einschließlich der Gewölbekeller anzusehen, wurde am Tag des offenen Denkmals am 11. September 2011 zu öffentlichen Führungen eingeladen.



Skizze des Poppe-Geländes. Bombentreffer sind mit Kreuzen, die Keller gestrichelt dargestellt. Bei den vier oberen Kellern handelt es sich um die ‚Luftschutzkeller‘. (Stadtarchiv Gießen)

Hat man sich einmal in diesen Kellern aufgehalten, kann man sich gut vorstellen, warum so viele Menschen diese Räumlichkeiten den eigenen Kellern als Schutzraum vorzogen.

Das zukünftige Schicksal der Poppe-Keller und des Parks wird von den Eigentümern und den unterschiedlichen Behörden, wie der Stadtverwaltung Gießen, den Denkmal- und Naturschutzbehörden gemeinsam mit den politischen Gremien bestimmt. Da die Anwohner im Südviertel und viele Andere ein sehr großes Interesse haben, am Entwicklungsprozess beteiligt zu werden, wurde im Verein „Lebenswertes Gießen“ (<http://lebenswertes-giessen.com>) eine Arbeitsgemeinschaft gegründet, die sich des Themas annimmt. Bisher wurden Kontakte zur Stadtverwaltung, der Kirchengemeinde und zum Oberhessischen Geschichtsverein aufgenommen. Sehr aufschlussreich und berührend sind die Gespräche mit Zeitzeugen.

Nach Meinung des Vereins sind neben dem historischen Aspekt auch der ökologische und der stadtklimatische Faktor immens wichtig und in der von der Stadtverwaltung beschlossenen Bebauungsplanung entsprechend zu berücksichtigen.

Zu einem historisch angemessenen Umgang mit den Poppe-Kellern gibt es erste, nicht abgestimmte Denkmodelle. Möglich wäre eine Erinnerungsstätte. Berücksichtigt werden sollte, dass Gießen zwar enorme Kriegsschäden aufweist, es aber keine Möglichkeit für die nachfolgenden Generationen gibt, die dazugehörigen geschichtlichen Bezüge nachzuvollziehen. Die Poppe-Keller könnten diese Möglichkeit bieten, evtl. ergänzt durch ein überirdisches Museum, in dem Themen wie der Untergang des alten Gießen im geschichtlichen Gesamtzusammenhang behandelt werden sollten. Und es wäre sicherlich ein angebrachter Ort, um Gießener Industriegeschichte (Bierbrauerei, Poppe, Gail, Bänninger, Heyligenstaedt u.a.) darzustellen.

Die Poppe-Keller mit ihrer langen Geschichte einschließlich der tragischen Geschehnisse haben für Gießen und Umgebung eine besondere Bedeutung. Darum ist es nach Meinung des Vereins „Lebenswertes Gießen“ umso wichtiger, diese als Erinnerungsstätte für spätere Generationen zu erhalten und sie nicht aus kommerziellen Gründen einer Neubebauung zu opfern.

III. REZENSIONEN

Kontaktzone Lahn. Studien zum Kulturkontakt zwischen Römern und germanischen Stämmen, hrsg. v. Kai Ruffing, Armin Becker u. Gabriele Rasbach (Philippika. Marburger altertumskundliche Abhandlungen, 38), Wiesbaden: Harrassowitz 2010, VI, 180 S., 40 €

Die Funde und Befunde von Lahnau-Waldgirmes sind in ihrer Bedeutung für das Verständnis der römischen Germanienpolitik kaum zu überschätzen. Die Forschungen der letzten zwei Jahrzehnte haben geradezu sensationelle Ergebnisse hervorgebracht. Neben den beeindruckenden Einzelstücken, wie den Resten des vergoldeten Reiterstandbildes, hat der Fundplatz im Ganzen manches Puzzlestück zum großen Gesamtbild beigetragen und beispielsweise auch zu einer Rehabilitierung des griechisch schreibenden Historikers Cassius Dio geführt. Dieser berichtet von der Gründung römischer Städte (56,18,2) im rechtsrheinischen Germanien zur Zeit des Augustus und ist hierfür von der Forschung vor den Ausgrabungen bei Waldgirmes noch belächelt worden. Inzwischen spricht vieles dafür, hier eine dieser Städtegründungen festmachen zu können.

Bewundernswert und keineswegs selbstverständlich ist die mit einem Höchstmaß an Sorgfalt und Gründlichkeit gepaarte Geschwindigkeit, mit der die bedeutenden Ergebnisse der Grabungen Jahr für Jahr sowohl der breiteren Öffentlichkeit wie auch dem Kreise der Fachleute vorgelegt wurden. Dies ist in erster Linie Armin Becker und Gabriele Rasbach zu verdanken. Diese beiden Forscher haben zusammen mit Kai Ruffing auch den hier näher vorzustellenden Band herausgegeben.

Die Sammlung enthält insgesamt elf, zum Teil auf eine Konferenz des Jahres 2006 zurückgehende Beiträge, die sich dem kulturellen Kontakt zwischen Römern und Germanen bzw. Kelten widmen, wobei das Herausarbeiten regionaler Besonderheiten im Vordergrund steht. Ausgangspunkt ist die Kontaktzone Lahn mit den spektakulären Funden jüngerer Zeit. Darüber hinaus finden auch wirtschaftliche und religiöse Phänomene im Bereich des römischen Germanien Berücksichtigung; ferner widmen sich einzelne Abhandlungen der Historizität des Germanenbegriffs, der Frage nach den Essensgewohnheiten der Germanen und der Terminologie für die römisch-germanische Auseinandersetzung am Ende der 1930er Jahre. Von den durchgängig interessanten Studien sollen im Folgenden nur diejenigen, die sich näher mit Lahnau-Waldgirmes befassen, kurz vorgestellt werden.

Armin Becker gibt in seinem Artikel („Waldgirmes. *Praesidium, oppidum, colonia?*“, S. 5-19) einen Überblick über die neuesten Ergebnisse der Grabungen in Waldgirmes (siehe hierzu auch den beigelegten Befundplan der Innenbebauung im Maßstab von 1:300; Digitalisierung durch H.-J. Köhler von der RGK Frankfurt a.M.). Dendrochronologische Untersuchungen haben ergeben, dass die römische Stadtgründung in das Jahr 4 v.Chr. oder die unmittelbar vorangehende Zeit fällt. Eine Identifizierung mit einem der in den antiken Quellen genannten Orte ist bislang nicht möglich, wenngleich der 8 km von Waldgirmes entfernt gelegene Dünsberg nach Becker als Kandidat für den bei Tacitus (ann. 1,56,1; vgl. 12,28,1; Mela 3,30) erwähnten *mons Taunus* (mit der unter Drusus und dann wieder Germanicus errichteten römischen Stellung) in Frage kommt.

Die Unterschiede zwischen Waldgirmes und dem eher militärisch geprägten Haltern erklärt Becker plausibel mit einer „unterschiedlichen Akzeptanz römischer Herrschafts- und Verwaltungsstrukturen bei der einheimischen Bevölkerung“ (S. 11), wobei es auch eine Rolle spielen könnte, dass Haltern nach dem momentanen Stand der Erkenntnisse etwas früher als Waldgirmes angelegt wurde.

In einem scharfsinnigen und detailreichen Beitrag („Wer war Feind, wer Partner Roms in der Kontaktzone Rhein – Main – Lahn während der caesarisch-augusteischen Germanienpolitik?“, S. 31-65) geht Peter Kehne der Frage nach, inwiefern Rom in der Zeit zwischen Caesars Rheinübergängen und der Abberufung des Germanicus an den Stämmen jenseits des Rheins näheres Interesse gezeigt hat. Nach einem Überblick über die römischen Aktivitäten in dieser Periode steht am Ende die Erkenntnis, dass Rom zwischen Rhein, Main und Lahn zwar ohne Zweifel Feinde hatte, weniger ergiebig verlaufe allerdings die Suche nach „wirklichen Partnern“ (S. 62). Hier vertritt Kehne die Ansicht, dass das römische Reich „offenbar mehr am Faktum politischen Gehorsams interessiert [gewesen sei] als an einer (korrekten) völkerrechtlichen Klassifizierung“ der Beziehungen zu den Stämmen jenseits des Rheins (S. 63).

Gabriele Rasbach, die erst kürzlich in dieser Zeitschrift (Bd. 95, 2010) erneut einen gelungenen Überblick über die jüngeren Grabungsergebnisse in Waldgirmes vorgelegt hat, hat zu dem Band gleich zwei lehrreiche Studien beige-steuert.

In der ersten („Verkehrswege und die wirtschaftliche Nutzung der Ressourcen in barbarico“, S. 77-94) macht sie sich auf die Suche nach Hinweisen auf Verkehrsmöglichkeiten und Ressourcennutzung in der *Germania magna*. Zu Recht bringt sie in Erinnerung, dass die Römer in Germa-

nien ein Straßennetz vorgefunden haben, welches, zumindest was die Fernstraßen angeht, in erster Linie Höhenzüge nutzte. Daneben wurden längere Wegstrecken vor allem auf saisonal unterschiedlich gut befahrbaren Flüssen zurückgelegt. Fragt man nach den Reisegeschwindigkeiten, die in der *Germania magna* erreicht werden konnten, dann geben mittelalterliche und frühneuzeitliche Quellen nützliche Hinweise, wie Rasbach am Beispiel der im ausgehenden 15. Jahrhundert eingerichteten Postlinie zwischen Innsbruck und Mechelen demonstrieren kann.

Dass die Römer in augusteischer Zeit rechts des Rheins durchaus auch wirtschaftliche Interessen verfolgten, wurde noch in jüngerer Zeit zu Unrecht angezweifelt. Rasbach weist in dieser Hinsicht auf die eindeutigen Belege älteren wie jüngeren Datums hin: Neben den bekannten literarischen Quellen, die einen regen Austausch von Gütern zwischen Germanen und Römern beschreiben, stehen neuerdings Bleifunde, welche rechtsrheinischen Abbaugebieten entstammen.

Gabriele Rasbachs zweiter Artikel („Kelten, Germanen und Römer im deutschen Mittelgebirgsraum. Die spätaugusteische Stadtgründung von Waldgirmes und die Einordnung in ihr kulturelles Umfeld“, S. 95-109) diskutiert die Schwierigkeiten bei der Zuweisung von archäologischem Fundgut zu bestimmten Stämmen, die uns aus den literarischen Quellen bekannt sind. Auch die von den Römern beobachteten sozialen Unterschiede lassen sich in den Funden und Befunden des rechtsrheinischen Barbaricum bisher kaum ablesen. Umgekehrt sind die im archäologischen Material der rechtsrheinischen Mittelgebirgszone erkennbaren Bevölkerungsverschiebungen wiederum schwierig mit den aus den antiken Texten bekannten Details in Einklang zu bringen.

Nach Ansicht von Rasbach könnte Waldgirmes mit der umliegenden Region aber

vielleicht eine Ausnahme darstellen, zumindest wenn man der von Jens Schulze-Forster entwickelten These folgt, wonach die auf dem Dünsberg und in Waldgirmes gemachten Münz- und Keramikfunde mit der literarisch überlieferten Umsiedlung der Ubier durch Agrippa in Verbindung gebracht werden könnten. Folgt man dieser Ansicht, dann könnte die Stadtgründung von Waldgirmes ein Mittel gewesen sein, die von den Römern selbst „herbeigeführte politische Destabilisierung der Region“ aufzufangen (S. 100). In dieser Hinsicht könnten uns weitere Forschungen in Waldgirmes und Umgebung unter Umständen eines Tages Klarheit verschaffen.

Abschließend ist den Herausgebern zu danken für den auch äußerlich schön gestalteten, mit zahlreichen guten Abbildungen illustrierten Band. Es bleibt zu hoffen, dass die Forschungen in und um Lahnau-Waldgirmes in der gleichen Intensität wie bisher fortgeführt werden.

Krešimir Matijević, Trier

750 Jahre Dilschhausen. Geschichte eines Dorfes am Wältersbach 1259-2009. Mit Beiträgen von Siegfried Becker, Hermann Heck, Alois Hummer [...] (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur, Band 93). Rathaus-Verlag der Stadt Marburg, Marburg 2009, 480 S., zahlreiche Abbildungen, 11 €

Dilschhausen ist mit rund 180 Einwohnern der kleinste dörfliche Außenstadtteil der hessischen Universitätsstadt Marburg. Erstmals urkundlich erwähnt wurde das Dorf im Jahre 1259. Auf Grund alter Funde wird jedoch davon ausgegangen, dass bereits im 10. Jahrhundert Menschen im Gebiet des heutigen Ortes lebten. Die seit 1. Juli 1974 zu Marburg gehörende Gemeinde bestand jahrhundertlang als eine Doppelsiedlung aus Ober- und Unter-Dorf, die unterschiedliche Feudal-

eigentümer, Gerichtszuständigkeiten und Pfarrzugehörigkeiten aufwiesen. Erst mit der napoleonischen Besetzung im frühen 19. Jahrhundert ergab sich erstmals die verwaltungstechnische Einheit beider Ortsteile. Ab August 1821 war auch die unterschiedliche Gerichtsbarkeit beider Dorfteile (Gerichte Reizberg und Caldern) Vergangenheit. Kirchenrechtlich war das Unterdorf nach der über eine Stunde Fußweg entfernten Pfarrei Michelbach zugeordnet. Demgegenüber gehörte das Oberdorf zur Kirchgemeinde Weitershausen. Ab 15. Juli 1816 erreichten die Unterdilshäuser Bürger eine Übertragung der Kirche Kirchamts-pflichten an ihren Dorflehrer. Erst am 28. Mai 1856 wurde das Ober- und Unterdorf zu einer eigenständigen Filialgemeinde der Pfarrei Weitershausen (vgl. www.de.wikipedia.org/wiki/dilshhausen [05.04.2011]).

Jubiläen, zumal wenn sie sich auf weit zurückliegende Gründungs- oder Ersterwähnungen berufen, bieten eine günstige Gelegenheit zum Feiern. Sie sind aber nicht nur Anlass für Geselligkeit und Unterhaltung, sondern spiegeln auch den Umgang der Gesellschaft mit Vergangenen wider. „Das Leben müssen wir nach vorne leben, verstehen können wir es aber nur im Zurückblicken“, hat der dänische Philosoph *Sören Kierkegaard* (1813-1855) einmal gesagt. In Dilschhausen nahm man jedenfalls die Gelegenheit war, zur 750-Jahrfeier die vorliegende „Dorfgeschichte“ zu veröffentlichen.

Das vorgelegte Werk, ein ansehnlicher Band mit knapp 500 Seiten, kann sich sowohl von seinem Inhalt als auch von seiner Aufmachung her sehen lassen. Das durchgehend mit zeitgenössischen und aktuellen Schwarzweißabbildungen reichlich illustrierte Buch gliedert sich in die folgenden neun Kapitel, die ihrerseits wiederum in eine unterschiedliche Anzahl von Abschnitten unterteilt sind:

- Einführung

- Die Urkunde von 1259
- Die Kirche
- Die Gemeinde
- Höfe, Häuser und Familien
- Mobilität und (Zwangs-)Migration
- Die Landschaft
- Vereine in Selbstdarstellungen
- Anhang

An der „Geschichte eines Dorfes am Wältersbach 1259-2009“ waren die folgenden 13 Autorinnen und Autoren beteiligt: *Siegfried Becker, Hermann Heck, Alois Hummer, Ulrich Hussong, Karsten Kulms, Christine Kunkel, Hiltrud Merte, Manfred Müller, Bernhard Nather, Heinrich Ruppert, Karin Ruppert, Markus Vormschlag und Matthias Weber*. Deutlich ist dabei die Handschrift von *Siegfried Becker* festzustellen, der seine profunden Kenntnisse und langjährigen Erfahrungen als Hochschullehrer am Fachbereich Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft der Philipps-Universität Marburg – so wirkte er maßgeblich unter anderem an den Orts geschichten „750 Jahre Cyriaxweimar“ (2008), „850 Jahre Frohnhausen“ (2009) und „Niederwalgern 1235-2010. Ereignisse und Erinnerungen aus 775 Jahren“ (2010) mit – in die Arbeit einbrachte. So stammen alleine von ihm die Beiträge „Grenzüberwindungen – das geteilte Dorf am Wältersbach“ (S. 1-9), „Die romanische Kirche und ihr Patrozinium“ (S. 19-41), „Die Pest in Dilschhausen“ (S. 58-69), „Vom Sterben der Kinder und vom Leiden der Mütter“ (S. 70-80), „Das Gemeinde-Backhaus“ (S. 81-91), „Zur Skizze einer Dilschhäuser Stube von Ferdinand Justi 1884“ (S. 353-364), „Ankommen und Weggehen: Mobilität in der vormodernen Zeit“ (S. 378-387) und „Landarbeit im Nationalsozialismus“ (S. 388-408).

Besondere Erwähnung verdienen *Alois Hummer* und *Bernhard Nather* beziehungsweise das von ihnen erarbeitete umfangreiche Kapitel „Höfe, Häuser und Familien“ (S. 146-352), das sozusagen das Herzstück der Dilschhäuser Dorfge-

schichte ist. Auf Grundlage der vorhandenen Kirchenbücher haben die Autoren nicht nur 1.159 Personen erfasst und statistisch (hinsichtlich der Altersverteilung, der Geburtsmonate, der Namenshäufigkeit, der beliebtesten Vornamen, beliebtester Hochzeitsmonat sowie der älteste und jüngste Einwohner) ausgewertet, sondern auch mit großer Akribie – nach den einzelnen Straßen untergliedert – die einzelnen Anwesen mit ihren jeweiligen Familien dokumentiert.

Ortsvorsteher *Hermann Heck*, der zu dem Band ein Vorwort beige steuert hat, weist zunächst darauf hin, dass bei der Entscheidung, zum 750-jährigen des Dorfes Dilschhausen eine Chronik zu erstellen, allen Beteiligten noch nicht bewusst gewesen sei, welche Aufgaben und welch intensive Recherchen noch vor ihnen liegen würden. Zur Bedeutung und dem Inhalt des Buches hält er fest: „Auch Dilschhausen hat sich im Zeitverlauf über die vielen Jahrzehnte und Jahrhunderte verändert. Das Ober- und Unterdorf, das geteilte Dorf ist zusammengewachsen, doch hat es auch heute noch seine ländliche Struktur beibehalten. Dies alles und noch vieles mehr können Sie in dieser Chronik nachlesen.“

Egon Vaupel, der Oberbürgermeister von Marburg, schreibt in seinem Geleitwort: „Es ist zur guten Tradition geworden, daß die Dörfer, die seit der Gebietsreform Stadtteile der Universitätsstadt Marburg sind, zu einem runden Jubiläum nicht nur eine Festveranstaltung vorbereiten, sondern auch die Gelegenheit nutzen, eine Ortsgeschichte abzufassen. So ist es auch bei Dilschhausen geschehen, das 2009 seit mindestens einem Dreivierteljahrtausend besteht. Einheimische wie Auswärtige haben sehr unterschiedliche Themen bearbeitet und vor allem eine detaillierte Geschichte der Höfe, Häuser und Familien geschrieben.“

Der ebenso ansprechende wie informative Band, der in der vom Magistrat der

Universitätsstadt Marburg herausgegebenen Reihe „Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur“ erscheint, ist zunächst für alle Dilschhäuser lesenswert, ebenso wie für Personen, die außerhalb wohnen, aber in irgendeiner Form eine Verbindung zu dem Ort haben. Darüber hinaus ist das Buch aber auch ein wichtiger Mosaikstein für die vergleichende Landes- und Kulturgeschichtsforschung in Hessen.

Hubert Kolling, Bad Staffelstein

Henriette Fürth: Streifzüge durch das Land eines Lebens. Autobiographie einer deutsch-jüdischen Soziologin, Sozialpolitikerin und Frauenrechtlerin (1861-1938). Mit einem Vorwort von Helga Krohn. Hrsg. von Monika Graulich, Claudius Härpfer und Gerhard Wagner in Kooperation mit Ursula Apitsch und Darja Klingenberg (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen XXV), Wiesbaden 2010, XX, 352 Seiten, 39 €

„Durch den Tod von Henriette Fürth, die im Frühsommer im Alter von 77 Jahren starb, hat die internationale Frauenbewegung eine ihrer ersten Kämpferinnen, die deutsche Sozialwissenschaft [...] eine ihrer profiliertesten Denkerinnen und die sozialistische Bewegung eine Persönlichkeit verloren, die auf einem bedeutenden Gebiet der praktischen Sozialarbeit eine führende Rolle einnahm.“ Mit diesen Worten würdigte der 1933 in die Niederlande emigrierte Rechtssoziologe Hugo Sinzheimer das Leben und Werk einer Frau, die im Kaiserreich und in der Weimarer Republik hohes Ansehen genossen hatte. Mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten fand nicht nur ihr Wirken ein abruptes Ende. Auch ihr Name verschwand aus der Öffentlichkeit. Als Henriette Fürth am 1. Juli 1938 in Bad Ems starb, nahm die längst gleichgeschaltete deutsche Presse davon keine

Notiz. Henriette Fürth blieb auch nach 1945 lange Zeit vergessen. Immerhin gedachte im Jahre 1961 die Stadt Frankfurt am Main gemeinsam mit der Jüdischen Gemeinde ihres 100. Geburtstages. Danach vergingen noch einmal Jahrzehnte, bis in Arbeiten zur deutsch-jüdischen Geschichte, zur Frauenforschung und zur Wissenschaftsgeschichte die Erinnerung an sie wieder auflebte, sogar Straßen und Häuser wie die SPD-Geschäftsstelle in Gießen nach ihr benannt wurden. Nun liegt mit den autobiographischen „Streifzügen durch das Land eines Lebens“ ein Buch vor, das erstmals einem breiten Publikum tiefe Einblicke in das persönliche Leben und öffentliche Schaffen der Soziologin, Sozialpolitikerin und Frauenrechtlerin gewährt.

Die Erinnerungen, die Henriette Fürth, 70jährig, ihrem Mann und nach dessen Tod ihrer Schwiegertochter Netta diktierte, waren in erster Linie für die Kinder bestimmt, nicht zur Veröffentlichung gedacht. „Kein chronologisch lückenloses Bild soll hier entrollt werden und keine Weisheiten zur Zeit und Wirtschaftsgeschichte werden kundgetan.“ (S. 1) Vielmehr ging es darum, ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Systematik auf das eigene Leben und das der Familie zurückzublicken, eindrucksvolle Erlebnisse und Begegnungen ins Gedächtnis zu rufen. Im ersten Teil (S. 33-125) über die Jahre der Kindheit und Jugend in Gießen vermittelt die Autobiographie ein lebendiges Bild vom religiösen Leben im Elternhaus, von der Situation einer jüdischen Familie in einer antisemitisch gefärbten Umgebung, von den Erfolgen in der Schule und den Enttäuschungen über den für eine Jüdin blockierten Weg zum Studium, zum Lehrerberuf. Der zweite Teil (S. 126-211) widmet sich zunächst den Pflichten einer Ehefrau bei der Führung des Haushalts und der Erziehung von acht Kindern, geht dann auf das Verlangen nach Mitwirkung im öffentlichen Leben ein und beleuchtet schließlich

das Spannungsverhältnis zwischen der privat-häuslichen und beruflich-gesellschaftspolitischen Existenz, das Henriette Fürth nach ihrem Eintritt in die Arena der Sozialwissenschaften und der praktischen Sozialarbeit auszuhalten hat. Kaum eine andere Frau ihrer Zeit hat, wie zu Recht gesagt worden ist (Helga Krohn), in dem Maße wie Henriette Fürth Mitarbeit in Verbänden, parteipolitische Arbeit, wissenschaftliche und schriftstellerische Tätigkeit und darüber hinaus ein Leben als Hausfrau und Mutter miteinander verbunden. Es ist erstaunlich, mit welcher Kraft und Ausdauer sie diese Doppelbelastung ausgehalten hat. Davon sowie von den zahlreichen Vortragserlebnissen und Begegnungen mit Zeitgenossen wie Clara Zetkin, Wilhelm Liebknecht und Friedrich Naumann handelt der dritte Teil (212-308) der Lebenserinnerungen, die in einem „Nachklang“ die Frage „Mein Leben als Ganzes?“ nicht ohne Trotz wie auch Stolz negativ beantwortet: „Kein Ganzes. Autodidaktisch in allen Stücken. Gehemmt als Frau, als Jüdin, als Sozialistin.“ (S. 320)

In diesen Worten bündeln sich wie in einem Brennglas die Widrigkeiten, denen sich Henriette Fürth Zeit ihres Lebens mit unbeugsamen Willen entgegenstemschte, um einer auf Toleranz, Gerechtigkeit und Solidarität beruhenden Staats- und Gesellschaftsordnung den Weg zu bahnen. Davon legt die Autobiographie eindrucksvoll Zeugnis ab. Die Herausgeber haben sie auf vorbildliche Weise mit Bildmaterial und Kommentaren, versehen. Hinzu kommen Zitatnachweise, Namensregister und eine umfangreiche Bibliographie der Werke von Henriette Fürth. Das macht die Edition, die sich an ein breiteres Publikum richtet, auch für weiterführende Forschungsarbeiten interessant.

Helmut Berding, Wettenberg

Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmäler in Hessen. Landkreis Gießen I, II, III. Karlheinz Lang, Reinhold Schneider, Martina Weißenmayer, Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Wiesbaden 2008, 2010. Band I und II je: 49,90 €, Band III: 39,90 €

Seit Ende 2010 liegt die schwergewichtige Denkmaltopographie „Landkreis Gießen“ vollständig vor. Damit können nun auch Interessierte aus dem Landkreis endlich auf eine Denkmalbeschreibung und -dokumentation zurückgreifen.

Bereits 1980 wurde auf Beschluss der Kultusministerkonferenz mit dem bundesweit angelegten Denkmaltopographie-Projekt begonnen. Würden jemals alle fertig gestellt, entstünden ca. 800 Bände, die den denkmalgeschützten Bestand aller Kulturdenkmäler in Deutschland abbildeten. Für Hessen erschien 1982 mit „Wetteraukreis I“ der erste Band der Topographie, das Denkmalsbuch für die Stadt Gießen folgte 1993. Im Jahr 2004 waren es bundesweit bereits 124. Hessen liegt 2011 mit 48 (Prof. G. Weiß, 28.10.2011) publizierten Bänden weit vorn.

Die Denkmaltopographie stellt formal zugleich das Denkmalsbuch des Landes Hessen (§§ 2 und 9 Abs. 1 HDSchG) dar und ist somit ein landesbehördlich initiiertes und justiziables Instrument der Denkmalpflege mit Objektbeschreibungen der Kulturdenkmäler. Damit ist sie eine für Jahrzehnte festgeschriebene amtliche Konstante, die hauptsächlich der professionellen Begleitung stadt- und regionalplanerischer Vorhaben dient. Die Topographie bietet zudem interessierten Laien, Bildungseinrichtungen (z.B. Schulen), Denkmaleigentümern sowie Fachleuten umfangreiche Informationen zum geschützten baulichen Bestand von Landkreis, Städten und Gemeinden und deren Ortsteilen. Sie soll außerdem durch das Verständnis für den kulturellen Wert

unserer gestalteten Umwelt einen Beitrag leisten zur Öffentlichkeitsarbeit des Landesamtes für Denkmalpflege in Hessen. Sie bietet dagegen keine wissenschaftlichen Analysen oder Interpretationen.

Nach vorgegebenen Standards, die bereits Ende der 1970er Jahre bundesweit Konsens fanden, werden die Städte und Gemeinden des Landkreises einer Bestandsaufnahme aus Sicht des Denkmalschutzes unterzogen. Hierbei steht die Frage nach der Bedeutung eines Gebäudes oder einer Anlage unter künstlerischem, wissenschaftlichem, technischem, geschichtlichem und städtebaulichem Aspekt im Mittelpunkt. Dies ist eine der Stärken der Denkmaltopographien: Neben den bekannter- und anerkanntermaßen architektonisch oder historisch herausragenden Gebäuden wie Kirchen, die einst als Synagogen genutzten Gebäude, Schlösser und Burgen finden bürgerliche und bäuerliche Wohn- und Nutzbauten, aber auch Arbeiterwohnungen, Technik- und Industriedenkmäler (wie Wasserbehälter und Brücken) Eingang in das Inventar.

Das nun vorliegende dreibändige Werk bildet – aus Perspektive heutiger denkmalschutzrechtlicher Einschätzung – die typischen Stadt- und Ortsbild prägenden architektonischen Erscheinungsformen ab, die sich aus den regionalen historischen, soziokulturellen und wirtschaftlichen Gegebenheiten entwickelten. Mit Erscheinen des dritten Bandes Ende 2010 ist die Erfassung der Kulturdenkmäler für den Landkreis Gießen abgeschlossen. Der Umfang von rund 1500 Seiten spiegelt die große Dichte an unterschiedlichen Kulturdenkmälern im Landkreis Gießen wider.

Der erste, bereits 2008 erschienene Band, zeigt auf 628 Seiten mit den Gemeinden Hungen, Laubach, Lich und Reiskirchen die Kulturdenkmäler im südöstlichen Teil des Landkreises Gießen. Bis auf Reiskirchen verbindet die drei mittelhessischen Kleinstädte ihre gemeinsame Geschichte

als Residenzorte des Grafenhauses Solms (-Braunfels, -Laubach und -Lich). Der zweite Band vom Jahresbeginn 2010 umfasst 520 Seiten und stellt den Denkmalbestand im mittleren Drittel des Landkreises vor. Dabei stehen die Gemeinden Buseck, Fernwald, Grünberg, Langgöns, Linden Pohlheim und Rabenau im Zentrum der Topographie. Noch im selben Jahr konnte mit dem 335-seitigen dritten Band das Gesamtwerk vervollständigt und abgeschlossen werden. Der nordwestliche Bereich des Landkreises beschreibt die Gemeinden Allendorf/Lumda, Biebertal, Heuchelheim, Lollar, Staufenberg und Wettenberg. Wie bei allen bisher erschienenen Denkmaltopographien ist auch bei der vorliegenden das umfangreiche Foto- und Kartenwerk maßgeblicher Bestandteil.

Jeder Band ist in zwei Hauptteile gegliedert: Die allgemeine, naturräumliche und historische Einleitung, die der erste Bearbeiter Dr. Karlheinz Lang verfasste, und die mit einem Überblick über den baulichen Bestand der im jeweiligen Band behandelten Region beginnt.

Auszüge aus topographischen Karten, Orthofotos (verzerrungsfreie, maßstabsgetreue Fotos) und eine kurze historische Einführung zu Beginn jeder behandelten Gemeinde bieten den Einstieg in den zweiten Hauptteil, der die Ortsbeschreibungen umfasst. Ausschnitte aus Lagekarten der Gemeinden erleichtern die Verortung der beschriebenen Objekte innerhalb des jeweiligen Stadtteils oder Dorfes. Die mehr oder weniger langen Textpassagen mit Fotos zu den Gesamtanlagen oder Einzeldenkmälern kommen mit überschaubarer Verwendung von Fachterminologie aus und bieten dadurch auch für Laien einen thematischen Zugang. Wichtig und sinnvoll sind die standardisierten, jeweils den Text einleitenden Angaben der Adresse mit Flur und Flurstücknummer sowie die abschließende Angabe zur Begründung des Schutzes. So können sich die Leser ein Bild machen,

ob das Objekt aus künstlerischen, wissenschaftlichen, technischen, geschichtlichen oder städtebaulichen Gründen zum Kulturdenkmal erklärt wurde. Im Anhang von Band I-III erleichtern ein Namens- und Sachregister, in Band III ein Auszug aus der für alle drei Bände benutzten Literatur die weiterführende Recherche. Das heißt, eine sinnvolle Nutzung dieses Apparates ist nur unter Zuhilfenahme des dritten Bandes möglich.

Die Denkmaltopographie des Landkreises Gießen stellt für verschiedenste Berufsgruppen aus den Bereichen Architektur, Bauamt, Stadt- und Landschafts- und Regionalplanung eine hilfreiche und notwendige Lektüre dar. Über die Freude, das nun vorliegende Werk nutzen zu können, fällt allerdings ein Schatten. Ortskundigen springen etliche fehlerhafte Passagen ins Auge. Als Beispiel: Bd. III, S. 252, hier wird das Daubringer Backhaus auf um 1800 datiert, wogegen Augenschein und Bauakten auf Anfang 20. Jahrhundert (1923) verweisen. Die Schutzwürdigkeit ergibt sich weiterhin durch historische und technische Gründe. Die Fehler sind zum Teil wohl auch dem Umstand der sich über mehr als 20 Jahre hinziehenden Produktionszeit geschuldet. Bedingt durch äußere Umstände wie inhaltliche und formale Verschiebungen, aber auch wegen der fehlenden Mittel dauerte die Fertigstellung viele Jahre. „Die Erstellung des Manuskripts hat sich über einen längeren Zeitraum hinausgezögert, da die Bearbeiter wegen ihrer immer nur zeitweiligen Anstellungsmöglichkeit wechselten“, schreibt der Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Prof. Dr. Gerd Weiß, in seinem Vorwort zum ersten Band. Die entsprechend holprigen Arbeitsbedingungen sind dann wohl auch der Grund, warum manche Objekte unzureichend beschrieben, falsch zugeordnet oder unberücksichtigt blieben. Umso verdienstvoller ist daher die Tätigkeit der letzten Bearbeitergruppe, Reinhold Schneider und Martina

Weißmayer, die eine aufwändige Endredaktion der zuvor topographierten Passagen zusätzlich zu den neu aufgenommenen Objekten leistete. Dass manche Denkmäler, kaum war die Topographie erschienen, abgerissen wurden (z. B.: Bd. III, S. 251 f., Teile des Anwesens Gießener Str. 36) oder kurz vorher abgebrochen worden waren (z.B.: ebd., S. 270, Bahnhofstraße, Brücke in Treis/L.) ist wohl der Trägheit des Mediums zuzuschreiben, das von der Bestandsaufnahme bis zur Drucklegung einige Zeit in Anspruch nimmt.

Alle Bücher liegen in einer CD-Rom-Fassung vor. Allerdings steht diese bisher nur den Denkmalbehörden und ausgewählten Personen zur Verfügung. Eine wichtige Neuerung der vergangenen Jahre ist die Einrichtung der Denkmaltopographie Hessen im Internet (<http://denkxweb.denkmalpflege-hessen.de/>).

Diese Form der Präsentation erleichtert insbesondere den professionellen Nutzergruppen einen raschen Zugriff auf das vorhandene Material. Der Bearbeitungsstand entspricht noch nicht dem aktuellen Stand der bisher gedruckten Werke, d.h. manche Topographie, auch die des Landkreises Gießen, ist noch nicht online. Dies geschieht sukzessive, angestrebt ist zudem, die Web-Präsentation unter Beteiligung der Öffentlichkeit (z.B. Denkmalbeiräte, lokalhistorisch Aktive) relativ aktuell zu halten. Dort können Korrekturen vorgenommen, Fehlendes ergänzt werden.

Für interessierte Laien sowie alle Fachnutzer birgt das umfangreiche Denkmaltopographiebuch eine gut aufbereitete Fülle wichtiger Informationen über den regionalen Architektur-, Kulturlandschafts- und Denkmalbestand und ist daher unbedingt empfehlenswert. Die Denkmaltopographie Landkreis Gießen, Bände I-III, kann bei der Unteren Denkmalbehörde des Landkreises nach vorheriger Terminvereinbarung eingesehen werden.

Susanne Gerschläuer, Staufenberg

Aufgefallen: Neue Publikationen

Friedrich Kellner: Vernebelt, verdunkelt sind alle Hirne. Tagebücher 1939-1945.

Herausgegeben von Sascha Feuchert, Robert Martin Scott Kellner, Erwin Leibfried, Jörg Riecke und Markus Roth, unter Mitarbeit von Elisabeth Turvold und Diana Nusko. Band 1 und 2 im Schubert, Wallstein-Verlag, Göttingen Juli 2011. ISBN 978-3-8353-0636-3; 59,90 EUR.

Karl Dienst: Gießen – Oberhessen – Hessen. Beiträge zur evangelischen Kirchengeschichte (= Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte sonderband). Herausgegeben von Holger Bogs und Herbert Kemler im Auftrag der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung. Darmstadt und Kassel 2010, ISBN: 978-3-931849-32-0; 26 EUR (Mitglieder 19,50 EUR).

Margret Lemberg: Die Grablegen des hessischen Fürstenhauses (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen Bd. 71). Marburg 2010. ISBN: 978-3-942225-03-8; 24 EUR.

Gemmeke, Claudia und Nentwig, Franziska (Hg.): Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen. Aus der Reihe: Schriften zum Kultur- und Museumsmanagement im transcript-Verlag, Bielefeld April 2011. ISBN 978-3-8376-1597-5; 20,80 EUR.

HerrschaftsZeiten? – FrauenZeiten! 25 Jahre Frauenbüro der Stadt Gießen. Herausgegeben von Ursula Passarge, Frauenbeauftragte bei der Oberbürgermeisterin der Stadt Gießen, Gießen Sept. 2010. ISBN-Nr. 978-3-930489-49-7; 9,80 EUR.

Nathaus, Klaus: Organisierte Geselligkeit. Deutsche und britische Vereine im 19. und 20. Jahrhundert (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 181). Vandenhoeck & Ruprecht-Verlag, Göttingen 2009. ISBN 978-3-525-37002-5; 39,95 EUR.

IV. AUS DEM VEREINSLEBEN

Zusammengestellt von Dagmar Klein (Schriftführung)

1. OHG-Vorträge 2010/11

27. Okt. 2010	Rom an der Lahn – Zum neuesten Forschungsstand in Waldgirmes	Dr. Gabriele Rasbach, Frankfurt/M.
10. Nov. 2010	Archäologie und Kies – Die Ausgrabungen bei Niederweimar	Dr. Andreas Thiedmann, Marburg
24. Nov. 2010	Mittelhessische Familiennamen	Prof. Dr. Hans Ramge, Gießen
08. Dez. 2010	rise, rynche, reif, roc – Zur Herstellung und Tragweise spätmittelalterlicher Kleidung	Klaus Engelbach, Braunfels
19. Jan. 2011	Die Ausgrabungen in der Gießener Innenstadt 2009/2010	Dr. Dieter Neubauer, Wiesbaden
02. Febr. 2011	Sterben die Deutschen aus? – Ursachen und Folgen des demografischen Wandels von 1900 bis 2060	Dr. Jürgen Leib, Wetztenberg
16. Febr. 2011	Aus den Augen, aus dem Sinn? – Gießen und seine militärische Vergangenheit nach dem Abzug der letzten Soldaten	Dr. Carsten Lind, Marburg
09. März 2011	Die Gießener Kunstsammlung im Neuen Schloss	Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann, Biebertal

2. OHG-Exkursionen 2010/11

H = Halbtage, G = Ganztage, T = Tage

Museumsbesuche im Winter (H, PKW)

Organisiert von Karin Bautz, M.A. und Prof. Dr. Siemer Oppermann

26. Nov. 2010	Wetzlar: Stadt- und Industriemuseum, Sonderausstellung „Iris – Die Erfindung der Farben“ (abgesagt mangels Nachfrage)
25. Febr. 2011	Lißberg: Musikinstrumentenmuseum

Sommer-Exkursionen

28. Mai 2011 (G, Bus)	Saarlouis: Römerkastell	Organisation: Manfred Blechschmidt, Susanne Gerschläuer, Führung: Museum und M. Blechschmidt
-----------------------	-------------------------	--

05. Aug. 2011 (H, PKW)	Krofdorf-Gleiberg (Wettenberg): Die historischen Kirchen	Organisation: Dagmar Klein Führung: Manfred Schmidt
03. Sept. 2011 (G, Bus)	Speyer: Ausstellung „Die Salier. Macht im Wandel“	Organisation: Karin Bautz, Dr. Carsten Lind Führung: Museum
24. Sept. 2011 (H, Bus)	Glauberg: Das neue Museum (Keltenfürst) und Grabungsstätte	Organisation: Manfred Blechschmidt, Dagmar Klein Führung: Museum und Dr. Fritz- Rudolph Hermann

3. Ehrungen für langjährige Mitgliedschaft

Seit der Mitgliederversammlung 2003 wird die langjährige Mitgliedschaft mit einer Urkunde gewürdigt. Am 11. Mai 2011 waren 25 Personen für 25 Jahre Mitgliedschaft zu ehren: Margarete Gaumer, Uta Stumpf, Helmut Hoßbach, Klaus-Philipp Lange, Inge Pascoe, Doris Schmieder, Renate Schuchard, Hans Goswin Stomps (Gießen); Dr. Mutgard Kuschke (Bad Nauheim); Elke Lepper, Hans-Joachim und Helga Rau (Biebertal); Lutz und Sibylle Kraus (Buseck); Helga Kegler (Fernwald); Fritz Neuschäfer (Frankenberg); Dr. Rainer Philipp (Langgöns); Dr. Helga Glombik-Hujer (Pohlheim); Volker Hess, Dr. Manfred Kopp (Staufenberg); Hans-Ulrich Philipp (Uchte); Wolf-Ekkehard Krotzky, Steffen Rinn, Manfred und Ilse Schmidt (Wettenberg).

4. Publikationen

Im Vereinsjahr 2011 hat der OHG folgende Publikation(en) finanziell unterstützt:

Stolpersteine in Gießen, herausgegeben von der Initiative für Stolpersteine in Gießen, broschiert.

V. PRESSEBERICHTERSTATTUNG

Über die OHG-Vorträge im Winterhalbjahr 2010/11

Waldgirmes wäre fast Hauptstadt geworden

Vortrag von Dr. Gabriele Rasbach

„Fast wäre Waldgirmes die Hauptstadt einer römischen Provinz geworden“, stand vor fünf Jahren in der Wochenzeitung „Die Zeit“. Ob das so stimmt, konnte Dr. Gabriele Rasbach nicht bestätigen. Die Archäologin war in Waldgirmes an einer bedeutenden Ausgrabung beteiligt und hielt jetzt beim Oberhessischen Geschichtsverein (OHG) im Netanya-Saal des Alten Schlosses einen spannenden, reich bebilderten Vortrag. Mit 220 Besuchern war das Interesse an dem, was seit 1993 aus dem Ackerboden zwischen Waldgirmes und der Autobahn gegraben wurde, außergewöhnlich groß.

„Waldgirmes ist für mich die schönste Grabung überhaupt“, bekannte Gabriele Rasbach gleich zu Beginn. Mit der Entdeckung der römischen Stadt sei eine Grundregel, die sie noch im Studium selbst habe verinnerlichen müssen, außer Kraft gesetzt worden. „Es gibt keine rechtsrheinische römische Stadt!“, so die überkommene Regel. Als 1996 die Grabungen begannen, habe man eigentlich nur ein Militärlager erwartet.

Mit den Steinfundamenten und den Überresten in den Boden eingelassener Holzbalken habe man in Waldgirmes eine ausgesprochen aussagekräftige Fundsituation. Dazu kämen die beiden Brunnen, von denen sich der eine im letzten Jahr als wahre Schatzgrube entpuppt habe. Ausgehend von dem ersten gefundenen Brunnen habe man bei diesem eine Tiefe von sechs Metern erwartet und mit typischen Verschlammungen in dieser Tiefe gerechnet. Stattdessen sei der Brunnen erheblich tiefer gewesen und ab sechs Metern habe man die Holzverstärkung

der Schachtwände in gutem Erhaltungszustand vorgefunden.

Die letzten Bewohner der Stadt hatten den Brunnen, bevor sie den Ort verließen, unbrauchbar gemacht indem sie ihn mit unbrauchbarem Material verfüllten. Durch diese Fundstücke sind viele Fragen zu der Stadt beantwortet worden. Eine Schindel etwa erhärtete die Vermutung, dass die Villen und das Forum mit Holzschindeln gedeckt gewesen waren.

Der spektakulärste Fund, der vergoldete Pferdekopf aus Bronze, ist nach Rasbachs Angaben der einzige räumlich und zeitlich genau zu verortende Fund dieser Art. Von der Statue, die in Lebensgröße den Kaiser Augustus zu Pferde zeige, sind inzwischen 220 Bruchstücke gefunden worden. Die Figur hat auf einem Sockel aus Muschelkalkstein aus der Region um Metz in Frankreich gestanden. Zwischen dem mutwilligen Zerschlagen der Statue und dem Brand, der die Stadt zerstörte, muss einige Zeit gelegen haben.

Verfüllt worden ist der Brunnen frühestens im Jahr 7 n. Chr.; eine im Brunnen gefundene Münze trägt das Bild des Varus, der sein Konterfei erst ab dem Jahr 7 n. Chr. auf Münzen prägen durfte. Dieser Varus hat dann im Jahr 9 die Schlacht am Teutoburger Wald verloren, bisher der angenommene Zeitpunkt der Räumung der Stadt. Die neuen Ausgrabungen lassen allerdings ein Fortbestehen der Stadt mindestens bis ins Jahr 16 vermuten, was auch ein neues Licht auf das Verhältnis zwischen Römern und Germanen in dieser Zeit wirft.

Die aus ganz Europa stammenden Funde von Schmuck und Gebrauchsgegenständen lassen ein friedliches Miteinander der Römerstadt mit ihrem germanischen Umland vermuten. Der nächste Vortrag des OHG findet am 10.

November um 20 Uhr statt. Dr. Andreas Thiedmann spricht über Ausgrabungen bei Niederweimar.

Klaus J. Frahm (kjj); erschienen am 30. Oktober 2010 im Gießener Anzeiger

Ist der Kies Traum oder Trauma im Lahntal?

Dr. Andreas Thiedmann beim Oberhessischen Geschichtsverein über Pläne für ein archäologisches Freilichtmuseum

Beim zweiten Vortrag des Oberhessischen Geschichtsvereins in diesem Winterhalbjahr sprach Dr. Andreas Thiedmann, ein ausgewiesener Kenner der Vor- und Frühgeschichte. Anhand des Themas „Archäologie und Kies“ berichtete er nicht nur über mehrere Tausend Jahre Menschheitsgeschichte im Lahntal bei Niederweimar. Der am Landesamt für Denkmalpflege in Marburg beschäftigte und seit 2003 auch als Bezirksarchäologe tätige Referent stellte auch kühne, aber realisierbare Pläne für ein Archäologisches Freilichtmuseum in der vom Kiesabbau geprägten Landschaft des Marburger Beckens vor.

Thiedmann verglich die Region um Niederweimar mit der zwischen Gießen und Wetzlar, da auch deren Antlitz wesentlich durch Kiesabbau geprägt wurde. Für die Situation im Marburger Land stelle sich unter archäologischen Aspekten die Frage, ob der Kies Traum oder Trauma sei. Fakt sei, dass durch den Kiesabbau zahllose prähistorische Artefakte zum Vorschein kamen. Das Landesamt für Denkmalschutz konnte in besagtem Gebiet seit 1991 tätig werden, zunächst durch Notgrabungen, deren erste nördlich der B 3387 begann. Da im Bergrecht nicht an Maßnahmen des Denkmalschutzes gedacht sei, musste in Einzelverhandlungen mit dem Kiesabbauunternehmen eine andere Lösung gefunden werden. Dadurch wurde es ab 1998 möglich, bereits ein Jahr vor dem Abbau Grabungsmaßnahmen vorzunehmen. Seit 2008 wurden dann ange-

sichts des Straßenbaus auch Prospektionen im Vorfeld möglich. Bisher erschlossen die Prospektionen rund 285.000 Quadratmeter, wobei gut die Hälfte Siedlungsspuren aufwies und über 5.000 Einzelbefunde geborgen werden konnten. Der Referent hob hervor, dass insgesamt von einem Lagerplatz aus der Mittelsteinzeit bis zum Mittelalter Spuren über Jahrtausende hinweg erhalten blieben. Dies betrifft Zeugnisse prähistorischer Siedlung und Nutzung wie etwa Vorrats- und Abfallgruben, Pfostenspuren in großer Zahl inklusive Hausgrundrissen sowie vereinzelte Gräber. Während sich für den Zeitraum um 9.000 vor Christus noch keine Spuren einer festen Besiedlung nachweisen lassen, ist dies bei der Siedlung der Rössener Kultur um 4500 v. Chr. bereits ganz anders. Hier konnte ein komplettes Langhaus von 25 mal 8,5 Metern erkundet werden. Charakterische Funde erbrachten insbesondere Gruben am Allna-Ufer, die „Müllhalde“ dieser ersten dauerhaften Siedlung. Reichlich gefüllte Gruben, aber dafür keine Baubefunde wurden aus der Zeit der Schnurkeramiker um 2500 v. Chr. überliefert. Besonders ragte hier der Fund einer Grube mit Klingen, geradezu ein Depot, heraus.

Unmengen an Material förderten die Archäologen aus der späten Bronzezeit zutage. Der Nachweis einer großflächigen Siedlung mit vielen kleinformatigen Häusern gelang. Außerdem datiert aus dieser Zeit eine Lanzenspitze, eines der wenigen geborgenen Metallobjekte, und

gemeinsam mit einem mit Schnitzerei versehenen Bisonknochen ein Prunkstück der gesammelten Funde. Kleinteilige Bebauung bleibt auch für die vorrömische Eisenzeit signifikant, wobei man von kleinen Gehöftgruppen ausgeht. Um die Zeitenwende trafen erste germanische Siedler ein mit neuer Architektur und Keramik.

Den abschließenden Teil des Vortrags widmete Dr. Thiedmann dem geplanten Archäologischen Freilichtmuseum Marburger Land und zeigte dessen vielfältige Möglichkeiten auf, das ausdrücklich zum

Mitmachen gedacht sei und aufgrund der fünf eingeplanten Zeitstationen den Namen „Zeiteninsel“ erhalten soll. Falls sich die Pläne, die Dr. Thiedmann eine Herzensangelegenheit sind, erfüllen, würde Hessen in den Genuss einer bisher nicht gekannten archäologischen Freilichtmuseumsanlage kommen. Mit Anklängen an die Saalburg und den Hespapark - nur anders, nämlich einmalig.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 17. November 2010 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Sommerlad, Wallbott und Waldschmidt gibt's nur bei uns

Hans Ramge stellt beim Oberhessischen Geschichtsverein heimische Familiennamen vor

„Die Entwicklung von Familiennamen begann im 12. Jahrhundert“, sagt Professor Hans Ramge. Der Germanist und früherer Flurnamenforscher stellte beim Oberhessischen Geschichtsverein sein neues Forschungsgebiet vor, mit dem sich Ramge seit seiner Emeritierung beschäftigt. Nach der Begrüßung durch Dr. Eva Felschow gab Ramge zunächst einige allgemeine Informationen, bevor er auf die Namensbesonderheiten Mittelhessens einging.

„Es gibt 350.000 Familiennamen in Deutschland, eine schier unglaubliche Zahl, wenn man bedenkt, dass es in unserer Sprache nur 70.000 bis 80.000 Wörter gibt“, so der Forscher. Familiennamen seien mit dem Beginn schriftlicher Aufzeichnungen zur Archivierung notwendig geworden.

Gewählt worden seien die Namen nach Berufen oder Eigenarten der Personen oder nach Herkunft und Wohnort. In einem Wetzlarer Dokument aus dem 14. Jahrhundert finde sich etwa Eintrag „Her Heinrichis des Voitdis von Wetflar“. Ein Herr Heinrich, der Vogt von Wetzlar war, sei dadurch eindeutig identifizierbar geworden.

Auf den Gedanken, Familiennamen seien lokale Besonderheiten, kam Ramge bereits als er in den 70er Jahren von Darmstadt nach Gießen zog. Die Verwunderung über die ungewohnten Nachnamen weckte damals aber noch nicht seinen Forscherdrang. Erst als Ramge im Jahr 2003 in der Wetzlarer Neuen Zeitung eine Kolumne über Familiennamen und ihre Herkunft zu schreiben begann, brachte die Frage nach der Herkunft des Namens Klingelhöfer den Forscher auf die Idee, der Frage der mittelhessischen Namen nachzugehen.

Menschen mit dem Namen Klingelhöfer können durchweg auf Vorfahren zurückblicken, die einmal auf dem Klingelhof in der Gemeinde Dautphetal gelebt haben, so Ramge. Von dem Ort existiere nur noch ein Flurname, die Siedlung oder der Hof seien schon vor langer Zeit wüst gefallen. Der Name Mandler gehe auf eine wüst gefallene Siedlung in der Nähe der Kinzenbacher Mühle zurück, die früher Mandelmühle hieß. Der Name Bender, der auf den Beruf des Fassbinders zurückgehe, komme in Mittelhessen in der mundartlichen Version Benner vor. Wenn in Namenslexika der Name Benner auf die

süddeutschen Korbflechter zurückgeführt werde, sei das Unsinn, so Ramge, der Name sei nur lokal verbreitet, die Erklärung aus dem Namenslexikon ließe sich nur halten, wenn Benner zumindest in Süddeutschland ein verbreiteter Name wäre.

Menschen mit dem Name Scheid oder Scheldt stammten aus dem gleichnamigen Ort im Lahn-Dill-Bergland, die vielen Wellers in Mittelhessen seien vom Westerwald her zugezogen.

Kurios sei, dass der Name Albohn 21 Mal in Deutschland vorkomme, davon 20 Mal im Kreis Gießen. Dabei gehe der Name auf Alban, den Schutzpatron von Mainz zurück, wo der Name Alban gelegentlich vorkomme. Nach einer Stunde beendete Ramge seinen kurzweiligen Vortrag und versprach den 55 Besuchern weiter zu forschen.

Klaus J. Frahm (kjj); erschienen am 26. November 2010 im Gießener Anzeiger

Tappert war kein Star, sondern eine Strumpfhose

Klaus Engelbach berichtet beim Oberhessischen Geschichtsverein über mittelalterliche Bekleidung - Von Rise und Bruoch

Der heftige Wintereinbruch konnte am Mittwochabend den in Braunfels lebenden Referenten Klaus Engelbach nicht daran hindern, den letzten Vortragsabend des Oberhessischen Geschichtsvereins in diesem Jahr an altgewohnter Stätte zu halten. Wohl aber scheuten offensichtlich viele Mitglieder und Freunde des Veranstalters den Weg durch Schnee und Eis, so dass Vorstandsmitglied Manfred Blechschmidt nur eine sehr überschaubare Besucherzahl begrüßen konnte. Er verwies auf die Verdienste, die sich der Kunstlehrer auch als ehrenamtlicher Mitarbeiter des hessischen Landesamtes für Denkmalpflege des Lahn-Dill-Kreises erworben habe. Insbesondere erinnerte Blechschmidt daran, dass Engelbach mit VHS-Kursen über archäologische Feldbegehung eine Initialzündung für die Entdeckung des Forums Waldgirmes gegeben habe.

Engelbach, der mit dem Vortragstitel „rise, ryncke, reif und roc - Zur Herstellung und Tragweise spätmittelalterlicher Kleidung“ den Inhalt seiner Ausführungen treffend umrissen hatte, widmete sich dem Thema mit der Gründlichkeit der Handwerker, deren Techniken, Materialien und Produkte er nicht zuletzt aufgrund aufschlussreichen Bildmaterials vorstellte. Er wies darauf hin, dass sich

auch in Gießen viele Straßennamen im Bereich des City-Centers von Berufen ableiten, wie etwa Löwengasse (Lohgerber) oder die Löberstraße. Am Beispiel Wetzlars verwies er auf Eva Marie Felschows Arbeit über Handwerker und Schöffen in Wetzlar und legte dar, dass dort um 1500 deutlich mehr Handwerker als in Gießen tätig waren. Er begründete dies unter anderem mit der Lage Wetzlars an der Hohen Straße und dem Stapelrecht, das Händler dazu nötigte, ihre Ware in Wetzlar anzubieten. Im heutigen Dombereich wurde bereits im 8. Jahrhundert ein Wirtschaftshof errichtet, dem ein Stift mit Marktprivileg folgte. Mit einem Bild der Madonna mit dem Jesuskind, das nach der Brosche der Mutter greift, begann dann die Vorstellung der im Mittelalter als „wat“, heute fälschlich als „Gewandung“ bezeichneten mittelalterlichen Kleidung.

Bei der Vorstellung einzelner Kleidungsstücke machte Engelbach quasi als wissenschaftlicher Ganzkörperscanner auch nicht vor der Unterwäsche halt, sondern legte Schicht für Schicht frei. Textilmaterial liefert Unter-, Ober- und Überbekleidung, Gürtel, Schleier und Hüte. Leder und Pelz werden für Schuhe, Ober- und Überkleidung genutzt, während Holz fast ausschließlich für Holz-

schuhe verwendet wurde, die über die eigentlichen Schuhe gezogen wurden. Knochen und Metall wurden vorwiegend für Schmuck wie Fibeln und Gürtelschnallen genutzt, aber auch für Knöpfe. Letzteres demonstrierte der Referent gegen Ende seines Vortrages an einem bronzenen Knopf, einem Schmuckstück seiner Sammlung mit echtem Seltenheitswert (etwa um 1240). Wie viele vorgestellte Bodenfunde stammte auch dieser aus dem Wetzlarer Raum. Engelbach stellte die Leinenweberei vom Flachsfield über das Hauswerk bis zum Färben des Endproduktes vor, ging auf pflanzliche Farbengeber wie Krapplack oder Färberresede ein und erklärte noch ganz nebenbei die Bedeutung des „blauen Montags“.

Besonders intensiv ging er auf die Männerkleidung ein, da sich die Frauenkleidung von der der Männer kaum unterschied. Was allerdings nicht für die „Bruoch“ galt, die mit „Unterhose“ eher unzureichend beschrieben wird und von Männern aller sozialen Schichten getragen wurde, den Frauen aber verboten war.

Frauen wie Männer trugen das „hemede“, kurz oder lang, auch „p(f)eit“ genannt. Dabei kannte das Frauenhemd auch schon Spagettiträger. Männer trugen auch noch eine Art Wickelrock, die Hosen mit zwei Beinlingen wurden über der „Bruoch“ getragen. Darüber wurde der „roc“, auch „tunica“ oder „Kotte“ getragen. Auch die „suchenie“ konnte als Übergewand dienen. Der Mantel war oft ein einfacher Überwurf und hieß „cappa“.

Jede Menge mehr wusste der Referent noch zu berichten, etwa dass es keine Kinderkleidung, sondern nur kleine Kleidung gab, und keine eigene Schlafbekleidung existierte. Übrigens: Die „rise“ ist ein sehr enger Schleier, den „Lederstrumpf“ gibt es nicht nur von Cooper in der Literatur, sondern als „Lesse“ auch im späten Mittelalter. Und der „Tappert“ war kein Fernsehstar, sondern eine Strumphose.

Hans-Wolfgang Steffek (hm); erschienen am 11. Dezember 2010 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Kein Platz für den Markt auf dem Marktplatz

Dr. Dieter Neubauer berichtet auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins über innerstädtische Grabungen

Selbst Schneeschauer hielten zahlreiche Mitglieder und Gäste des Oberhessischen Geschichtsvereins nicht davon ab, dem ersten Vortrag im neuen Jahr im Netanya-Saal zu folgen. Sehr zur Freude des stellvertretenden Vorsitzenden Manfred Blechschmidt, der dies als Bestätigung der fast schon zur Gesetzmäßigkeit gewordenen Erkenntnis interpretierte, dass archäologische Themen besonders viele Interessenten finden. Blechschmidt stellte Dr. Dieter Neubauer als Referenten vor. Er war seit 2009 für die archäologische Betreuung der Erdarbeiten im Innenstadtbereich zwischen Marktplatz, Mäusbürg, Kreuzplatz, Seltersweg und Bahnhofstraße verantwortlich nebst den ur-

sprünglich kleinen Gässchen wie Wolkengasse, Teufelslustgärtchen und Katharinengasse. Nicht zuletzt wurden auch die Befunde an der Mäusbürg und in der Sonnenstraße einer näheren Betrachtung unterzogen.

Neubauer begann den virtuellen Spaziergang mit seinen Besuchern am Marktplatz und blickte kurz auf die Grabungsergebnisse von 2005 zurück. Er erwähnte dabei ausdrücklich, dass die Gründung der Stadt in einer Senke am Zusammenfluss der Wieseck in die Lahn vor sich ging, wo „kein vernünftiger Mensch eine Stadt gegründet hätte“. Wurden sonst stets Terrassen über dem hochwassergefährdeten Gebiet gewählt, war in Gießen

das Gegenteil der Fall. Sehr zur Freude der Archäologen. Denn der ursprünglich sumpfige Untergrund ist optimal zur Konservierung organischer Stoffe geeignet. Insbesondere sind Funde von Holz (Baumstämme, Knüppel, Äste ...) bei Archäologen sehr beliebt. Äste und Knüppel waren der im Mittelalter häufigste Straßenbelag und lassen sich heute optimal zur dendrochronologischen Zeitbestimmung einsetzen. Die Knüppelwege vom Marktplatz über die Mäusburg in die Innenstadt wurden von Eichen- und Ulmenstämmen von bis zu sechs Meter Länge gesäumt. Am Marktplatz gefundenes Holz einer Brückenkonstruktion konnte auf 1174, 1200 und 1201 datiert werden. Auf dem Marktplatz blieb nach den Grabungen allein ein Brunnen erhalten, der verfüllt wurde. Der Nachweis eines Hofes, der wohl um 1300 angelegt und bis ins 16. Jahrhundert bestanden haben dürfte, stützte Neubauers Urteil: „Auf dem Marktplatz war kein Platz für einen Markt“.

Ziel der Grabungen ab 2009 war es, mehr über die Lage der Stadttore und den Verlauf der Mauer zu erfahren. Auf dem Weg zum Kreuzplatz über die Mäusburg hob der Referent hervor, dass Letztere von einer einst dunklen Gasse heute zur bunten Flaniermeile geworden sei. Der Zufall ermöglichte an der Eisdiele den Nachweis der östlichen Torwange des Stadttorfundaments, das auf Holzpfehlern stand. Die aber waren aus Erlenholz, was die dendrochronologische Bestimmung

ausschloss. Damit bestätigte sich aber eine Annahme des Stadtplanzeichners, der an der Mäusburg ein Stadttor vermutet hatte.

Mit einer historischen Aufnahme vom Kreuzplatz um 1900 legte Neubauer dar, dass sich die Sonnenstraße in tieferer Lage als das Umfeld befand. Außerdem verwies er darauf, dass sich unter dem heutigen Kugelbrunnen eine Geländesenkung befand und erläuterte an Mauerresten, dass sich im Bereich des ehemaligen Kaufhauses Kerber ein achteckiges Gebäude, wohl ein kleiner Turm, befunden haben dürfte. Dies sei überraschend gewesen. Und für den Kreuzplatz gelte ebenfalls, dass hier kein Platz für einen Markt war. Erkennbar wurde, dass das Gelände vor den Stadtmauern zugebaut wurde.

Für die Löwengasse stimmten archäologische Funde (viele Schlachtabfälle) mit der historischen Überlieferung überein, wonach hier der Henker, auch Schinder und Abdecker, gehaust haben soll. Raum für einen Markt hat es, so Neubauer, allenfalls im Bereich des heutigen Kirchenplatzes gegeben, vielleicht auch noch außerhalb der Wälle in der Walltorstraße. Sicher sei, dass der Ausbau Gießens zur Festung eine ähnlich starke Zäsur dargestellt habe wie die Bombennacht von 1944.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 25. Januar 2011 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

„Wir stecken tief in einer demografischen Falle“

Sterben die Deutschen aus? - Bevölkerungsgeograf Dr. Jürgen Leib zu Gast beim Oberhessischen Geschichtsverein

Sterben die Deutschen aus? Das ist eine aktuelle Frage, schon seit etwa 40 Jahren übrigens. Abseits jeder sarrazinischen Polemik wollte der Oberhessische Geschichtsverein (OHG) Licht in das Thema bringen und hatte den Bevölkerungsgeografen und Historiker Dr. Jürgen

Leib eingeladen, die Lage zu erklären. Das war höchst interessant und faktenreich, stellte sich heraus, wenngleich eher betäublich.

Das Problem des wissenschaftlich geschätzten Verlaufs der Bevölkerungsentwicklung bis 2060: „Wir werden älter und

weniger“, erklärte Leib eingangs. Seit 1972 werden weniger Deutsche geboren als sterben, wobei dieser Rückgang meist durch Zuwanderung ausgeglichen wurde. Das wesentliche Problem liege jedoch nicht nur in der Zunahme der Alten, sondern der Abnahme des Jugendquotienten, sagte Leib, „und das ist weder zu stoppen noch umzukehren.“ Da wurde es zum ersten Mal ganz still im gut halb besetzten Netanya-Saal. „Wir verzeichnen eine abnehmende Kinderzahl und eine zunehmende Lebenserwartung.“ Ganz anders sei die Situation in den Schwellenländern.

Und Leib setzte noch eins drauf, indem er die wahrscheinlichste Prognose darlegte: Gegen 2060 werde die deutsche Bevölkerung statt 82 knapp 70 Millionen groß und die Anzahl der Erwerbspersonen von 50 auf knapp 36 Millionen gesunken sein, was dramatische Folgen für die Sozialversicherungssysteme haben wird.

„Deutschland steckt tief in einer demografischen Falle, aus der wir uns auch durch eine geburtenfördernde Familien- und Sozialpolitik und dosierte Zuwanderung nur teilweise und im Verlauf mehrerer Generationen befreien können“, fasste Leib zusammen

Besonders interessant war neben der dramatischen Qualität der Informationen die soziale und politische Herleitung der hier nur skizzierten Entwicklung. Der Wertewandel zu mehr Individualität und mehr Lebensqualität statt mehr Nachwuchs, verbesserte Verhütungsmittel („Pillenknick“) und nicht zuletzt auch pessimistische Zukunftseinschätzung halten viele Deutsche vom Kinderkriegen ab - um nur einige der zahlreichen Faktoren zu nennen. „Mit der Geburtenrate und der durchschnittlichen Anzahl von Kindern, die eine Frau zur Welt bringt, liegt Deutschland in Europa und der Welt fast am Ende der Statistik.“ Und: „Die Stellschrauben, mit denen man die aufgezeigten Entwicklungen verändern kann, sind äußerst begrenzt“, sagte Leib.

Man kann also den gegenwärtigen Zustand nicht schnell stabilisieren oder den Trend ins Positive drehen, folgt daraus. Migrationsvorgänge haben hierbei eine geringe Bedeutung.

„Könnte man das Problem bei globaler Betrachtung lösbar nennen?“, fragte ein Zuhörer. „Theoretisch ja“, sagte Leib.

Heiner Schulz (hsc); erschienen am 4. Februar 2011 im Gießener Anzeiger

Museum soll Militärtradition belegen

Dr. Carsten Lind hält im Oberhessischen Geschichtsverein Vortrag zur Soldatengeschichte Gießens

Begrüßt von Dr. Eva-Marie Felschow und erwartet von zahlreichen Gästen des Oberhessischen Geschichtsvereins führte Dr. Carsten Lind vom Universitätsarchiv Marburg in einem Vortrag mit dem Untertitel „Aus den Augen - aus dem Sinn?“ durch die fast 500 Jahre andauernde Militärtradition der Garnisonsstadt Gießen. Felschow hat das Ziel ins Auge gefasst, an diese lange Tradition mit einem Museum zu erinnern.

Landgraf Philipp der Großmütige war es, der in den 1530er Jahren Gießen zur

Festung ausbauen ließ. Kaum erbaut, ließ Karl V. nach dem Sieg im Schmalkaldischen Krieg die Wälle wieder schleifen, die keine 20 Jahre später wieder neu errichtet wurden. Ab 1569 wurde kräftig weiter ausgebaut, als Zeugnis dieser Zeit dient das Zeughaus. Im 17. Jahrhundert befehligte der Festungskommandant 400 Soldaten, meist in Bürgerwohnungen einquartiert. Der 30-jährige Krieg verschonte Gießen weitgehend, dafür folgten aber im nächsten Jahrhundert jede Menge französischer Einquartierungen. 1747

wurde die Errichtung einer neuen Hauptwache auf dem Brandplatz befohlen, zahlen durfte die Stadt. Das Wachgebäude stand von 1751 bis zur schrecklichen Bombennacht 1944.

Im Zuge der Reorganisation des hessisch-darmstädtischen Infanterieregiments griff die Stadt die Idee der Kasernierung auf, wovon zunächst auf dem Seltersberg Kasernenbauten zeugten, an die heute noch das Liebigmuseum im ehemaligen Wachgebäude erinnert. 1872, nach der Übernahme der militärischen Einrichtungen durch Preußen, war Gießen ein beachtlicher Militärstützpunkt geworden. Lind hob hervor, dass das Militär in Gießen gerade in den Jahren des Kaiserreichs und zur Zeit des Nationalsozialismus von den Bürgern positiv gesehen wurde. Das sollte sich nach dem Ende der NS-Diktatur schnell ändern. Auf die Blitzmädel in der Waldkaserne folgten eher leichtere Mädchen, die Gießen den Ruf eines „Shanghai an der Lahn“ verschafften.

Zu den Amerikanern, die im Depot den größten Versorgungsstützpunkt der amerikanischen Streitkräfte in Europa besaßen, kamen 1957 dann auch deutsche Soldaten, vor allem in die Bergkaserne und in das im Zuge der deutsch-amerikanischen Waffenbrüderschaft in Steuben-Kaserne umbenannte Scharnhorst-Lager.

Obwohl in den 80er Jahren etwa 4500 amerikanische Militärangehörige in der Stadt lebten, bildeten sie nach Lind eher eine Parallelgesellschaft. Statt „Shanghai“ war jetzt „Klein-Amerika“ an der Lahn. Die bis in die 1980er Jahre gute Beziehung der Stadt zu den Militärs änderte sich mit dem NATO-Doppelbeschluss und der Friedensbewegung. Die im Umland stationierten Atomwaffen und ihre Bewacher wurden nun eher als Bedrohung empfunden. Der Abzug der amerikanischen Streitkräfte und später der Bundeswehr warf die Frage der Konversion militärischer Bauten und Flächen auf. Auch Besitzrechte waren teils strittig zwischen Stadt und Bund.

Lind stellte am Ende seines reich illustrierten Vortrags noch das Konzept eines geplanten Museums vor, das neben einem historischen Überblick mit Sammlungen vor allem verschiedene didaktische Absichten verfolgt. Eine Realisierung könne aber wegen fehlender finanzieller Mittel noch dauern. Erstaunlich sei, dass das Militär trotz seiner langen Tradition den Gießenern offensichtlich aus dem Sinn gegangen sei.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 19. Februar 2011 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Glanzstücke im Magazin verschwunden

Hans-Joachim Weimann spricht beim Oberhessischen Geschichtsverein über Sammlung des Gießener Kunstvereins

„Unten steht die Feuerspritze, oben hat die Kunst ihr'n Sitz“, spotteten die Gießener Bürger, als im Jahr 1894 im umgebauten ehemaligen Hofgerichtsgebäude, dem „Turmhaus am Brand“, ein Raum für Kunstausstellungen eingerichtet wurde. Das Gebäude war im Übrigen für Feuerlöschzwecke bestimmt, so Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann. Der pensionierte Forstwissenschaftler sprach auf Einladung des Oberhessischen Ge-

schichtsvereins im Netanya-Saal über die Geschichte der Gießener Kunstsammlung und des Oberhessischen Kunstvereins. 40 Besucher waren gekommen, um den spannenden und reich gebildeten Vortrag über einen fast vergessenen Kunstschatz in Gießen zu hören.

„Die 99-jährige Geschichte der Gießener Gemäldegalerie umfasst sechs konstruktive, 15 dynamische, 47 kryptische und 30 statische Jahre“, sagte Wei-

mann. Die hochkarätige Sammlung ruhe inzwischen seit 30 Jahren im Magazin des Oberhessischen Museums. In ihrer fast 100-jährigen Geschichte sei sie vielfältigen Gefahren ausgesetzt gewesen.

Im Jahr 1886 habe Geheimrat Prof. Hugo von Ritgen zur Gründung eines Kunstvereins für das Großherzogtum Hessen aufgerufen. Die erste Hauptversammlung habe im Januar 1887 in Darmstadt stattgefunden. Ziel des Vereins sei die Veranstaltung öffentlicher Ausstellungen, der Ankauf und die Verlosung von Kunstwerken, die Ausschmückung öffentlicher Bauten und Plätze sowie die Verteilung von Kunstblättern gewesen.

Für erste Ausstellungen in Gießen stellte Hugo von Ritgen einen Raum seines Instituts im Turmhaus zur Verfügung. Da der Kunstverein aus Sicht der Gießener Mitglieder und Mäzene seine Aktivitäten zu sehr auf die Hauptstadt Darmstadt konzentrierte, habe sich Oberbürgermeister Mecum am 26. Februar 1912 mit einer Druckschrift an die Mitglieder der Gießener Abteilung gewandt. Darin nannte Mecum die vier Ziele der Statuten des Kunstvereins und verglich sie kritisch mit der Wirklichkeit.

Am 10. November 1912 gründen die Gießener Kunstfreunde einen selbstständigen Oberhessischen Kunstverein im Stadtverordneten-Sitzungssaal in Gießen. Oberbürgermeister Mecum wurde zum Vorsitzenden gewählt. Der neu gegründete Verein erwarb das Gemälde „Hessische Landschaft“ von Otto Ubbelohde als „Gründungsgemälde“.

Der Verein bekam im Neuen Schloss einen Saal für seine ständige Ausstellung. Zu den wichtigsten Besitztümern des Vereins gehörten nach einigen Stiftungen und Schenkungen die Aquarellsammlung Hugo von Ritgens, die Dr.-Hans-Bock-Stiftung und die Gustav-Bock-Stiftung.

„Die Gießener SA-Standarte ergreift die Macht in besonderer Weise. Im Herbst des Jahres 1933 stürmt sie das Obergeschoss des Neuen Schlosses und

quartiert sich dort ein. Die Bilder der Kunstsammlung, auch die Ausstellungstücke des Kriegsmuseums, werden hinausgeworfen und im Hof ins Freie gestellt“, so Weimann. Dass der größte Teil der Gemälde mit dem Namen des Stifters Gustav Bock und seines Sohnes verbunden waren, sei dabei zum antisemitischen Vorwand geworden. Ein prominentes Mitglied des Kunstvereins, Professor Christian Rauch, rettete die Bilder und brachte sie zunächst im Dachgeschoss des Kolleggebäudes am Brandplatz unter.

Nach 1933 fehlt lange ein Ausstellungssaal. Als 1965 am Dünsberg ein Erholungsheim für Bedienstete der Stadt gebaut worden war, hängte man das Gründungsbild dort in den Eingangsraum. Als das „Dünsbergheim“ 1980 an den seitherigen Pächter Winkelmann verkauft wurde, vergaß man das Bild. Der neue Eigentümer behauptete, das Gemälde sei sein Eigentum als fester Bestandteil des Hauses.

Ellen Möller sei es zu verdanken, so Weimann, dass das Gründungsbild und viele andere der in der Region verstreuten Kunstwerke der städtischen und kunstvereinseigenen Sammlung wieder zusammen getragen werden können. Frau Möller habe den Gastwirt so bedrängt, dass er schließlich ausgerufen habe: „Nehmen Sie es mit. Ich schenke es Ihnen!“

Zusammen mit anderen Kunstfreunden ließ Weimann im Jahr 2008 den Verein wieder aufleben. Es kam zu einer Umbenennung zum „Gießener Kunstverein 1912“. Der Verein stellte den Antrag, seine Besitztümer im Magazin des Museums sichten zu dürfen. Nach anderthalb Jahren wurde die Sichtung erlaubt und der Verein konnte sich davon überzeugen, dass die Werke gut erhalten und gepflegt sind.

„Weil der Kunstverein wieder in Erscheinung getreten ist, sind seine Bilder in der ständigen Exposition aber kürzlich

abgehängt und durch andere ersetzt worden. Glanzstücke der Ausstellung, Stiftungen von Siegmund Heichelheim, Ludwig Rinn, Heinrich Cloos und Carl Bantzer wurden magaziniert. Eigentümer von Leihgaben empfinden solches als Höchststrafe“, so Weimann. Für das Jahr 2012 plant der Verein eine Hundertjahrfeier.

*Klaus J. Frahm (kjj); erschienen am 11. März
2011 im Gießener Anzeiger*

VI. Autorinnen und Autoren dieses Bandes:

Roland W. Aniol, Archäologisches Landesmuseum Schloss Gottorf,
Schlossinsel 1, 24837 Schleswig

Prof. Dr. Helmut Berding, Auf der Heide 5, 35435 Wettenberg

Manfred Blechschmidt, Am Zehntfrei 5, 35398 Gießen

Dr. Ludwig Brake, Stadtarchiv Gießen, Berliner Platz 1, 35390 Gießen

Josepha Brugger, Dorfstraße 29, 88477 Hörenhausen

Dr. Eva-Marie Felschow, Am Lotzengraben 21 A, 35584 Wetzlar-Naunheim

Sandra Franz, Haiger

Susanne Gerschläuer M.A., Gießener Straße 69, 35460 Staufenberg,
Susanne.Gerschlaue@tagebergen.de

Michael Gottwald, Landesamt für Denkmalpflege Hessen, Abteilung
Archäologie und Paläontologie, Schloss Biebrich/Ostflügel, 65302 Wiesbaden
gottwald-michael@web.de

Monika Graulich, Anneröder Weg 56, 35394 Gießen, mgraulich@t-online.de

Dr. Rolf Haaser, Am Brühl 13, 77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

Volker Hess, Gießener Straße 69, 35460 Staufenberg, v@tagebergen.de

Robert Himmelsbach, Innere Zittauer Straße 9, 02708 Löbau

Dagmar Klein M.A., Talstraße 10, 35435 Wettenberg, dkl35435@web.de

Carsten Lind, Ortenberg

Dr. Matthias Recke, c/o Professur für Klassische Archäologie an der Justus-
Liebig-Universität, Otto-Behagel-Straße 10 D, 35394 Gießen,
Matthias.Recke@archaeologie.uni-giessen.de

Christoph Röder, Landesamt für Denkmalpflege, Abteilung Archäologie und
Paläontologie, Schloss Biebrich/Ostflügel, 65203 Wiesbaden

Susanne Trautwein-Keller, Ebelstraße 29, 35392 Gießen

Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann, Friedlandstraße 5, 35444 Biebertal

Dr. phil. habil. Heinz-Lothar Worm, Leipziger Straße 10, 35440 Linden

An alten Jahrgängen der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ sind noch vorhanden und können über die Geschäftsstelle im Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen, bezogen werden:

Nr. 40/1955	2,50 €
Nr. 41/1956	2,50 €
Nr. 43/1959	2,50 €
Nr. 44/1960 Festschrift Prof. Dr. Rauch	2,50 €
Nr. 46/1962	2,50 €
Nr. 47/1963	2,50 €
Nr. 48/1964	2,50 €
Nr. 49/50/1965	2,50 €
Nr. 51/1966	2,50 €
Nr. 52/1967	2,50 €
Nr. 53/54/1969	2,50 €
Nr. 55/1970	2,50 €
Nr. 56/1971	2,50 €
Nr. 57/1972	2,50 €
Nr. 60/1975	2,50 €
Nr. 62/1977 Festschrift Dr. Herbert Krüger	2,50 €
Nr. 63/1978 Festschrift 100 Jahre OHG	2,50 €
Nr. 65/1980	2,50 €
Nr. 66/1981	2,50 €
Nr. 67/1982	2,50 €
Nr. 76/1991	2,50 €
Nr. 79/1994	2,50 €
Nr. 80/1995	2,50 €
Nr. 81/1996	2,50 €
Nr. 82/1997	2,50 €
Nr. 83/1998	2,50 €
Nr. 84/1999	2,50 €
Nr. 85/2000	2,50 €
Nr. 86/2001	10,30 €
Nr. 87/2002	14,00 €
Nr. 88/2003	9,30 €
Nr. 89/2004	14,50 €
Nr. 90/2005	14,00 €
Nr. B1 Beiheft „Amerika-Haus“	10,00 €
Nr. 91/2006	14,50 €
Nr. 92/2007	14,50 €
Nr. 93/2008	14,50 €
Nr. 94/2009	14,50 €
Nr. 95/2010	14,50 €
Nr. 96/2011	€

Ältere Jahresbände werden öfter für wissenschaftliche Institutionen gesucht. Der Verein bittet seine Mitglieder um Abgabe von „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ Nr. 1-79.

OBERHESSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Mitgliedsbeitrag: 15 € jährlich für Einzelmitglieder
20 € für Familienmitgliedschaft

Konten: Sparkasse Gießen
BLZ 513 500 25, Kto. Nr. 200 508 512
Volksbank Gießen
BLZ 513 900 00, Kto. Nr. 457 701

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum Bezug der jährlich erscheinenden „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“. Die persönliche Abholung im Stadtarchiv ist erwünscht. Die spätere Zustellung ist mit Portokosten verbunden.
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und bevorzugter Teilnahme an den Exkursionen des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen“ sind die Verfasserinnen und Verfasser verantwortlich. Manuskripte werden in folgender Form erbeten: unformatierte Texte als Word-Datei auf CD (oder Diskette) abgespeichert und ein Ausdruck. Sofern Abbildungen vorgesehen sind, bitte diese nummerieren und die entsprechende Stelle im Text markieren. Die Abbildungen möglichst gescannt (300 dpi) und auf CD.

Anschrift: Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e.V.
Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Postfach 11 08 20, 35353 Gießen
www.ohg-giessen.de

Besuchsadresse: Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Berliner Platz 1, 35390 Gießen
Telefon: 0641/3061540, Fax: 0641/3061545
eMail: stadtarchiv@giessen.de

Redaktion: Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,
Eva-Marie Felschow, Susanne Gerschlauer
und Dagmar Klein

Der Schriftentausch wird von der Universitäts-Bibliothek Gießen, Otto-Behaghel-Straße 8, durchgeführt.

